



Quo vadis?

Historischer Roman
aus der Zeit des Kaisers Nero

von

Henryk Sienkiewicz

Quo vadis?



Quo vadis?

Historischer Roman
aus der Zeit des Kaisers Nero

von

Henryk Sienkiewicz.

Aus dem Polnischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Theophil Kroczyk.



Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Borworf.

Die polnische wie überhaupt die slavische Litteratur ist verhältnismäßig spät zu Bedeutung in der Weltlitteratur gelangt.

Die größte neuere Dichtung schuf Adam Mickiewicz in seinem „Pan Tadeusz“, nachdem er vorher 1829 den weimarschen Altmeister Goethe besucht hatte und von neuem die Poesie in ihm rege wurde. Der polnische Roman hat wohl von Walter Scott den ersten Anstoß zu künstlerischer Vertiefung und zu realistischer Stoffwahl erhalten, hauptsächlich durch Kraszewski, der wohl an dreihundert Romane und Novellen geschrieben hat. Damals vermochte der polnische Roman den französischen nicht zurückzudrängen, und erst Henryk Sienkiewicz (geb. 1846 auf dem elterlichen Gute Wola Okrzeska in Litauen) gelang es, den polnischen Roman in der Heimat und im Auslande „fashionable“ zu machen. Nach Absolvierung seiner Studien in Warschau versuchte sich Sienkiewicz in kleineren Novellen, und schon seine ersten Werke, „Kohlezeichnungen“, „Janko der Musikan“ „Hanja“, „Die Dritte“ u. a., waren von Erfolg gekrönt. Die derb realistische Zeichnung, der anklagende Pessimismus in Bezug auf gewisse sociale Zustände lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Nach größeren Reisen in Amerika und Afrika kehrte er in seine Heimat zurück und redigierte eine Zeitlang die Warschauer Zeitung „Slowo“. Nach seiner Verheiratung wandte sich Sienkiewicz dem historischen Romane zu und es erschienen die Trilogie: „Mit Feuer und Schwert“, „Die Sturmflut“, „Herr Wolodyjowski“.

Wie sich vordem die Zeitungen und Zeitschriften um die Skizzen und Novellen überboten hatten, so begann sich das Publikum nunmehr um seine Bücher zu reißen. „Seit der Zeit, da Mickiewicz seinen ‚Pan Tadeusz‘ geschrieben,“ sagte der namhafte polnische Kritiker Prof. Wojciech Dzieduszycki, „riß man einander nicht wieder ein polnisches Buch so aus den Händen, las man in Polen keines mit so allgemeinem Interesse wie die Romane Sienkiewiczs.“

Und das war erst der Anfang. 1890 erschien der streng psychologisch gehaltene Roman „Ohne Dogma“, 1893 die Familie Polaniecki und 1895 das vorliegende Werk „Quo vadis?“. Dieses Werk ist der lieblichen Legende zu Grunde gelegt, wonach Christus dem Apostel Petrus, der voll Kleinmut und Betrübnis wegen der schrecklichen Christenmorde Rom verlassen wollte, auf der Via Appia entgegengekommen sei und auf die Frage des Petrus: Quo vadis, Domine? geantwortet habe: Venio Romam iterum crucifigi, worauf Petrus wieder nach Rom zurückgekehrt sei. Über die Entstehungsgeschichte von „Quo vadis?“ schreibt Sienkiewicz auf eine diesbezügliche Anfrage des Herrn Goldemar, eines Mitarbeiters des Pariser „Gaulois“ folgendermaßen: . . . „Sie fragen mich, wie in meinem Kopfe der Gedanke entstanden sei, ‚Quo vadis‘ zu schreiben? Dies war das Resultat zahlreicher Ursachen. Ich hatte seit vielen Jahren die Gewohnheit, vor dem Einschlafen lateinische Geschichtsschreiber zu lesen. Ich that dies nicht nur aus Vorliebe für Geschichte, die mich übrigens immer sehr stark interessiert hat, sondern auch mit Rücksicht auf die lateinische Sprache, die ich nie vergessen wollte. Diese Angewöhnung ermöglichte es mir, die lateinischen Prosaiker und Poeten mit Geläufigkeit zu lesen, und erweckte in mir eine immer stärkere Liebe für die Welt des Altertums.“

Am meisten zog mich — als Historiker — Tacitus an. Die ‚Annalen‘ des öfteren lesend, fühlte ich mich in diesem künstlerischen Werke von dem Gedanken des Widerstandes

zweier Welten, von denen die eine eine regierende Macht und allmächtige Verwaltungsmaschine, die andere nur eine geistige Kraft repräsentierte, angelockt. Als Pole wurde ich von dieser Idee des Sieges des Geistes über die materielle Macht angezogen, als Künstler fesselte es mich durch die entzückende Form, in welche die Welt des Altertums sich zu drapieren verstand.

Vor sieben Jahren (1894), während meines letzten Aufenthaltes in Rom, besuchte ich Stadt und Umgebung, den Tacitus in der Hand. Ich kann sagen, der bloße Gedanke war schon in mir reif; es handelte sich nur darum, einen Ausgangspunkt zu finden. Die Kapelle Quo vadis, der Anblick der Basilika von St. Peter, Tre fontane, das Albanergebirge — thaten das übrige.

Nach Warschau zurückgekehrt, begann ich historische Studien vorzunehmen, die mich zu dem geplanten Werke noch mehr aneiferten u. s. w."

So entstand, nach ausgedehnten Vorstudien, nachdem in der Skizze „Läßt uns ihm nachgehen“ eine Probe mit bestem Erfolg versucht war, „Quo vadis“ das Werk, das in der Weltliteratur den größten Wiederhall gefunden hat; nicht einmal Tolstoi hat einen solchen je verzeichnen können, wie dies bezeugen die an zwei Millionen Exemplare, die Nordamerika und England allein verbrauchten, die Übersetzungen in mehr als dreißig Sprachen, die Dramatisierung auf französischen und italienischen Bühnen; in der gegen alles fremde ohne die „Pariser Marke“ so zurückhaltenden französischen Litteratur stellte den Erfolg von „Quo vadis“ 1900 jeden anderen, sogar den von Zola und Ohnet seligen Andenkens in den Hintergrund.

Durch die Dramatisierung von „Quo vadis“ ist dem Autor eine wohl zweifelhafte Ehre zu teil geworden, denn er hat dadurch an Bedeutung nicht gewonnen und aus dem fein-psychologischen Kunstwerk, das auch dem Historiker so manchen wertvollen Anhaltspunkt bietet, ist ein robustes, einzige und allein auf roher Mache beruhendes Ausstattungswerk geworden.

Im Jahre 1900, in der Weihnachtswoche, ward Sienkiewicz von seiten der Polen anlässlich seines Schriftstellerjubiläums eine große Ehrung zu teil. Man eröffnete eine Subskription und machte dem Romancier die große Besitzung Oblengorek zum Geschenk. Sienkiewicz hat Anfang Juni d. J. seinen Sitz daselbst aufgeschlagen, nachdem er siebzehn Jahre in ein und derselben Wohnung in Warschau in der Hauptstraße zugebracht hat. Die Bewirtschaftung des Gutes besorgt der Gutsnachbar Poplawski, während der Dichter der Kunst weiterlebt.

Sienkiewicz steht in dem besten Mannesalter. Wir dürfen also wohl noch manche reife Gabe von ihm erwarten. Was aber auch immer die Zukunft bringen möge, das Geleistete genügt, die Größe seines Talentes zu bewundern, sich der Früchte desselben herzlich zu erfreuen und von ihnen nach den verschiedensten Seiten hin zu lernen.

So möge denn die zweite Auflage dieser Übersetzungsausgabe in die Welt gehen und sich der gleichen Beliebtheit erfreuen wie die erste.

Beuthen, Oberschlesien, im Juni 1902.

Theophil Kroczek.

Erstes Kapitel.

Metronius erwachte gegen Mittag und war wie gewöhnlich sehr ermattet. Tags zuvor war er bei einem Gastmahl bei Nero, das bis tief in die Nacht währte. Seit einiger Zeit fränkelte er und behauptete selbst, er erwache morgens zeitig, sei wie gelähmt und unfähig, einen Gedanken zu fassen. Jedoch das Frühbad und das sorgsame Kneten des Körpers durch eigens hierzu geübte Sklaven beschleunigten auf der Stelle den Lauf seines trägen Blutes, ermunterten ihn, brachten ihm die Kräfte wieder, so daß er aus dem Olaotekum, der letzten Prozedur des Bades, wie von den Toten auferstanden, mit glänzenden Augen, geistreichem Wesen und Frohsinn, verjüngt, voll Lebensgeist hervorging, daß selbst Otho mit ihm nicht verglichen werden konnte, und man nannte ihn mit Recht „arbiter elegantiarum“.*). In öffentlichen Bädern weilte er selten, und nur dann, wenn etwa ein berühmter Redner dort auftrat oder anlässlich einer Mündigkeitserklärung junger Römer ungewöhnlich spannende Wettkämpfe zu erwarten waren. Er hatte auf seinen „insulis“ eigene Bäder, die der berühmte Zeitgenosse des Severus, Celer, vergrößert, umgebaut und mit solch außergewöhnlichem Geschmack ausgestattet hatte, daß selbst Nero sie den kaiserlichen Bädern vorzog, obgleich diese geräumiger und mit größerem Luxus ausgestattet waren.

Nach jenem Gastmahl, bei dem ihn die Narrenpossen des Batinius und Nero, Lucanus und Seneca gelangweilt und er auch an der gelehrten Abhandlung, ob auch die Frau eine Seele habe, sich beteiligt hatte — stand er spät auf und nahm,

*) Richter in Sachen des feinen Geschmackes. Ann. d. Übers.

wie gewöhnlich, ein Bad. Zwei riesige Badebediener hetteten ihn auf ein mit schneeweissem, ägyptischem Vyssus bedecktes Lager von Cypressenholz und begannen mit ihren in wohlriechendes Olivenöl getauchten Händen den wohlgestalteten Körper einzureiben — er aber wartete mit geschlossenen Augen, bis die Wärme des Schwitzbades und die Wärme ihrer Hände auf ihn wirkte und die Mattigkeit verscheuchte.

Nach einiger Zeit öffnete er die Augen und erkundigte sich zuerst nach dem Wetter und dann nach den Gemmen, die der Juwelier Idomen zur Ansicht schicken sollte. Er erfuhr, daß Wetter sei schön und ein leichtes Lüftchen wehe vom Albanergebirge her, und die Gemmen seien noch nicht angekommen. Petronius schloß abermals die Augen und gab den Befehl, ihn ins Warmbadzimmer zu tragen, als fast in demselben Augenblick der Nomenklator*) durch den Vorhang rief, daß der junge Marcus Vinicius, soeben aus Kleinasien zurückgekehrt, zum Besuch eingetroffen sei.

Petronius befahl, den Gast ins Badezimmer einzulassen, wohin er sich selbst unverzüglich bringen ließ. Vinicius war der Sohn von Petronius' älterer Schwester, die vor Jahren mit Marcus Vinicius, der unter Tiberius die Würde eines Consularis bekleidete, sich vermählt hatte. Der junge Marcus diente gegenwärtig unter Corbulo gegen die Parther und war nach beendetem Feldzuge in die Stadt zurückgekehrt. Petronius hatte für ihn jene Schwäche, die an Unabhängigkeit grenzte, denn Marcus war ein schöner, athletischer Jüngling, der zugleich ästhetische Umgangsformen besaß, was Petronius über alles schätzte.

„Gruß dem Petronius,“ sagte der junge Mann, elastischen Schrittes ins Tepidarium tretend, „mögen Dir die Götter gewogen sein, zumal Asklepios**) und Kypris, denn unter deren beider Schutz kann Dir nichts Schlimmes widerfahren.“

„Sei begrüßt in Rom, und die Ruhe sei Dir süß nach dem Kampfe,“ versetzte Petronius, die Hand aus den Falten des weichen Gewebes, das ihn umhüllte, herausstreckend. — „Was hört man in Armenien? Kämst Du auch während Deines Aufenthaltes in Asien nach Bithynien?“

*) Sklave, der den Namen des ankommenden Gastes nennen mußte.
**) Gott der Heilkunde.

Petronius war einst im Bithynien Statthalter und hatte sein Amt mit Umsicht und Gerechtigkeit verwaltet. Sein Charakter war aus den widersprechendsten Eigenschaften zusammengesetzt, und da er allgemein für sehr verweichlicht und prunkliebend galt, erinnerte er sich gern jener Zeiten, weil sie den Beweis dafür erbrachten, daß er auch thätig und energisch sein konnte, wenn es ihm beliebte.

„Ich kam unter anderem auch nach Herakleia,“ entgegnete Vinicius. „Corbulo sandte mich dorthin, Verstärkungen zusammenzuziehen.“

„Ach, Herakleia, dort kannte ich einst ein Mädchen aus Kolchis, für welches ich gern alle geschiedenen Frauen Roms gäbe, Poppaea nicht ausgenommen! Aber das sind alte Geschichten. Erzähle mir lieber, was man von den parthischen Grenzen hört! Mich langweilen sie zwar alle, diese Bologes, Tirydates, Tigranes und die ganze Barbarei, welche daheim, wie der junge Arulamus erzählt, noch auf allen vieren kriechen, und nur uns gegenüber sich für Menschen ausgeben. Jetzt sind sie ein beliebter Gesprächsstoff in Rom, schon deshalb, weil es gefährlich ist, von anderen Dingen zu sprechen.“

„Dieser Krieg steht schlecht, und wenn Corbulo nicht wäre, könnte man sich auf eine völlige Niederlage gefaßt machen.“

„Corbulo! Beim Bacchus! Der reine Kriegsgott! Der leibhaftige Mars! Ein gewaltiger Heerführer, und zugleich feurig und rechtlich und einfältig. Ich habe ihn schon deshalb gern, weil Nero ihn fürchtet.“

„Corbulo ist kein dummer Mensch.“

„Du hast recht, doch schließlich ist dies alles gleichgültig. Die Dummheit ist, wie Pyrrhon sagt, nicht schlimmer als die Weisheit, und unterscheidet sich in nichts von ihr.“

Vinicius begann nun von dem Kriege zu erzählen, doch als Petronius die Augen von neuem schloß, sah der junge Mann dessen müdes, etwas abgemagertes Gesicht, änderte daher den Gegenstand seines Gespräches und erkundigte sich mit einer gewissen Besorgnis nach dessen Gesundheit.

Petronius öffnete wieder die Augen.

Gesundheit! — Nein. Er fühlte sich nicht wohl. Er war aber noch nicht in dem Stadium wie der junge Sissenca, der das Gefühl so weit verloren hatte, daß er, als man ihn früh ins Bad trug, fragte, ob er denn sitze. — Aber gesund

war er nicht, Vinicius hatte ihn dem Schutze des Asklepios und der Cypris empfohlen. Aber er, Petronius, glaubte nicht an diese Gottheiten. Man wußte nicht einmal genau, war Asklepios der Sohn der Arsinoe oder der Coronis, und wo die Mutter nicht mit Bestimmtheit genannt werden kann, was soll man da erst vom Vater reden. Wer kann jetzt überhaupt für seinen leiblichen Vater bürgen!

Bei diesen Worten lachte Petronius, dann aber fuhr er fort: „Ich sandte ihm vor zwei Jahren nach Epidaurus drei Dutzend lebender Misteldrosseln und einen Becher Goldes. Weißt Du aber warum? Nun, ich sagte mir: hilft's oder nicht, keinesfalls aber schadet's. Wenn die Menschen auf der Erde den Göttern Opfer darbringen, so glaube ich doch, daß sie alle dasselbe denken wie ich. Alle! Ausgenommen vielleicht die Maultiertreiber, die sich den Reisenden an der Porta Capena verdingen. Außer mit Asklepios hatte ich auch mit den Ärzten, als ich im verflossenen Jahre etwas leidend war, zu thun. Ich wußte, daß sie Betrüger sind, aber ich sagte mir wiederum: was schadet mir das! Betrug regiert die Welt, das Leben ist eine Täuschung wie auch die Seele. Man muß aber so viel Verständnis haben, um eine angenehme Täuschung von einer lästigen unterscheiden zu können. In meinem Hypocaustum lasse ich mit Ambra bestreutes Cedernholz brennen, denn angenehme Gerüche sind mir lieber als üble. Und was Cypris betrifft, der Du mich anempfahlst, so lernte ich deren Schutz sofort daran kennen, daß ich mein Kleißen im rechten Beine nur ihr verdanke. Sonst aber ist sie eine gute Göttin! Ich bilde mir ein, daß Du eher jetzt als später weiße Tauben auf ihren Altar legen wirst.“

„So ist es,“ versetzte Vinicius. „Die Pfeile der Parther erreichten mich zwar nicht, dafür traf mich Amors Pfeil . . . ganz unerwartet, nur wenige Stadien vor den Thoren der Stadt.“

„Bei den weißen Knien der Charitinnen! Das mußt Du mir gelegentlich erzählen,“ rief Petronius.

„Ich kam eben, um Deinen Rat einzuholen,“ erwiederte Marcus.

In diesem Augenblicke traten zwei Sklaven ein, welche sich um Petronius bemühten und ihm die Härchen der Arme und Hände herauszogen, während Marcus die Tunika abwarf und auf die Aufforderung des Petronius hin in ein lauwarmes Bad stieg.

„Ich brauche nicht erst zu fragen, wie es mit der Gegenliebe aussieht," sagte Petronius, den jungen, wie aus Marmor gemeißelten Leib des Vinicius betrachtend. „Wenn Lysippus Dich gesehen hätte, würdest Du jetzt sicher das zum Palatinus führende Thor als jugendlicher Herkules schmücken.“

Der junge Mann lächelte wohlgefällig und tauchte in dem Bade unter, wobei eine Menge Wasser auf den Mosaikboden spritzte, auf welchem Hera in dem Augenblicke dargestellt ist, als sie den Schlafgott bittet, den Zeus in Schlummer zu versenken. Petronius schaute auf den Jüngling mit dem befriedigten Auge eines Künstlers.

Als Marcus fertig war und sich seinerseits den Epilatoren*) übersieß, trat ein Vorleser ein, der eine Bronzebüchse umgehängt trug, in der eine Papyrusrolle steckte.

„Willst Du zuhören?“ fragte Petronius.

„Wenn es Dein eigenes Werk ist, gern!“ versetzte Vinicius, „wenn nicht, möchte ich mich lieber mit Dir unterhalten. Heutzutage fangen die Poeten ihre Zuhörer an allen Strazencken ab.“

„Und ob! Man kommt an keiner Basilika, weder bei den Thermen, noch bei einer Bibliothek oder einem Buchladen vorbei, ohne auf einen Poeten zu stoßen, der sich wie ein Affe gebärdet. Als Agrippa aus dem Osten hierher kam, hielt er diese Leute für Besessene. Aber das liegt jetzt so in der Zeit. Wenn der Cäsar Verse schreibt, müssen natürlich alle seinem Beispiel folgen. Nur bessere Verse darf niemand schreiben als Cäsar, und deshalb ist mir um Lucanus ein wenig bange. Ich aber schreibe nur Prosa, doch belästige ich weder mich selbst noch andere damit. Das, was der Vorleser vortragen sollte, ist ein Testamentsanhang des armseligen Fabricius Beiento.“

„Wieso armselig?“

„Es wurde ihm angeraten, er möge den Odysseus nachahmen und nicht eher in sein heimatliches Nest zurückkehren, als bis seine Angelegenheit neu geregelt sei. Diese Odyssee wird ihm um so viel leichter, als dem Odysseus selbst, als seine Frau nicht jene Penelope ist. Übrigens brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen, daß er darin sehr dummi vorgegangen ist. Aber hier werden alle Angelegenheiten nur oberflächlich berieben. Es ist dies ein schlichtes und langweiliges Buch,

*) Haarauszupfern.

das man erst dann anfing mit Leidenschaft zu lesen, als der Verfasser ausgewiesen wurde. Jetzt ruft man auf allen Seiten: „Skandala! Skandala!“ und es ist sehr leicht möglich, daß sich Beiento manches erdacht hat. Ich aber, der ich die Stadt, unsere vornehmen Herren und unsere Frauen kenne, kann Dir nur versichern, daß vieles erdacht ist. Es sucht jedermann in dem Buche sich selbst mit Besorgnis, Bekannte aber mit stillem Vergnügen. In dem Buchladen des Arvinus wird das Buch von hundert Schreibern nach einem Diktat geschrieben, und der Erfolg ist sicher.“

„Deine Streiche sind dort nicht zu haben?“

„D doch, aber der Verfasser ist fehlgegangen, denn ich bin viel schlechter und weniger fade, als er mich dort schildert. Siehst Du, wir haben hier schon längst das Gefühl für das Würdige und Unwürdige verloren, mir geht es selbst so, obwohl Seneca, Musonius und Traeas es zu erkennen glauben. Mir ist auch alles gleichgültig, über Herkules rede ich, was ich denke. Aber dennoch habe ich den Vorzug vor anderen, daß ich weiß, was häßlich und was schön ist; dies versteht zum Beispiel unser kupferhärtige*) Dichter, dieser Fuhrmann, dieser Gassenländer, dieser Tänzer, nicht.“

„Dennoch thut es mir um Fabricius leid! Er war ein guter Gesellschafter.“

„Seine Eigenliebe hat ihn verdorben. Jeder mißtraute ihm, niemand wußte etwas Rechtes, aber er selbst konnte nichts behalten und erzählte alles nach allen Richtungen hin unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Hörtest Du schon die Geschichte des Rufinus?“

„Nein.“

„So gehen wir hinüber ins Frigidarium.**) Während wir uns abkühlen, erzähle ich Dir die Geschichte.“

Beide begaben sich in den Baderaum, in dessen Mitte ein Springbrunnen in hellrosa Farben sprudelte und einen Veilchenduft verbreitete. Dort setzten sie sich in Nischen, die mit Seide ausgepolstert waren, und genossen die Kühle. Es herrschte einen Augenblick Stille. Binicius betrachtete sinnend einen Faun aus Bronze, der eine Nymphe über die Schulter gelegt

*) Nero. **) Kaltwasserbad.

hatte und gierig mit den Lippen deren Mund suchte. Dann sagte er: „Der hat recht! Das ist das beste im Leben.“

„Mehr oder weniger ja! Aber Du liebst außerdem den Krieg, was ich von mir nicht sagen kann, denn unter den Zelten werden die Fingernägel brüchig und verlieren ihre rosige Färbung. Übrigens hat jeder seine Liebhaberei. Der Kupferbartige*) liebt den Gesang, besonders seinen eigenen, und der alte Skaurus seine korinthische Vase,** die des Nachts an seinem Lager stehen muß, und die er mit Küschen bedeckt, wenn er nicht schlafen kann. Er hat schon den ganzen Rand weggeküst. Sage mir, schreibst Du auch Verse?“

„Nein. Ich habe noch niemals einen Hexameter fertig gebracht.“

„Spielst Du die Laute und singst Du dazu?“

„Nein.“

„So bist Du vielleicht Meister im Wagenlenken?“

„Seiner Zeit habe ich mich an den Wettsfahrten in Antiochia beteiligt, aber ohne Erfolg.“

„Dann bin ich Deinetwegen beruhigt. Zu welcher Partei gehörst Du im Hippodrom?“

„Zu den Grünen.“

„Dann bin ich völlig beruhigt, besonders da Du zwar ein hübsches Vermögen besitzest, aber doch nicht so reich bist wie Pallas und Seneca. Du mußt wissen, daß es bei uns von Vorteil ist, wenn einer dichtet, zur Laute singt, deflamiert und sich im Cirkus an den Wettsfahrten beteiligt, besser aber ist es und vor allem ungefährlicher, wenn einer nicht dichtet, nicht die Laute schlägt, nicht singt und nicht an den Wettsfahrten im Cirkus teilnimmt, am besten aber ist es, wenn man alles anzustauen versteht, was der Feuerbart thut. Du bist ein hübscher junger Mann und daher der Gefahr ausgesetzt, daß Poppaea sich in Dich verliebt. Doch nein — sie ist darin schon zu erfahren. Sie hat an der Seite ihrer beiden ersten Gatten genug Liebe genossen, und beim dritten handelt es sich um etwas

*) Spottname für Nero.

**) Die Schönheit der Gefäße der Alten kann man aus denen ersehen, die in der Umgegend von Neapel ausgegraben wurden. Winckelmann sagt darüber in der Geschichte der Kunst: „Die Zeichnung auf den meisten ist so beschaffen, daß die Figuren in einer Zeichnung des Raphael einen würdigen Platz haben könnten.“

anderes. Weißt Du, daß dieser dumme Otho sie noch immer wie ein Wahnsinniger liebt? Er irrt auf den Felsen Spaniens umher und seufzt, ist seiner Gewohnheit untreu, und auf seine Person verwendet er jetzt so wenig Sorgfalt, daß ihm drei Stunden täglich für seine Frisur genügen. Wer hätte das je gedacht, besonders von Otho!"

"Ich verstehe ihn," versetzte Vinicius, „aber an seiner Stelle würde ich anders handeln.“

"Und wie denn?"

"Ich würde mir unter den dortigen Bergbewohnern treue Legionen werben. Diese Iberer sind tüchtige Soldaten."

"Vinicius! Vinicius! Ich möchte fast sagen, daß Du dazu gar nicht fähig wärst. Und weißt Du warum? Ja, siehst Du, solche Dinge thut man wohl, aber man spricht nicht davon, nicht einmal unter Vorbehalt. Was mich betrifft, würde ich Poppaea sowie den Feuerbart verlachen und mir Legionen anwerben, aber nicht von Iberern sondern von Ibererinnen. Überdies würde ich Epigramme schreiben, diese aber niemand vorlesen, nicht so wie der arme Rufinus."

"Du wolltest mir ja dessen Geschichte erzählen."

"Im Unctuarium^{*)}) sollst Du sie hören."

Im Unctuarium jedoch richtete sich die Aufmerksamkeit des Vinicius auf etwas anderes, nämlich auf die auffallend schönen Sklavinnen, die auf die Badenden warteten. Zwei unter ihnen waren Mohrinnen, die prächtigen Ebenholzstatuen glichen. Sie schickten sich an, den Leib der beiden Männer mit kostlichen Wohlgerüchen Arabiens zu salben — andere, im Frisieren geschickte Phrygierinnen, hielten in ihren schlängenglatten, biegsamen Armen polierte Metallspiegel und Kämme — zwei Mädchen aus Ros aber, schön wie griechische Göttinnen, warteten in ihrer Eigenschaft als „vestiplicae“, bis an sie die Reihe kommen würde, die Falten der Toga der beiden Herren kunstvoll zu ordnen.

"Beim wolfentürmenden Zeus!" rief Marcus Vinicius, „hast Du eine Auswahl!"

"Ich sehe mehr auf eine auserlesene als auf eine große Schar. Meine ganze ‚Familia^{**)}) in Rom übersteigt nicht

^{*)} Raum, in dem der Körper nach dem Bade mit Salben eingerieben wurde.

^{**)} Bezeichnung für Hausläden.

vierhundert Köpfe, und ich glaube, daß andere als Emporkömmlinge kaum eine größere Anzahl für ihren persönlichen Dienst bedürfen.“

„Schönere Sklavinnen kann nicht einmal der Feuerhart besitzen,“ bemerkte Vinicius, die Nasenflügel aufblasend.

Mit einer gewissen freundschaftlichen Gutmütigkeit und Nachsicht sagte Petronius: „Du bist ja mein Blutsverwandter und ich bin weder so ungefällig wie Bassus noch so ein Pedant wie Aulus Plautius.“

Als Vinicius diesen letzten Namen hörte, hatte er keinen Blick mehr für die Mädchen aus Ros, er hob rasch das Haupt und fragte: „Wie kommst Du jetzt auf Aulus Plautius? Weißt Du, daß ich etliche Tage in seinem Hause zubrachte, als ich mir vor der Stadt den Arm verstauchte? Zufällig kam gerade Plautius des Weges gefahren, als mir der Unfall zusetzte, und weil er mich leidend sah, nahm er mich zu sich, wo mich sein Sklave, der Arzt Merion, behandelte, und ich bald gesundete. Gerade davon wollte ich mit Dir sprechen.“

„Warum? Hast Du Dich gar in Pomponia verliebt? In diesem Falle müßte ich Dich bedauern: nicht mehr jung, dagegen tugendhaft! Eine schlimmere Vereinigung könnte ich mir gar nicht vorstellen. — Brr!“

„In Pomponia nicht — eheu!“ sagte Vinicius.

„In wen denn?“

„Ja, wenn ich's nur selber wüßte, in wen! Ich weiß auch nicht einmal genau, wie sie heißt: Lygia oder Callina. Im Hause wird sie Lygia genannt, weil sie dem Lygiervolke entstammt, sie hat aber auch noch ihren Barbarennamen Callina. Es ist dies ein merkwürdiges Haus, dieses Haus des Plautius. Belebt und still zugleich wie in den Hainen von Subiacum. Mehrere Tage hindurch ahnte ich nicht, welch göttliches Wesen es bewahrt, bis ich es eines Morgens vor Sonnenaufgang erblickte, als es sich an der Gartenfontäne wusch. Und ich schwöre Dir bei dem Schaum, dem Aphrodite entstieg, daß die Strahlen des Morgenrots durch ihren zarten Leib schimmerten. Ich fürchtete fast, sie werde bei Sonnenaufgang zerfließen, sich in Licht auflösen wie die Morgenröte. Von dieser Zeit ab sah ich sie noch zweimal, und seither weiß ich nicht mehr, was Ruhe ist; ich habe keine andere Sehnsucht mehr; nichts, was die Stadt mir bieten könnte, kann mich locken; ich begehre

weder Weiber, noch Gold, noch korinthisches Erz, weder Bernstein noch Perlen, noch Wein und Festgelage, nur Lygia will ich. Ich sage Dir offen, Petronius, ich sehne mich nach ihr Tag und Nacht."

"Wenn sie eine Sklavin ist, so kaufe sie doch!"

"Sie ist keine Sklavin."

"Was ist sie denn? Eine Freigelassene des Plautius?"

"Da sie nie Sklavin war, kann sie auch keine Freigelassene sein."

"Also?"

"Ich weiß es nicht; eine Königstochter oder etwas ähnliches."

"Du machst mich sehr neugierig, Vinicius."

"Wenn Du mich nun anhören willst, werde ich gleich Deine Neugierde befriedigen. Die Geschichte ist nicht sehr lang. Du kanntest vielleicht gar persönlich den König der Sueven, Vannius, der, aus seinem Reiche vertrieben, sich lange Zeit in Rom aufhielt; er wurde durch sein Glück im Würfelspiel berühmt und durch sein Fahren. Kaiser Drusus brachte ihn wieder auf seinen Thron. Vannius war ein tüchtiger Mann, regierte anfangs gut und führte glückliche Kriege; später fing er jedoch an, nicht nur die Nachbarn, sondern auch seine eigenen Untertanen zu schinden. Um diese Zeit beschlossen Bangio und Sido, Söhne des Bibilius, Königs der Hermunduren, ihren Onkel Vannius zu zwingen, wieder nach Rom zu gehen, daß er wieder sein Glück im Würfelspiel versuche."

"Ganz recht, ich erinnere mich, es ist ja noch gar nicht so lange her, es war zu Claudius' Zeiten."

"Nun brach der Krieg aus. Vannius rief die Iazygen zu Hilfe, seine beiden Schwestern dagegen die Lygier, welche von den Reichtümern des Vannius gehört hatten und, herbeigelockt in der Hoffnung auf reiche Beute, in so großer Anzahl kamen, daß selbst der Kaiser Claudius für die Ruhe seiner Grenzen fürchtete. Claudius wollte sich in einen Krieg mit den Barbaren nicht einmischen und schrieb an Atelius Hister, den Führer der Donaulegionen, daß er ein achtsames Auge auf den Verlauf des Krieges richte und über den Frieden jener Gegenden wache. Hister verlangte nun von den Lygiern, daß sie sich verpflichten, die Grenzen nicht zu überschreiten, dies wurde nicht nur bereitwillig zugesagt, sondern auch Geiseln gestellt, unter denen sich die Frau und Tochter ihres Heerführers

befanden . . . also ist meine Lygia die Tochter jenes Heerführers.“

„Woher weiß Du das alles?“

„Dies erzählte mir alles Aulus Plautius selbst. Die Lygier haben zwar nicht die Grenzen überschritten; aber die Barbaren kommen wie ein Unwetter und verschwinden ebenso: so verschwanden auch sie samt ihren Auerochshörnern, die sie auf den Köpfen trugen. Sie schlugen den Vannius und seine Verbündeten, jedoch fiel ihr König, und sie machten sich mit dem Raube davon und ließen die Geiseln in den Händen des Hister. Kurz darauf starb die Mutter, und das Kind sandte Hister an Pomponius, der damals Statthalter von ganz Germanien war. Pomponius kehrte nach Beendigung des Krieges mit den Chatten nach Rom im Triumph zurück. Die Jungfrau ging hinter dem Triumphwagen des Siegers. Nach beendeter Einzugsfeier wußte Pomponius selbst nicht, was er mit der Geisel, die er nicht gut als Gefangene behandeln konnte, anfangen sollte, und schenkte sie seiner Schwester Pomponia Graecina, der Frau des Plautius. In diesem Hause, wo alles — vom Herrn angefangen bis zum Federvieh — tugendhaft ist, wuchs sie heran und ist ebenso tugendhaft wie Graecina selbst, und so schön, daß selbst Poppaea neben ihr wie eine herbstliche Feige neben einem Hesperidenapfel sich ausnehmen müßte.“

„Und weiter!“

„Ich wiederhole Dir, daß ich von dem Augenblicke an, als ich bei der Fontäne die Strahlen des Morgenlichtes durch ihren Körper schimmern sah, mich wahnsinnig verliebt habe.“

„Sie ist also durchsichtig wie eine Lamprete oder wie eine junge Sardine?“

„Scherze nicht, Petronius, und wenn die Ruhe Dich trügt, mit welcher ich von meinem sehnfütigen Begehrn spreche, so wisse, daß farbenprächtige Gewänder oft tiefe Wunden decken. Auch muß ich Dir noch sagen, daß ich nach meiner Heimkehr aus Asien eine Nacht im Tempel des Mopsus zubrachte, um träumend in die Zukunft zu sehen. Und siehe! Mopsus selbst erschien mir im Traume und verkündete, daß in meinem Leben eine große Wendung eintreten werde und zwar durch die Liebe.“

„Ich hörte, wie Plinius sagte, daß er an Götter nicht glaube, wohl aber an Träume, und es ist möglich, daß er recht hat. Meine Scherze hindern mich nicht, zeitweise daran zu denken,

daz̄ es nur eine ewige, allgewaltige und erzeugende Gottheit giebt, — Venus Genitrix. Eros rief die Welt aus dem Chaos hervor, ob er daran gut that, ist eine andere Sache, aber da es nun einmal so ist, müssen wir seine Macht anerkennen.“

„Ach, Petronius, es ist viel leichter zu philosophieren, als jemand einen guten Rat geben.“

„Sage mir, was Du denn eigentlich willst?“

„Ich will Lygia haben. Ich will sie mit meinen Armen umschlingen und an meine Brust drücken und ihren Atem fühlen. Wäre sie eine Sklavin, ich würde dem Aulus hundert Mädchen mit getünchten Knien*) für sie geben. Ich will sie in meinem Hause haben, immerzu, bis mein Haupt weiß ist wie der Gipfel des Soracte im Winter.“

„Sie ist keine Sklavin, gehört aber schließlich doch zur ‚Familia‘ des Plautius und wird wohl, da sie eine verlassene Waise ist, als Pflegling betrachtet werden müssen. Plautius könnte sie Dir abtreten, wenn er wollte.“

„Da kennst Du aber Pomponia Graecina nicht. Schließlich haben sich beide an sie gewöhnt, als wäre Lygia ihr eigenes Kind.“

„Ob ich Pomponia kenne! Die reinsta Cypressse! Wäre sie nicht des Aulus Ehefrau, könnte man sie als Klageweib verdingen. Seit dem Tode Julias hat sie ihr dunkles Gewand nicht abgelegt, und sieht überhaupt aus, als wandle sie schon bei Lebzeiten auf den Asphodeloswiesen.**) Außerdem ist sie „univira“,***) also unter unsfern vier- bis fünftmal Geschiedenen eine Art Phönix . . . Aber! . . . hast Du schon gehört, daß in Oberägypten gerade jetzt ein Phönix ausgefrochen sein soll, was nur einmal in fünfhundert Jahren vorkommt?“

„Petronius! Petronius! Vom Phönix sprechen wir später!“

„Was soll ich Dir eigentlich sagen, mein Marcus! Ich kenne Aulus Plautius und glaube, daß er eine gewisse Schwäche für mich hat, obwohl er mit meiner Lebensweise nicht einverstanden ist. Sicher schätzt er mich höher als all die andern, wie zum Beispiel Domitius Afer, Tigellinus und den übrigen

*) Frisch über die See gekommene und zum Verkauf ausgestellte Sklaven wurden durch geweihte Füße kenntlich gemacht.

**) Wiesen in der Unterwelt, Aufenthalt der Seelen der Verstorbenen.

***) Eine, die mit ihrem ersten Manne lebt, im Gegensatz zu den Geschiedenen.

Freundestroß Ahenobarbs,*) da ich mich niemals zum Denunzianten hergegeben habe, ich bin gerade kein Stoiker, aber Neros Aufführung hat schon oft mein Mißfallen erregt, wenn Seneca und Burrhus noch durch die Finger sahen. Glaubst Du, daß ich beim Plautius etwas für Dich erreichen könnte, so stehe ich Dir zu Diensten.“

„Ich glaube, daß Du es kannst. Du hast Einfluß auf ihn und besitzest großen Scharffinn. Wenn Du mit Plautius sprechen wolltest . . .“

„Du hast zwar eine große Meinung von meinen Einfluß und meiner Klugheit und wenn es sich um sonst nichts handelt, so will ich mit Plautius reden, sobald er in die Stadt übergesiedelt ist.“

„Sie sind schon seit zwei Tagen hier.“

„So wollen wir in das Triclinium**) gehen, wo das Frühstück unserer harrt, und dann lassen wir uns neu gestärkt zu Plautius tragen.“

„Du warst mir immer lieb,“ rief Vinicius lebhaft, „jetzt aber möchte ich am liebsten hier in diesem Raum Deine Bildsäule aufstellen — so schön wie diese hier — und ihr Opfer darbringen.“

So sprechend wandte er sich den Statuen zu, welche eine Seitenwand der düftedurchschwängerten Lichthalle zierten, und wies mit der Hand auf eine Bildsäule des Petronius, die ihn als Hermes mit einem goldenen Stab in der Hand darstellte.

Dann sagte er weiter: „Beim Lichte des Helios, wenn der göttliche Alexander Dir ähnlich gewesen ist, dann kann man sich über Helena nicht wundern.“

Dieser Ausruf enthielt ebensoviel Wahrheit als Schmeichelei, denn Petronius, wenn auch älter und minder athletisch gebaut, war noch schöner als Vinicius. Die Frauen in Rom bewunderten an ihm nicht nur die geistige Gewandtheit und seinen Geschmack, der ihm den Beinamen „arbiter elegantiarum“ eingebracht hatte, sondern auch die Wohlgestalt seiner Erscheinung. Tiefe Bewunderung drückte sich auch auf den Gesichtern jener Mädchen aus Ros aus, welche jetzt die Falten seiner Toga ordneten, von welchen besonders eine, Eunice mit Namen, ihm voll Demut und Entzücken in die Augen schaute, liebte sie ihn doch insgeheim.

*) Feuerbart, Beiname Neros.

**) Sommerspeisesaal.

Er achtete jedoch nicht darauf, sondern lächelte Vinicius zu und citierte als Antwort den Ausspruch Senecas über die Weiber: „Animal impudens . . .“ und so weiter. Dann schlang er seinen Arm um den Nacken des Vinicius und führte ihn in den Speisesaal.

Im Unctuarium fingen die zwei griechischen Mädelchen, die Phryngierinnen und die zwei Mohrinnen an, die Muscheln mit den Wohlgerüchen wegzuräumen. Hinter dem halb zugezogenen Vorhang am Kaltbaderaum erschienen bald darauf zwei Köpfe der Bade diener und ein leises „Psst“ ertönte, auf welches Zeichen eine der Griechinnen, die Phryngierinnen und die beiden Äthiopierinnen im Handumdrehen hinter dem Vorhang verschwanden. In den Thermen ging es jetzt ausgelassen und lustig zu. Diesem Übermut wurde von seiten des Aufsehers kein Hindernis in den Weg gelegt, weil er oft selbst an diesen Lustbarkeiten teilnahm. Petronius ahnte wohl etwas von diesem Treiben, aber da er als verständiger Mann kein Freund vom Strafen war, kümmerte er sich nicht weiter darum.

Im Unctuarium blieb nur Eunice zurück. Eine Zeitlang lauschte sie noch dem Gelächter, das in der Richtung der Dampfbäder verhallte, dann hob sie den mit Bernstein und Elfenbein kunstvoll eingelegten Stuhl, auf welchem Petronius gesessen, und rückte ihn vorsichtig bis zu dessen Bildsäule. Helles Sonnenlicht durchflutete das Unctuarium und spiegelte sich in der Marmorbelledoing der Wände. Eunice bestieg den Stuhl — und als sie in gleicher Höhe mit der Bildsäule war, warf sie plötzlich die Arme um deren Hals — dann warf sie ihr Goldhaar zurück, schmiegte ihren rosig Leib an den weißen Marmor und preßte voll Leidenschaft ihren Mund auf die kalten Lippen des Petronius.

Zweites Kapitel.

Nach der Labung, die zwar Frühstück genannt wurde, zu der die beiden Gefährten sich erst niederließen, als gewöhnliche Sterbliche schon längst das Mittagsmahl hinter sich hatten, schlug Petronius einen kleinen Schlummer vor. Seiner Ansicht nach war es noch zu früh, um Besuche zu machen. Am

geeigneten erschienen ihm dazu die Nachmittagsstunden, aber nicht eher, als bis die Sonne den Tempel des Kapitolinischen Zeus überstiegen hatte und die Strahlen schräg auf das Forum fielen. Es gebe zwar Leute, meinte er, die ihre Bekannten mit Sonnenaufgang besuchten und infolgedessen dies als eine altherkömmliche, römische Sitte betrachten, und daher erachte er dies für barbarisch. Der Herbst sei noch hoch und ein Schläfchen nach dem Essen gang und gäbe. Es sei so angenehm, im Atrium*) dem Geplätscher der Fontäne zu lauschen und nach den üblichen tausend Schritten in dem rötlichen Lichte, welches durch das purpurne, halbzugezogene Velarium drang, vor sich hinzuträumen.

Vinicio gab Petronius recht und sie begannen auf und ab zu schreiten, über die neuesten Vorkommnisse in der Stadt und auf dem Palatinus plaudernd, oder auch philosophische Bemerkungen austauschend. Hierauf begab sich Petronius in das Cubiculum, schlief jedoch nicht lange. Schon nach einer halben Stunde kam er wieder zum Vorschein, ließ sich Verbenaöl bringen und rieb sich damit Hände und Schläfen ein.

„Du glaubst nicht, wie sehr das belebt und erfrischt,“ bemerkte er. „So, jetzt bin ich fertig.“

Die Sänfte stand schon längst bereit; sie stiegen ein und ließen sich nach dem Vicus Patricius, ins Haus des Aulus tragen. Das Haus des Petronius lag an dem südlichen Abhange des Palatinus, unfern der sogenannten Carinae.**) Der kürzeste Weg dahin führte unterhalb des Forums, aber Petronius wollte gleichzeitig beim Juwelier Idomen vorsprechen und befahl über den Vicus Apollinis und über das Forum gegen den Vicus Sceleratus zu gehen, an dessen Ecke sich die mannigfachsten Tabernen***) befanden.

Riesige Mohren hoben die Sänfte und setzten sich in Bewegung. Voraus gingen Sklaven, pedisequi genannt. Petronius hielt die nach Verbenaöl duftenden Finger vor die Nasenlöcher und schien nachzufinden, dann sagte er: „Es fällt mir eben ein, daß Deine Waldnymphe, wenn sie keine Sklavin ist, das Haus des Plautius verlassen und in das Deine überfiedeln

*) Offener Lichthof.

**) Wohnungsstadt der Reichen.

***) Verkaufsläden.

könnte. Du müßtest sie natürlich mit Liebesbeweisen, mit Reichtümern überhäufen, wie ich meine vergöttete Chrysotemis, die ich, unter uns gesagt, mindestens schon ebenso satt habe, wie sie mich."

Marcus schüttelte das Haupt.

"Also nicht?" fragte Petronius. "Du würdest bei dieser Angelegenheit schlimmsten Falls eine Stütze am Kaiser finden, und Du kannst versichert sein, daß unser Feuerbart, infolge meines Einflusses, auf Deiner Seite wäre."

"Du kennst Lygia nicht!" versetzte Vinicius.

"So gestatte mir die Frage, kennst Du sie anders als vom Sehen? Hast Du mit ihr gesprochen? Hast Du ihr Deine Liebe gestanden?"

"Ich sah sie zuerst am Springbrunnen und dann traf ich nur zweimal mit ihr zusammen. Du mußt wissen, daß ich während meines Aufenthaltes auf dem Landseitz des Aulus in einer Seitenvilla wohnte, welche für Gäste bestimmt ist, und da ich den Arm verstaucht hatte, konnte ich an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten nicht teilnehmen. Erst am Vorabend meines Wegganges traf ich Lygia bei der Mahlzeit, konnte jedoch kein Wort mit ihr sprechen. Ich mußte anhören, was mir Aulus von seinen in Britannien erfochtenen Siegen erzählte und dann von dem Niedergange der kleinen Leute in Italien, welchem zu steuern sich Licinius Stolo bemühte. Ich weiß überhaupt nicht, ob Aulus von anderen Dingen sprechen kann. Auch Du wirst ihm nicht entrinnen können, Du müßtest denn vorziehen, etwas über die Verweichlichung der Zeitzeit zu hören. In seinen Hühnerställen sind Fasanen, aber sie essen keinen, da sie von dem Grundsatz ausgehen, jeder verspeiste Fasan könne das Ende des römischen Reiches beschleunigen. Dann sah ich Lygia wieder bei der Eisterne im Garten; sie hielt ein eben ausgerissenes Schilfrohr in der Hand, dessen Kolben sie ins Wasser tauchte, um die im Umkreise wachsenden Frischblumen damit zu besprengen. Siehe diese meine Knie: Beim Schild des Herakles, ich sage Dir, sie zitterten nicht, als die heulenden Parther wie ein finsternes Gewölk auf unsre Manipeln*) losstürmten, aber sie zitterten bei jener Eisterne. Verwirrt wie ein Knabe, der noch die Bulla**) um den Hals trägt, flehete

*) Aufstellung in der Schlachtordnung.

**) Eine goldene, platte Kapsel, die die Kinder um den Hals trugen.

ich nur mit den Augen um Erbarmen. Lange vermochte ich kein Wort hervorzubringen."

Petronius warf dem jungen Manne einen Blick zu, in dem etwas wie Neid lag. „Du Glücklicher," rief er aus. „Welt und Leben mögen schlecht sein wie sie wollen, eines in ihnen bleibt doch ewig gut: die Jugend!" Nach einer Weile fragte er wieder: „Und Du hast sie nicht angesprochen?"

„O doch! Ich rang nach Fassung und als ich wieder zur Besinnung gekommen war, sprach ich mit ihr. Aus Asien, sagte ich ihr, sei ich zurückgekehrt, und habe mir ganz nahe vor der Stadt den Arm verstaucht. Große Schmerzen habe ich erdulden müssen; da aber die Zeit gekommen sei, dieses gastliche Haus verlassen zu sollen, sei ich zu der Einsicht gekommen, daß es besser sei, hier zu leiden, als anderswo zu genießen. Sie hörte mich an, gleichfalls verwirrt, mit gesenktem Köpfchen, während sie mit dem Schilf etwas in den safrangelben Sand zeichnete. Dann blickte sie flüchtig empor, ließ ihre Augen von den gemachten Zeichen zu mir schweifen, als wollte sie etwas fragen — und entfloß dann plötzlich wie eine Hamadryade vor einem läppischen Faun."

„Sie muß schöne Augen haben."

„Wie das Meer, — ich versenkte mich in sie wie in ein Meer, und glaube mir, der Archipelagus ist minder blau. Nach wenigen Augenblicken kam der kleine Plautius auf mich zu und wollte etwas fragen. Ich aber verstand nicht, um was es sich handelte."

„O Athene!" rief Petronius aus. „Nimm diesem Knaben die Binde von den Augen, welche Eros darum geschlungen hat, sonst schlägt er sich noch an den Säulen des Benustempels den Schädel entzwei!" Hierauf wandte er sich an Vinicius: „O Du Frühlingsknöpfchen am Baume des Lebens! Du erstes, grünes Ästchen an der Weinranke! Ich sollte Dich eigentlich statt zum Plautius in das Haus des Gelocius bringen lassen, wo eine Schule für lebensunkundige Knaben ist."

„Ja, was willst Du denn eigentlich?"

„Und was schrieb sie denn in den Sand? War es vielleicht der Name Amors, oder ein von seinem Pfeil durchbohrtes Herz, oder ähnliches, aus dem sich entnehmen ließe, ob Satyren dieser Nymphé nicht schon verschiedene Lebensgeheimnisse ins Ohr geflüstert? Wie konntest Du solche Zeichen unbeachtet lassen!"

„Länger trage ich die Toga, als Du glaubst, und ehe noch der kleine Plautius dazukam, hatte ich die Zeichen längst geprüft. Ich wußte auch, daß die griechischen und römischen Jungfrauen oft ein Geständnis in den Sand graben, das sie nicht aussprechen wollen . . . Aber rate, was sie zeichnete!“

„Wenn es etwas anderes ist, als ich vermute, so rate ich nicht.“

„Einen Fisch.“*)

„Wie sagst Du?“

„Einen Fisch, sagte ich. Sollte dies vielleicht bedeuten, daß in ihren Äldern bisher noch kaltes Blut fließt? Ich weiß es nicht! Du aber, der Du mich eine Frühlingsknospe am Baume des Lebens nanntest, wirst dieses Zeichen gewiß besser verstehen.“

„O Teuerster! Über solche Dinge frage Plinius. Er ist Kenner von Fischen. Würde der alte Apicius noch leben, der könnte Dir ebenfalls noch etwas davon erzählen. Dieser hat in seinem Leben mehr Fische gegessen, als ihrer mit einem Male in der Bucht von Neapel Platz haben.“

Das weitere Gespräch ward unterbrochen, denn sie kamen jetzt in belebte Straßen, wo der Menschenlärm es überiönt hätte. Bei dem Vicus Apollinis wendeten sie sich nach dem Boarium und dann nach dem Forum Romanum, wo an schönen Tagen vor Sonnenuntergang sich eine Menge müßiger Leute zu versammeln pflegte. Man erging sich in den Säulenhallen, um Neuigkeiten auszutauschen, man betrachtete die Sänften hervorragender Persönlichkeiten, die vorübergetragen wurden, und man betrachtete schließlich die Gewölbe der Goldschmiede, der Buchhändler, man blickte in die Wechselläden, in die Seidenmagazine, in die Bronzeläden, kurz in alle Läden, deren es sehr viele in den Häusern gab, die den Teil des Marktes umfaßten, der sich dem Kapitol gegenüber befand. Die eine Hälfte der Forums, die dicht unter den hervorspringenden Felsen des Kastells lag, war schon in Schatten getaucht, während die Säulen der höher gelegenen Tempel in goldenem und bläulichem Schimmer erglanzten. Die tieferstehenden warfen lange Schatten auf die Marmorplatten. Das Forum war derart

*) Fisch war eines der symbolischen Erkennungszeichen der damaligen Christen. Die einzelnen Buchstaben des griechischen Wortes bilden die Initialen der griechischen Wörter Jesus Christus Gottes Sohn, Erlöser.

mit Säulen bebaut, daß das Auge sich darin wie in einem Walde verlor. Häuser und Säulen schienen zusammengehäuft, sie türmten sich übereinander; sie strebten teils der Höhe zu, teils klebten sie an der Felswand des Kapitols. Oberhalb des Säulenwaldes glänzten bemalte Triglyphen,* aus der Tympana**) traten plastische Göttergestalten hervor; auf den Giebelspitzen schienen beschwingte Quadrigen bereit, ihren Flug durch den Raum zum blauen Himmelsgewölbe zu nehmen, das sich so herrlich über die ewige Stadt rundete. — In der Mitte des Marktes und auf dem äußersten Umkreis ergoß sich ein Menschenstrom: Die Menge erging sich unter den Bogen der Basilika des Julius Cäsar, saß auch auf den Stufen, die zu den Bildsäulen des Castor und Pollux führten, und streifte um den Tempel der Besta, ähnlich wie der Schwarm vielfarbiger Schmetterlinge und Mistkäfer um dessen großen marmornen Herd.

Von den breiten Stufen des „Jovi optimo maximo“ geweihten Tempels kam ein neuer Menschenstrom. Auf den Rostrae***) ließen sich verschiedene Redner hören. Hier und da ertönten Rufe der Verkäufer, die Früchte, Wein oder mit Feigenflocken gemischtes Wasser feilboten, von Quacksalbern, die wunderbare Heilmittel anpriesen, von Wahrsagern, die verborgene Schätze zu entdecken versprachen, und von Traumdeutern. Da und dort hörte man Töne einer ägyptischen Sistra, einer Sambuke, oder einer griechischen Flöte, durch den ohrenbetäubenden Zumbult sah man Kranke, Fromme, Betrübte, die Opfergaben nach den Tempeln trugen, Taubenschwärme flogen über die Köpfe der Menge und ließen sich auf einem freien Plätzchen des Marktes nieder, gierig die Körner aufpickend, die man ihnen hinwarf, um gleich wieder aufzufliegen, wenn jemand kam. Von Zeit zu Zeit machte die Menschenmenge einen Säufte Platz, in welcher zarte Frauengesichter oder die Köpfe von Senatoren und Patriziern mit starren, lebensmüden Gesichtszügen sichtbar wurden. Die in den verschiedensten Sprachen redende Volksmenge nannte dann laut deren Namen und fügte auch Spott- und Lobreden bei. Zwischen den zahl-

*) Dreischlitze, Verzierungen auf dorischen Säulen.

**) Beckenförmige Vertiefung in der Wand, dreieckiges Giebelfeld.

***) Rednerbühnen.

reichen Gruppen drängten sich zeitweise Abteilungen von Soldaten und Wachen durch, welche für Straßenordnung zu sorgen hatten. Die griechische Sprache hörte man überall ebenso oft wie die lateinische, und jede andere Sprache wurde geduldet.

Vinicio, der lange nicht in der Stadt gewesen war, betrachtete mit einer gewissen Neugierde den Menschen Schwarm und das Forum Romanum, das die Welt beherrschte, aber auch gleichzeitig von so viel Menschen fremder Abstammung überflutet war, daß Petronius, die Gedanken seines Gefährten erratend, ausrief: „Das Nest der Quiriten — ohne Quiriten!“ In der That verschwand das heimische Element fast in dieser Masse, die aus den verschiedenartigsten Rassen und Nationen zusammengesetzt war. Man sah hier Äthiopier und blonde Riesen aus dem fernen Norden, Britannier, Gallier und Germanen, man sah Bewohner von Sericum*) mit ihren geschlitzten, schiefstehenden Augen, Leute vom Euphrat, Männer vom Indus mit ziegelrot gefärbten Bärten, Syrer von den Ufern des Orontes mit schwarzen, sanftblickenden Augen; knochendüre Wüstenbewohner Arabiens, Juden mit eingefallenem Brustkorb, Ägypter mit dem ewig gleichgültigen Lächeln auf den Gesichtern, Numidier und Afren; Griechen aus Hellas, welche gleich den Römern über die Stadt herrschten, die aber wegen ihres Wissens, ihrer Kunst, ihres Verstandes und ihrer Verschlagenheit zu solcher Macht gekommen waren, Griechen von den Kleinasiatischen Inseln, aus Ägypten, aus Italien und dem narbonnenischen Gallien. Bei der großen Schar von Sklaven mit durchlöcherten Ohren mangelte es auch nicht an freigelassenen, müßigen Leuten, welche der Kaiser unterhielt, nährte, sogar kleidete. Es fehlte auch nicht an Schacherern und Priestern des Serapis mit Palmzweigen in den Händen, an Priestern der Isis, auf deren Altar mehr Opfer dargebracht wurden, als in dem Heiligtum des Zeus auf dem Kapitol — es mangelte nicht an Priestern der Cybele,** die goldene Kukuruzähren in der Hand trugen, an Priestern der

*) Altgriechischer Name des von den Seres bewohnten Landes, des heutigen nord-westlichen China.

**) Nach anderen Angaben soll diese Göttin in Rom nicht vor 205 verehrt worden sein.

Wandergötter, an morgenländischen Tänzerinnen, die grellfarbige Mitra auf dem Haupte, an Amulettanhändlern, an Schlangenbändigern und chaldäischen Magiern, endlich an Leuten ohne irgend welche Beschäftigung, die sich jede Woche in den diesseits des Tiber gelegenen Getreidespeichern meldeten, sich um Lotterielose in den Cirkussen schlügen, die Nächte in den jeden Augenblick mit Einsturz drohenden Häusern des jenseits des Tiber gelegenen Stadtteiles verbrachten, die sonnigen und wärmeren Tage aber in den Kryptoportiken, in den schmutzigen Garküchen der Subura*) an der Milviusbrücke oder vor den „insulis“ der Reichen, von wo ihnen zuweilen die Reste vom Tische der Sklaven zugeworfen wurden.

Petronius war bei der Menge wohlbekannt. An Vinicius' Ohr drang fortwährend der Ruf „Hic est!“ Das ist er. Man liebte ihn wegen seiner Freigebigkeit, und seine Popularität hatte sich noch gesteigert, als man erfuhr, daß er sich vor dem Kaiser gegen das Todesurteil ausgesprochen hatte, welches über die ganze Familia**) des Präfekten Pedanius Secundus, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, verhängt worden war, weil einer von ihnen in einem Anfall von Verzweiflung den Tyrannen getötet hatte. Petronius erklärte zwar öffentlich, daß ihm die Sache selbst sehr gleichgültig sei und er sich nur in seiner Eigenschaft als „arbiter elegantiarum“ dagegen ausgesprochen habe, weil sich sein ästhetisches Gefühl durch das barbarische Urteil beleidigt fühle, das vielleicht roher Scythen, niemals aber römischer Männer würdig sei. Das über dieses Blutbad aufgebrachte Volk liebte Petronius seit dieser Zeit trotzdem.

Aber er achtete nicht darauf, denn er erinnerte sich, daß dieses Volk auch den Britannicus geliebt, welchen Nero vergifteten, und Agrippina, welche er ermorden ließ, und Octavia, die man auf Pandataria***) erwürgte, nachdem man ihr vorher im heißen Dampfbade die Adern geöffnet, Rubelius Plautius, der ausgewiesen wurde, und Traeas, dem schon der morgige Tag das Todesurteil bringen konnte. Die Liebe des Volkes konnte eigentlich als schlechte Vorbedeutung gelten und der

*) Niederung in Rom mit einer mit vielen Wirtschaften besetzten Straße.

**) Die vierhundert Köpfe zählende Familia wurde gekreuzigt.

***) Strafinsel im Tyrrhenischen Meere.

skeptische Petronius war abergläubisch. Zudem verachtete er die Menge als Aristokrat und als Ästhetiker. Diese Leute, die in dem baufchigen Teile ihres Gewandes geröstete Bohnen bei sich trugen, nach denen sie rochen, diese Leute, die fortwährend heißen und schwitztriefend waren durch das Moraspiel*) an den Straßenecken und in den Peristylen, verdienten in seinen Augen nicht Menschen genannt zu werden.

Ohne daher die Beifallsrufe und Küßhände, die ihm da und dort zugeworfen wurden, zu beachten, erzählte er dem Marcus die Geschichte des Pedanius und spottete über die Wandelbarkeit des Straßenpöbels, der am Tage nach einem drohenden Aufruhr dem Nero auf seiner Fahrt zum Tempel des Jupiter Stator zugejubelt hatte.

Vor dem Buchladen des Arvinus ließ Petronius halten und kaufte ein zierliches Manuscript, welches er Vinicius überreichte. „Ein Geschenk für Dich,“ erklärte er.

„Danke Dir!“ versetzte Vinicius, und mit einem Blicke auf den Titel bemerkte er fragend:

„Satyricon? Das ist etwas Neues. Von wem denn?“

„Bon mir, doch will ich nicht in die Fußtapfen des Rufinus treten, dessen Geschichte ich Dir erzählen wollte, noch in die des Fabricius Beiento, ich bitte Dich also, mich nicht zu verraten, denn kein Mensch weiß davon.“

„Du sagtest doch, Du schreibst keine Verse,“ sagte Vinicius, einen Blick in das Manuscript werfend. „Hier aber finde ich die Prosa stark mit Versen durchflochten.“

„Wenn Du es lesen wirst, richte Deine Aufmerksamkeit vor allem auf das Gastmahl des Trimalchion.**) Was die Verse anlangt, so sind sie mir von dem Augenblicke an verleidet, seit Nero ein Epos schrieb. Siehst Du, wenn Vitellius sich erleichtern will, bedient er sich eines kleinen Elsenbeinstöckels, den er in die Rehle steckt, andere gebrauchen zu diesem Zweck in Öl getauchte Flamingofedern oder nehmen einen Absud von wildem Thymian; ich hingegen brauche nur Neros Gedichte zu lesen und die Wirkung ist eine augenblickliche. Daraufhin kann ich

*) Ein Spiel, in dem man mit einem Blick erraten muß, wie viel Finger einer in die Höhe gehoben hat. Ein noch jetzt in Italien beliebtes Spiel.

**) Dieser Teil der Satiren des Petronius wurde 1650 in Trau in Dalmatien in einer Privatbibliothek wiedergefunden und ist jetzt in der großen Bibliothek zu Paris.

dann die Verse, wenn auch nicht mit reinem Gewissen, so doch mit gereinigtem Magen loben.“

So sprechend, ließ er die Sänfte vor dem Laden des Juwelier Idomen halten, und nachdem er die Angelegenheit mit den Gemmen geordnet hatte, befahl er, die Sänfte geradeswegs nach dem Hause des Aulus Plautius zu tragen.

„Unterwegs erzähle ich Dir zum Beweise, was Autoren-eitelkeit ist, die Geschichte des Rufinus,“ sagte er.

Doch ehe er noch begonnen hatte, bogen sie in den Vicus Patricius ein und befanden sich gleich darauf vor der Be-hausung des Aulus. Ein junger, kräftiger Thürhüter öffnete ihnen die in das Ostium führende Thür, über der eine in einem Käfig eingeschlossene Elster in einem Bauer hing, die die An gekommenen mit einem kräftigen „Salve!“ begrüßte.

Auf dem Wege aus der zweiten Vorhalle, dem eigentlichen Ostium, in das Atrium sagte Vinicius: „Hast Du bemerkt, daß der Thürhüter hier keine Ketten trägt?“

„Ein merkwürdiges Haus,“ versetzte halblaut Petronius. „Es ist Dir gewiß bekannt, daß Pomponia Graecina im Verdachte steht, Bekennnerin eines Aberglaubens zu sein, der aus dem Osten kommt und auf der Verehrung eines gewissen Christos beruht. Crispinilla ist die Urheberin dieses Verdachtes gegen Pomponia. Jene kann es ihr nicht verzeihen, daß sie sich mit einem Manne für ihr ganzes Leben begnügte. Univira! . . . Eine Schüssel essbarer Pilze aus Noricum dürfte heutzutage in Rom leichter zu haben sein, als eine zweite derartige Frau zu finden. Man hat sogar Hausgericht über sie abgehalten . . .“

„Du hast recht, es ist ein merkwürdiges Haus. Später erzähle ich Dir noch, was ich gesehen und gehört habe.“

So sprechend, waren sie im Atrium angelangt. Der die Aussicht darüber führende Sklave, der Atrienfis, sandte den Nomenklator weg, um die Gäste anzumelden, während die anderen Diener Sessel und Fußschemel für sie zurechststellten. Petronius, der sich vorstellte, in diesem Hause herrsche ewig Trübsinn — da er nie in diesem Hause verkehrte — blickte mit einem gewissen Staunen, ja, mit einem Gefühl der Enttäuschung umher, denn das Atrium machte einen durchaus heiteren Eindruck. Aus der Höhe drang durch die weite Öffnung eine helle Lichtgarbe, die an dem Springbrunnen in tausend

Funken zerstäubte. Der vierseitige Teich, in dessen Mitte der Springquell emporprudelte — er diente zur Aufnahme des bei schlechtem Wetter durch die obere Dachluke dringenden Regenwassers und wurde daher Impluvium genannt — war von Anemonen und Lilien umgeben. Besonders für Lilien schien eine Vorliebe im Hause zu herrschen; es gab deren ganze Büsche; weiße und feuerfarbige Lilien und violette Irisblumen, deren zarte Blütenblätter unter dem zerstäubenden Wasser wie verfilbert erschienen. Durch das feuchte Moos, mit welchem die Lilienblätter bedeckt waren, und durch die Blätterbüschel sah man Bronzestatuetten hervorschimmern, welche Kinder und Wasservögel darstellten. An einer Ecke stand, gleichfalls aus Bronze, eine Hirschkuh, die ihren durch die Feuchtigkeit von Nost grünlich gewordenen Kopf gegen das Wasser neigte, als ob sie trinken wollte. Der Fußboden des Atriums war aus Mosaik, die Wände, teils mit rotem Marmor ausgelegt, teils mit Bäumen, Fischen, Bögeln und Greifen bemalt, erfreuten das Auge durch ihre Farbenpracht. Die Füllungen an den zu den anstoßenden Räumen führenden Thüren waren teils mit Schildkrot, teils mit Elfenbein verziert; an den Wänden, zwischen den Thüren, standen die Statuen der Vorfahren des Aulus. In allem verriet sich eine gewisse gediegene Wohlhabenheit, frei von jedem Luxus, aber überall ein vornehmes Selbstbewußtsein.

Petronius, der zwar viel prächtiger eingerichtet war, fand hier doch nichts, was seinen Geschmack beleidigt hätte, und er wollte sich gerade mit einer Bemerkung darüber an Binicius wenden, als der Belarius den Vorhang zur Seite schob, welcher das Atrium von dem Tablinum*) trennte, und aus der Tiefe des Hauses sich Aulus Plautius eiligen Schrittes näherte.

Aulus war ein in vorgerückten Jahren stehender Mann, auf dessen Haupte schon ein filberner Reif lag; aber er war noch sehr rüstig und frisch, und sein etwas zu kurzes Gesicht mit dem an einen Adler erinnernden Profil deutete auf einen energischen Charakter. Jetzt aber malte sich etwas wie Erstaunen, ja wie Unruhe auf seinen Zügen über den unerwarteten Besuch des Freundes, Gefährten und Vertrauten Neros.

Petronius war zu sehr Weltmann und zu scharfsinnig, als daß er dies nicht bemerkte hätte. Nach den ersten Begrüßungen

*) Geschäftslokal des Herrn.

versicherte er daher auch mit aller Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote stand, daß er gekommen sei, für die freundliche Pflege, die seinem Schwestersohne in diesem Hause zu teil geworden, zu danken. Sein Besuch, zu dem er sich übrigens durch seine lange Bekanntschaft mit Aulus berechtigt gefühlt habe, sei einzig und allein auf diesen Grund zurückzuführen.

Aulus versicherte seinerseits, daß er ihm ein lieber Guest sei, und was die Dankbarkeit beträfe, so hege er selbst etwas dergleichen für Petronius, wenn auch dieser vielleicht den Grund nicht erraten würde.

Petronius erriet in der That nicht, worauf Aulus anspielte. Die nußbraunen Augen zur Decke emporrichtend, sann er vergebens darüber nach, welche Dienste er dem Aulus oder irgend einem anderen erwiesen habe. Er wußte nur, daß er dem Vinicius eine Gefälligkeit erzeigen wollte.

„Du hast dem Vespasian, den ich schätze und liebe, das Leben gerettet,“ sagte Aulus, „als er das Unglück hatte, bei einer Vorlesung der Gedichte des Kaisers einzuschlafen.“

„Ein Glück für ihn,“ versetzte Petronius, „denn auf die Art hat er sie wenigstens nicht gehört. Ich will auch zugeben, daß die Sache für ihn hätte unglücklich ausfallen können. Der Feuerbart wollte durchaus einen Centurio zu ihm schicken, mit dem freundschaftlichen Auftrage, er möchte sich die Adern öffnen.“

„Du aber, Petronius, lachtest ihn aus.“

„So ist es, oder vielmehr ich sagte ihm, wenn Orpheus durch seinen Gesang die wilden Tiere eingeschläfert habe, sei sein Triumph kein geringerer, wenn es ihm gelang, Vespasian einzuschläfern. Man darf ja den Feuerbart tadeln, vorausgesetzt, daß der Tadel sich auch als Schmeichelei auffassen läßt. Unsere huldreiche Augusta Poppaea versteht dies ausgezeichnet.“

„Ja, leider, das sind jetzt schlimme Zeiten,“ erwiderte Aulus. „Mir fehlen zwei Vorderzähne, die mir ein von Britannienhand geschleuderter Stein einschlug, und ich seither zische, aber die glücklichste Zeit meines Lebens habe ich doch in Britannien zugebracht.“

„Weil es eine siegreiche Zeit war,“ warf Vinicius ein.

In der Besorgnis, daß der alte Feldherr von seinen Schlachten zu erzählen anfangen werde, änderte Petronius rasch das Gesprächsthema. In der Nähe von Pränesto, so erzählte er weiter, hatten Landleute ein totes Wolfsjunge mit zwei

Köpfen gefunden, und während des vorgestrigen Gewitters hatte der Blitz einen Eckpfeiler vom Lunatempel beschädigt, was in Anbetracht der vorgerückten Jahreszeit ein unerhörtes Ereignis sei. Ein gewisser Cotta, von dem dieser Bericht stammte, habe zugleich hinzugefügt, daß der Priester des Heiligtums deshalb den Verfall der Stadt, oder zum mindesten den Ruin des großen Gebäudes voraussagte, ein Unglück, das nur durch die größten Opfer abgewendet werden könne.

Aulus hörte aufmerksam zu und sagte, daß man solche Zeichen nicht so leicht aufnehmen dürfe. Die Götter können über die Greuelthaten erzürnt sein, dies wäre auch nicht zu verwundern — und in so einem Falle wären die Opfer angebracht.

Darauf sagte Petronius: „Dein Haus, Plautius, ist nicht sehr groß, für einen so großen Mann, der darin wohnt; mein Haus ist wahrlich zu groß für so einen schlechten Besitzer, und dennoch zu klein. Wenn es sich um den Untergang von etwas Großem handelt, wie die *domus transitoria*, lohnt es sich da für uns, Opfer zu bringen, um den Verfall der Ruine aufzuhalten?“

Plautius gab keine Antwort, und diese Vorsicht verletzte Petronius ein wenig, denn obwohl ihm jedes Gefühl für den Unterschied zwischen Gut und Böse abging, war er doch kein Zuträger, und man konnte ganz offen mit ihm reden, ohne sich irgend einer Gefahr auszusetzen. Darauf änderte er wieder sein Gesprächsthema und begann die Besitzung des Plautius, wie auch den guten Geschmack, der sich in allem verriet, zu loben.

„Ein alter Familienstz ist das,“ versetzte Plautius, „in welchem ich seit meiner Inbesitznahme nichts geändert habe.“

Nachdem der Vorhang zwischen dem Atrium und dem Tablinum zurückgeschoben war, konnte man durch das Tablinum, das daranstoßende Peristyl und den dahinter liegenden, Ökus genannten Saal in den Garten blicken, der in der Ferne wie ein helles Bild in dunklem Rahmen aussah. Fröhliches Kinderlachen drang von dort bis ins Atrium.

„O, Feldherr,“ rief Petronius, „gestatte uns, dieses fröhliche Lachen in der Nähe anzuhören, es ist eine Seltenheit heutzutage.“

„Recht gern,“ sagte Plautius, sich erhebend. „Mein kleiner Aulus und Lygia ergönnen sich beim Ballspiel. Was aber das Lachen anbelangt, Petronius, so glaube ich, Dein ganzes Leben geht unter Lachen dahin.“

„Das Leben ist des Lachens wert, deshalb lache ich.“ entgegnete Petronius, „jedoch klingt dies Lachen anders.“

„Petronius,“ fügte Vinicius hinzu, „lacht weniger bei Tage, aber viel mehr bei Nacht.“

So plaudernd durchschritten sie das Haus und gelangten in den Garten, wo Lygia und der kleine Aulus mit Bällen spielten, welche von ausschließlich zu dieser Unterhaltung bestimmten Sklaven, sphaeristae genannt, vom Boden aufgelesen und immer wieder den Spielenden überreicht wurden. Petronius warf einen raschen Blick auf Lygia, während der kleine Aulus, als er Vinicius erblickte, auf diesen zulief. Der junge Mann aber neigte im Vorüberschreiten das Haupt vor dem lieblichen Mädchen, das, den Ball in der Hand, mit etwas gelösten Haaren noch ganz atemlos und errötend stand. —

Im Gartentriclinium, das von Epheu, wildem Wein und Geißblatt überschattet war, saß Pomponia Graecina, und die Männer gingen, sie zu begrüßen. Obwohl Petronius nie das Haus des Plautius besuchte, war sie ihm bekannt, denn er war schon häufig bei Antystia, der Tochter des Rubelius Plautius, und im Hause des Seneca und bei Polliona mit ihr zusammengetroffen. Er kannte nun ihrem ernsten und trocken schönen Gesicht, der Vornehmheit ihrer Gestalt, ihren Bewegungen und ihrer Redeweise seine Bewunderung nicht versagen. Pomponia verwirrte seine Anschauung vom Weibe derart, daß der in Grund und Boden verderbte und wie kein zweiter in Rom selbstbewußte Mann ihr gegenüber nicht nur eine gewisse Achtung empfand, sondern auch ihr gegenüber seine gewohnte Sicherheit einigermaßen verlor. Während er ihr jetzt für die dem Vinicius gewidmete Fürsorge dankte, redete er sie unwillkürlich „domina“, lateinisch an, was ihm nie in den Sinn kam, wenn er mit Calvia Crispinilla, mit Scribonia, mit Valeria, mit Solina und anderen Frauen der großen Welt begegnete. Nach der Begrüßung und den Dankesagungen begann er sogleich sein Bedauern darüber auszusprechen, daß Pomponia sich nirgends blicken lasse, daß man sie weder im Circus noch im Amphitheater sehe, worauf sie, ihre Hand in die ihres Gatten legend, ruhig erwiederte: „Wir beide werden alt und lieben immer mehr die häusliche Einsamkeit.“

Petronius wollte einen Einwand machen, allein Aulus Plautius fügte in dem ihm eigentümlichen zischenden Tone

hinzu: „Wir fühlen uns immer fremd unter den Menschen, welche sogar unseren römischen Göttern griechische Namen beilegen.“

„Seit einer gewissen Zeit werden ja die Namen der Götter nur als rhetorische Figuren gebraucht,“ entgegnete Petronius gleichgültig, „und da die Griechen uns in der Redekunst unterwiesen haben, wird es mir zum Beispiel auch leichter, Hera anstatt Juno zu sagen.“ Darauf blickte er auf Pomponia, als wollte er sagen, daß er in ihrer Gegenwart an keine andere Gottheit denken könne, und versuchte jetzt zu widerlegen, was sie über ihr Alter gesagt hatte: „Die Menschen altern schnell und besonders diejenigen, welche ein ganz anderes Leben führen, und zudem giebt es Gesichter, die Saturn zu vergessen scheint.“

Petronius sagte dies mit einer gewissen Aufrichtigkeit, denn obwohl Pomponia Graecina ihren Mittag des Lebens überschritten hatte, war ihre Gesichtsfarbe ungewöhnlich frisch geblieben, und da ihr Kopf klein und die Züge zart waren, machte sie zuweilen trotz der schwarzen Gewänder und des tiefen Ernstes ihrer Züge den Eindruck einer noch jungen Frau.

Inzwischen näherte sich der kleine Aulus dem Vinicius, mit welchem er schon auf dem Landsitz Freundschaft geschlossen hatte, und forderte ihn zum Ballspiele auf. Nach dem Knaben betrat auch Lygia das Triclinium. Unter den Epheugehängen und den über ihr Gesicht gleitenden Lichtstrahlen erschien sie jetzt Petronius noch schöner als beim ersten Blick und nicht unähnlich einer Nymphé. Da er sie bisher noch nicht gesprochen hatte, erhob er sich von seinem Sitz, neigte das Haupt vor ihr und sagte statt der üblichen Begrüßung die Worte, mit denen Odysseus die Naufikaa begrüßte:

„Dich grüß' ich, Hohe der Götterinnen oder der Jungfrauen!
Bist Du der Sterblichen eine, die rings umwohnen das Erdreich.
Dreimal selig Dein Vater und Deine treffliche Mutter,
Dreimal selig die Brüder zugleich.“ . . .

Selbst Pomponia fand Gefallen an der Gewandtheit des Weltmannes. Was Lygia betrifft, so lauschte sie verwirrt, erötend, und wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Allmählich aber zuckte es um ihre Mundwinkel, ein mutwilliges Lächeln zeigte sich auf ihren Lippen, in ihrem Gesicht kämpfte mädchenhafte Scheu sichtlich mit dem Wunsche, eine Antwort zu geben

— und offenbar trug dieser Wunsch den Sieg davon, denn sie erhob plötzlich den Blick zu Petronius und antwortete mit den Worten Naufkaas fast in einem Atemzuge und als sage sie eine eingelernte Lektion her:

„Keinem geringen Manne, noch thörichten gleichst Du, o Fremdling!“

Dann wandte sie sich um und entfloß, einem verscheuchten Vögelchen gleich. Nun war die Reihe an Petronius, sich zu wundern, hatte er doch nicht erwartet, Homerische Verse aus dem Munde eines Mädchens zu hören, von dessen barbarischer Abstammung er durch Vinicius unterrichtet worden war.

Er blickte fragend zu Pomponia hinüber, doch konnte ihm diese keine Auskunft geben, weil sie sich eben lächelnd an dem Stolze weidete, der das Antlitz des alten Aulus verklärte.

Er aber verstand es nicht, diesen Stolz zu verbergen. Er liebte Lygia wie sein eigenes Kind, und dann fühlte er sich in seinen altrömischen Vorurteilen zwar oft veranlaßt, gegen die griechischen Sitten und deren Verbreitung zu donnern, trotzdem hielt er sie aber für den Gipfelpunkt aller feinen Bildung. Er selbst hatte sich eine solche Bildung niemals aneignen können, was ihn insgeheim schmerzte. Daher freute er sich, daß der gewandte Weltmann und Dichter, der sicherlich nur allzu geneigt war, sein Haus für ein barbarisches anzusehen, eine Antwort in der poetischen Sprache Homers erhalten hatte.

„In unserm Hause ist ein Pädagoge, ein Grieche,“ sagte Aulus zu Petronius gewendet, „der unsern Knaben unterrichtet, und das Mädchen wohnt den Lehrstunden bei. Sie ist noch eine rechte Bachstelze, eine liebe Bachstelze, an die wir uns beide recht gewöhnt haben.“

Petronius warf jetzt durch die Epheu- und Geißblattgewinde einen Blick in den Garten und beobachtete die Spielernden. Vinicius hatte die Toga abgeworfen, und nur mit der Tunika angethan, warf er den Ball der ihm gegenüberstehenden Lygia zu, die ihn mit hocherhobenen Armen aufzufangen suchte. Anfangs hatte das Mädchen keinen großen Eindruck auf Petronius gemacht. Es schien ihm gar zu schwächtig. Doch schon in dem Augenblicke, da er sie im Triclinium genauer ansah, verglich er sie im Geiste mit der Morgenröte, und als Kenner bemerkte er dann sehr wohl, daß in ihrem ganzen Wesen etwas Ungewöhnliches liege. Jede Einzelheit wurde von ihm wahrgenommen

und gehörig gewürdigt: das zarte, rosige Gesicht, die frischen, wie zum Kusse bereiten Lippen, die himmlischen, wie das Meer blauen Augen, die alabasterweiße Stirn, die Fülle des dunklen Haares, das in den Windungen wie Bernstein oder korinthisches Erz schimmerte, der schlanke Hals, die göttlich herabfallenden Schultern und die ganze geschmeidige, zarte, maienjunge und frisch erblühte Gestalt. In ihm erwachte der Künstler und der Verehrer der Schönheit, und er sagte sich, daß man unter die Bildsäule eines solchen Mädchens die Bezeichnung „Frühling“ setzen könnte. — Plötzlich dachte er an Chrysotemis und er brach in helles Lachen aus. Sie erschien ihm mit samt dem Goldpuder im Haar, mit den gefärbten Augenbrauen fabelhaft verwelkt, ähnlich einer vergilbten Rose, der schon die Blätter entfallen. Und dennoch beneidete ihn ganz Rom um diese Chrysotemis. Darauf dachte er an Poppäa. Auch diese vielgepriesene Poppäa schien ihm wie eine leblose Wachsfigur. In diesem Mädchen lag nicht nur der Frühling, sondern auch eine strahlende Seele, die den rosig Leib gleich einer Flamme durchleuchtete.

Binicius hat recht, dachte er, und meine Chrysotemis ist alt . . . so alt wie Troja! Dann wandte er sich an Pomponia Graecina, und nach dem Garten zeigend, sagte er: „Jetzt begreife ich, Domina, daß Ihr mit diesen beiden Euer Haus dem Cirkus und den Gelagen auf dem Palatinus vorziehet.“

„So ist es,“ antwortete Pomponia, ihren Blick auf den kleinen Aulus und Lygia richtend.

Und der alte Heerführer fing an, die Geschichte des Mädchens zu erzählen und das, was er vor Jahren von Atelius Höfster gehört, der im dunklen Norden, der Heimat der Lygier,^{*)} saß.

Die jungen Leute hatten inzwischen ihr Spiel beendet und wandelten auf den mit Sand bestreuten Wegen des Gartens, wobei sie sich wie weiße Bildsäulen von dem dunklen Hintergrunde der Myrten und Cypressen abhoben. Lygia hielt den kleinen Aulus bei der Hand. Als sie sich eine Weile ergangen hatten, ließen sie sich auf einer Bank in der Nähe der Piscina,^{**)}

^{*)} Die Lygier wohnten in dem heutigen Schlesien, südlichen Teil von Polen und westlichen Teil von Polen.

^{**) Fischweiher.}

die die Mitte des Gartens einnahm, nieder. Den kleinen Aulus litt es aber da nicht lange; er machte sich auf, um die Fische aufzuscheuchen, die in dem krystallhellen Wasser des Teiches umherschwammen, und Vinicius fuhr in der Rede fort, welche er schon während des Spazierganges begonnen hatte.

„Ja,“ sagte er mit tiefer, etwas bebender Stimme, „kaum hatte ich die *toga praetexta** abgeworfen, als ich bei der asiatischen Legion eingereiht wurde. Ich kannte weder die Stadt und deren Freuden, noch das Leben, noch die Liebe. Von Anakreon und Horaz kann ich wohl einige Gedichte auswendig, aber niemals vermöchte ich es, Verse zu sprechen, wenn der Geist vor Bewunderung sprachlos wird und keine eigenen Worte findet. Als ich noch ein Knabe war, besuchte ich die Schule des Musonius, welcher uns Knaben lehrte, daß unser Glück stets darauf beruhe, zu wollen, was die Götter wollen, und daß es daher nur an uns selbst liegt, glücklich zu sein. Ich glaube aber, daß es noch ein anderes großes und unendliches Glück giebt, welches nicht von unserm Willen abhängt, weil nur die Liebe es uns gewähren kann. Selbst die Götter fühlen dieses Glück, und auch ich, o Lygia, der ich die Liebe erst jetzt kennen gelernt habe, sehne mich nach dem Glück, das sie allein zu geben vermag . . .“

Er schwieg und eine Zeitlang vernahm man nur das leise Gurgeln des Wassers, welches der kleine Aulus mit Steinen bewarf, um die Fische aufzuscheuchen. —

Nach einer Weile begann Vinicius von neuem mit noch weicherer, leiserer Stimme: „Du kennst doch Titus, den Sohn des Vespasian? Von dem man sagt, er habe sich, kaum dem Knabenalter entwachsen, so leidenschaftlich in Berenice verliebt, daß die Sehnsucht ihn fast verzehre . . . Lygia! auch ich wäre einer solchen Liebe fähig. Reichtum, Ruhm, Macht — sie sind ein leerer Rauch! Ein Nichts! Der Reiche trifft immer wieder einen Reicher, der Ruhmreiche wird durch den größeren Ruhm eines Fremden in Schatten gestellt, der Mächtige durch den Mächtigeren bezwungen . . . Aber kann selbst der Cäsar, kann sogar irgend ein Gott eine größere Wonne empfinden oder glückseliger sein, als ein gewöhnlicher Sterblicher, wenn die

*) Mit Purpurstreifen verbrämte Toga der Knaben. Die Toga abwerfen heißt manbar werden.

Heißersehnte an seiner Brust ruht, oder wenn er die Lippen der Geliebten küßt. Die Liebe macht uns den Göttern gleich — o Lygia!"

Und sie lauschte mit einer gewissen Unruhe und Verwunderung, etwa so, wie sie dem Klange einer griechischen Flöte oder einer Zither gelauscht hätte. Ihr war, als singe Vinicius eine seltsame Weise, die ihrem Ohre schmeichle, ihr Blut in Wallung bringe und zugleich ihr Herz mit ohnmächtiger Furcht und unbegreiflicher Freude erfüllte . . . Ihr war auch, als ob er etwas ausspräche, was sie schon zuvor empfunden, wovon sie sich aber keine Nechenschaft hatte geben können. Sie fühlte, daß er etwas in ihr erweckte, was bisher geschlummert hatte, und daß ein unklares Traumgebilde eine immer deuflichere und anziehendere Form annahm.

Die Sonne hatte sich inzwischen längst über die Tiber gewälzt und stand niedrig über dem Janiculus. Auf die regungslosen Cypressen fiel ein rötlicher Lichtschein — die ganze Luft war davon durchtränkt. Lygia hob die blauen, wie eben aus dem Schlummer erwachenden Augen zu Vinicius empor und mit einem Male — im Abendschimmer, über sie geneigt und mit der zitternden Bitte im Blicke — erschien er ihr schöner als alle Menschen, ja selbst schöner als die griechischen und römischen Götter vor den Tempeln. Er aber umfing leicht ihr Handgelenk und fragte: „Errätst Du nicht, Lygia, weshalb ich Dir dies sage?“

„Nein!“ flüsterte sie so leise, daß er es kaum verstand.

Doch er glaubte ihr nicht, und ihre Hand immer fester umschließend, hätte er vielleicht, von seiner Leidenschaft übermannt, das liebliche Mädchen an sein heftig klopfendes Herz gezogen und noch feurigere Worte an sie gerichtet, wenn nicht auf dem von Myrten um säumten Fußpfade der alte Aulus sichtbar geworden wäre, welcher ihnen zurief, während er herantrat: „Die Sonne geht unter, hütet Euch vor der Abendluft. Libitina läßt nicht mit sich spaßen.“

„Nicht doch,“ versetzte Vinicius, „ich habe bisher die Toga nicht umgenommen und die Kühle nicht empfunden.“

„Nun blickt kaum noch die halbe Scheibe hinter dem Hügel hervor,“ bemerkte der alte Kriegsmann. „In Sizilien ist das freilich anders, dort versammelt sich des Abends das Volk auf

den Ringpläßen, um mit Chorgesängen vom scheidenden Phöbus Abschied zu nehmen.“

Er vergaß, daß er eben selbst vor der Todesgöttin gewarnt hatte, und fing an von Sicilien zu erzählen, wo seine landwirtschaftlichen Besitzungen lagen, die ihm sehr ans Herz gewachsen waren. Der Gedanke sei ihm schon häufig gekommen, erklärte er, ganz nach Sicilien überzusiedeln und dort in beschaulicher Ruhe sein Leben zu enden. Genug habe er des winterlichen Reises, denn auch sein Haupt sei ja schon weiß. Noch trügen zwar die Bäume ihre Blätter, noch lache über der Stadt ein blauer Himmel, aber wenn die Weinranke gelb werde, wenn der Schnee auf dem Albanergebirge falle, wenn die Götter die Campania mit heftigen Stürmen heimsuchten, dann vielleicht ziehe er mit dem ganzen Hause auf seinen stillen ländlichen Wohnsitz.

„Wie? Du hättest Lust, Rom zu verlassen, Plautius?“ sagte Vinicius plötzlich beunruhigt.

„Schon lange habe ich diesen Wunsch,“ antwortete Aulus, „denn dort ist es ruhiger und gefahrloser.“

Und er begann aufs neue seine Obstgärten und seine Herden zu rühmen — das im Grün versteckte Haus und die Berge, wo der Thymian und das Pfefferkraut wuchs, von Bienen umsummt. Vinicius hatte keinen Sinn für diese bukolische Weise*) — er dachte nur daran, daß Lygia ihm entrissen werden könnte und blickte zu Petronius hinüber, als wenn er von diesem Hilfe erwartete.

Petronius, der an Pomponias Seite saß, labte sich an dem Anblick der untergehenden Sonne, an dem Garten und an der am Fischweiher stehenden Menschengruppe. Die weißen Gewänder hoben sich im Abendschimmer goldfarben vom dunklen Myrtengrunde ab. Das Abendrot färbte den Himmel purpur und violett und schillerte in allen Farben des Opals. Die schwarzen, schattenhaften Umrisse der Cypressen traten noch särfer hervor als beim Tageslichte, und über den ganzen Garten war eine friedliche Abendstimmung ausgesoffen.

Petronius empfand den hier herrschenden Seelenfrieden sofort, und prüfend betrachtete er die Hausbewohner. Ein ihm fremder Ausdruck lag auf den Zügen Pomponias, des alten

*) Hirten gesänge.

Aulus, des Knaben und Lygias, ein Ausdruck, den er auf den Gesichtern anderer niemals wahrgenommen hatte, die ihn täglich oder vielmehr jede Nacht umgaben. Welch friedliches, heiteres Leben schienen diese Menschen hier zu führen. Und mit einer gewissen Verwunderung gestand er sich, daß es wohl eine Lebensführung geben müsse, deren Schönheit, deren Anmut er nie kennen gelernt hatte, er, welcher doch stets im Leben nach Schönheit und Anmut strebte. Diesem Gedanken Worte verleihend, wandte er sich zu Pomponia und sagte: „Ich erwäge im Geiste, wie verschieden doch Eure Welt ist von der, über die Nero regiert.“

Pomponia aber richtete ihren Blick zum Abendhimmel empor und erwiederte schlicht: „Nicht Nero regiert die Welt, sondern Gott.“ —

Ein kurzes Schweigen trat ein. Auf dem zu dem Triclinium führenden Wege wurden die Schritte des alten Heerführers, des Vinicius, Lygias und des kleinen Aulus hörbar, aber ehe diese nahe traten, fragte Petronius: „Du glaubst demnach an die Götter, Pomponia?“

„Ich glaube an Gott, der einzige, gerecht und allmächtig ist,“ antwortete das Weib des Aulus Plautius.

Drittes Kapitel.

„Sie glaubt an Gott, der einzige, gerecht und allmächtig ist,“ wiederholte Petronius, als er sich wieder allein in der Sänfte befand. „Wenn ihr Gott allmächtig ist, dann regiert er über Leben und Tod, und wenn er gerecht ist, dann sendet er zur rechten Zeit den Tod. Warum trägt also Pomponia noch um Julia Trauer? — Indem sie trauert, tadeln sie ja ihren Gott. Darüber muß ich einmal mit unserem feuersfarbenen Affen reden, denn ich bilde mir ein, es in der Dialektik mit Sokrates aufzunehmen. Was die Frauen betrifft, bin ich mir darüber klar, daß jede drei oder vier Seelen hat, aber keine hat Verstand. Möchte doch Pomponia mit Seneca oder Korinus darüber nachdenken, was ihr großer Logos eigentlich

ist . . . Alle zugleich sollten sie die Schatten des Xenophanes, Parmenides, Zeno und Plato anrufen, die sich in der Unterwelt langweilen wie die Zeifige im Käfig. Ich wollte mit ihr und Plautius überhaupt von etwas ganz anderem reden. Beim heiligen Leibe der ägyptischen Iffis! Wenn ich gerade gesagt hätte, wozu wir gekommen sind, ich glaube, beider sittliche Entrüstung hätte einen Klang gegeben wie ein Erzschild, auf welches man mit einer Keule geschlagen. Aber ich wagte es nicht! Du kannst es glauben, Vinicius, daß ich es nicht wagte. Die Pfauen sind schöne Vögel, aber ihr Geschrei ist durchdringend. Ich fürchtete solches Geschrei. Übrigens muß ich Deine Wahl billigen. Die rosige Morgenröte! und weißt Du, woran sie mich noch erinnerte? — An den Frühling! — Aber nicht an unseren Frühling in Italien, wo sich kaum hier und dort ein Apfelbaum mit Blüten bedeckt, und die Ölgärten grau bleiben wie zuvor, sondern an den Frühling, den ich einst in Helvetien erlebte, den jungen, frischen, hellgrünen Frühling. Bei der bleichen Selene, ich wundere mich nicht, Marcus, daß Du eine Diana liebst, und daß Aulus und Pomponia bereit sind, Dich zu zerreißen, wie einst die Hunde den Altaon."

Vinicius schwieg eine Zeitlang, ohne das Haupt zu erheben, dann aber begann er mit vor Leidenschaft bebender Stimme: „Wenn ich mich bisher nach ihr sehnte, so sehne ich mich jetzt nicht mehr nach ihr. Als ich ihre Hand umfaßte, drang ein Feuer in mich . . . Ich muß sie haben. Wäre ich Zeus, käme ich als Wolke zu ihr, wie zu Juno, oder ich würde mich als Regen zu ihr niederlassen, wie er auf Danaë; ich wollte ihre Lippen küssen bis sie schmerzten. Ich möchte Aulus und Pomponia töten, Lygia entführen und in mein Haus tragen. Ich werde heut nicht schlafen, aber einen meiner Sklaven peitschen lassen, um sein Gewimmer zu hören.“

„Beruhige Dich,“ sagte Petronius, „Du hast ja Gelüste wie ein Zimmermann aus der Subura.“

„Das ist mir einerlei. Ich muß sie haben. Ich kam zu Dir, um Deinen Rat zu hören, wenn Du aber keinen weißt, muß ich mir selbst helfen . . . Aulus betrachtet Lygia als Tochter, wie könnte ich sie als Sklavin betrachten? Giebt es keinen anderen Ausweg, so mag sie die Schwelle meines Hauses umspinnen, mit Wolfssfette salben und als mein Eheweib an meinem Herde sitzen.“

„Beruhige Dich, wahnwitziger Abkömmling der Konsuln! Nicht deshalb führen wir die Barbaren an Stricken hinter unsren Siegeswagen her, um dann ihre Töchter zu heiraten. Hüte Dich vor dem Äußersten. Wende zuerst alle geraden, ehrlichen Mittel an und lasse Dir und mir Zeit zur Überlegung. Auch mir erschien Chrysotemis einst wie eine Tochter Jovis, und trotzdem habe ich sie nicht geheiratet — gerade wie Nero Acte nicht geheiratet hat, obgleich sie als Tochter des Königs Althalos gilt . . . Beruhige Dich . . . Bedenke doch, wenn sie Aulus und Pomponia Deinetwegen verlassen will, haben diese gar nicht das Recht, sie zurückzuhalten. Weißt Du auch, daß Du nicht allein in Liebe entbrannt bist, denn auch in ihr hat Eros die Flamme entzündet. Ich habe dies gesehen, und mir muß man glauben . . . Habe Geduld. Für alles gibst es ein Mittel, heute aber habe ich schon zu viel nachgedacht und dies ermüdet. Doch versichere ich Dich, daß ich auch morgen noch Deiner Liebe gedenken werde, und Petronius müßte nicht Petronius sein, wenn er nicht irgend einen Ausweg fände.“

Wieder schwiegen beide, erst nach einiger Zeit sagte Vinicius schon etwas ruhiger: „Ich danke Dir. Möge Fortuna Dir freigebig sein.“

„Habe Geduld!“

„Wohin willst Du getragen sein?“

„Zu Chrysotemis . . .“

„Glücklich bist Du, daß Du diejenige besitzest, die Du liebst!“

„Ich? Weißt Du, was mir an Chrysotemis noch Spaß macht? Daß sie mich mit meinem eigenen Freigelassenen, dem Lautenschläger Theocles, betrügt und sich einbildet, daß ich nichts davon merke. Einst liebte ich sie, aber jetzt dulde ich sie bei mir, weil ich mich an ihrer Lügenhaftigkeit und Dummheit ergöze. Komme mit zu ihr. Wenn sie Dich zu berücken sucht und mit dem weinbenetzten Finger Dir Buchstaben auf den Tisch schreibt, dann wisse, daß ich nicht eifersüchtig bin.“

Und sie ließen sich beide zu Chrysotemis tragen.

In der Vorhalle legte Petronius die Hand auf des Vinicius Arm und sagte: „Warte, mir scheint, ich habe einen Plan.“

„Mögen es alle Götter Dir vergelten!“

„Ja, ja, ich glaube, das Mittel ist unfehlbar. Weißt Du, was es ist, Marcus?“

„Ich höre Dich — meine Athene . . .“

„In wenigen Tagen schon wird die göttliche Lygia unter Deinem Dache vom Korn der Demeter essen.“

„Du bist größer als Cäsar!“ rief Vinicius begeistert.

Biertes Kapitel.

Petronius hielt sein Versprechen. Am Tage nach dem Besuche bei Chrysotemis schlief er ununterbrochen bis zum Abend und ließ sich dann nach dem Palatinus tragen — und hatte mit Nero eine vertrauliche Unterredung. Die Folge davon war, daß schon am dritten Tage ein Centurio an der Spitze einer Abteilung der prätorianischen Leibwache vor dem Hause des Plautius erschien.

Die Zeiten waren unsicher und schrecklich. Boten dieser Art waren häufig Verkünder des Todes. Als daher der Centurio mit dem Hammer an das Thor des Aulus pochte, und der Oberaufseher des Atriums die Kunde brachte, daß Söldlinge in der Vorhalle sich befänden, herrschte Bestürzung im ganzen Hause. Die Angehörigen versammelten sich alsbald um den alten Krieger, denn niemand zweifelte, daß vornehmlich ihm Gefahr drohe. Pomponia umklammerte seinen Hals mit ihren Armen, schmiegte sich innig an ihn und ihre blassen Lippen bewegten sich rasch, unverständliche Worte murmelnd. Lygia, weiß wie ein Tuch, bedeckte seine Hand mit Küszen, der kleine Aulus klammerte sich an die Toga des Vaters — aus den Korridoren, aus den für die Dienstinnen bestimmten höher gelegenen Zimmern, aus den Gefinde- und Badestuben, aus den gewölbten Kellerräumen, aus dem ganzen Hause strömten Scharen von Sklaven und Sklavinnen herbei, Rufe wie: „Heu! heu! me miserum!“ wurden vernehmbar; die Weiber brachen in ein lautes Schluchzen aus, einige fraßen ihre Wangen oder verhüllten ihre Häupter mit Tüchern.

Nur der alte Kriegsmann selbst, der dem Tode unzählige mal ins Antlitz geschaut hatte, blieb ruhig und sein kurzes Adlerprofil schien wie aus Stein gemeißelt. Nach einer Weile, als er dem Wehklagen Einhalt geboten und der Dienerschaft

befohlen hatte, auseinander zu gehen, sagte er: „Lasse mich, Pomponia, wenn wirklich mein Ende nahe ist, werden wir noch Zeit haben, Abschied zu nehmen.“

Und er schob sie sanft von sich, sie aber sprach: „O, Aulus, wäre doch Dein Los auch das meine!“ Dann sank sie auf die Knie und betete mit der Inbrunst, die einzig nur aus der Seelenangst um ein geliebtes Wesen entspringen kann.

Aulus trat ins Atrium, wo der Centurio seiner harrte. Es war der alte Caius Hasta, sein ehemaliger Untergebener und Gefährte aus den britannischen Kriegen.

„Sei gegrüßt, mein Feldherr,“ sagte er. „Ich bringe Dir einen Befehl und die Grüße des Kaisers. Hier sind die Täfelchen zum Zeichen, daß ich in seinem Namen komme.“

„Ich bin dem Kaiser dankbar für seine Grüße, und dem Befehle werde ich Folge leisten,“ erwiderte Plautius. „Sei mir gegrüßt, Hasta, und sprich, welchen Auftrag hast Du zu überbringen?“

„Aulus Plautius,“ begann Hasta, „der Kaiser hat in Erfahrung gebracht, daß in Deinem Hause die Tochter des Lygierkönigs weilt, welche dieser König noch zu Lebzeiten des göttlichen Claudio den Römern als Geisel und als Gewähr dafür über gab, daß die Grenzen des Reiches niemals durch die Lygier verletzt werden sollten. Der göttliche Nero ist Dir dankbar, mein Feldherr, weil Du ihr so viele Jahre hindurch Gastfreundschaft gewährtest, doch will er nicht, daß sie Dir länger zur Last falle, auch ist er der Meinung, daß das Mädchen, als eine Geisel, unter den Schutz des Kaisers und des Senats gehöre, und deshalb befiehlt er Dir, sie in meine Hände auszuliefern.“

Aulus war zu sehr Soldat und zu sehr Römer, als daß er sich diesem Befehle gegenüber einen Ausruf des Bedauerns, ein unnützes Wort oder eine Klage erlaubt hätte. Aber eine Falte des Zornes und des Schmerzes grub sich plötzlich in seine Stirn. Vor diesem Zucken der Wimpern hatten einst die britannischen Legionen gezittert und selbst jetzt in diesem Augenblick malte sich auf Hastas Gesicht ein jähes Erschrecken. Doch Aulus Plautius fühlte sich diesem Befehle gegenüber machtlos. Einige Zeit blickte er auf die Täfelchen und die Schriftzüge, dann hob er den Blick zum alten Centurio und sprach mit ruhiger Stimme: „Warte hier im Atrium, Hasta, bis die Geisel Dir ausgeliefert werden kann.“

Nach diesen Worten begab er sich an das andere Ende des Hauses in den Ökus genannten Saal, wo Pomponia Graecina, Lygia und der kleine Aulus ihn voll Angst und Unruh erwarteten.

„Keinem von uns droht der Tod noch Verbannung auf ferne Inseln,“ sagte er, „und dennoch ist der Bote des Kaisers ein Unglücksbote. Um Dich handelt es sich, Lygia.“

„Um Lygia?“ rief Pomponia erstaunt.

„So ist es,“ antwortete Aulus. Und zu dem Mädchen gewendet, sagte er: „Lygia, Du bist in unserem Hause aufgewachsen wie unser leibliches Kind, und wir beide, Pomponia und ich, lieben Dich wie die Tochter. Aber Du weißt, daß Du nicht unsere Tochter bist. Als Geisel bist Du Rom von Deinem Volke übergeben worden, und dem Kaiser gebührt die Obhut über Dich. Daher nimmt Dich der Kaiser aus unserem Hause.“

Der alte Krieger sprach ruhig, aber mit seltsamer, fremdlingender Stimme. Lygia hörte ihn mit weit offenem Mund an, als ob sie nicht recht verstehe, um was es sich handelte, und die Wangen Pomponias bedeckten sich mit Todesblässe. An den aus dem Korridor in den Ökus führenden Thüren zeigten sich abermals die erschreckten Gesichter der Sklavinnen.

„Der Wille des Kaisers muß befolgt werden,“ sagte Aulus.

„Aulus!“ schrie Pomponia, das Mädchen mit ihren Armen umschlingend, als ob sie es schützen wollte, „besser wäre ihr der Tod.“

Lygia hatte sich an ihre Brust geworfen und wiederholte schluchzend immer nur das Wort: „Mutter! Mutter!“ denn sie brachte nichts anderes hervor.

Auf des Aulus Zügen zeigten sich Zorn und Schmerz. „Wäre ich allein auf der Welt,“ sagte er finster, „gäbe ich sie nicht lebend hin, und meine Anverwandten könnten heute noch ‚Jovi liberatori‘ für uns Opfer darbringen. Aber ich habe kein Recht, Dich und unseren Knaben ins Verderben zu stürzen; er kann vielleicht noch bessere Zeiten erleben. Heute noch will ich zum Kaiser gehen und ihn anslehen, daß er den Befehl widerrufe. Ob er mich vorlassen wird, weiß ich freilich nicht. Jetzt aber lebewohl, Lygia! Pomponia und ich haben immer den Tag gesegnet, an dem Du einen Platz an unserem Herde einnahmst.“ Bei diesen Worten legte er die Hand auf ihr Haupt und obwohl er sich bemühte, seine Fassung zu bewahren,

drang doch in seiner Stimme der tiefe Schmerz des Vaters durch. Als Lygia die von Thränen verschleierten Augen zu ihm erhob und seine Hand an ihre Lippen preßte, sagte er: „Lebewohl, Du unsere Freude, Du unserer Augen Licht.“

Hierauf wandte er sich rasch um und kehrte ins Atrium zurück, um der in ihm aufsteigenden, eines Römers und Feldherrn unwürdigen Führungen Einhalt zu thun.

Pomponia führte Lygia ins Schlafgemach und suchte sie zu beruhigen, zu trösten, ihr Mut zuzusprechen, und was sie sprach, klang so seltsam in dem Hause, wo in der anstoßenden Halle noch das Lararium*) stand und der Herd, auf welchem Aulus Plautius, der alten Sitte getreu, den Hausgöttern opferte.

„Jetzt ist die Zeit der Prüfung gekommen,“ sagte sie. Einst habe Virginius seiner eigenen Tochter das Herz durchbohrt, um sie vor Appius Claudius zu retten; vor ihm schon löschte Lucretia ihre Schande mit ihrem Leben aus. „Das Haus des Kaisers ist eine Lasterhöhle, ein Haus der Schande und des Verbrechens,“ fuhr sie fort. „Aber wir, Lygia, wissen, warum wir nicht das Recht haben, Hand an uns zu legen! . . . So ist es! Die Lehre, der wir anhängen, ist eine reine und erhabene, doch auch sie räumt das Recht ein, gegen Schmach und Schande uns zu verteidigen, selbst wenn wir mit Tod und Marter diese Verteidigung büßen müßten. Wer rein hervorgeht aus dieser Lasterhöhle, dessen Verdienst ist um so größer. Die Erde ist ein Jammerthal, aber zum Glück währt das Leben nur einen Augenblick, und es giebt ein Auferstehen aus dem Grabe, ein Jenseits, wo nicht mehr Nero, sondern die ewige Barmherzigkeit waltet, wo statt des Schmerzes ewige Freude und statt der Thränen ewiger Jubel herrscht.“

Dann begann sie von sich selbst zu reden. Ja! der Friede war mit ihr — aber ein Schmerz durchwühlte ihre Brust. Unter den Augen ihres Aulus lag noch Verblendung, die Quelle des Lichtes war noch nicht über ihn ausgegossen und es stand ihr nicht frei, ihren Sohn in der Wahrheit zu unterrichten. — Wenn sie also dachte, daß es vielleicht bis an ihr Lebensende so bleiben und daß vielleicht der Augenblick der Trennung kommen werde, die hundertfach länger und furchtbarer sei, als die zeitweilige, worüber sie beide jetzt klagten —

*) Der den Hausgöttern geweihte Altar.

vermochte sie sich nicht vorzustellen, daß sie ohne ihren Gatten und ihr Kind leben, daß sie sich sogar im Himmelreich glücklich fühlen könne. Schon viele Nächte hindurch hatte sie geweint und Gott um Barmherzigkeit und Gnade angefleht. Doch fügt sie sich in ihrem Schmerze dem Willen Gottes und wartet und hofft. Und jetzt, als ein neuer Schlag sie trifft und durch den schrecklichen Befehl ihr ein teures Haupt — das Aulus das Licht seiner Augen genannt — geraubt werden soll, war ihr Glauben noch nicht erschüttert, weil sie glaubte, daß es noch eine Macht gebe, die noch stärker sei als die Neros, eine Barmherzigkeit, die noch größer sei als seine Wut.

Und sie drückte das Köpfchen des jungen Mädchens noch inniger an ihre Brust. Lygia aber ließ sich zu ihren Füßen nieder und die Augen in den Falten von Pomponias Peplum verbergend, verharrete sie eine Zeitlang schweigend. Als sie sich endlich erhob, zeigte das junge Gesicht schon etwas mehr Fassung.

„Ich scheide schwer von Euch, von Dir, Mutter, vom Vater und vom Bruder, aber ich weiß, daß jeder Widerstand vergeblich wäre und Euch allen Verderben brächte. Ich gelobe Dir jedoch, im Kaiserpalaste Deine Worte nie zu vergessen.“

Einmal noch schlängt sie die Arme um den Hals Pomponias, und als sie beide in den Ökus zurückgelehrt waren, nahm sie Abschied vom kleinen Plautius, von dem greisen Griechen, beider Lehrer, von der Gewandhüterin, von der sie als Kind gewartet worden war, und von allen Slaven.

Einer von ihnen, ein hochgewachsener, breitschultriger Lygier, den man im Hause Ursus hieß und der seiner Zeit mit Lygia, deren Mutter und anderen Dienern ins römische Lager gekommen war, fiel zu den Füßen des jungen Mädchens nieder, beugte auch die Knie vor Pomponia und rief: „O Domina! Laßt mich meine Herrin begleiten, damit ich ihr im Kaiserpalaste dienen und sie beschützen kann.“

„Du bist nicht unser Diener, sondern Lygias“, erwiderte Pomponia Graecina. „Aber wird man Dir auch den Eintritt gestatten? Und wie willst Du über sie wachen?“

„Das weiß ich nicht, Domina, ich weiß aber, daß Eisen in meinen Händen wie Holz bricht.“ —

Als Aulus Plautius, der in diesem Augenblicke zurückkehrte, erfuhr, um was es sich handle, widersehnte er sich der

Bitte des Lygiers nicht, ja, er erklärte sogar, sie hätten nicht einmal das Recht, ihn zurückzuhalten. Wenn sie Lygia als Geisel, die vom Kaiser zurückgefordert werde, auslieferen, müßten sie auch ihr Gefolge mitschicken, welches dann samt ihr unter den Schutz des Kaisers gestellt werde. Hier flüsterte er Pomponia zu, daß sie dem Mädchen unter diesem Vorwande so viel Sklavinnen mitgeben dürfe, als ihr angemessen erscheine, denn der Centurio dürfe deren Mitnahme nicht verweigern.

Für Lygia lag darin ein gewisser Trost, und Pomponia war froh, das Mädchen mit Leuten ihrer Wahl umgeben zu dürfen. Außer Ursus wurden noch die alte Gewandhüterin, zwei im Frisieren geübte Cypermädchen und zwei germanische Badedienerinnen zur Begleitung mitgegeben. Pomponias Wahl war ausschließlich auf Bekannter des neuen Glaubens gefallen, und da auch Ursus diesem Glauben seit mehreren Jahren angehörte, konnte sie auf die Treue dieser Diener zählen, sich aber auch mit dem Gedanken trösten, daß nun ein Saatkorn der neuen Lehre im Hause des Kaisers ausgestreut werde.

Durch einige Zeilen, die sie niederschrieb, stellte sie dann noch Lygia unter den Schutz Actes, der Freigelassenen Neros. Bei den Versammlungen der Glaubensbekennner war Acte zwar nie anwesend, aber Pomponia hatte von anderen gehört, daß Acte den Christen nie ihre Hilfe versage und eifrig in den Briefen des Paulus von Tarsos lese. Sie hatte auch vernommen, daß die junge Freigelassene, die in stiller Trauer dahinlebte, ganz anders war als die anderen Frauen in Neros Hause, und sie für den guten Geist des Palastes galt.

Hasta versprach, Acte den Brief einzuhändigen, und machte nicht die mindesten Schwierigkeiten, die Sklaven mitzunehmen, denn er hielt es für selbstverständlich, daß eine Königstochter ihr eigenes Dienergefolge haben müsse; ja, er wunderte sich sogar über die geringe Anzahl. Nur bat er um Eile, weil er sonst fürchten müsse, in den Verdacht zu kommen, die Erfüllung des kaiserlichen Befehles mit Saumseligkeit betrieben zu haben.

Die Stunde der Trennung war gekommen. Pomponias und Lygias Augen füllten sich abermals mit Thränen, Aulus legte noch einmal die Hand auf das Haupt des Mädchens — und von den Weherufen des kleinen Aulus begleitet, welcher, um die Schwester zu schützen, den Centurio mit den kleinen Fäusten bedrohte — führten die Söldlinge Lygia in den Kaiserpalast.

Der alte Krieger befahl, seine Säufte bereit zu halten, dann schloß er sich mit Pomponia in die an dem Ökus stehende Pinakothek ein und sagte zu ihr: „Höre mich an, Pomponia. Ich gehe zum Kaiser, obwohl ich fürchte, daß es vergeblich sein wird, und auch zu Seneca, dessen Wort aber leider nicht mehr viel vermag. Heut haben Sofonius Tigellinus, oder Batinus mehr Geltung . . . Was den Kaiser selbst anbelangt, so hat er wahrscheinlich niemals in seinem Leben irgend etwas vom Stamme der Lygier gehört; wenn er also die Auslieferung Lygias als Geisel fordert, so thut er es nur, weil jemand ihn dazu überredet hat, und es ist leicht zu erraten, wer dies ist.“

Pomponia hob rasch den Blick empor: „Petronius?“

„So ist es.“

Eine kurze Pause folgte, dann fuhr der alte Feldherr fort: „Das hat man davon, wenn man einen dieser Menschen ohne Ehre und Gewissen über die Schwelle läßt. Verflucht sei die Stunde, in welcher Vinicius mein Haus betrat. Er ist es, der uns Petronius zuführte. Wehe über Lygia! denn nicht die Geisel suchen sie in ihr, sondern die Buhlin.“

In seinem Zorn, seinem ohnmächtigen Grimm und in seinem Kummer um die Pflege Tochter zischte er beim Sprechen noch mehr als gewöhnlich. Einige Zeit kämpfte er mit sich selbst, und nur die geballten Fäuste verrieten den schweren inneren Kampf.

„Bis jetzt habe ich die Götter verehrt,“ sagte er, „aber nun möchte ich fast glauben, daß es gar keine Götter über uns giebt — nur den einen, das böse und wahnfinnige Ungeheuer, das sich Nero nennt.“

„Aulus!“ rief Pomponia, „Nero ist nichts als eine Handvoll Staub im Vergleich zu Gott.“

Der alte Feldherr ging erregt auf dem Mosaikboden der Pinakothek hin und her. Sein Leben war reich an großen Thaten, aber großes Unglück hatte er nicht kennen gelernt und er war daher nicht daran gewöhnt. Der alte Krieger hing mehr an Lygia, als er selber wußte, und er konnte sich bei dem Gedanken, sie verloren zu haben, nicht trösten. Zudem kam er sich gedemügt vor. Er verachtete die Hand, die auf ihm lastete, fühlte aber gleichzeitig nur zu gut, daß sie mächtiger sei als die seine.

Als es ihm endlich gelungen war, den ersten heftigen

Born zu händigen, der ihm die Gedanken verwirrte, sagte er: „Ich glaube nicht, daß Petronius sie für den Kaiser selbst bestimmt hat, denn er wird sich kaum Poppaea zur Feindin machen wollen. Also entweder für sich selbst oder für Binius . . . Heut noch will ich mir Klarheit darüber verschaffen.“

Bald darauf ließ er sich in seiner Sänfte nach dem Palatinus tragen. Pomponia, welche allein zurückblieb, begab sich zum kleinen Aulus, dessen Thränen um die Schwester noch nicht versiegten waren und der fortwährend Drohungen gegen den Kaiser aussetzte.

Fünftes Kapitel.

Aulus hatte richtig vermutet, er wurde im Kaiserpalaste nicht vorgelassen. Man bedeutete ihm, daß der Kaiser beschäftigt sei, mit dem Lautenschläger Terpnos einen Gesang einzuüben, und daß er überhaupt nur jene zu empfangen pflege, die er selbst berufe. Mit andern Worten: Aulus möge auch in Zukunft nicht versuchen, ihn zu sehen. —

Seneca hingegen, obwohl er gerade am Fieber litt, empfing nichtsdestoweniger den alten Feldherrn mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht. Doch als er hörte, um was es sich handle, lächelte er und sagte: „Ich kann Dir nur einen Dienst erweisen, edler Plautius, indem ich dem Kaiser niemals zeige, daß mein Herz Anteil an Deinem Schmerze nimmt, oder daß ich Dir helfen möchte. Denn der geringste Argwohn des Kaisers in dieser Hinsicht würde ihn abhalten, Dir Lygia zurückzugeben, und wäre es auch nur aus dem Grunde, mir einen Possen zu spielen.“

Er riet auch davon ab, sich an Tigellinus, an Batinius oder Vitellius zu wenden. Möglicherweise ließe sich da mit Geld etwas ausrichten, vielleicht würden diese auch gern Petronius eine Possen spielen, dessen Einfluß sie zu untergraben suchten, das Wahrscheinlichste aber war, daß sie dem Kaiser verraten würden, wie teuer Lygia dem Plautius sei, und dann werde Nero sie erst recht nicht mehr freigeben. Die Worte des alten Weisen nahmen eine beißende Schärfe an, die er gegen die eigene Person kehrte:

„Du hast geschwiegen, Plautius, viele Jahre lang geschwiegen, und der Kaiser liebt die Schweigenden nicht! Weshalb zeigtest Du Dich nicht begeistert von seiner Schönheit, seiner Jugend, seinem Gesange, über seine Declamation, seine Kunst als Wagenlenker und über seine Verse? Wie konntest Du den Tod des Britannicus nicht rühmen, weshalb hieltest Du keine Lobreden zu Ehren des Muttermörders, weshalb brachtest Du nicht Deine Glückwünsche zur Erdrosselung der Octavia dar? Dir gebricht es an der Vorsicht, Aulus, welche wir, die wir so glücklich sind, am Hofe zu leben, in entsprechendem Maße besitzen.“ So sprechend, ergriff er den Becher, welchen er um den Leib gegürtet trug, schöpfte Wasser aus der Fontäne des Impluviums und sagte, nachdem er den trockenen Gaumen erfrischt hatte: „Ach, Nero hat ein dankbares Herz! Er liebt Dich, weil Du Rom gedient und seinen Ruhm bis an die Grenzen der bewohnten Welt getragen hast, und er liebt mich, weil ich der Lehrer seiner Jugend war. Und darum, siehst Du, trinke ich ruhigen Gemütes von diesem Wasser, denn ich weiß, daß es kein Gift enthält. Über den Wein in meinem Hause könnte ich nicht so sicher urteilen, aber Wasser kannst Du gefahrlos trinken, wenn Du durstig bist. Von dem Albanergebirge führt es uns die Wasserleitung zu, und wer es vergiften wollte, würde alle Brunnen in Rom vergiften. Wie Du siehst, kann man sogar in dieser Welt unbesorgt sein und ein ruhiges Alter genießen. Ja, ja, frank bin ich, doch nicht so sehr am Körper als an der Seele.“

Er sprach die Wahrheit. Seneca besaß nicht mehr die Seelenkraft, wie zum Beispiel Kornutus oder Traseas, sein Leben war nichts als eine Reihe von Konzessionen, die er dem Verbrechen machte. Er fühlte und wußte es selbst, daß er als Bekannter der Grundsätze Zenos einen andern Weg zu gehen hatte und deshalb litt er mehr, als er den Tod fürchtete.

Der alte Feldherr unterbrach nun die bitteren Ausfälle. „Edler Annäus,“ sagte er, „ich weiß, wie Dir der Kaiser die Fürsorge lohnt, die Du ihm in seinen Jugendjahren angedeihen liebst. Doch Petronius ist schuld, daß uns das Kind entrissen wurde. Weise mir einen Weg, um ihm beizukommen, sage mir, welchen Einflüssen er zugänglich ist, und Du wende ihm gegenüber Deine ganze Beredsamkeit auf, zu der Dich die alte Freundschaft für mich zu begeistern vermag.“

„Petronius und ich,“ antwortete Seneca, „wir gehören zwei ganz entgegengesetzten Lagern an. Ich weiß nichts, was auf ihn einwirken könnte, und Einflüsse, denen er zugänglich wäre, giebt es nicht. Es mag ja sein, daß er bei all seiner ganzen Verderbtheit noch mehr wert ist, als all die Schufte, mit welchen Nero sich jetzt umgibt, aber ihm zu beweisen, daß er ein Unrecht begangen hat, hieße nur die Zeit verlieren. Petronius hat längst die Fähigkeit verloren, Gutes vom Bösen zu unterscheiden. Setze ihm auseinander, wie häßlich sein Verhalten war, dann wird er sich schämen. Sobald ich ihn wiedersehe, sage ich ihm: ‚Deiner Handlungsweise nach müßtest Du ein Freigelassener sein.‘ — Wenn das nichts hilft, dann giebt es keine Hilfe mehr.“

„Auch dafür danke ich Dir,“ sagte der Feldherr.

Nun ließ er sich zu Vinicius tragen, der sich gerade mit dem Lanisten des Hauses im Fechten übte. Als Aulus sah, mit welcher Ruhe sich der junge Mann seinen Fechtübungen hingab, nachdem der Anschlag gegen Lygia zur Ausführung gebracht worden war, übermannte ihn der Zorn, der sich auch, nachdem der Vorhang hinter dem Lanisten gefallen war, alsbald in bitteren Vorwürfen und Schmähungen Luft machte. Doch als Vinicius erfuhr, man habe Lygia entführt, erbleichte er so furchtbar, daß Aulus ihn nicht mehr im Verdachte haben konnte, an dem Anschlage sich beteiligt zu haben. Die Schweisstropfen bedeckten die Stirn des Jünglings; das Blut, welches im ersten Augenblicke zum Herzen geströmt war, kehrte in heißen Wellen ins Gesicht zurück, die Augen sprühten Funken und der Mund stieß verwirrte Fragen aus. Eifersucht und Wut rüttelten an ihm wie ein Sturmwind. Die Schwelle des Kaiserpalastes überschritten, wähnte er Lygia auf ewig für sich verloren — als aber Aulus den Namen des Petronius nannte, zuckte wie ein Blitz der Verdacht durch den Kopf des jungen Kriegers, Petronius habe sein Spiel mit ihm getrieben und entweder Lygia dem Kaiser zum Geschenke gemacht, um sich aufs neue dessen Gunst zu erringen, oder auch, daß er sie für sich selbst behielt. Es schien ihm kaum denkbar, daß einer, der Lygia gesehen, sie nicht auch zugleich begehrn sollte.

Der in seiner Familie erbliche Fähzorn gewann solche Macht über ihn, daß er wie ein wildes Pferd tobte. „Mein Feldherr!“ stammelte er, „kehre in Dein Haus zurück und er-

warte mich dort . . . Wisse, wenn Petronius mein eigener Vater wäre, ich Lygias Schmach dennoch an ihm rächen würde. Kehre heim und erwarte mich. Weder Petronius noch der Kaiser sollen sie besitzen.“ Er schüttelte die geballten Fäuste gegen die in Gewänder gehüllten Wachsmasken, die sich im Atrium befanden, und rief: „Bei diesen Totenmasken! Eher töte ich sie und mich!“ Bei diesen Worten sprang er auf und Aulus nochmals zurufend: „Erwarte mich!“ stürmte er wie wahnfinnig aus dem Atrium und eilte zu Petronius, sich rücksichtslos auf der Straße seinen Weg bahnend.

Aulus hingegen kehrte etwas mutvoller nach Hause zurück, glaubte er doch, Vinicius werde Lygia zu ihm zurückbringen, wenn Petronius den Kaiser zu dem Vorgehen gegen Lygia aus dem Grunde veranlaßt hatte, um sie dann später dem Vinicius auszuliefern. Keinen geringen Trost gewährte ihm auch der Gedanke, daß Lygia, selbst wenn sie nicht gerettet, so doch geächt und durch den Tod vor der Schande geschützt werde. An Vinicius' Versprechungen glaubte er fest. Er kannte die Tollkühnheit, er kannte den Fähzorn, der ein Erbteil dieses ganzen Geschlechts war. Er selbst, obgleich er Lygia wie ein leiblicher Vater liebte, würde sie eher getötet, als dem Kaiser überlassen haben, und wenn es nicht aus Rücksicht für seinen Sohn gewesen wäre, den letzten Sproß der Familie, würde er in seinem Thun keinen Augenblick geschwankt haben. Aulus war Soldat — von Stoikern wußte er kaum etwas; trotzdem ähnelte er ihnen in seinem Empfinden, in seinen Ideen. Der Tod erschien ihm daher besser und wünschenswerter als die Schande.

Nach Hause zurückgekehrt, beruhigte er Pomponia, indem er ihr etwas von seiner Zuversicht einzuflößen suchte, und beide verbrachten die Zeit damit, auf Nachricht von Vinicius zu warten. Sobald die Schritte eines Sklaven im Atrium laut wurden, dachten sie, daß es Vinicius sei, der ihnen das geliebte Kind zurückbringe, und sie segneten die beiden aus tiefster Seele. Aber die Zeit verrann und es kam keine Nachricht. Erst abends klopfte der Hammer ans Thor.

Gleich darauf trat ein Sklave ein und brachte Aulus ein Schreiben. Trotz seiner gern geübten Selbstbeherrschung griff er mit zitternder Hand danach und die Augen flogen so hastig über die Zeilen, als ob es sich um das Wohl und Wehe seines ganzen Hauses handle.

Plötzlich verfinsterte sich sein Antlitz, wie unter dem Schatten einer vorüberziehenden Wolke. „Lies,” sagte er, sich an Pomponia wendend.

Pomponia nahm den Brief und las wie folgt:

„Marcus Vinicius grüßt Aulus Plautius. Was geschah, geschah auf des Kaisers Befehl. Neiget Euer Haupt vor seinem Willen wie ich und Petronius.“

Darauf trat eine lange Pause ein.

Sechstes Kapitel.

Petronius war zu Hause, als Vinicius bei ihm eintraf. Der Thürhüter wagte den jungen Mann nicht zurückzuhalten, der wie ein Sturmwind ins Atrium einbrach, und als er erfahren, daß der Hausherr in der Bibliothek sei, ohne Aufenthalt weiterstürmte. Er traf Petronius schreibend an. Ohne weiteres riß er ihm das Rohr aus der Hand, brach es entzwei, warf die Stücke auf die Erde, grub seine Finger geradezu in den Arm und stieß, Gesicht an Gesicht, mit heiserer, rauher Stimme die Worte hervor: „Was hast Du mit ihr gemacht? Wo ist sie?“

Da ereignete sich etwas Staunenerregendes. Der schmächtige und verweichlichte Petronius faßte zuerst die in sein Fleisch gefráhlte Hand des jungen Athleten mit festem Griffe, hierauf die zweite, und beide Hände in einer der seinen wie mit Eisenzangen zusammenpressend, sagte er: „Ich bin nur des Morgens ein Schwächling, des Abends gewinne ich die frühere Spannkraft wieder. Versuche es, Dich zu befreien. Ein Weber, so dünkt mich, hat Dich Gymnastik gelehrt und ein Schmied die Sitten.“

Seine Züge verrieten kaum eine Spur von Ärger; nur in den Augen zuckte ein fahler Abglanz von Mut und Energie. Endlich ließ er die Hände des jungen Mannes los, welcher gedemüigt, beschämmt und wutschnaubend vor ihm stand.

„Deine Hand ist wie Stahl,” sagte er, „aber bei allen Göttern der Hölle schwöre ich Dir, wenn Du mich verriest, stoße ich Dir das Messer in den Hals, und müßte es selbst in den Gemächern Neros sein.“

„Lasse uns in Ruhe alles besprechen," entgegnete Petronius.
„Stahl ist stärker als Eisen, wie Du siehst, und wenn man auch aus einem Deiner Arme zwei Arme von mir machen könnte, so brauche ich Dich doch nicht zu fürchten. Nur Deine Grobheit geht mir nahe, und wenn ich mich über die menschliche Undankbarkeit überhaupt noch wundern könnte, so würde ich mich über die Deine wundern.“

„Wo ist Lygia?“

„Im Lupanar; das heißt beim Kaiser.“

„Petronius!“

„Beruhige Dich nur und setze Dich. Ich bat den Kaiser um zwei Dinge, die er mir gewährte; erstens Lygia dem Aulus wegzunehmen, und zweitens sie Dir zu übergeben. Hast Du nicht in den Falten Deiner Toga ein Messer verborgen? Vielleicht beliebt es zuzustechen. Nur würde ich Dir raten, noch einige Tage damit zu warten, denn man würde Dich dann wohl ins Gefängnis stecken, und Lygia würde sich inzwischen in Deinem Hause langweilen.“

Ein kurzes Schweigen trat ein. Vinicius heftete den Blick einige Zeit auf Petronius, dann sagte er: „Verzeihe mir. Ich liebe sie und die Liebe hat mir die Sinne verwirrt.“

„Bewundere mich, Marcus! Vorgestern sprach ich zum Kaiser folgendermaßen: Mein Schwesternsohn Vinicius hat sich in ein mageres Mädchen, das beim Aulus Plautius aufgezogen wurde, so sterblich verliebt, daß er sein ganzes Haus durch sein Seufzen in ein Dampfbad verwandelt hat. Weder Du, mein Kaiser, so sagte ich, noch ich, die wir wissen, was wahre Schönheit ist, würden tausend Sesterzien für sie geben, aber der Bursche war immer ein Dreifuß, und jetzt ist er ganz verdummt.“

„Petronius!“

„Wenn Du nicht einsiehst, daß ich das nur sagte, um Lygia zu schützen, muß ich fast annehmen, daß ich wahr gesprochen. Ich habe dem Feuerbart eingeredet, daß ein Ästhetiker wie er ein solches Mädchen unmöglich für eine Schönheit halten kann, und Nero, der sich bis jetzt nicht getraut, irgend etwas mit anderen Augen anzusehen als ich, wird daher nichts Schönes an ihr finden, und wenn er nichts an ihr findet, wird er sie nicht begehrten. Es war notwendig, sich gegen den Affen sicherzustellen und ihn an die Schnur zu nehmen. Außerdem

wird auch auf diese Weise Poppäa weit eher als Nero die körperlichen Reize Lygias entdecken und sie so rasch als möglich aus dem Palaste zu entfernen suchen. So heiläufig sagte ich dann zum Feuerbart: „Wie wär's, wenn Du Lygia dem Aulus abfordern würdest, um sie dem Vinicius zu geben? Das Recht dazu hast Du, denn sie ist eine Geisel, und wenn Du es thust, spielst Du dem Aulus einen Possen.“ Dies leuchtete ihm ein. Weshalb hätte es ihm nicht einleuchten sollen, da ich ihm eine Gelegenheit verschaffte, anständige Leute zu kränken. Man wird Dich also in aller Form zum Hüter der Geisel einsetzen und diesen lygischen Schatz in Deine Hände ausliefern. Du aber, als Bundesgenosse der tapfern Lygier und als treuer Diener Deines Kaisers, wirst natürlich diesen Schatz nicht verschleudern, sondern Dir dessen Bervielfältigung angelegen sein lassen. Der Kaiser behält Lygia, um den Schein zu wahren, einige Tage im Palast, und dann schickt er sie auf Deine insula, Du Glückspilz!“

„Ist das auch wahr? Droht ihr keine Gefahr im Kaiserschlosse?“

„Wenn sie beständig dort wohnen sollte, würde Poppäa wahrscheinlich mit Locusta*) über sie sprechen, aber für kurze Zeit hat es keine Gefahr. Im Palaste leben zehntausend Menschen. Es kann sein, daß Nero sie nicht einmal zu Gesicht bekommt, besonders, da er mir alles aufs Wort glaubte, denn soeben war der Centurio bei mir, mir auszurichten, daß Lygia bereits im Palaste und unter Actes Schutz sei. Eine gute Seele, diese Acte, darum gab ich den Befehl, Lygia zu ihr zu bringen. Pomponia Graecina ist offenbar derselben Meinung, denn sie schrieb ihr. — Morgen ist Gastmahl beim Nero. Ich habe Dir einen Platz an Lygias Seite ausgewirkt.“

„Cajus, verzeihe mir meine Übereilung,“ sagte Vinicius. „Ich dachte, Du habest sie für Dich oder für den Kaiser entführen lassen.“

„Die Übereilung kann ich Dir verzeihen, weit schwerer fällt es mir, Dein pöbelhaftes Betragen und das rohe Geschrei zu vergessen, das mich an die Moraspieler erinnert. So etwas liebe ich nicht, Marcus, und davor mußt Du Dich hüten! Des Kaisers Kuppler ist Tigellinus, das merke Dir — und

*) Eine berühmte Giftmischerin.

lässe Dir gesagt sein, daß ich, wenn ich das Mädchen selber begehren würde, Dir einfach sagen würde: „Vinicius! Ich nehme Dir Deine Lygia weg und werde sie behalten, so lange sie mich nicht langweilt.“

Bei diesen Worten richtete er seine nußfarbenen Augen mit einem so kühnen und kühlen Ausdruck auf Vinicius, daß dieser immer mehr außer Fassung geriet.

„Ich sehe es ein, ich habe gefehlt,“ sagte er. „Du bist gut und rechtschaffen, und ich danke Dir aus ganzer Seele. Erlaube mir nur noch die Frage: Warum liebst Du Lygia nicht lieber gleich in mein Haus bringen?“

„Weil der Kaiser den Schein wahren will. Man wird in Rom natürlich viel darüber reden, und Lygia, die in ihrer Eigenschaft als Geisel ausgeliefert wurde, muß also im Palaste bleiben, so lange noch davon die Rede ist. Ist das vorbei, so wird sie Dir in aller Stille zugeschickt und die Sache hat damit ein Ende. Der Feuerbart ist ein feiger Hund. Er weiß, daß seine Macht grenzenlos ist, und doch sucht er bei jeder Gelegenheit den Schein zu wahren. — Bist Du schon abgeföhlt genug, um mit mir etwas philosophieren zu können? Ich habe schon oft darüber nachgedacht, warum die Sünde, und wäre sie auch mächtig und sicher wie der Kaiser, den ja keine Strafe treffen kann, stets den Schein von Recht und Tugend und Ehrlichkeit aufrecht zu erhalten bestrebt ist? — Wozu diese Mühe? Meiner Ansicht nach sind zwar Bruder-, Mutter- und Gattenmord Dinge, vielleicht eines kleinen asiatischen Königs würdig, niemals aber eines römischen Kaisers, und doch, wenn sie zufällig mir passiert wären, so hätte ich sicher keine Briefe an den Senat gerichtet . . . Doch Nero schreibt Briefe — Nero sucht den Schein zu wahren, denn Nero ist ein Feigling. Tiberius freilich war es nicht, suchte aber doch jeden Schritt, den er unternahm, zu rechtfertigen. Wie kommt das? Ist das nicht eine eigentümliche, unwillkürliche Huldigung, die das Laster der Tugend darbringt? Und weißt Du, was ich glaube? Es liegt nur daran, weil die Sünde häßlich und die Tugend schön ist. Ergo, der wahre Ästhetiker ist immer auch ein tugendhafter Mensch. Heute noch muß ich den Schatten des Protagoras, des Prodylas und des Georgias ein wenig Wein spenden. Wie Du siehst, sind auch die Sophisten zu etwas gut. Und nun achte auf das, was ich Dir weiter sagen werde. Ich ließ Lygia dem Aulus wegnehmen,

um sie Dir zu geben. Gut. Lysippus hätte aber nach Euch beiden eine wunderbare Gruppe bilden können. Ihr seid beide schön, folglich ist auch meine Handlungsweise schön, und weil sie schön ist, kann sie nicht häßlich sein. Sieh her, Marcus, in Caius Petronius sitzt also die verkörperte Tugend vor Dir! Wenn Aristides noch lebte, wäre es seine Pflicht, zu mir zu kommen und mir für den Vortrag über die Tugend hundert Minen zu zahlen."

Doch Vinicius, als ein Mensch, den das wirkliche Leben mehr interessierte als ein Vortrag über die Tugend, bemerkte nur: „Morgen werde ich Lygia sehen, dann bleibt sie immer in meinem Hause bis zum Tode.“

„Ja, Du wirst Deine Lygia haben, und ich habe dafür Aulus Plautius auf dem Halse. Er wird die Rache sämtlicher Götter der Unterwelt auf mich heraufbeschwören. Und wenn der Kerl wenigstens noch vorher Unterricht im Vortrag nehmen möchte! . . . Aber er wird Reden halten, wie sie mein ehemaliger Thürhüter meinen Klienten hielt, wofür ich ihn aufs Land ins Ergastulum verbannte.“

„Aulus war bei mir, und ich versprach, ihm Nachricht über Lygia zukommen zu lassen.“

„Schreibe ihm, daß des göttlichen Kaisers Wille das höchste Gesetz sei und daß Dein erster Sohn Aulus heißen soll. Einen Trost muß man dem Alten doch lassen. Ich bin übrigens bereit, bei dem Feuerbart eine Einladung für Plautius zu dem morgigen Gastmahl zu erbitten; dann kann er Dich im Triclinium an Lygias Seite sehen.“

„Thue es nicht,“ sagte Vinicius, „mir ist es doch leid um die beiden, besonders um Pomponia.“

Siebentes Kapitel.

Vor Acte, Neros einstiger Geliebten, hatten seiner Zeit die Mächtigsten von Rom das Haupt geneigt. Aber selbst damals hatte sie sich nie in die öffentlichen Angelegenheiten gemischt, und wenn sie je von ihrem Einflusse über den jungen Machthaber Gebrauch machte, so geschah es nur, um Gnade für irgend jemand zu ersuchen. Demütig und still gewann sie sich die Dankbarkeit vieler, ohne sich auch nur einen zum Feinde

zu machen. Sogar Octavia war nicht imstande, sie zu hassen, ja, selbst ihre Neider betrachteten Acte als ganz ungefährlich. Man wußte, daß sie dem Nero noch immer in stiller, schmerzlicher Liebe anhing, einer Liebe, die sich nicht von der Hoffnung, sondern von der Erinnerung an jene Zeit nährte, da Nero nicht nur jünger und hingebender, sondern auch besser gewesen war. Man wußte auch, daß sie diese Erinnerungen in tiefer Seele bewahrte, obwohl sie gar nichts mehr erhoffte, und so ließ man sie in Frieden, ja man betrachtete sie als ein völlig ungefährliches Wesen, dem Nero niemals mehr zu nahe treten werde. Poppaea selbst sah in ihr nur eine still waltende Dienerin, die ihr so ungefährlich erschien, daß sie sich nicht einmal die Mühe gab, sie aus dem Palaste zu entfernen.

Doch weil der Kaiser sie einst geliebt und ohne Kränkung in einer ruhigen, fast freundschaftlichen Weise mit ihr gebrochen hatte, beobachtete man noch immer gewisse Rücksichten ihr gegenüber. Nero hatte sie freigelassen, ihr im Palaste eine Wohnung mit einem eigenen Cubiculum eingeräumt und auch einige Leute zu ihrer persönlichen Bedienung zuweisen lassen. Da aber seiner Zeit Pallas und Narcissus, obgleich Freigelassene des Claudius, nicht nur an den Gastmählern des Claudius teilgenommen, sondern auch noch, mächtigen Ministern gleich, Ehrenplätze angewiesen bekommen hatten, wurde auch Acte bisweilen zur Tafel geladen. Wohl geschah dies auch deshalb, weil ihre anmutige Erscheinung jedem Feste zur Zierde gereichte. Auf die Auswahl der Gäste nahm der Kaiser übrigens längst keine Rücksicht mehr. An seiner Tafel fanden sich stets Leute aus den verschiedensten Ständen, aus allen möglichen Berufszweigen zusammen. Es waren da Senatoren, jedoch vornehmlich solche, die es sich gefallen ließen, zeitweise zum besten gehalten zu werden, da waren Patrizier, alte und junge, die sich nach Genuss, Freudenfesten und Wohlleben sehnten. Hohe Würdenträger und Priester waren zu sehen, ja, letztere fanden sich nur allzu bereit, bei vollen Bechern ihre eigenen Götter zu verspotten. Daneben machte sich das größte Gefindel breit, zusammengesetzt aus Sängern, Mimen, Musikern, Tänzern, Tänzerinnen, aus Poeten, die bei dem Deklamieren ihrer Verse überlegten, wieviel Sesterzen ihnen wohl das Lob von Neros Dichtungen einbringen werde; aus hungerleidenden Philosophen, deren gierige Augen wie gebannt auf den aufgetragenen Gerichten haften blieben. Hierzu

kamen noch berühmte Wagenlenker, Gaukler, Wunderthäter, Fabulisten, Bildhauer, Spaßmacher und endlich sogar alle möglichen Abenteurer, die sich teils durch Thorheit der Menschen, oder weil sie gerade in Mode waren, eines vorübergehenden Ansehens erfreuten. Gar viele unter diesen trugen lange Haare, um ihre durchlöcherten Ohren, das Zeichen der Sklaverei, zu verdecken.

Die vornehmeren Gäste nahmen sofort an der Tafel Platz, die geringeren dienten während des Essens als Zeitvertreib und warteten voll Spannung auf den Augenblick, in dem sie sich mit Erlaubnis der Dienerschaft auf die Überreste der Speisen und Getränke stürzen durften. Diese Art Gäste verschafften Tigellinus, Vatinius, Vitellius, welche häufig erst für anständige, den kaiserlichen Gemächern angemessene Gewänder zu sorgen hatten; der Kaiser aber hatte eine Vorliebe gerade für diese Gesellschaft, in welcher er sich am ungebundensten fühlte. Der am Hofe herrschende Luxus vergoldete zudem alles mit seinem schimmernden Glanz. Hohe und Niedere, Abkömmlinge berühmter Geschlechter und auf der Straße aufgesammeltes Bettelvolk, große Künstler und jämmerliche, verkommen Talente drängten sich in den Palast, um die Augen an der üppigen, menschliche Begriffe geradezu übersteigenden Pracht zu laben, und um sich die Kunst dessen zu erschleichen, der mit einem Worte, einem Blicke Reichtum, Rang und Würden verleihen konnte.

An diesem Tage sollte auch Lygia am Gastmahl teilnehmen. Furcht, Unsicherheit und Bestürzung, bei dem jähnen Übergang nur zu begreiflich, regte sich in ihr neben dem Wunsche, Widerstand zu leisten. Sie fürchtete sich vor dem Kaiser, vor fremden Menschen, vor dem ganzen Palaste, dessen Getriebe und Lärmen sie betäubte; sie fürchtete sich vor dem Gastmahle, hatte sie doch schon durch Pomponia Graecina, durch Aulus und durch ihre Freunde gehört, welche Schandthaten dabei verübt wurden. So jung sie war, war sie doch nicht unerfahren, denn selbst zu kindlichen Ohren drang in jener Zeit die Kunde von der allgemeinen Verderbtheit. Sie wußte genau, daß ihr im Palaste Gefahr drohe, zumal Pomponia Graecina sie beim Scheiden noch besonders darauf aufmerksam gemacht hatte.

Das junge Mädchen war noch unberührt von der Verderbnis und erfüllt von der erhabenen, ihr von der Pflegemutter eingepflanzten Lehre. Sie hatte das Gelöbnis abgelegt,

gegen die ihr drohende Gefahr sich zu verteidigen, sie hatte es der Mutter, sich selbst und dem göttlichen Meister gelobt, an den sie nicht nur glaubte, sondern den sie mit ihrem Kinderherzen liebte um der Heiligkeit seiner Lehre, um der Betrübnis seines Todes, um der Herrlichkeit seiner Auferstehung willen.

Da sie glaubte, daß weder Aulus noch Pomponia für ihre Thaten verantwortlich gemacht werden könnten, erwog sie bei sich, ob es nicht besser wäre, der Einladung keine Folge zu leisten. Einerseits regten sich Furcht und Bangen mächtig in ihrer Seele, auf der anderen Seite erwachte in ihr der Wunsch, sich standhaft im Leiden zu zeigen, mutig Marter und Tod zu erleiden. So gebot es der göttliche Meister; er selbst hatte das Beispiel dazu gegeben. Pomponia hatte ihr ja auch gesagt, daß die eifrigsten unter seinen Anhängern sich nach einer solchen Prüfung sehnten, sie durch Gebet zu erlangen suchten. Von einem ähnlichen Verlangen war auch Lygia zuweilen ergriffen worden, als sie noch in dem Hause des Aulus weilte. Dann zauberte ihr die erregte Phantastie allerlei Visionen vor, und sie sah sich als Märtyrerin, weiß wie der Schnee, mit Wunden an Händen und Füßen, in überirdischer Schönheit prangend, von Lichtumstrahlten Engeln zum blauen Himmelszelte emporgetragen. Hierin lag zwar etwas Kindliches, aber auch ein gewisses Wohlgefallen an sich selbst, das ihr Pomponia häufig verwiesen hatte. Doch jetzt, da ihr durch den Widerstand gegen den Willen des Kaisers grausame Strafen drohten, und da sich ihre Visionen, in denen sie sich als Märtyrerin gesehen, verwirklichen sollten, regte sich doch in ihr bei all den schönen Traumgebilden eine mit Furcht vermischt Neugierde, welche Strafen man für sie erdenken, welche Qualen man ihr auferlegen werde. Und so machten sich in ihrer noch fast kindlichen Seele ganz widerstreitende Empfindungen geltend.

Doch als sie Acte davon Mitteilung machte, blickte diese auf, als vernehme sie Fieberphantasien. Sich gegen den Willen des Kaisers auflehnen? Von allem Anfange seinen Zorn herausfordern? Um so etwas zu wollen, mußte man ein Kind sein, das nicht wußte, was es sprach. Aus Lygias eigenen Worten ging ja hervor, daß sie eigentlich keine Geisel mehr war, sondern ein von seinem Volke verlassenes Mädchen. Es gab kein Völkerrecht, das sie beschützt hätte, und wenn auch, der Kaiser sei mächtig genug, jedes Gesetz in einer Aufwallung

seines Zornes zu übertreten. Dem Kaiser habe es gefallen, sie zu sich zu nehmen, und er werde weiter über sie verfügen. Von nun an stehe sie unter seinem Willen, der allmächtig sei auf der ganzen Erde.

„Wohl habe auch ich des Paulus Briefe aus Tarsos gelesen,“ sagte Acte weiter, „und auch ich weiß, daß es über der Erde einen Gott gibt und einen Sohn Gottes, der auferstanden ist von den Toten, auf der Erde aber herrscht nur der Kaiser. Dies bedenke, Lygia! Ich weiß auch, daß Deine Lehre Dir verbietet, zu sein, was ich gewesen, und daß Ihr, wie die Stoiker, von denen mir Epiktetos erzählt hat, den Tod wählen müßt, wenn Ihr zwischen Tod und Schande zu wählen habt. Aber weißt Du auch, ob Dich als Strafe wirklich der Tod erwartet und nicht die Schmach? Hast Du niemals von des Sejanus Tochter gehört, die noch ein kleines Mädchen war, als sie auf den Befehl des Tiberius vor ihrem Ende geschändet wurde, um das Gesetz zu umgehen, welches verbot, Jungfrauen mit dem Tode zu bestrafen? Lygia! Lygia! reize den Kaiser nicht. Im entscheidenden Augenblicke, wenn Dir keine andere Wahl mehr bleibt, magst Du handeln, wie Deine Lehre es gebietet, aber fordere nicht mutwillig das Verderben heraus und erzürne um eines nichtigen Vorwandes willen nicht den irdischen und dabei so grausamen Gott!“

Die von tiefstem Mitleid eingegaben Worte Actes klangen förmlich begeistert, und weil sie kurzfristig war, näherte sie ihr süßes Gesicht dem Antlitz Lygias, um zu sehen, was für einen Eindruck ihre Worte gemacht hatten.

Lygia aber schlängt im kindlichen Vertrauen die Arme um den Hals Actes und sagte: „Du bist gut, Acte.“

Unendlich gerührt durch das hingebende Vertrauen Lygias, zog Acte das junge Mädchen an ihre Brust und sagte, sich allmählich ihren Armen entwindend: „Für mich gibt es kein Glück und keine Freude mehr, aber böse bin ich nicht.“ Sie schritt mit hastigen Schritten auf und nieder und sprach zu sich selbst, wie in stiller Verzweiflung: „Nein! Und auch er war nicht bösel! Er selbst glaubte damals gut zu sein, und er wollte gut sein. Ich weiß es am besten. Das kam erst später . . . als er zu lieben aufhörte . . . Andere haben ihn zu dem gemacht, was er ist, — andere — und Poppaea!“ Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Lygias blaue Augen hingen eine Zeitlang an ihr, dann sagte sie: „Du beschlagst ihn, Acte?“

„Ja!“ erwiderte dumpf die Griechin. Und wieder ging sie mit wie in hoffnungslosem Schmerze geballten Händen im Zimmer auf und nieder.

Lygia fragte schüchtern weiter: „Du liebst ihn noch, Acte?“

„Ich liebe . . .“ Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Ihn liebt niemand außer mir.“ —

Ein längeres Schweigen trat ein, währenddessen Acte die durch tausend Erinnerungen getrübte Ruhe wiederzufinden suchte. Als ihr Antlitz den gewohnten Ausdruck stiller Trauer angenommen hatte, sagte sie: „Sprechen wir von Dir, Lygia. Du darfst nicht einmal daran denken, dem Kaiser Troß zu bieten. Es wäre Wahnsinn. Doch beruhige Dich. Hätte Nero Dich für sich begehrts, so hätte man Dich nicht auf den Palatin gebracht. Hier herrscht Poppaea, und seit sie ihm eine Tochter geboren, steht Nero mehr unter ihrem Einflusse denn je. Mein! Nero hat bisher noch nicht nach Dir gefragt. Vielleicht hat er Deine Auslieferung nur verlangt, um Aulus und Pomponia zu fränken. . . . Petronius schrieb an mich und empfahl Dich meinem Schutze; da auch, wie Du weißt, Pomponia an mich schrieb, geschah dies wohl im gegenseitigen Einverständnis. Vielleicht that er es auch auf ihre Bitten. Und ist dies so, nimmt auf Pomponias Bitte Petronius sich Deiner an, dann droht Dir keinerlei Gefahr. Wer weiß, ob er nicht Nero überredet, Dich dem Aulus zurück zu schicken. Ich weiß zwar nicht, ob Nero den Petronius übermäßig liebt, doch weiß ich sicher, daß er selten wagt, ihm entgegen zu handeln.“

„Ach, Acte,“ erwiderte Lygia, „Petronius war bei uns, kurz ehe man mich holte, und meine Mutter glaubt fest, Nero habe meine Auslieferung auf seine Veranlassung verlangt.“

„Das wäre schlimm,“ sagte Acte. Nach einem kurzen Nachdenken fügte sie hinzu: „Vielleicht hat aber auch Petronius bei irgend einem Nachtmahle dem Nero gegenüber nur erwähnt, er habe bei Aulus eine lygisches Geisel gesehen, und Nero, der stets eifersüchtig seine Macht behauptet, Deine Auslieferung nur deshalb verlangt, weil jede Geisel dem Kaiser gehört. Doch liebt er Aulus und Pomponia gar nicht . . . Mein! ich kann es mir gar nicht denken, daß Petronius auf ein solches Mittel verfallen wäre, wenn er Dich dem Aulus hätte rauben wollen . . .“

Ob Petronius besser ist als einer von all denen, die den Kaiser jetzt umgeben, weiß ich nicht, anders ist er aber ganz sicher. Vielleicht kennst Du aber außer ihm noch sonst jemand, der willig wäre, für Dich einzutreten. Sahst Du bei Aulus niemand, der dem Kaiser nahe stände?"

"Vespasian und Titus sah ich oft."

"Diese liebt der Kaiser nicht."

"Und Seneca."

"Wenn Seneca einen Rat giebt, thut Nero stets das Gegenteil."

Tiefe Röte überslog das zarte Antlitz Lygias . . . „Und Vinicius.“

"Den kenne ich nicht."

"Dieser ist ein Verwandter des Petronius, der erst kürzlich aus Armenien zurückkehrte . . ."

"Glaubst Du, daß Nero ihm zugethan ist?"

"Vinicius haben alle gern."

"Und würde er sich für Dich verwenden?"

"Ja!"

Acte lächelte gerührt und sagte: "Dann wirst Du ihn gewiß beim heutigen Gastmahl sehen. Theilnehmen mußt Du — schon deshalb, weil Du nicht anders kannst . . . Ach, nur ein Kind wie Du kann dies nicht einsehen. Es wird Dir wohl auch Gelegenheit geboten sein, Petronius und Vinicius um Beistand zu ersuchen, deren Einfluß es gelingen wird, Deine Rückkehr zu erwirken. Wären beide hier, sie würden dasselbe sagen! — Verderblich und wahnsinnig wäre es, wenn Du hier Widerstand versuchen wolltest. — Dem Kaiser würde vielleicht Deine Abwesenheit gar nicht auffallen — jedoch wenn er dies bemerken würde und er dächte, Du wagtest seinem Willen Trotz zu bieten, dann gäbe es keine Rettung mehr für Dich. Komm, Lygia . . . Hörst Du den Lärm im Palaste? Die Sonne senkt sich, und die Gäste werden bald ankommen."

"Du hast recht, Acte," erwiderte Lygia, "ich werde Deinem Rate folgen."

Was alles bei diesem Entschluße mitwirkte, der Wunsch, mit Vinicius und Petronius zusammenzutreffen, die weibliche Neugierde, zu erfahren, wie es bei einem solchen Gastmahle zugehe, das Interesse, den Kaiser, die berühmte Poppaea, andere Schönen und all diese unerhörte Pracht sehen zu können, von

der man in Rom Wunder erzählte — darüber legte sich Lygia keine Rechenschaft ab. Wohl merkte sie aber, daß Acte in ihrer Art recht hatte. Sie mußte gehen, denn außer der geheimen Versuchung trat auch noch die Notwendigkeit hinzu.

Acte führte Lygia in ihr eigenes Unctuarium, um sie zu salben, zu schminken und umzufleiden. Obwohl es im Hause des Kaisers an Slavinnen nicht mangelte und Acte eine genügende Anzahl für ihre persönliche Bedienung zur Verfügung standen, kleidete sie doch selbst das junge Mädchen, dessen Schönheit und Unschuld ganz ihr Herz eingenommen hatte. Dabei trat auch klar zu Tage, wie sehr in der jungen Griechin, ungeachtet ihres Trübsinns und obwohl sie die Briefe des Paulus von Tarsos kannte, noch der frühere hellenische Geist rege war, dem Schönheit über alles in der Welt ging. Sie konnte sich eines Ausrufes des Staunens nicht erwehren beim Anblick dieser zugleich vollen und schlanken Gestalt, die in ihrer Zartheit aus Perlen und Rosen geschaffen zu sein schien, und trat noch mehrere Schritte zurück, um diese unvergleichliche Frühlingsgestalt noch besser betrachten zu können.

„Lygia!“ rief sie schließlich, „Du bist ja hundertsach schöner als Poppäa.“

Das junge Mädchen, in dem strengen Hause der Pomponia aufgewachsen, wo auch im Verkehr der Frauen untereinander die größte Sittsamkeit beobachtet wurde, stand da wie ein Werk des Praxiteles und errötete sichtlich über das Benehmen Actes.

Als Lygia noch ihr Haar löste, trat Acte näher, half die Haarnadeln entfernen und sagte weiter: „Und welch schönes Haar Du hast. Goldpuder streue ich Dir nicht darauf, denn von Natur schon schimmern sie golden. Nur ein ganz klein wenig, nur ganz leicht, will ich dem Schimmer nachhelfen, als ob ein Sonnenstrahl ihn erfrischt hätte . . . Wunderbar muß Euer Lygierland sein, wo solche Mädchen geboren werden.“

„Ich erinnere mich meiner Heimat nicht mehr,“ versetzte Lygia, „doch Ursus erzählte mir, daß es bei uns nur Wälder, nichts als Wälder gäbe.“

„In diesen Wäldern blühen Blumen,“ bemerkte Acte, während sie ihre Hand in eine Vase mit Verbenaöl tauchte und Lygias Haar damit benetzte.

Nach Beendigung dieser Arbeit salbte sie das junge Mädchen leicht mit duftendem Öle aus Arabien und bekleidete sie dann mit einer weichen, goldfarbenen Tunika ohne Ärmel, über welche ein schneeweißes Peplon kommen sollte. Doch da zuerst Lygias Haare geordnet werden mußten, warf sie ihr ein weites Gewand, Synthesis genannt, um, hieß sie in einen Armstuhl niederzusetzen und übergab sie auf kurze Zeit den Händen von Sklavinnen, um selbst, etwas entfernt, das Frisieren zu überwachen. Zwei andere Sklavinnen zogen gleichzeitig Lygia weiße, purpurrot bestickte Schuhe an, welche sie über ihren alabasternen Knöcheln mit goldenen, kreuzweis gebundenen Bändern befestigten. Als schließlich die Frisur beendigt war, wurde ihr Peplon in kunstgerechte, weiche Falten gelegt, Acte schlängt eine Perlenschnur um ihren Hals, bestäubte mit Goldpuder leicht die Wellen ihres Haares, befahl den Sklavinnen, sie nun auch anzuleiden und blickte dabei unverwandt auf die Lygierin.

Acte war schnell fertig, und als sich die ersten Säufsten vor dem Hauptthore zeigten, begaben sie sich in einen seitwärts gelegenen Kryptothorikus, von wo aus man einen guten Ausblick auf das Hauptthor, die inneren Galerien und den von Säulen aus numidischem Marmor umschlossenen großen Hof genoß.

In immer größeren Scharen traten die Gäste unter den hohen Thorbögen, über welchem eine mächtige Quadriga von Lygias mit Apollo und Diana war, die diese in die Lüfte führen zu wollen schien. Lygias Augen waren geradezu von dem Anblick geblendet, denn das bescheidene Haus des Aulus konnte ihr nicht die geringste Andeutung solcher Pracht geben. Es war dies kurz vor Sonnenuntergang und die letzten Strahlen fielen auf den gelben numidischen Marmor der Säulen, der bald wie Gold aufflammte, bald rosenfarben schimmerte. Zwischen den Säulen und neben den weißen Statuen der Danaiden und anderen Götter- und Helden gestalten aus Marmor wandelten Menschen scharen, Männer und Frauen, die, in ihren kunstreich geordneten, in weichen Falten bis zur Erde niederwallenden Togen, Peplos und Mäntel gehüllt, über welche die erlöschenden Strahlen der untergehenden Sonne hinzitterten, wandelnden Statuen glichen. Eine übergroße Statue des Herkules, dessen Haupt noch im Sonnenlicht strahlte, von der Brust ab

jedoch im Schatten stand, der durch die Säulen geworfen wurde, schaute auf den Schwarm von Menschen. Acte zeigte Lygia Senatorn mit der breitumrandeten Toga, der farbigen Tunika und Halbmonden auf den Schuhen, Ritter, berühmte Künstler, römische Frauen, nach römischer, griechischer Sitte gekleidet oder auch im phantastischen, orientalischen Puze, das Haar turmartig oder pyramidenförmig aufgesteckt oder auch nach dem Muster der griechischen Göttinnen tief am Hinterhaupte befestigt und mit Blumen geschmückt. Acte wußte viele von diesen Männern und Frauen beim Namen zu nennen und fügte diesen oft die schrecklichsten Erläuterungen hinzu, die Lygia mit Staunen und Schreck erfüllten. Es war für sie eine fremde Welt, deren Schönheit ihre Augen reizte, deren Widersprüche ihr kindlicher Geist aber nicht zu lösen vermochte. Es sprach anscheinend ein so tiefer Friede aus dem Abendrot am Himmel, aus den regungslosen Säulenreihen und aus den statuengleichen Menschengestalten; man hätte meinen sollen, daß diese geradlinigen Marmorhallen glücklichen sorglosen Halbgöttern zum Aufenthalte dienen müßten, und doch enthüllte Actes leise Stimme ein schreckliches Geheimnis nach dem andern, das sich an den Palast und an diese Menschen knüpfte. Unweit von ihnen lag der Kryptoportikus, an dessen Säulen und Fußboden noch die Blutspuren sichtbar waren, mit denen Caligula den weißen Marmor befleckt hatte, als er unter dem Dolche des Cassius Chærea fiel; dort wurde die Gattin des Caligula ermordet, hier sein Kind an dem Stein zerschellt; unter jenem Flügel lag das unterirdische Gewölbe, in dem der jüngere Drusus aus Hunger seine Hände benagte, dort hatte man dem älteren Drusus Gift gereicht, auf jenem Platz hatte sich Gemellus in Todesangst auf dem Boden gewunden, dort war Claudius in Krämpfen zusammengebrochen, hier litt Germanicus, alle diese Wände hatten schon das Jammern und Röcheln Sterbender vernommen, und diese Menschen, welche jetzt, mit Blumen und Kleinodien geschmückt, in Tuniken und farbigen Togen zum Festgelage eilten, sie waren vielleicht schon morgen verurteilt; auf manchem Antlitz suchte das Lächeln viel mehr die Angst, die Unruhe, die Ungewißheit des kommenden Tages zu verdecken; fiebrige Gier und Mißgunst zehrten vielleicht an den Herzen dieser anscheinend so sorglosen, mit Kränzen geschmückten Halbgötter. Lygia war durch das eben Gehörte in

solche Erregung geraten, daß sie die Worte Actes kaum fassen konnte; während daher die fremde Welt in ihrer Pracht ihre Augen mächtig anzog, krampfte sich ihr Herz angstvoll zusammen, und eine unaussprechliche Sehnsucht überkam sie nach der geliebten Pomponia Graecina, nach dem Hause des Aulus, wo die Liebe herrschte und nicht die Sünde.

Von dem Vicus Apollinis her strömten inzwischen wieder neue Gäste herbei. Hinter dem Thore erklangen der Lärm und das Rufen der Klienten, die ihre Patronen begleiteten. Der Hof und die Säulenhallen waren von einer Unzahl kaiserlicher Sklaven und Sklavinnen überschüttet, von kleinen Knaben und von prætorianischen Söldlingen, denen die Wache im Palaste oblag. Zwischen den weißen und dunklen Gesichtern konnte man auch schwarze Gesichter der Numidier sehen, die einen Helm mit großen wallenden Federn und große goldene Ringe in den Ohren hatten. Einige der Sklaven trugen Lauten und Zithern, andere Handlampen von Gold, Silber und Kupfer, oder trotz des Spätherbstes Sträuße künstlich gezogener Blumen. Lauter und lauter mischte sich der Lärm der Sprechenden in das Geplätscher der Springbrunnen, deren Strahl, durch den Glanz der untergehenden Sonne rosafarben schimmernd, aus der Höhe auf den Marmor niederstürzte und wie unter Klagentönen zerstiebte.

Acte war mit ihren Erzählungen zu Ende, Lygia aber schaute jetzt fortwährend umher, wie wenn sie jemand in dem Gedränge suche. Da, plötzlich überzog eine tiefe Röte ihr Antlitz. Aus einer der Säulenhallen traten Vinicius und Petronius hervor und schritten, in ihren weiten Togen und in ihrer ruhigen Schönheit den Halbgöttern gleich, dem großen Triclinium zu. Beim Anblick dieser bekannten Gesichter, besonders aber beim Anblick des Vinicius war es Lygia zu Mute, als ob ihr eine schwere Last vom Herzen falle. Sie fühlte sich augenblicklich weniger einsam. Das unsägliche Sehnen nach Pomponia und dem Hause des Aulus, das noch vor wenigen Minuten ihr ganzes Wesen erschüttert hatte, milderte sich mehr und mehr. Der Wunsch, Vinicius zu sehen und ihn zu sprechen, erstickte jede andere Stimme in ihr. Vergeblich rief sie sich all das Schlimme in das Gedächtnis zurück, das sie über den Palast des Kaisers gehört hatte, umsonst gedachte sie der Worte Actes und der Warnungen Pomponias, mit aller Macht überkam sie

die Gewissheit: sie mußte nicht nur, sie wollte dem Festmahl beiwohnen. Bei dem Gedanken, bald wieder diese weiche, angenehme Stimme vernehmen zu können, die ihr von heißer Liebe, von einem göttergleichen Glück gesprochen, die wie Gesang an ihr Ohr getönt hatte, wurde sie von einer wahren Wonne erfaßt.

Doch plötzlich erschrak sie über dieses Wonnegefühl. Sie dachte an die neue reine Lehre, in der sie und Pomponia unterrichtet war, durfte sie dieser untreu werden? Nein, nicht nur einem Zwange mußte sie sich fügen, ihr Wunsch war es, zu gehen. Sie fühlte sich schuldig und unwürdig. Es erfaßte sie eine Verzweiflung, und das Weinen war ihr nahe. Wäre sie allein gewesen, hätte sie sich auf die Knie geworfen, an die Brust geschlagen und ausgerufen: „Mea culpa, mea culpa!“ Acte ergriff Lygias Hand, um sie durch die inneren Gemächer in das große Triclinium zu geleiten, wo das Festmahl stattfinden sollte. Dem Mädchen dunkelte es vor den Augen, es summte ihr in den Ohren, ihre Pulse flogen, ihr Herz klopfte zum Zerspringen, mühsam rang sie nach Atem. Wie im Traume sah sie auf den Tischen und an den Wänden Tausende von Lampen flimmern, wie im Traume hörte sie die Rufe, mit welchen man den Kaiser begrüßte, wie durch einen Nebel erblickte sie ihn selbst — Nero. Die Hochrufe verwirrten, der Glanz blendete, die Wohlgerüche betäubten sie und, halb besinnungslos, vermochte sie Acte kaum zu unterscheiden, welche, nachdem sie Lygia zu ihrem Sitze geführt, an deren Seite Platz nahm.

Nach einer kleinen Weile ließ sich eine wohlbekannte Stimme neben ihr vernehmen: „Sei gegrüßt, Du Schönste aller Jungfrauen der Erde, Du Lieblichste unter dem Sternenzelt! Sei gegrüßt, göttliche Callina!“

Lygia, die wieder etwas mehr Gewalt über sich gewonnen hatte, blickte auf und sah an ihrer Seite Vinicius lagern.

Er war ohne Toga, denn Sitte und Bequemlichkeit geboten, sie zum Festmahl abzulegen. So trug er nur eine scharlachfarbige, ärmellose Toga, die mit silbernen Palmen bestickt war. Die Arme waren nackt, nach orientalischer Sitte mit zwei breiten, goldenen Armringen geschmückt, die über dem Ellenbogen angebracht waren, die Unterarme waren sorgfältig von jedem Haar gereinigt, glatt aber fehnig, echte Kriegerarme,

für Schwert und Schild geschaffen. Auf dem Haupte trug er einen Kranz von Rosen. Mit den über der Nase zusammengewachsenen Brauen, den wundervollen Augen und dem gebräunten Antlitz war er die Verkörperung der Jugend und Kraft.

Lygia, die ihre erste Verwirrung überwunden hatte, fand ihn so schön, daß sie sich kaum zu der Antwort aufraffen konnte: „Sei mir begrüßt, Marcus!“

Er aber sprach weiter: „Glücklich sind meine Augen, weil sie Dich sehen, glücklich meine Ohren, weil sie Deine Stimme gehört, lieblicher als Flöten- und Kitharakklang! Hätte ich die Wahl, wer an meiner Seite heute beim Festmahle ruhen sollte, ob Du, Lygia, oder Venus, ich wähle Dich, o Göttliche!“

Er verschlang sie förmlich mit dem Blicke, um sich an ihrem Anblick zu sättigen; er versengte sie mit den Augen. Sie glitten von ihrem Antlitz über den Hals und die entblößten Arme herab; sie liebkosten die reizenden Formen, sie umgarnten und schmeichelten sie; doch neben der Begierde loderte es wie wahres Glück in ihm empor, wie wirkliche Verliebtheit und grenzenloses Entzücken.

„Ich wußte, daß ich Dich in dem Hause des Kaisers treffen würde,“ fuhr er nach kurzem Schweigen wieder fort, „und doch konnte ich das Glück kaum fassen, so sehr erschütterte Dein Anblick mein ganzes Wesen.“

Lygia hatte inzwischen allmählich ihre Besinnung wiedererlangt. In dem Bewußtsein, daß in diesem Hause und unter dieser Menge Vinicius das einzige ihr nahestehende Wesen sei, sprach sie zu ihm und fragte ihn um alles, was ihr unverständlich war und was ihr Schaudern und Schrecken einflößte. Woher wußte er, daß er sie im Hause des Kaisers finden werde, und weshalb war sie hier? Warum hatte der Kaiser sie von Pomponia getrennt? Sie fürchte sich hier und wolle zu ihr zurück. Nur die Hoffnung, er und Petronius würden sich bei Nero für sie verwenden, halte sie noch aufrecht, sonst müßte sie vergehen vor Sehnsucht und Unruhe.

Vinicius legte ihr dar, daß Aulus selbst ihm von ihrer Auslieferung an den Kaiser Mitteilung gemacht. Warum sie hier sei, wisse er nicht. Der Kaiser gebe keinem Menschen Rechenschaft über seine Entschlüsse und Befehle. Aber sie möge nur unbesorgt sein, denn er, Vinicius, sei bei ihr und werde bei ihr bleiben. Eher wolle er seine Augen einbüßen, als sie nicht

sehen, lieber das Leben verlieren, als sie verlassen. Sie sei sein Lebensgeist und er werde sie wie seine eigene Seele hüten. In seinem Hause wolle er ihr als seiner Gottheit einen Altar errichten, Aloe und Myrrhen, Frühlingsanemonen und Apfelblüten gedenke er opfernd darauf zu streuen, und da sie sich im Hause des Kaisers ängstige, werde sie nicht mehr lange darin bleiben, das schwöre er ihr zu.

Obwohl seine Worte eigentlich nur Ausflüchte waren, klangen sie doch warm und überzeugend, denn sie entsprangen einem echten, innigen Gefühl. Aufrichtiges Mitleid erfüllte ihn, ihre Worte schnitten ihm in die Seele, und als sie ihm dankte, als sie ihn versicherte, Pomponia werde ihm ewig zugethan bleiben für seine Güte, sie selbst aber werde sich ihm ihr ganzes Leben verpflichtet fühlen, da übermannte ihn die Rührung, und er meinte, er werde es nie übers Herz bringen, ihren Bitten zu widerstehen. Sein Herz schmolz. Ihre Schönheit berauschte seinen Sinn — und er begehrte sie; aber er fühlte zugleich, daß sie ihm unendlich teuer war, und er imstande wäre, sie wie eine Gottheit zu verehren, und da der Lärm ringsum immer größer wurde, rückte er ihr näher und flüsterte ihr gute, süße, aus der Tiefe seiner Seele kommende Worte ins Ohr, wohl lautend wie Musik und berauschend wie Wein.

Und er berauschte sie. Inmitten dieser fremden Menschen schenkte sie seinen Worten immer mehr Glauben, erschien er ihr immer liebenswerter, dünkte ihr seine Ergebenheit mehr und mehr vertrauenerweckend. Er hatte sie zu beruhigen gesucht, er hatte ihr versprochen, sie aus dem Palaste zu befreien, sie nicht zu verlassen, sein Leben für sie einzusetzen. Im Hause des Aulus hatte er ihr zwar schon von der Liebe gesprochen, von dem Glück, das sie zu geben vermöge, jetzt aber sagte er ihr rückhaltslos, daß er sie liebe, daß sie ihm die Liebste und Teuerste sei.

Zum ersten Male hörte Lygia solche Worte aus dem Munde eines Mannes, und während sie lauschte, war es ihr, als ob sie aus einem Traume erwache, als ob ihr ein Glück zu teil werde, das unermessliche Wonne aber auch unermessliches Leid in sich berge. Ihre Wangen glühten, ihr Herz pochte ängstlich und ihre Lippen öffneten sich verwundert. Sie erschrak, als sie solche Dinge hörte, und doch hätte sie um nichts in der Welt ein Wort davon verlieren mögen. Bald schlug sie die Augen

nieder, bald schaute sie leuchtenden Blickes, dann wieder furchtsam und fragend zu Vinicius empor, als ob sie sagen wollte: „Sprich weiter!“ Der Lärm, die Musik, der Duft der Blumen und der arabischen Räucheressenzen begannen wieder auf sie einzuwirken.

Es war in Rom üblich, bei den Festgelagen zu liegen — doch in ihrem bisherigen Heim hatte Lygia den Platz zwischen Pomponia und dem kleinen Plautius — jetzt lagerte neben ihr der junge, starke und von Liebe entbrannte Vinicius, sie fühlte dessen Glut und empfand ein schamhaftes Wonnengefühl. Eine süße Ohnmacht, Mattigkeit und Selbstvergessenheit kam über sie — sie war wie im Traume.

Aber auch ihre Nähe wirkte mehr und mehr auf Vinicius ein. Todesblässe überzog sein Antlitz. Man sah, wie sein Herz unter der scharlachroten Tunika pochte, sein Atem ging kurz, nur schwer kamen die Worte über seine Lippen; er war der Geliebten zum ersten Male so nahe. Seine Gedanken begannen sich zu verwirren; durch seine Adern floß Feuer, das er vergeblich mit Wein zu Löschen suchte. Doch nicht der Wein, aber ihr reizendes Gesicht, ihre bloßen Arme, der jungfräuliche, unter der goldenen Tunika wogende Busen, die ganze, unter den weißen Falten des Peplums verborgene Gestalt machten ihn trunken. Schließlich fasste er ihren Arm über dem Handgelenk, wie er dies schon einmal im Hause des Aulus gethan hatte, und flüsterte, sie zu sich ziehend, mit bebenden Lippen: „Ich liebe Dich, Callina . . . Du meine Göttin!“

„Lasse mich los, Marcus,“ sagte Lygia.

Er aber sagte weiter mit leidenschaftlich erregtem Blick: „Meine Göttliche! — Liebe mich!“

Doch in diesem Augenblick machte sich die Stimme Actes vernehmlich, die an Lygias anderer Seite ruhte: „Der Kaiser sieht auf Euch.“

Ein jäher Zorn über den Kaiser wie über Acte erfaßte den Jüngling. Actes Worte hatten den Zauber gebrochen. Selbst die Stimme des Freundes hätte in diesem Augenblick den Groß des jungen Mannes erregt, bei Acte setzte er jedoch auch noch voraus, sie wolle ihn in seinem Gespräch mit Lygia stören.

Er warf das Haupt zurück und sagte, über Lygias Schulter hinweg zornig auf die Freigelassene blickend: „Die Zeit ist vorbei, Acte, da Du noch bei den Gastmählern an der Seite

des Kaisers ruheteßt, und man sagt, daß Dir Blindheit droht — wie also kannst Du ihn sehen?"

Sie antwortete fast traurig: „Ich sehe ihn doch . . . Er ist auch kurzsichtig — er betrachtet Euch durch seinen Smaragd!"

Alles, was Nero that, erregte die Wachsamkeit der ihm am nächsten Stehenden; auch Vinicius war beunruhigt, er suchte sich zu fassen und blickte nach der Seite hin, wo der Kaiser saß. Lygia, die Nero zu Beginn des Gelages nur wie durch einen Nebel gesehen und dann, durch Vinicius und seine Unterhaltung völlig in Anspruch genommen, nicht weiter beachtet hatte, wendete ihm nun auch die neugierigen, erschrockenen Augen zu.

Acte hatte wahr gesprochen. Der Kaiser war über den Tisch geneigt; er drückte ein Auge zu, hielt vor das andere den runden geschliffenen Smaragd, dessen er sich stets bediente, und blickte zu ihnen hinüber. Während eines Momentes begegnete sein Blick dem Lygias, und das Herz des jungen Mädchens krampfte sich entsetzt zusammen. Gar häufig, wenn sie in ihren Kinderjahren auf Aulus' Besitzungen in Sicilien geweilt, hatte ihr eine alte ägyptische Sklavin von Drachen erzählt, die in den Höhlen der Berge hausen, und jetzt war ihr zu Mute, als habe das greuliche Auge eines solchen Ungeheuers auf ihr geruht. Wie ein erschrockenes Kind haschte sie nach des Vinicius Hand und wirre Gedanken kreuzten sich in ihrem Hirn.

Allso das war er? — Der Schreckliche, der Allmächtige? Sie hatte ihn bisher nie gesehen und sich ihn anders vorgestellt. Ein furchtbares Antlitz mit grausamen, starren Zügen war ihr vorgeschwobt, und was erblickte sie nun? Einen ungewöhnlichen großen, auf einem Stiernacken sitzenden Kopf, der eher lächerlich wirkte, als schrecklich, weil er von fern dem Kopfe eines Kindes ähnelte. Die amethystfarbige Tunika, die den gewöhnlichen Sterblichen zu tragen verboten war, warf einen bläulichen Abglanz auf sein breites, kurzes Gesicht. Das dunkle Haar trug er kurz, nach der von Otho eingeführten Sitte, in vier Lockenreihen geordnet. Seinen Bart hatte er vor kurzem dem Jupiter geopfert, wofür ihm ganz Rom Danksgeschenken darbrachte, obwohl man sich im geheimen zuflüsterte, dies sei nur geschehen, weil sein Bart, wie bei allen Familienmitgliedern, feuerrot zu werden drohte. Auf der über den Augen kräftig hervortretenden Stirn lag aber doch etwas Olympisches. Die

zusammengezogenen Brauen verkündeten das Bewußtsein von Allmacht; doch unter der Halbgottstirn lag ein Gesicht, das eher einem Affen glich und an einen Komödianten, einen Trunkenbold erinnerte. Trotz der Jugend war das Gesicht von wechseldenden Begierden durchwühlt, schon fett und doch kränklich und verfallen. Lygia erschien es unheilverkündend, aber vor allem höchst widerwärtig.

Nach einer Weile legte er den Smaragd hin, und Lygia konnte seine hervorstehenden blauen Augen sehen, die unter dem strahlenden Glanze des Lichtmeeres beständig blinzelten und einen gläsernen, gedankenlosen Ausdruck hatten, wie die Augen eines Toten.

Zu Petronius gewendet, sagte er in diesem Augenblicke:
„Ist das jene Geisel, in die Vinicius verliebt ist?“

„Sie ist es,“ versetzte Petronius.

„Wie heißt das Volk, dem sie entstammt?“

„Die Lygier.“

„Vinicius findet sie hübsch?“

„Hülle einen morschen Stamm eines Ölbaumes in das Peplon eines Weibes, und Vinicius wird ihn schön finden. Doch auf Deinen Zügen, Du unvergleichlicher Kenner, lese ich schon Dein Urteil über sie. Bemühe Dich nicht, es auszusprechen. Ganz richtig, sie ist viel zu mager und armselig, der reine Mohnkopf auf schlankem Stengel! Du aber, göttlicher Ästhetiker, schahest gerade den Stengel am Weibe, Du hast recht, tausendmal recht, das Gesicht allein hat nichts zu sagen. Ich habe schon viel von Dir gelernt, aber den sichern Blick, wie Du, besitze ich noch nicht . . . Ich möchte mit Tullius Senecio um sein Liebchen wetten, daß Du, obwohl man beim Mahle, wo alle liegen, doch schwer über die ganze Gestalt urteilen kannst, Dir schon gesagt hast: „Sie hat zu schmale Hüften.““

„Zu schmale Hüften,“ wiederholte Nero, die Augen zudrückend.

Ein kaum merkliches Lächeln umspielte die Lippen des Petronius, Tullius Senecio hingegen, der sich bis jetzt mit Bestinus unterhalten oder vielmehr diesen wegen seines Glaubens an Träume verspottet hatte, wandte sich, ohne zu wissen, um was es sich handelte, zu Petronius und erklärte: „Du irrst, ich halte es mit dem Kaiser.“

„Um so besser,“ versetzte Petronius. „Ich habe gerade

bewiesen, daß Du ein bißchen Verstand hast, aber der Kaiser behauptet, daß Du ein vollständiger Esel bist.“

„Habet!“ rief Nero, lachte und zeigte mit dem Daumen nach abwärts wie im Cirkus, wenn der gefallene Gladiator nicht mehr auf Gnade hoffen darf.

Allein Bestinus, welcher meinte, es sei noch immer von Träumen die Rede, rief dazwischen: „Und ich glaube doch an Träume; auch Seneca sagt neulich, daß er daran glaubt.“

„Vergangene Nacht träumte mir, ich sei Bestalin geworden,“ sagte Calvia Crispinilla, sich über den Tisch neigend.

Daraufhin klatschte Nero in die Hände; andere folgten seinem Beispiel und bald erscholl in der Runde lauter Beifall, denn Crispinilla, mehrmals geschieden, war wegen ihres fabelhaft losen Lebenswandels in ganz Rom bekannt.

„Ohne im mindesten verlegen zu werden, sagte sie ruhig: „Nun was weiter! Alt und häßlich sind sie alle! Die einzige Rubria ist Menschen ähnlich, und so wären wir doch zwei, obwohl auch Rubria Sommersprossen bekommt, wenn es warm wird.“

„Du wirst aber doch zugeben, allerkeuschest Calvia,“ fiel Petronius ein, „daß Du höchstens im Traume Bestalin werden könntest.“

„Und wenn der Kaiser es befehlen würde? Was dann?“

„Ich würde dann glauben, daß auch die seltsamsten Träume in Erfüllung gehen.“

„Das thun sie auch,“ sagte Bestinus. „Ich verstehe die Leute, wenn sie an Götter nicht glauben, aber wie kann man nicht an Träume glauben?“

„Und die Wahrhagungen?“ fragte Nero. „Man hat mir einst geweissagt, Rom werde aufhören zu bestehen, ich aber würde den ganzen Osten beherrschen.“

„Wahrhagungen und Träume stehen in enger Verbindung miteinander,“ bemerkte Bestinus. „Ein Prokonsul, der sehr ungläubig war, schickte einen Sklaven mit einem versiegelten Brief in den Tempel des Mopsus; dem Sklaven war es streng verboten, den Brief zu öffnen, wollte doch der Prokonsul sich überzeugen, ob der Gott auch die in dem versiegelten Briefe enthaltene Frage beantworten könne. Der Sklave schlief eine Nacht im Tempel, in der Erwartung eines bedeutungsvollen Traumes, und als er heimkam, sprach er folgendermaßen: „Es träumte mir von einem Jüngling, leuchtend wie die Sonne,

der mir nichts anderes sagte, als: Einen schwarzen.“ — Der Prokonsul erblaßte, als er dieses hörte, und wendete sich zu seinen Gästen, die ohne Ausnahme ebenso ungläubig waren wie er: „Was steht Ihr, was in dem Briefe stand?“

Hier unterbrach sich Bestinus, um die Trinkschale zum Munde zu führen und einen mächtigen Zug zu thun.

„Nun, was stand in dem Brief?“ fragte Seneca.

„Der Brief enthielt die Frage: Was für einen Stier soll ich opfern, einen weißen oder schwarzen?“

Die durch die Erzählung erregte Aufmerksamkeit wurde durch Bitellius abgelenkt, der schon halb angetrunken zum Gastmahl gekommen war und nun mit einem Male und ohne jede Ursache in ein tolles Lachen ausbrach.

„Weshalb lacht denn diese Tafeltonne?“ fragte Nero.

„Nur durch das Lachen unterscheidet sich der Mensch vom Tiere,“ sagte Petronius, „und er hat keinen andern Beweis dafür, daß er kein Schwein ist.“

Bitellius hörte plötzlich auf zu lachen, und mit den von fetter Sauce triefenden Lippen schmaßend, blickte er so verwundert auf die Anwesenden, als habe er sie nie vorher gesehen. Dann hob er die fleischige Rechte in die Höhe und jagte heiser: „Der Ritterring, den ich von meinem Vater erbte, ist mir vom Finger gefallen.“

„Vom Vater, der ein Schuster war,“ fügte Nero hinzu.

Bei diesen Worten brach Bitellius abermals in ein unerwartetes Gelächter aus und begann in Calvia Crispinillas Peplum nach seinem Ringe zu suchen.

Batinius ahmte den Aufschrei einer erschrockenen Meze nach, und Nigidia, die Freundin Calvias, eine junge Witwe mit kindlichem Gesicht und sinnlichen Augen, sagte laut: „Er sucht, was er niemals verloren hat.“

„Und was ihm gar nichts nützt, wenn er es auch finden würde,“ fügte der Dichter Lucan hinzu.

Die Lustbarkeit bei dem Festgelage steigerte sich mehr und mehr. Eine Schar von Sklaven trug fortwährend neue Gerichte auf; aus den großen, ephesiumfränzten und schneegefüllten Gefäßen wurden alle Augenblitche kleinere Behälter ausgehoben, welche die verschiedensten Weingattungen enthielten. Es wurde übermäßig viel getrunken. Langsam fielen von der Decke Rosen auf die Tafel und die Gäste.

Petronius hat jetzt Nero, das Fest durch seinen Gesang zu verherrlichen, ehe sich die Gäste vollends betrunken haben. Ein Chor von Stimmen unterstützte seine Worte, aber Nero weigerte sich. Nicht nur seine Befangenheit verbiete ihm, dem allgemeinen Wunsche zu willfahren, erklärte er, sondern noch ein anderer Grund. An Selbstbewußtsein fehle es ihm freilich immer, und welche Überwindung ihm jedes Auftreten koste, davon hätten nur die Götter eine Ahnung. Er ziehe sich nur aus dem Grunde nicht vollständig zurück, weil er einsehe, daß er für die Kunst etwas thun müsse, weil er diese Göttergabe, seine Stimme, mit der ihn Apollo beglückt habe, nicht verkümmern lassen dürfe. Er begreife sogar, daß er in dieser Beziehung gegen das Reich Verpflichtungen habe. Jetzt sei er aber tatsächlich heiser. Schon in der Nacht habe er Bleigewichte auf die Brust gelegt, aber auch das habe nichts geholfen, so daß er sich mit dem Gedanken trage, nach Antium zu reisen, um wieder einmal Seeluft zu atmen.

Aber Lucanus beschwore ihn nun im Namen der Kunst und der Menschheit nachzugeben. Es sei ja bekannt, bemerkte er, daß der göttliche Dichter und Sänger einen neuen Hymnus an die Venus geschaffen habe, mit welchem verglichen der des Lucretius wie das Winseln eines einjährigen Wölfsleins klinge. Erst durch seinen Gesang stemple er das Fest zu einem wirklichen Feste. Ein so guter Herrscher wie Nero dürfe seine Untertanen nicht um eine solche Freude bringen. „Sei nicht grausam, Cäsar!“ schloß Lucanus seine Rede.

„Sei nicht grausam, Cäsar!“ wiederholten alle, die in der Nähe saßen.

Nero breitete die Hände aus, zum Zeichen, daß er nachgeben müsse, und aller Augen wendeten sich mit dem Ausdruck des Dankes auf ihn. Doch er ließ noch vorher Poppaea benachrichtigen, daß er singen werde; sie hatte sich zwar, wie er erzählte, eines Unwohlseins wegen vom Mahl fern gehalten, aber da ihr keinerlei Arznei je so helfe wie sein Gesang, wolle er ihr die Gelegenheit zu gute kommen lassen.

Poppaea erschien unverzüglich. Obwohl sie Nero noch völlig beherrschte, wußte sie doch, daß es gefährlich war, ihn zu reizen, wenn seine Eitelkeit als Sänger, Wagenlenker oder Dichter ins Spiel kam. Schön wie eine Göttin trat sie alsbald ein; sie war wie Nero in ein amethystfarbiges Gewand

gehüllt, trug ein prächtiges Perlenhalsband, das dem Masinissa geraubt worden war, und sah mit ihrem Goldhaar und dem sanften Blick, obwohl sie bereits zweimal geschieden war, noch völlig mädchenhaft aus.

Sie wurde mit lebhaften Burufen als „göttliche Augusta“ begrüßt.

Lyngia hatte noch niemals in ihrem Leben eine solche Schönheit gesehen, und kaum traute sie ihren Augen. Nur zu wohl wußte sie, daß Poppaea Sabina eine der verworfensten Weiber der Welt war. Sie wußte von Pomponia, daß sie es war, die den Kaiser zur Ermordung von Mutter und Gattin bewogen hatte. Und was war ihr alles von den Gästen und Dienern in Aulus' Hause über Poppaea zu Ohren gekommen! Die in der Stadt aufgestellten Bildsäulen von ihr waren des Nachts zertrümmert worden, die Inschriften über sie, deren Verfasser die schwersten Strafen erleiden mußten, erschienen immer wieder auf den Mauern der Stadt. Und doch dünkte es ihr jetzt beim Anblick dieser berüchtigten Frau, in der die Anhänger Christi die Verkörperung alles Bösen und Sündhaften sahen, als ob die Engel und himmlischen Geister nicht anders aussehen könnten. Sie vermochte die Augen nicht von ihr wegzuwenden, und unwillkürlich entrang sich ihren Lippen die Frage: „Ach, Marcus, kann dies möglich sein?“

Aber er, bereits etwas berauscht und zudem ungeduldig, weil so viele Dinge ihre Aufmerksamkeit von ihm und seiner Unterhaltung abwendeten, sagte: „Ja, sie ist schön, aber Du bist hundertmal schöner! Du kennst Dich nicht, — Du würdest Dich sonst in Dich selbst verlieben wie Narcissus . . . Sie badet sich in Eselinnennmilch, Dich hat scheinbar Venus in der eigenen Venus gebadet. Du kennst Dich nicht, ocella mi! Schau nicht mehr hin. Wende den Blick zu mir, ocella mi! Berühre diesen Becher mit Deinen Lippen, dann presse ich auf dieselbe Stelle die meinen.“

Er rückte ihr näher, sie aber zog sich gegen Acte zurück. Doch in diesem Augenblicke gebot man Stille, denn der Kaiser war aufgestanden. Der Sänger Diodor reichte ihm eine Laute, Delta genannt, während Terpnos, der den Gesang des Kaisers mit seinem Spiele begleiten sollte, sich ihm mit seinem „Nablium“ genannten Instrument näherte. Nero stützte seine Laute auf den Tisch und richtete seine Blicke in die Höhe. Lautlose Stille

herrschte im Triclinium — nur das Geräusch der von der Decke fallenden Rosen war von Zeit zu Zeit hörbar.

Nun fing er an zu singen, oder vielmehr er trug in einem sangesähnlichen rhythmischen Tone seinen Hymnus an die Venus vor, unter Begleitung zweier Lauten. Weder die Stimme, obwohl sie etwas verschleiert klang, noch die Verse waren schlecht, so daß die arme Lygia aufs neue von Gewissensbissen gepeinigt wurde, denn der Hymnus erschien ihr, trotzdem in ihm die unreine, heidnische Venus gefeiert wurde, über die Maßen schön, und sogar der Kaiser mit seinem Lorbeerfranz auf der Stirn und den in die Höhe blickenden Augen kam ihr jetzt majestätischer und weit weniger schrecklich und abstoßend vor wie zu Beginn des Festes.

Raum hatte er geendet, brachen die Gäste in einen wahren Beifallssturm aus. Der Ruf: „O welche Götterstimme!“ erscholl ringsum; einige Frauen hatten die Hände erhoben und behielten diese Stellung zum Zeichen ihrer Verzückung auch nach Beendigung des Gesanges bei; andere fuhren sich mit der Hand über die thränenfeuchten Augen; im ganzen Saale herrschte ein Summen wie im Bienenkorbe. — Poppaea hatte das goldig schimmernde Haupt geneigt und Neros Hand an ihre Lippen gezogen, worauf sie seine Finger lange schweigend in den ihren hielt, und der göttlich schöne Griech Pythagoras, derselbe, mit dem sich der halbwahnsinnige Nero später trauen ließ, kniete vor ihm nieder.

Nero richtete seine Blicke jedoch begierig auf Petronius, um dessen Lobsprüche es ihm am meisten zu thun war, und dieser sprach: „Was die Musik betrifft, so muß Orpheus jetzt gerade so gelb vor Neid sein wie unser Lucanus hier, und was die Verse anbelangt, so bedaure ich nur, daß sie nicht schlechter sind, weil ich dann doch vielleicht passende Worte zu ihrem Preise fände.“

Lucanus zürnte nicht wegen dieses Hinweises auf seine Eifersucht, im Gegenteile, er warf Petronius einen dankbaren Blick zu und brummte, den Übelgelaunten spielend: „Verfluchtes Schicksal, das mich dazu verdammt hat, der Zeitgenosse eines solchen Dichters zu sein. Man hätte sich vielleicht doch ein Plätzchen in der Erinnerung der Menschen und auf dem Parnas erobert, so aber gleicht man einem Lämpchen, das stets nur glimmt neben der leuchtenden Sonne.“

Petronius, der ein erstaunliches Gedächtnis besaß, wiederholte einige Absätze des Hymnus, citierte einige Verse und hob die schönsten Wendungen hervor, und Lucanus, der über dem Zauber der Dichtung seine Eifersucht zu vergessen schien, schloß sich seinen Worten an. Auf Neros Antlitz spiegelte sich stille Wonne und bodenlose Eitelkeit, die nicht nur an Dummheit grenzte, sondern ihr schon ganz ähnlich war. Er fing nun selbst an, die Verse hervorzuheben, die ihm als die schönsten erschienen, und tröstete schließlich sogar Lucanus, er sprach ihm Mut zu und sagte, daß jeder nur das sei, als was er geboren werde, übrigens schließe die Anbetung, die man dem Jupiter zolle, die Verehrung der übrigen Götter nicht aus.

Darauf erhob er sich, um Poppaea hinauszugeleiten, die sich in der That unwohl fühlte und sich zurückzuziehen wünschte. Er befahl den Festteilnehmern Platz zu behalten, seine Rückkehr ankündigend. Wirklich erschien er auch bald wieder, um sich an dem ihm gestreuten Weihrauch zu berauschen und sich an den weiteren Festvorstellungen zu ergötzen, die von ihm, von Petronius oder von Tigellinus zur Verherrlichung des Festes vorbereitet waren.

Es wurden noch andere Verse verlesen und Dialoge angehört, deren Wunderlichkeit wohl den fehlenden Blitz ersehen sollte. Dann trat der berühmte Mime Paris auf, welcher die Abenteuer von Io, der Tochter des Inachus, darstellte. Die Gäste und besonders die solcher Zauberkünste ungewohnte Lygia glaubten ein Wunderwerk vor sich zu sehen. Durch die Bewegungen der Hände und des Körpers verstand es Paris, seinen Tanz so ausdrucksvooll zu machen, eine Darstellung zu bieten, die man kaum für möglich gehalten hätte. Seine Hände zauberten einen Wind her, der eine Wetterwolke mit sich führte, welche wiederum die Gestalt einer Jungfrau zeigte. Es war dies kein Tanz mehr, sondern ein deutliches Bild, das die geheime Liebe zeigte, und das zauberisch schön und schamlos zugleich war. Und als am Schlusse Korybanten hereinstürmten und beim Klange der Bithern, Flöten, der Zimbel und der kleinen Trommel unter wildem Rufen mit Mädchen aus Syrien einen zügellosen bacchantischen Tanz aufführten, da war es Lygia, als ob ein glühendes Feuer sie verzehre, als ob ein Blitz in diese Halle einschlagen solle und die Decke auf die Häupter der Festteilnehmer niederstürzen müsse.

Doch statt dessen fielen von der Decke nur Rosen herab, und der halb trunkene Vinicius sprach zu ihr: „Ich sah Dich im Hause des Aulus an der Fontäne, und ich liebte Dich. Der Morgen graute kaum, und Du dachtest, daß niemand Dich sehe, aber ich sah Dich . . . Und ich sehe Dich, obwohl Dich das Peplum bedeckt, wirf es ab wie Crispinilla. Siehe — Götter und Menschen suchen Liebe. — Es giebt nichts Besseres auf Erden! Virg Dein Haupt an meiner Brust und drücke die Augen zu!“

Lygias Pulse schlugen heftig. Sie glaubte in einen Abgrund zu versinken, Vinicius, von dem sie Rettung erhofft hatte, der ihr so lieb und vertrauerweckend erschienen war, er selber war es, der sie in diesen Abgrund zog. Welchen Schmerz verursachte er ihr! Sie zürnte ihm, und sie fing an, ihn zu fürchten. Eine unsagbare Bangigkeit vor ihm, vor dem Feste, vor sich selbst ergriff sie aufs neue. Was war das? Hörte sie nicht eine Stimme, die Stimme Pomponias, die ihr zuraunte: „Rette Dich, Lygia! Rette Dich!“ — Dann aber war es ihr plötzlich, als sei es dazu schon zu spät — denn wer gesehen, was sie bei diesem Gastmahle geschaut, wen eine Höhe umgarnt, wie sie sie gefühlt, und wessen Herz geschlagen hatte wie das ihre, als sie solche Worte von Vinicius hörte, und als er ihr näherrückte — der müsse ohne Rettung verloren sein. Sie fühlte sich schwach. Sie wußte, daß unter Androhung kaiserlicher Ungnade niemand sich erheben durfte, ehe der Kaiser vom Tische aufstand, aber wenn auch dem nicht so gewesen wäre, so hätte sie nicht mehr die Kraft dazu besessen.

Das Gastmahl war indeß noch lange nicht beendet. Sklaven trugen immer neue Gerichte auf und füllten unermüdlich die Becher, und vor dem in Hufeisenform aufgestellten Tische erschienen zwei Athleten, um vor den Gästen einen Ringkampf aufzuführen.

Gleich begann der Ringkampf. Die muskulösen, von Öl glänzenden Gestalten der Ringenden schienen beim Ringkampfe einen einzigen Klumpen zu bilden; die Glieder knackten unter der eisernen Umarmung, aus den zusammengepreßten Kinnladen drang ein unheil verkündendes Knirschen. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein kurzes, dumpfes Aufstampfen der Füße auf dem safranbestreuten Boden, dann wieder standen die beiden Ringer unbeweglich und boten den Zuschauern den Anblick

einer in Stein gehauenen Gruppe. Mit Keinerblick und voll Entzücken folgten die Augen der Römer dem Spiele der schauerlich angespannten Rücken-, Waden- und Armsehnen. Doch der Kampf währte nicht lange, denn Kroton, der Meister und Vorsteher der Gladiatorenshule, galt nicht umsonst für den stärksten Mann im ganzen Reiche. Sein Gegner begann immer rascher zu atmen, dann röchelte er, das Gesicht nahm eine bläuliche Farbe an; er warf Blut aus und sank wie leblos zu Boden.

Ein Beifallssturm belohnte das Ende des Kampfspiels, und Kroton stützte den Fuß auf den Rücken des gefallenen Gegners, kreuzte die mächtigen Arme über der Brust und ließ den triumphierenden Blick im Saale umherschweifen. Nach ihm traten Tier- und Tierstimmennachahmer auf, Gaukler und Possenreißer, die aber nur wenig Beachtung fanden, denn der Wein begann den Blick der Zuschauer zu trüben. Das Gastmahl artete allmählich in ein wüstes Trinkgelage, in eine wahre Orgie aus. Die syrischen Mädchen, die in dem bacchantischen Tanz mitgewirkt hatten, mischten sich unter die Gäste. Die Musik verwandelte sich in ein wüstes, wildes Getöse der Kithara, der Laute, der armenischen Zimbel, der ägyptischen Sistra, der Trompeten und der Hörner, da aber einige der Tafelnden sich zu unterhalten wünschten, schrieen sie den Musikern zu, sich zu entfernen. Die Luft, geschwängert von Blumendüften und dem Geruche der Öle, mit denen reizende Knaben während des Mahles die Füße der Gäste besprengten, verdorben durch den Safran und die Ausatmung der Menschen, war schwül geworden; die Flammen der Lampen flackerten trübe, schief saßen die Kränze auf den Häuptern der Zechenden, über deren erdfahle Gesichter dicke Schweißtropfen rannen.

Bitellius rollte unter den Tisch. Nigidia, bis zum Gürtel entblözt, lehnte das trunkene Kindergesicht an Lucans Brust, der, gleichfalls betrunken, den Goldpuder aus ihrem Haare blies und dabei still besiegelt nach oben blickte. Mit der allen Trunkenen eigenen Beharrlichkeit wiederholte Bestinus wohl zum zehnten Male die Antwort des Mopsus auf des Prokonsuls versiegelten Brief, Tullius hingegen, der beständig über die Götter spottete, erklärte in schleppendem, von stetem Schlucken unterbrochenen Tone: „Denn wenn der Sphäros des Xenophanes rund ist, könnte man ja, wie Du siehst, einen solchen Gott wie ein Fäß mit dem Fuße vor sich herrollen.“

Über diese Worte war Domitius Afer, der alte Dieb und Ohrenbläser, höchst empört und begoss sich in seiner Entrüstung die ganze Tunika mit Falerner. Er hatte stets an die Götter geglaubt, und wenn die Leute behaupteten, daß Rom zu Grunde gehen müsse, so trug einzig und allein der Unglaube der heutigen Jugend schuld daran. Man vernachlässigte die alten, strengen Sitten, und niemand kam auf den Gedanken, daß es den Epikureern unmöglich sein werde, den Barbaren zu widerstehen. Ach, daß er in solchen Zeiten leben mußte, wo ihm nichts anderes übrigblieb, als sich dem Genusse in die Arme zu werfen, um den nagenden Kummer zu unterdrücken.

Bei diesen Worten zog er eine syrische Tänzerin fest an sich und küßte mit dem zahnlosen Munde deren Nacken und Rücken. Bei diesem Anblische brach der Konsul Memmius Regulus in ein Gelächter aus und rief, den Kahlkopf mit dem schief-sitzenden Kranze erhebend: „Wer sagt, daß Rom zu Grunde geht? — Unsinn! . . . Ich als Konsul muß es besser wissen. Videant consules! . . . Dreißig Legionen schützen unsere pax romana!“ — Hier preßte er beide Fäuste an die Schläfen und schrie durch den ganzen Saal: „Dreißig Legionen! Dreißig Legionen! Von Britannien bis zu den parthischen Grenzen!“ Plötzlich hielt er inne, legte einen Finger an die Stirn und sagte: „Und wie mir scheint, sind es gar zweihunddreißig.“

Darauf kollerte er unter den Tisch, wo er die Flamingozungen, die gebackenen Reizker, gedünfteten Schwämme, die in Honig geschmorten Heuschrecken, die Fische, die Fleischspeisen, kurz alles, was er gegessen und getrunken hatte, von sich gab.

Doch die Anzahl der Legionen, welche den Frieden des römischen Reiches hüteten, beruhigte Domitius Afer nicht.

„Nein, nein!“ rief er aus, „Rom muß zu Grunde gehen, weil es keinen Glauben und keine Sitten mehr giebt! Rom wird zu Grunde gehen, und das ist schade, denn das Leben ist doch schön, der Kaiser ist gnädig und der Wein gut! Ach, wie schade!“

Er vergrub das Haupt zwischen die Schulterblätter der syrischen Tänzerin und brach in Thränen aus.

„Was soll mir das künftige Leben! Wie recht hatte Achilles, als er sagte: Besser ein Knecht hier unter der Sonne als Herrscher in den chimärischen Gefilden! — Und es ist überhaupt noch die Frage, ob es Götter giebt, obgleich der Unglaube die Verderbnis der Jugend verursacht.“

Lucanus hatte inzwischen allen Goldpuder aus Nigidias Haar geblasen, welche, vollgetrunken, eingeschlummert war. Er entnahm der vor ihm stehenden Vase Epheuranken und schmückte die Schlafende damit und betrachtete sie ganz erfreut. Dann begann er, sich selbst mit Epheu zu schmücken und rief mit dem Ausdruck völliger Überzeugung: „Ich bin gar kein Mensch, ich bin ein Faun!“

Petronius war noch nüchtern. Nero jedoch, der anfangs aus Rücksicht für seine „Götterstimme“ nur wenig getrunken hatte, leerte schließlich Becher auf Becher und berauschte sich ganz und gar. Umsonst versuchte er nochmals, einige Strophen aus seiner Dichtung vorzutragen — und zwar diesmal in griechischer Sprache — er hatte alles vergessen, so daß er, ohne sich dessen bewußt zu sein, ein Lied von Anakreon zu singen begann. Dabei begleiteten ihn Pythagoras, Diodorus und Terpnos, da sie aber keinen Takt zu halten vermochten, hörten sie bald wieder auf. Nero, als Kenner und Ästhetiker des Schönen, geriet nun plötzlich in Ekstase über den schönen Pythagoras, dessen Hände er unaufhörlich küßte. Solche wunderbaren Hände waren ihm doch schon einmal zu Gesicht gekommen . . . Bei wem nur? . . .

Er legte die Hand finnend an die feuchte Stirn. Plötzlich nahm sein Antlitz einen entsetzten Ausdruck an: „Ach!“ rief er, „an der Mutter, an Agrippina!“

Düstere Wahrvorstellungen schienen ihn zu beherrschen:

„Man sagt, daß sie in hellen Mondnächten auf dem Meere bei Bajae und Puteoli wandelt,“ flüsterte er. „Sie thut nichts anderes, nur gehen und gehen. Aber wenn sie zu einem Kahn kommt, wirfst sie einen Blick hinein und wandelt weiter. Der Fischer aber, den ihr Blick getroffen, der muß sterben.“

„Kein übles Thema,“ bemerkte Petronius.

Vestinus streckte den Hals aus wie ein Kranich und flüsterte geheimnisvoll: „An die Götter glaube ich nicht, aber an die Geister. O, o!“

Nero kümmerte sich nicht um die Worte der Sprechenden und fuhr fort: „Ich habe doch Lemurien gefeiert! Ich mag sie nicht sehen! Fünf Jahre sind nun schon verflossen! Ich mußte, ich mußte sie verurteilen, denn sie selbst sandte Mörder nach mir aus. Wäre ich ihr nicht zuvorgekommen, Ihr hättet heute meine Stimme nicht gehört!“

„Dank, Cäsar, im Namen Roms, im Namen der ganzen Welt!“ rief Domitius Afer.

„Wein! Wein! Schlagt das Tympanum!“*)

Der Lärm begann aufs neue. Lucanus, der sich inzwischen völlig mit Epheu umwunden hatte, suchte ihn zu überschreien; er stand auf und rief: „Ich bin kein Mensch, sondern ein Faun und lebe im Walde! E . . . h . . . oooo!“ Dabei stürzte er auf Nigidia und rollte unter die Festtafel.

Schließlich betrank sich auch der Kaiser und nach und nach alle Männer und Weiber.

Vinicio war nicht minder betrunken als die andern. Zu der aufflammenden Begierde gesellte sich die Händelsucht, wie immer, wenn er das Maß überschritt. Sein bräunliches Antlitz war bleich und seine Zunge unsicher, als er in lautem, behfslendem Tone sagte: „Reiche mir Deine Lippen zum Kusse! Heute oder morgen, das ist gleich! — Lasse das Zieren! . . . Der Kaiser nahm Dich dem Aulus, um Dich mir zu schenken, verstehst Du? Morgen in der Dämmerstunde sende ich um Dich, verstehst Du? . . . Reiche mir Deine Lippen! . . . Du mußt mein sein! Ich will nicht länger warten — schnell den Mund!“

Er umschlang sie mit seinen Armen, aber Acte schützte sie, und auch Lygia verteidigte sich mit dem Rest ihrer Kräfte. Doch umsonst mühete sie sich, mit ihren Händen seine unbehaarten, glatten Arme von sich fern zu halten; vergebens flehte sie ihn an, doch nicht so schrecklich zu sein und Erbarmen mit ihr zu haben. Sein nach Wein duftender Atem fauchte sie an und sein Gesicht kam dem ihren schon ganz nahe. Nein! Das war nicht mehr der einstige gute, ihr von ganzer Seele teuere Vinicio, das war ein trunkener, böser Satyr, der ihr Schred und Widerwillen einflößte.

Sie fühlte ihre Kräfte schwinden. Vergebens wandte sie sich zurückbeugend, das Antlitz ab, um seinen Küssem auszuweichen. Er stand auf, umfang sie mit beiden Armen, zog ihr Haupt an seine Brust und drückte mit den Lippen ihren erbläzten Mund, bis er schmerzte.

Doch in dem gleichen Augenblicke wurden seine Arme von des Mädchens Nacken mit einer Leichtigkeit losgelöst, als ob es

*) Musikinstrument.

die Arme eines Kindes wären, er selbst aber wurde zur Seite geschoben, wie ein dürres Zweiglein oder ein welches Blatt. Was war geschehen? Vinicius rieb sich die erstaunten Augen, schaute empor und sah die Riesengestalt des Lygiers Ursus vor sich stehen, der ihm vom Hause des Aulus her bekannt war. Der Lygier stand ruhig und sah mit seinen blauen Augen Vinicius so sonderbar an, daß dem jungen Manne das Blut in den Adern stockte; dann nahm der Sklave sein Königskind auf den Arm und verließ mit gleichen, ruhigen Schritten das Triclinium. Acte folgte gleich nach.

Vinicius saß einen Augenblick wie versteinert, dann aber sprang er auf und lief dem Ausgänge zu: „Lygia! Lygia!“

Doch Begierde, Verwunderung, Wut und der Wein machten schließlich seine Beine wanken. Er strauchelte ein- bis zweimal, dann haschte er nach den nackten Armen einer Bacchantin und fragte, mit den Augen blinzeln: „Was ist geschehen?“

Sie ergriff eine gefüllte Trinkschale und reichte sie ihm lächelnd und mit verglasten Augen. „Trink!“ sagte sie.

Vinicius leerte die Schale und stürzte zu Boden, die Bacchantin mit sich reißend.

Der größte Teil der Gäste lag schon unter den Tischen; einige gingen schwankenden Schrittes durch das Triclinium, andere lagen schlafend auf den Polstern an der Tafel und schnarchten; und auf all diese betrunkenen Ritter, Dichter, Philosophen, auf die betrunkenen Tänzerinnen und Patrizierinnen, auf diese bekränzte ungezügelte und schon entnervte Menge, auf diese allmächtige und doch schon dem Untergange geweihte Welt fiel aus dem goldenen Neze an der Decke langsam Rose auf Rose herab.

Draußen graute der Tag.

Achtes Kapitel.

Niemand hielt Ursus auf, niemand fragte nach seinem Thun. Die Gäste, die noch nicht unter dem Tische lagen, nahmen längst ihre Plätze nicht mehr ein, und als daher die Dienerschaft den Riesen mit einer der Festteilnehmerinnen auf dem Arme erblickte, hielt man ihn für einen Sklaven, der seine ihrer Sinne nicht mehr mächtige Herrin hinwegtrug. Zudem

ging Acte mit ihnen, und deren Anwesenheit ließ vollends jeden Verdacht schwinden.

Auf diese Art gelangten sie aus dem Triclinium in das anstoßende Gemach und von da auf den Gang, welcher zu Actes Zimmer führte.

Eine solche Ermattung war über Lygia gekommen, daß sie wie tot in den Armen des Ursus lag. Erst als die frische, reine Morgenluft sie umwehte, öffnete sie die Augen. Durch den Säulengang weiterschreitend, bogen sie in einen seitlichen Portikus, der nicht gegen den Hof, sondern gegen die Palastgärten gewendet lag, in denen die Gipfel der Pinten und Cypressen im ersten Morgenrot erglühten. — In diesem Teile des Gebäudes war es menschenleer, und der Schall der Musik und der Tafellärm drang nur undeutlich herüber. Lygia kam es vor, als habe man sie der Hölle entrissen und in die helle Gotteswelt hinausgetragen. So gab es denn doch noch etwas außer dem abscheulichen Triclinium — es gab einen Himmel, ein Morgenrot, es gab Licht und Frieden. Das Mädchen brach plötzlich in Thränen aus, und sich in die Arme des Lygiers schmiegend, rief es schluchzend: „Nach Hause, Ursus! Nach Hause zu Aulus und Pomponia!“

„So gehen wir!“ sagte Ursus.

Inzwischen waren sie bis in das kleine Atrium gelangt, das zu Actes Wohnung gehörte. Hier ließ Ursus das erregte Mädchen auf einer Marmorbank in der Nähe des Springbrunnens nieder, und Acte bemühte sich, sie zu beruhigen, sie davon zu überzeugen, daß ihr hier keine Gefahr drohe, da die betrunkenen Gäste sicher bis zum Abend schlafen würden. Doch Lygia wollte sich lange nicht zufrieden geben; sie preßte beide Hände gegen die Schläfen und wiederholte wie ein Kind immer wieder: „Nach Hause zu Aulus und Pomponia!“

Ursus war bereit. Bei den Thoren standen zwar Prätorianer, aber er kam schon durch. Die Soldaten hielten ja die Fortgehenden nicht auf. Vor den Thoren waren Sänften, und die Leute begannen scharenweise heimzuziehen. Niemand würde sie zurückhalten. Sie konnten sich unter die Menge mischen und konnten direkt nach Hause zurückkehren. Was die Königstochter befahl, das mußte geschehen. Dazu war er ja hier.

Und Lygia wiederholte: „Ja, Ursus, gehen wir!“

Doch Acte mußte für beide Überlegung haben. Hinauskommen würden sie, o ja! Niemand würde sie aufhalten. Aber es war nicht gestattet, aus dem Hause des Imperators zu fliehen, und wer es that, beleidigte Seine Majestät. Hinaus konnten sie wohl, doch schon am Abend würde ein Centurio dem Aulus das Todesurteil überbringen, und Lygia in den Kaiserpalast zurückschleppen, wonach es keine Rettung mehr für sie gab. Und sobald Aulus und Pomponia sie unter ihr Dach aufnahmen, war deren Tod besiegt.

Mutlos ließ Lygia ihre Hände sinken. Ach, es gab keinen Ausweg. Sie hatte nur zu wählen zwischen dem Verderben der Pflegeeltern und ihrem eigenen. Als sie zum Festmahle ging, hatte sie noch Hoffnung, daß Vinicius und Petronius sich für sie verwenden und Pomponia zurückgeben würden — nun wußte sie genau, daß gerade diese beiden den Kaiser überredet hatten, sie von Pomponia wegzunehmen. Ach, es gab keinen Ausweg. Nur ein Wunder konnte sie dem drohenden Abgrunde entreißen.
— Ein Wunder und Gottes Allmacht.

„Acte,“ sagte sie verzweifelt, „hast Du gehört, was mir Vinicius sagte? Der Kaiser habe mich ihm zum Geschenke gemacht und er werde noch vor Abend seine Sklaven senden, um mich zu sich holen zu lassen!“

„Ich habe es gehört,“ erwiederte Acte, worauf sie mit den Händen eine Bewegung machte, als ob sie damit sagen wollte, daß sie ihr nun keinen anderen Rat geben könne und in Schweigen versank. Lygias Verzweiflung fand bei ihr kein Echo, war sie doch selbst die Geliebte Neros gewesen, und ihr Herz, so gut es sonst war, vermochte die Schmach eines derartigen Verhältnisses nicht zu empfinden. Als ehemalige Sklavin war sie an Unfreiheit gewöhnt und — sie liebte Nero. Wenn er jetzt wieder zu ihr zurückkehrte, so würde sie die Hände nach ihm wie nach einem langersehnten Glücke ausstrecken. Ihr war es ganz klar, Lygia mußte die Geliebte des jungen und schönen Vinicius werden, wenn sie nicht die ihr so teuren Pflegeeltern und sich selbst ins Verderben stürzen wollte. Was nützte daher alles Zaudern?

„Im Palaste des Kaisers droht Dir nicht weniger Gefahr als bei Vinicius,“ sagte sie nach einer Pause. Sie dachte kaum daran, wie sehr sie recht hatte, und es fiel ihr nicht auf, daß sie damit eigentlich sagte: „Gieb Dich zufrieden mit Deinem Schicksale.“

Doch Lygia barg das Gesicht mit ihren Händen und rief: „Niemals! Ich bleibe weder hier, noch gehe ich zu Vinicius — nie!”

Acte war von diesem leidenschaftlichen Ausbrüche überrascht. „Ist Dir Vinicius so sehr verhaft?” fragte sie.

Doch Lygia konnte diese Frage nicht beantworten, sie brach statt dessen in Thränen aus; Acte zog sie an ihre Brust und suchte sie zu trösten. Ursus atmete schwer und ballte die riesigen Fäuste, denn er liebte seine Königstochter mit der Treue eines Hundes und vermochte die Thränen nicht zu ertragen. Mit seinem lygischen, halb kindlichen Herzen wäre er am liebsten in den Saal zurückgestürzt, um Vinicius und im Notfalle selbst den Kaiser zu erwürgen, aber er wollte seine Herrin keinen Augenblick verlassen, dann war er auch nicht mit sich einig, ob der Bekannter des gekreuzigten Lämmchens so etwas thun dürfe.

Acte jedoch, noch immer bemüht, Lygia zu beruhigen, fragte wieder: „Ist er Dir denn so verhaft?”

„Nein,” entgegnete Lygia, „hassen darf ich ihn nicht, denn ich bin Christin.”

„Das weiß ich, Lygia. Ich weiß auch aus den Briefen des Paulus aus Tarsos, daß Ihr den Tod der Sünde vorziehen müßt. Doch sage mir, ob Deine Lehre es gestattet, andere zu tölen?”

„Nein!”

„Wie darfst Du also die Rache des Cäsar auf das Haus des Aulus herausbeschwören?”

Ein tiefes Schweigen folgte. Ein bodenloser Abgrund schien sich vor Lygia aufzuthun. —

Die Freigelassene sagte wieder weiter: „Ich frage Dich, weil Du mir Leid thust, weil ich Mitleid mit der guten Pomponia und Aulus und deren Kinde empfinde. Lange schon lebe ich hier in dem Palaste, und sehr wohl ist mir bekannt, was der Zorn des Kaisers bedeutet. Nein! Dir steht nicht das Recht zu, von hier zu fliehen. Nur ein Ausweg bleibt Dir offen: flehe Vinicius an, er möge Dich zu Pomponia zurückführen.”

Doch Lygia sank in die Knie, um einen andern anzuflehen. Ursus ließ sich neben ihr nieder, und sie beteten beide im Kaiserpalaste beim ersten Morgenrot.

Acte war zum ersten Male Zeugin eines solchen Gebetes. Sie vermochte die Augen von Lygia nicht abzuwenden, die,

das Profil ihr zugekehrt, zum Himmel emporblickte, von dorther Rettung erwartend. Das Morgenlicht fiel auf ihr Haar und auf das weiße Peplum und spiegelte sich in ihren Augen — von Glanz umflutet, sah sie selber aus wie das Licht. Aus dem erbläßten Antlitz, den geöffneten Lippen, den erhobenen Augen und Händen sprach überirdische Begeisterung. Acte betrachtete die Betende voll Verwunderung. Noch vor einem Augenblick hatte sie gedacht, daß es für Lygia keine Rettung geben könne, jetzt aber fing sie an zu glauben, es werde etwas Außergewöhnliches geschehen und plötzlich eine Hilfe kommen, die so mächtig war, daß nicht einmal der Kaiser etwas dagegen vermochte; entweder ein geflügeltes Heer, das vom Himmel niederstieg, um das Mädchen zu schützen, oder die Sonne selbst, die ihre Strahlen aussandte, um Lygia daran emporzuziehen. Acte hatte schon von so vielen Wundern gehört, die sich unter den Christen ereignet haben sollten, und jetzt, nachdem sie dem Gebete Lygias beigewohnt, glaubte sie fest an die Wahrheit dieser Wunder.

Lygia erhob sich endlich mit hoffnungsfreudigem Antlitz, und auch Ursus richtete sich auf und wartete, sich neben der Bank niederlauernd, auf die Worte seiner Herrin.

Ihre Augen verdunkelten sich, und zwei schwere Thränen rollten langsam über ihre Wangen. „Gott segne Pomponia und Aulus!“ sprach sie. „Ich darf sie nicht ins Verderben stürzen, und so darf ich sie nicht mehr sehen.“

Dann wandte sie sich an Ursus und sagte ihm, daß sie jetzt niemand mehr habe als ihn, und daß er von nun an ihr Beschüzer, ihr Vater sein müsse. Da sie weder Zuflucht in dem Hause des Aulus suchen könne, weil sie sonst die Rache des Kaisers auf dieses Haus heraufbeschwören würde, noch in dem Kaiserpalaste oder in dem Hause des Vinicius bleiben dürfe, solle er sie aus dem Palaste bringen, aus der Stadt führen und ein Versteck für sie ausfindig machen, wo weder Vinicius noch dessen Diener sie finden würden. Sie wolle überallhin mit ihm gehen, selbst über das Meer, über die Berge zu den Barbaren, wo man kein römisches Wort mehr höre und wohin des Kaisers Macht nicht mehr reiche. Er solle sie fortführen und retten, denn nur er allein sei ihr geblieben.

Der Lygier war bereit und umging zum Zeichen des Gehorsams der Herrin Füße. Doch auf dem Antlitz Actes, die

ein Wunder erhofft hatte, malte sich Enttäuschung. So viel hatte sie nur durch ihr Gebet erwirkt? Wenn es auch Lygia gelang, sich zu verbergen, so würde der Kaiser sich dennoch an den Ihrigen rächen. Wenn sie schon durchaus fliehen wollte, so möge sie doch wenigstens vom Vinicius aus entweichen. Dann war es eher möglich, daß der Kaiser, der sich nicht gern in fremde Angelegenheiten mischte, dem jungen Mann bei der Verfolgung keinen Beistand leistete, und es war dann keine Bekleidung der Majestät.

Doch Lygia hatte auch schon einen Plan. Weder Aulus noch Pomponia sollten erfahren, wo sie sei, erklärte sie, nur wollte sie nicht erst nach dem Hause des Vinicius, sondern schon auf dem Wege dahin fliehen. Er hatte ihr in seiner Trunkenheit verraten, daß er gegen Abend seine Sklaven um sie senden werde. Zweifellos hatte er die Wahrheit gesprochen, was er nie gethan haben würde, wenn er nüchtern gewesen wäre. Augenscheinlich war er allein oder mit Petronius vor dem Gastmahl beim Kaiser gewesen und hatte von diesem die Zusicherung erhalten, er bekomme sie am folgenden Tage ausgeliefert. Und wenn Vinicius dies auch heute vergesse, so werde er sie am nächsten Tage holen lassen. Doch Ursus werde sie retten. Er werde kommen und sie aus der Sänfte tragen, wie er sie aus dem Triclinium getragen habe, und dann wollten sie in die weite Welt gehen. Es könne ja keiner dem Ursus widerstehen, selbst nicht jener gewaltige Ringkämpfer, der in dem Triclinium besiegt habe. Da jedoch Vinicius vielleicht eine große Zahl Sklaven senden werde, möge Ursus zu dem Bischof Linus gehen, um dessen Rat und Hilfe zu erbitten. Der Bischof erbarmte sich ihrer gewiß; er gab nicht zu, daß sie in des Vinicius Haus kam, und befahl seinen Christen, dem Ursus hilfreiche Hand zu bieten. Die schlügen sie sicher heraus und geleiteten sie aus der Stadt, worauf Ursus sie in Sicherheit brachte.

Lygias Wangen bedeckten sich mit heller Röte und sie lachte. Mut und Zuversicht erwachten in ihr, und die Hoffnung auf Rettung verwandelte sich für sie schon in Gewißheit. Plötzlich warf sie sich Acte an den Hals, drückte ihren reizenden Mund auf deren Wangen und flüsterte: „Du wirst uns nicht verraten, Acte — nicht wahr?“

„Beim Schatten meiner Mutter,“ antwortete die Freige-

lassene, „ich verrate Euch nicht, bitte nur Deinen Gott, daß es Ursus gelingen möge, Dich zu befreien.“

Die blauen Kinderaugen des Lygiers strahlten vor Glück. Er konnte keinen Ausweg finden, wie sehr er auch seinen armen Kopf gemartert hatte, aber das, was Lygia von ihm verlangte, getraute er sich wohl auszuführen. Bei Tage oder bei Nacht, ihm war es gleich! Er wollte zum Bischof gehen, weil der vom Himmel ablas, was geschehen solle und was nicht; Christen hätte er auch allein in genügender Anzahl zusammengebracht. Hatte er doch genug Bekannte unter den Sklaven, den Gladiatoren und den Freien — in der Subura und jenseits der Brücken. Tausend, ja auch zweitausend getraute er sich zusammenzubringen. — Und seine Herrin heraushauen und aus der Stadt geleiten, das getraute er sich auch — und mit ihr in die weite Welt gehen, das konnte er erst recht. — Bis ans Ende der Welt, bis dahin, woher sie stammten, und wo niemand mehr etwas von Rom hörte.

Und starr vor sich hinblickend, als ob ihm etwas längst Vergessenes wieder in den Sinn komme, rief er: „In den Wald? — Hej, was für ein Wald, was für ein Wald!“

Doch bald erwachte er aus seinen Träumen und erklärte, er werde sofort zu dem Bischof gehen, am Abend jedoch wolle er mit ungefähr hundert Verbündeten der Sünfte auflauern; möchten auch nicht Sklaven allein, sondern Prätorianer die Begleitung bilden, er werde sein Königskind befreien. Keinem aber rate er, ihm unter die Fäuste zu kommen, selbst eine eiserne Rüstung werde ihn nicht schützen. — Als ob Eisen gar so stark wäre! Wenn man nur ordentlich darauf haue, halte der Kopf darunter nicht lange stand.

Doch mit tiefem und kindlichem Ernst hob Lygia den Finger in die Höhe: „Ursus, Du sollst nicht töten!“ sagte sie.

Der Lygier legte seine keulenförmige Hand an den Hinterkopf und begann murrend den Nacken in großer Verlegenheit zu kraulen. Er mußte sie retten . . . „sein Licht“. Hatte sie doch selbst gesagt, daß nun an ihm die Reihe sei! Er wollte sich in acht nehmen, so gut es ging. Aber wenn es unabsichtlich geschah, was dann? Er mußte sie doch retten! Und wenn er sich irgend etwas zu Schulden kommen ließe, wenn ja etwas passierte, so wollte er so reuevoll Buße thun, das unschuldige Lämmchen so schön und so lange um Verzeihung bitten, daß es

sich seiner gewiß erbarmte. Es fiel ihm ja gewiß nicht ein, das gefreuzigte Lämmchen beleidigen zu wollen; er hatte doch eine gar so schwere Hand.

Auf seinen Zügen malte sich heftige Rührung, und um diese zu verbergen, bückte er sich tief und sagte: „Ich gehe zum heiligen Bischof.“

Acte aber umschlang Lygias Hals und brach in Thränen aus. Aufs neue regte sich in ihr die Ahnung, daß es eine Welt gebe, die mitten im Leiden ein größeres Glück zu geben vermöge, als aller Überflüß und alle Wonnen des Kaiserpalastes; noch einmal that sich eine Pforte, die zum Lichte führte, vor ihr auf, aber sie fühlte sich unwürdig, die Schwelle zu überschreiten.

Neuntes Kapitel.

Lygia empfand Herzleid bei dem Gedanken an Pomponia Graecina, die sie von ganzer Seele liebte, und doch war sie jetzt nicht mehr verzweifelt. Süß war es ihr, für die Wahrheit Überflüß und Bequemlichkeit hinzugeben und ein unbekanntes Wanderleben zu beginnen. Vielleicht wirkte dabei ein klein wenig die kindliche Neugierde mit, wie sich ihr Leben wohl in fernen Landen unter wilden Tieren und bei den Barbaren gestalten werde. Sie war fest überzeugt, nach dem Willen des „Göttlichen Meisters“ zu handeln, und hoffte mit Bestimmtheit, daß fortan er selbst über sie wachen werde, wie über ein treues, folgsames Kind. Die Leiden, welche ihr vielleicht drohten, schreckten sie nicht, ja, sie fühlte sich beinahe glücklich und erzählte Acte von diesem Glücke, das sie jedoch nicht so recht begreifen konnte. Doch dieser fehlte das Verständnis für eine solche Regung. Aus welchem Grunde, so fragte sie, wolle Lygia auf alle Unnehmlichkeiten des Lebens verzichten, die Stadt und Gärten, Tempel und Säulenhallen und all das verlassen, was schön, was ihr teuer war, verlassen das sonnige Land und die ihr nahestehenden Menschen? Aus welchem Grunde? Doch nur deshalb, um sich vor der Liebe eines jungen Römers zu schützen. Nein, das konnte Acte nicht fassen. Wohl hatte sie die unklare Empfindung davon, daß Lygias Handlungsweise berechtigt sei,

dazß dieser ein unfaßbares, unendliches Glück winke, aber zu einem vollen Verständnis gelangte sie schon deshalb nicht, weil sie wußte, welcher Gefahr, welchem Albenteuer das junge Mädchen entgegenging, einem Abenteuer, das ihm möglicherweise den Tod bringen konnte. Acte war eine ängstliche Natur und dachte voll Bangen daran, was der Abend bringen werde. Lygia ihre Befürchtungen mitzuteilen, dazu konnte sie sich nicht entschließen, und da es inzwischen Tag geworden war und die Sonne ins Atrium schien, bereedete sie das Mädchen, nach der schlaflos verbrachten Nacht die nöthige Ruhe zu suchen. Lygia widersezte sich dem Vorschlage nicht, und beide gingen ins Cubiculum, das geräumig und infolge des früheren Verhältnisses Actes zum Kaiser prunkvoll eingerichtet war. Sie legten sich zur Ruhe nieder, doch Acte vermochte trotz der Ermüdung nicht einzuschlafen. Seit langer Zeit war sie immer traurig und freudlos, jetzt aber fühlte sie sich noch von einer Unruhe ergriffen, die sie früher nie gekannt. Bisher war ihr das eigene Leben nur schwer und hoffnungslos erschienen, heute kam es ihr auchehrlos vor.

Ihr Kopf ward immer wirrer. Bald glaubte sie einen Ausweg aus diesem Labyrinth gefunden zu haben, bald geriet sie immer tiefer hinein. Bald öffnete sich das Pförtchen zum Licht, bald fiel es wieder zu. Und doch erriet sie instinktiv, welch unendliches Glück ihr dies Licht zu gewähren vermöge, ein solch unermessliches Glück, im Vergleiche zu dem alles andere erbllassen müßte, im Vergleiche zu dem es ihr sogar als nichtig erschienen wäre, wenn der Kaiser Poppaea verlassen und sich ihr, Acte, zugewendet hätte. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß dieser Cäsar, den sie liebte und den sie unwillkürlich als einen Halbgott betrachtete, ebenso beklagenswert wie jeder Sklave, und daß sein Palast mit den Säulen aus numidischem Marmor einem Steinhaufen gleich zu achten sei. Von den widersprechendsten Empfindungen beherrscht, über die sie sich keine Rechenschaft abzulegen vermochte, sehnte sie sich nach Ruhe, nach Schloß, jedoch die wirren Gedanken verscheuchten den Schlummer.

In der Meinung, auch die neben ihr liegende Lygia könne keinen Schlaf finden, sie, die so großen Gefahren, einer ungewissen Zukunft entgegenging, wendete sich Acte zu dieser, um mit ihr über die für den Abend geplante Flucht zu reden.

Doch Lygia schlief ruhig. In das halbdunkle Cubiculum

fiel, weil ein Vorhang nicht ganz zugezogen war, ein Lichtstrahl, in dem sich unzählige Stäubchen tummelten. Bei diesem Lichte konnte Acte die festgeschlossenen Augen, den etwas geöffneten Mund, das zierliche Köpfchen, auf dem entblößten Arme ruhend, sehen. Das Mädchen atmete ruhig, gleichmäßig, so wie man im Schlaf atmet.

„Sie schläft, möge sie schlafen!“ dachte Acte bei sich, „sie ist noch ein Kind!“

Wieder kam ihr verschiedenes in den Sinn und sie betrachtete das Kind, das lieber fliehen wollte, als die Geliebte des Vinicius zu werden, das Elend und Not der Schande, das Verbannung den Prunkgemächern, den prächtigen Gewändern, den Festgelagen, der Musik vorzog.

„Warum dies?“ fragte sich Acte.

Sie schaute auf Lygia, als wollte sie von deren Stirn die Antwort ablesen. Sie betrachtete ihr reines, zartes Antlitz, die schön gezeichneten Augenbrauen, die dunklen Wimpern, den halbgeöffneten Mund, ihre von leisem Atem sich hebende Brust, und sie dachte aufs neue: „Wie verschieden ist sie im Vergleich zu mir.“

Und Lygia erschien ihr wie ein Wunder, wie ein hohes, von den Göttern gesegnetes Wesen, schöner als alle Blumen in den Gärten des Kaisers, als alle Gebilde in seinem Palaste. Doch in dem Herzen der Griechin regte sich kein Neid; nein, bei dem Gedanken an die Gefahren, die das junge Mädchen bedrohten, ward sie von tiefstem Mitleid ergriffen. Ein fast mütterliches Gefühl hemätiigte sich ihrer. Sie fühlte sich nun nicht mehr allein von Lygias Schönheit angezogen, auch ihr Herz schlug für sie, und sich ihr nähernd, drückte sie ihre Lippen auf das goldige Haar.

Lygia aber schlief ruhig, wie zu Hause unter der Obhut Pomponia Graecinas. Und sie schlief ziemlich lange. Die Mittagszeit war schon vorbei, als sie ihre blauen Augen öffnete und im Cubiculum erstaunt umherblickte.

Offenbar wunderte sie sich, nicht im Hause des Aulus zu sein. „Du bist es, Acte?“ sagte sie schließlich, im Dämmerlichte das Gesicht der Griechin erblickend.

„Ja, Lygia.“

„Ist es schon Abend?“

„Nein, Kind, aber Mittag ist schon vorüber.“

„Und Ursus ist noch nicht zurück?“

„Ursus versprach doch nicht zurückzukehren, nur wollte er abends mit seinen Christen der Säufste auflauern.“

„Ach ja! Du hast recht!“

Hierauf verließen sie das Cubiculum und begaben sich ins Bad, von wo Acte, nachdem sie Lygia gebadet, diese zum Frühstück führte und dann in die Palastgärten, wo voraussichtlich keine gefährliche Begegnung zu befürchten stand, weil der Kaiser und seine Höflinge noch schliefen. Lygia sah zum ersten Male die prächtigen Gärten mit ihren Cypressen, Pinien, Eichen, Öl-bäumen und Myrten, jene Riesengärten, wo ein ganzes Volk weißer Bildsäulen an ruhigen Wasserspiegeln stand; wo Rosengehege blühten, vom Springquellstaub übersprüht; wo Epheu und Wein den Eingang von Zaubergrotten überwucherten; wo auf den Wässern Silberschwäne schwammen, und zwischen den Bildsäulen und Bäumen zahme Gazellen aus Afrikas Wüsten umherwandelten und bunte Vögel flatterten, die aus allen damals bekannten Ländern nach Rom zusammengetragen worden waren.

Die Gärten waren fast menschenleer, nur hier und dort arbeiteten Sklaven mit ihren Spaten und sangen mit halblauter Stimme dazu, während andere in der Pause auf den Rändern der Teiche oder im Schatten der Eichen saßen, auf deren Äste und Blätter die Sonne ihr Licht warf, wieder andere aber begossen die Rosen und die blaßlila Safranblüten. Acte wandelte mit Lygia ziemlich lange umher, um ihr all die Wunder der Gärten zu zeigen, und troß der inneren Unruhe, die Lygia erfüllte, war sie doch noch zu sehr Kind, um nicht das größte Interesse und Entzücken, die vollste Bewunderung an den Tag zu legen und sich zu sagen, daß der Kaiser, wenn er ein guter Mensch wäre, in einem solchen Palaste, inmitten solcher Gärten doch sehr glücklich sein müßte.

Etwas ermüdet ließen sie sich endlich auf eine Bank nieder, die im Cypressendickicht verborgen lag, und plauderten von dem, was ihnen am meisten am Herzen lag, nämlich von Lygias Flucht. Zuweilen kam Acte das Unternehmen geradezu unsinnig vor, und ihr Herz schwoll in Mitleid. Sie dachte, daß der Versuch, Vinicius umzustimmen, doch hundertmal ratsamer wäre. Sie erkundigte sich, wie lange Lygia den jungen Mann kenne, und fragte, ob sie nicht glaube, daß er sich erweichen und sie zu Pomponia zurückbringen würde?

Doch Lygia schüttelte traurig das dunkle Köpfchen. „Nein! Im Hause des Aulus ist Vinicius ein anderer gewesen, dort war er gut, aber seit gestern fürchte ich mich vor ihm und will lieber zu den Lygiern fliehen.“

Acte fragte weiter: „Aber im Hause des Aulus war er Dir lieb?“

„Ja,“ erwiderte Lygia, das Haupt neigend.

„Du bist doch keine Sklavin, wie ich es war,“ ergriff Acte nach kurzem Sinnen wieder das Wort. „Vinicius könnte Dich zu seinem Ehemalige machen. Du bist eine Geisel und die Tochter des Lygierkönigs. Aulus und Pomponia lieben Dich wie ihr eigenes Kind; sofort wären sie bereit, Dich an Kindesstatt anzunehmen, dessen bin ich sicher. Vinicius könnte Dich zu seinem Ehemalige machen, Lygia!“

Diese aber erwiderte leise und noch trauriger als zuvor: „Ich will lieber zu den Lygiern fliehen.“

„Sag, Lygia, willst Du, daß ich gleich zum Vinicius gehe, ihn wecken lasse, wenn er schläft, und ihm sage, was ich höben Dir gesagt? Vinicius! so will ich sprechen, siehe, sie ist eine Königstochter und des berühmten Aulus teures Kind. Wenn Du sie liebst, so bringe sie zu Aulus und Pomponia zurück und dann führe sie als Gattin in Dein Haus.“

Aber das Mädchen erwiderte abermals, und zwar so leise, daß Acte es kaum verstand: „Ich will lieber zu den Lygiern fliehen.“ Und zwei Thränen rollten unter ihren gesenkten Lidern hervor.

Das Gespräch wurde durch das Geräusch nahender Schritte unterbrochen, und ehe Acte noch Zeit gefunden hatte, sich zu überzeugen, wer da komme, wurde Sabina Poppaea mit einem kleinen Gefolge von Sklavinnen sichtbar. Zwei von ihnen hielten Straußwedel, die an goldenen Stäben befestigt waren, über ihrem Haupte, um die noch brennenden Strahlen der Herbstsonne abzuwehren, vor ihr aber schritt eine wie Ebenholz schwarze Äthiopierin; diese trug ein Kind auf den Armen, das in reich mit Goldfransen besetzten Purpur gehüllt war. Acte und Lygia erhoben sich rasch, obgleich sie der Meinung waren, daß Poppaea an der Bank vorübergehen werde, allein sie blieb stehen und sagte: „Acte, die Glöckchen, die Du an die Skunkula*)

*) Puppe.

genäht hast, waren schlecht befestigt; das Kind riß eins davon ab und steckte es in den Mund; ein Glück, daß Lilith es rechtzeitig bemerkte."

"Verzeihe, Göttliche," entgegnete Acte, die Arme über die Brust kreuzend und den Kopf neigend.

Doch Poppäa fing an Lygia zu betrachten. „Was ist das für eine Sklavin?" fragte sie nach einer Pause.

„Das ist keine Sklavin, göttliche Augusta, sondern ein Pflegekind der Pomponia Graecina und Tochter des Königs der Lygier, welche einst den Römern als Geisel übergeben wurde.“

„Und sie ist auf Besuch zu Dir gekommen?“

„Nein, Augusta. Seit vorgestern wohnt sie im Palaste.“

„Hat sie gestern an dem Festmahle teilgenommen?“

„Ja, sie hat teilgenommen.“

„Auf wessen Befehl?“

„Auf Befehl des Kaisers.“

Prüfenden Blickes schaute abermals Poppäa auf Lygia, die gesenkten Hauptes vor ihr stand, die strahlenden Augen bald neugierig erhebend, bald mit den Lidern bedeckend. Plötzlich zeigte sich eine tiefe Falte zwischen den Augenbrauen der Augusta. Eifersüchtig besorgt um ihre Macht, lebte sie in der steten Sorge, eines Tages von einer glücklichen Nebenbuhlerin verdrängt zu werden, wie sie selbst Octavia verdrängt hatte. Daher erweckte jedes hübsche Gesicht im Palaste ihren Verdacht. Sie musterte mit Kennerblicken Lygias Gestalt, jede Einzelheit ihres Gesichtes — und erschrak. „Eine wahre Nymphē,“ sagte sie sich — „Venus hat sie geboren.“ Und plötzlich kam ihr der schmerzliche Gedanke — was sie bisher noch niemals beim Anblick einer Schönheit empfunden, das empfand sie jetzt deutlich: sie hatte gealtert! Beleidigte Eitelkeit zuckte in ihr auf, Unruhe ergriff sie — und die verschiedensten Befürchtungen zuckten ihr durch den Kopf. Nero hatte sie vielleicht noch nicht gesehen oder, weil er sie durch den Smaragd betrachtet, nicht richtig erkannt. Aber wie, wenn er sie, dieses Wunderwerk der Natur, bei Tage, in hellem Sonnenlichte sehen würde, was dann? Und sie ist außerdem keine Sklavin, sie ist, wenn auch ihr Vater über Barbaren herrschte, doch immerhin eine Königstochter. „Unsterbliche Götter! Sie ist ebenso schön wie ich, und jünger!“ — Und die Falte zwischen den Brauen wurde

größer, und die Augen unter den goldenen Wimpern leuchteten im kalten Glanze. —

Sie wendete sich zu Lygia und fragte scheinbar ruhig: „Hast Du mit dem Kaiser gesprochen?“

„Nein, Augusta!“

„Warum willst Du lieber hier sein, als bei Aulus und Pomponia?“

„Ich bin gegen meinen Willen hier, hohe Frau. Petronius bereitete den Kaiser, mich von Pomponia fortzunehmen, und ich bin nur ungern hier, hohe Frau!“

„Und wolltest Du zu Pomponia zurück?“

Diese letzte Frage stellte Poppaea mit weicherer, sanfterer Stimme, und in Lygias Herzen entstand neue Hoffnung.

„Hohe Frau,“ sagte sie, die Hände nach ihr ausstreckend, „der Kaiser versprach, mich dem Vinicius als Sklavin auszuliefern, aber verwende Du Dich für mich und sende mich den Meinen zurück!“

„Also Petronius hat den Kaiser überredet, Dich dem Aulus abzufordern und dem Vinicius zu geben?“

„So ist es, hohe Frau. Vinicius soll noch heute seine Sklaven um mich senden, aber Du, Gute, erbarme Dich meiner!“ So sprechend, neigte sie sich und den Saum von Poppaeas Gewand erfassend, harrte sie klopfenden Herzens auf ein Wort.

Poppaea betrachtete sie mit einem bösen Lächeln und sagte dann langsam: „Ich verspreche Dir also, daß Du noch heute — des Vinicius Sklavin werden sollst.“

Darauf entfernte sie sich wie ein böses Traumgebilde. An Lygias und Actes Ohren schlugen nur noch die Schreie des Kindes, das aus unbekannter Ursache zu weinen angefangen hatte.

Auch in Lygias Augen hatten sich Thränen gesammelt, aber nach einer Weile ergriff sie Actes Hand und sprach: „Gehen wir. Hilfe darf man nur von dort erwarten, woher sie kommen kann.“

Sie kehrten ins Atrium zurück, das sie bis zum Abend nicht mehr verließen. Als es dunkelte, trugen Sklaven vierflammige Lampen herbei. Ihr Gespräch stockte jeden Augenblick und immer wieder lauschten sie, ob jemand nahe. Lygia versicherte zwar Acte, wie schwer es ihr auch werde, von ihr zu gehen, so wünsche sie doch schon um Ursus' willen, der ja

in der Dunkelheit ihrer harren müsse, daß sich alles noch in den nächsten Stunden entscheiden möge, allein ihr lauter, rascher Atem verriet nur zu wohl ihre innere Erregung. Acte raffte in fieberhafter Eile so viele Kleinodien wie nur möglich zusammen, band sie in einen Zipfel von Lygias Peplum und flehte letztere an, diese Gabe und dieses Mittel zur Flucht nicht zurückzuweisen. Zeitweise trat eine dumpfe Stille ein, aber den beiden schien es, als hörten sie bald ein Flüstern hinter dem Vorhang, bald das ferne Weinen eines Kindes, bald Hundegebell.

Plötzlich bewegte sich der Vorhang am Eingang und ein großer, dunkler, blätternarbiger Mann tauchte wie ein Geist im Atrium auf. Sogleich erkannte Lygia in ihm Atacinus, den Freigelassenen des Vinicius, der auch in das Haus des Aulus gekommen war.

Acte schrie auf, Atacinus verbeugte sich aber tief und sprach: „Grüße der göttlichen Lygia von Marcus Vinicius, der Dich in seinem festlich begränzten Hause erwartet.“

Mit bleichen Lippen antwortete Lygia: „Ich komme!“

Und sie schläng zum Abschiede die Arme um Actes Hals.

Bekanntes Kapitel.

In der That war das Haus des Vinicius festlich gepuzt. Epheu und Myrtengewinde schmückten Wände und Thüren, mit Rebenranken waren die Säulen umwunden. Im Atrium, über welches man zum Schutze gegen die nächtliche Kühle eine purpurne Wolldecke gespannt hatte, war es taghell erleuchtet. Acht- und zwölfarmige Leuchter in Form von Gefäßen, Bäumen, Tieren, Vögeln oder lampentragenden Statuen, mit wohlriechenden Ölen gefüllt, aus Alabaster, Marmor und vergoldetem korinthischen Erz verbreiteten ein wohlthuendes Licht. Wohl waren sie nicht mit dem berühmten Leuchter aus dem Tempel des Apollo zu vergleichen, dessen sich Nero bediente, aber sie waren dennoch schön und von bedeutenden Meistern ausgeführt. Das zu grelle Licht der Flammen hatte man durch alexandrisches Glas oder mittelst durchscheinender Gewebe vom Indus in roter, blauer, gelber und violetter Farbe zu dämpfen gesucht, wodurch

im Atrium das mannigfaltigste Farbenspiel hervorgebracht wurde. Überall verbreitete sich Nardenduft, an den sich Vinicius während seines Aufenthaltes im Osten gewöhnt und den er liebgewonnen hatte. In der Tiefe des Hauses, wo es von Sklaven beiderlei Geschlechts wimmelte, war gleichfalls alles hell. Im Triclinium stand ein für vier Personen gedeckter Tisch, denn außer Vinicius und Lygia sollten noch Petronius und Chrysotemis an dem Mahle teilnehmen.

Vinicius befolgte in allem die Worte des Petronius, der ihm geraten hatte, Lygia nicht selbst abzuholen, sondern Atacinus um sie zu schicken, und das Mädchen im Hause zu erwarten, und zwar höflich, mit allen Zeichen von Ehrerbietung zu empfangen.

„Gestern warst Du betrunken,“ sagte er zu ihm. „Ich habe Dich beobachtet; Du hast Dich ihr gegenüber wie ein Steinklopfen aus dem Albanergebirge betragen. Sei nicht zu ungestüm, Marcus, und bedenke, daß man guten Wein langsam trinken soll. Und lasse Dir gesagt sein, daß es süß ist, zu begehrten, aber noch süßer, begehrt zu werden.“

Chrysotemis hatte darüber ihre eigene, etwas verschiedene Ansicht, doch Petronius nannte sie seine Bestalin, sein Täubchen, und erklärte ihr den Unterschied, der zwischen einem geübten Wagenlenker und einem Jüngling bestehé, der zum ersten Male eine Quadriga besteige. Hierauf wandte er sich zu Vinicius und fuhr fort: „Bemühe Dich, ihr Vertrauen zu erlangen, heitere sie auf, sei großmütig gegen sie. Ich mag beim Mahle keine traurigen Gesichter sehen. Schwöre ihr auch beim Hades, daß Du sie zu Pomponia zurückschickst, und es ist dann ganz Deine Sache, ob sie morgen bleibt oder geht.“ Auf Chrysotemis zeigend, fügte er hinzu: „Seit fünf Jahren verfahre ich täglich auf ähnliche Art mit meinem scheuen Turteltaubchen und — ich kann mich über ihre Grausamkeit nicht beschlagen.“

Chrysotemis gab ihm einen Schlag mit ihrem Fächer von Pfauenfedern und sagte: „Habe ich mich nicht gesträubt, Satyr?“

„D ja, mit Rücksicht auf meinen Vorgänger.“

„Lagst Du nicht zu meinen Füßen?“

„Ja, aber nur, um Ringe auf die Zehen zu stecken.“

Chrysotemis blickte unwillkürlich auf ihre Füße, an deren Zehen in der That Edelsteine funkelten, und beide lachten laut.

Vinicius achtete nicht auf diese Unterhaltung. Sein Herz schlug heftig unter dem bunten Gewande eines syrischen Priesters, das er zum Empfange Lygias angelegt hatte.

„Jetzt müssen sie schon den Palast verlassen haben,“ sagte er, wie zu sich selbst redend.

„Gewiß!“ entgegnete Petronius. „Aber soll ich Dir noch inzwischen über die Prophezeiungen des Apollonius aus Tyana berichten, oder Dir die Geschichte des Rufinus erzählen, ein Vorsatz, der — ich weiß nicht warum — mir nie gelingen wollte?“

Aber was kümmerten Vinicius die Prophezeiungen des Apollonius aus Tyana oder die Geschichte des Rufinus. Seine Gedanken waren bei Lygia, und obwohl er sich sagte, es sei weit schicklicher, sie hier in seinem Hause zu empfangen, statt daß er sich in die Rolle eines Häschers in den Palast begeben habe, bereute er fast, nicht selbst gegangen zu sein, hätte er sie dann doch früher sehen und neben ihr in der dunklen Doppelfänste sitzen können.

Die Sklaven trugen dreiflügelige mit Widderköpfen verzierte Bronzeschüsseln herbei, die mit glühenden Kohlen gefüllt waren, und in welche sie Stückchen von Myrrhen und Narden warfen.

„Jetzt biegen sie gegen die Carinae ein,“ sagte Vinicius.

„Er hält es nicht aus!“ rief Chrysotemis. „Vielleicht läuft er ihnen noch entgegen und wird sie dann sicher verfehlen.“

Vinicius lächelte gedankenlos und sagte: „O nein, ich halte es aus.“

Aber seine Nasenflügel bewegten sich und er schnaubte, worüber Petronius, der es bemerkte, die Achseln zuckte.

„In ihm steckt kein Philosoph, nicht für eine Sesterzie,“ sagte er, „und nie wird es mir gelingen, aus diesem Marssohn einen Menschen zu machen.“

Vinicius hörte gar nicht darauf und sagte: „Sie sind schon bei den Carinae!“

Thatsächlich bog auch jetzt der Zug gerade in die Carinae ein.

Die „lampadarii“^{*)} genannten Sklaven schritten voran, die „pedisequi“^{**)} gingen zu beiden Seiten der Sänfte, während Utacinius, den Zug bewachend, folgte.

^{*)} Fackelträger. ^{**) Chrenbegleitung.}

Sie kamen jedoch nur langsam vorwärts, denn trotz der Fackeln war in der gänzlich unbeleuchteten Stadt der Weg schwer zu finden. Die Straßen in der Nähe des Palastes waren wie ausgestorben, kaum daß hier und dort irgend ein menschliches Wesen mit einer Leuchte auftauchte, je weiter sie sich aber davon entfernten, desto belebter wurde es um sie her. Beinahe aus jeder Quergasse traten Leute zu dreien oder zu vieren hervor, alle ohne Fackeln, alle in dunkle Mäntel gehüllt. Einige mischten sich unter die Sklaven und schlossen sich so dem Zuge an, andere, in kleine Haufen zusammengedrängt, kamen dem Zuge entgegen, wieder andere taumelten wie Betrunkene umher. Zeitweise wurde es dem Zuge so schwer, vorwärts zu kommen, daß die „lampadarii“ ausrufen mußten: „Platz für den edlen Tribun Marcus Vinicius!“

Durch die zurückgeschobenen Vorhänge gewährte Lygia die dunklen Gruppen, und sie zitterte vor Erregung. Sie schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. „Das ist er, das ist Ursus und die Christen,“ sprach sie leise mit bebenden Lippen. „O Christus, hilf! Christus, errette!“

Aber auch Atacinus, der anfänglich auf die ungewöhnliche Belebtheit der Straßen nicht geachtet hatte, wurde schließlich unruhig. Es war doch merkwürdig. Immer öfter mußten die „lampadarii“ rufen: „Platz für die Säfte des edlen Tribuns!“ Von den Seiten her wurde der Tragfessel derart von unbekannten Leuten bedrängt, daß Atacinus seinen Sklaven befahl, die unbekannten Gestalten mit Stockhieben abzuwehren.

Plötzlich erscholl an der Spitze des Zuges ein Schrei; im nächsten Augenblick waren alle Fackeln erloschen. Ein heftiger tumult, ein wirrer Kampf entspans sich um die Säfte.

Jetzt wußte Atacinus, was das zu bedeuten hatte: es war ein Überfall. Bei diesem Gedanken wurde er starr vor Schreck. Es war allgemein bekannt, daß der Kaiser sich oft zu seiner Belustigung im Kreise der Augustianer in der Subura und anderen Stadtteilen herumtrieb und solche Überfälle ausführte, ja, man erzählte sich sogar, daß er bei solchen nächtlichen Ausflügen nicht selten Beulen und blaue Flecke davontrug, doch wer es wagte, sich zu verteidigen, war des Todes, selbst wenn er Senator gewesen wäre. Das Haus der Bigiliae,*) welche

*) Nachtwachen.

des Nachts für Ruhe und Ordnung in der Stadt zu sorgen hatten, war nicht weit, aber die Wächter spielten bei solchen Fällen oft die Blinden und Tauben. Der Tumult um die Sänfte wurde immer heftiger; die Leute rangen miteinander, schlugen um sich, rissen sich zu Boden, traten sich mit den Füßen. In Atacinus blitzte der Gedanke auf, vor allem Lygia und sich selbst in Sicherheit zu bringen und das übrige dem Schicksale zu überlassen. Im Nu zerrte er sie aus der Sänfte, hob sie auf seine Arme und suchte in der Dunkelheit mit ihr zu entkommen.

Doch Lygia rief laut: „Ursus! Ursus!“ Sie war weiß gekleidet und leicht zu erkennen. Atacinus suchte mit der freien Hand seinen Mantel um sie zu schlagen, als es sich plötzlich wie eine schreckliche Zange um sein Genick legte und eine riesige zermaulende Masse wie ein Stein auf sein Haupt fiel.

Sofort stürzte er nieder wie ein vor dem Altar des Jupiter mit dem Beile gefällter Ochse. —

Größtenteils lagen die Sklaven auf dem Boden oder retteten sich, indem sie in der tiefen Dunkelheit hinter den Mauervorsprüngen verschwanden. Auf dem Platz blieb nur die zertrümmerte Sänfte zurück. Ursus trug Lygia gegen die Subura zu, seine Begleiter zogen ihm nach, doch zerstreuten sie sich nach und nach auf dem Wege in alle Richtungen.

Vor dem Hause des Vinicius hatten sich inzwischen dessen Sklaven versammelt, um zu beratschlagen. Sie wagten nicht einzutreten. Nach kurzer Beratung lehrten sie an den Platz zurück, wo der Zusammenstoß stattgefunden hatte. Sie stießen auf einige tote Körper, darunter Atacinus. Dieser bewegte sich noch, aber nach einem krampfhaften Zucken streckte er sich und rührte sich nicht mehr.

Sie hoben ihn empor und hielten, zurückkehrend, abermals vor dem Hause an. Sie mußten doch ihrem Herrn verkünden, was geschehen sei.

„Gulo soll es thun,“ flüsterten einige Stimmen. „Das Blut rinnt ihm vom Gesicht gerade wie uns, und der Herr liebt ihn; Gulo läuft weniger Gefahr als ein anderer.“

Der Germane Gulo, ein alter Sklave, der Vinicius einst gewartet hatte und diesem von seiner Mutter, der Schwester des Petronius, vererbt worden war, sagte: „Ich will es ihm verkünden. Aber wir wollen alle gehen, daß sich sein Zorn nicht über mich allein ergießt.“ —

Vinicius fing nun an ganz ungeduldig zu werden. Petronius und Chrysotemis lachten ihn aus, er aber durchmaß raschen Schrittes das Atrium, indem er unablässig wiederholte: „Sie müßten schon da sein! — Sie müßten schon da sein!“

Er wollte hinaus, ihnen entgegengehen, aber beide hielten ihn zurück.

Da plötzlich hörte man Schritte in der Vorhalle und die ganze Schar der Sklaven stürzte ins Atrium herein. Dann blieben sie an der Mauer stehen, erhoben die Hände und riefen in kläglichem Tone: „Aaaa! . . . aa!“

Vinicius sprang auf sie zu. „Wo ist Lygia?“ rief er mit schrecklicher, veränderter Stimme.

„Aaaa!“

Da trat Gulo mit seinem blutüberströmten Antlitz hervor und rief in hastigem und wehklagendem Tone: „Hier ist Blut, o Herr! Wir wehrten uns! Hier ist Blut, o Herr! Hier ist Blut!“

Er konnte nicht mehr sagen, denn Vinicius hatte einen Bronzeleuchter ergriffen und zerschmetterte mit einem Schlag den Schädel des Sklaven, dann faßte er sich mit beiden Händen am Kopfe, zauste seine Haare und rief in heiserem Tone: „Me miserum! Me miserum!“

Sein Antlitz wurde leichenbläß, die Augen sanken tief in ihre Höhlen, und Schaum trat vor seinen Mund.

„Ruten!!“ brüllte er endlich mit einer nicht mehr menschenähnlichen Stimme.

„O Herr, aaaa! — Erbarme Dich —“ ächzten die Sklaven.

Petronius erhob sich mit einem Ausdruck von Widerwillen in seinen Zügen. „Komm, Chrysotemis!“ sagte er. „Wenn Du rohes Fleisch sehen willst, lasse ich einen Fleischerladen auf den Carinae aufreißen.“

Damit verließ er das Atrium, und in dem mit Epheu geschmückten, zum festlichen Mahle bereiteten Hause ertönten Klagerufe der gepeitschten Sklaven bis zum frühen Morgen.

Elftes Kapitel.

In dieser Nacht legte sich Vinicius gar nicht nieder. Einige Zeit nachdem Petronius sich entfernt hatte, als die Weherufe der gepeitschten Sklaven weder seinen Schmerz noch seine Wut

zu besänftigen vermochten, berief er eine Schar anderer Diener zu sich und eilte an ihrer Spitze noch spät in der Nacht fort, um Lygia zu suchen. Er durchforschte den Stadtteil am Esquilinus, dann die Subura, den Vicus Sceleratus und alle angrenzenden Gassen. Dann ging er um das Kapitol herum, begab sich über die Brücke des Fabricius nach der Insel und suchte einen Teil der Stadt jenseits des Tiber ab. Doch es war eine zwecklose Jagd, denn er selbst hatte keine Hoffnung, Lygia zu finden, und er suchte sie nur deshalb, um auf irgend eine Weise die Nacht zu verbringen. Erst gegen Tagesanbruch kehrte er heim, als sich die Fuhrwerke und Maulesel der Gemüsehändler schon in der Stadt zeigten und die Bäcker ihre Läden öffneten. Zu Hause angekommen, befahl er, Gulos Leichnam, den bisher niemand anzurühren gewagt hatte, aus dem Wege zu räumen. Die Sklaven, denen Lygia entrissen worden war, befahl er nach dem Ergastulum*) zu bringen — eine Strafe, die fast furchtbarer war als der Tod. Schließlich warf er sich im Atrium auf ein Ruhebett und begann darüber nachzudenken, wie er Lygia finden und sich ihrer bemächtigen könnte.

Der Gedanke erschien ihm unfaßbar, daß er sie verlieren und niemals mehr sehen sollte, diese Idee allein machte ihn schon fast wahnsinnig. Die eigenfinnige Natur des jungen Kriegers stieß zum ersten Male auf Widerstand, er konnte es nicht fassen, daß es jemand wagte, seinem Wunsche geradezu entgegen zu handeln. Vinicius hätte eher die ganze Welt und die ganze Stadt in Trümmer gehen sehen, als daß er von seinem Vorhaben zurückgetreten wäre. Es schien ihm, daß sich etwas Außergewöhnliches ereignet habe, was nach göttlichem und menschlichem Recht Rache fordere.

Aber vorläufig war er außer stande, sich mit seinem Schicksal auszusöhnen, denn noch niemals in seinem Leben hatte er eine solche Sehnsucht empfunden, wie jetzt nach Lygia. Er glaubte, ohne sie nicht leben zu können. Er wußte nicht, wie er den nächsten und die darauffolgenden Tage ohne sie verbringen sollte. Es ergriff ihn eine Wut gegen sie und dann war er dem Wahnsinn nahe. Er wollte sie haben, um sie zu züchtigen, er wollte sie an den Haaren nach dem Cubiculum schleppen und seinen

*) Sklavengefängnis, Buchthaus.

Born an ihr auslassen — dann fühlte er wieder große Sehnsucht beim Rufen ihres Namens, bei dem Gedanken an ihre liebliche Gestalt, er wollte ihr zu Füßen liegen. Er schrie nach ihr, er biß sich die Finger, faßte sich verzweifelt am Kopf. Er mühte sich mit allen Kräften, um ruhig zu überlegen, wie er sie wiederfinden könne — es gelang ihm nicht. Durch den Kopf schwirrten ihm tausenderlei Anschläge, aber einer toller als der andere. Schließlich fuhr ihm blitzschnell der Gedanke durch den Kopf, es könne wohl niemand anders als Aulus sich ihrer bemächtigt haben, und Aulus müsse jedenfalls wissen, wo sie sich verborgen halte.

Er raffte sich auf, um sich in das Haus des Aulus zu begeben. Würde das Mädchen ihm nicht ausgeliefert, fruchteten seine Drohungen nichts, dann wollte er zum Cäsar gehen, den alten Feldherrn wegen Ungehorsam anklagen und auf diese Weise das Todesurteil über ihn erwirken. Auch dann, wenn sie ihm freiwillig ausgeliefert werden sollte, wollte er sich rächen. Zwar hatte man ihn aufgenommen und gepflegt — aber das bedeutete wenig oder nichts, das jetzt angethanen Unrecht befreite von jeder Verpflichtung gegen sie. Sein rachsüchtiger und verbissener Charakter weidete sich schon in Gedanken an der Verzweiflung der Pomponia Graecina, wenn der Centurio dem alten Aulus das Todesurteil überbringen werde. Daß er dieses erlangen werde, dessen war er sicher, und gewiß half ihm auch Petronius dabei. Zudem schlug ja der Kaiser seinen Freunden, den Augustianern, nichts ab, es sei denn, daß er sich durch persönliche Gründe oder Abneigung dazu veranlaßt sah.

Aber plötzlich erstarrte ihm das Blut in den Adern, als eine furchtbare Idee sich ihm aufdrängte. Wie dann, wenn der Kaiser das Mädchen für sich selbst beansprucht?

Jedem war es bekannt, daß der Kaiser selbst häufig durch nächtliche Überfälle Zerstreuung suchte. Sogar Petronius beteiligte sich an diesem Zeitvertreib. Ihr Hauptzweck dabei war, Frauen aufzugreifen und diese so lange auf einem Kriegermantel emporzuschnellen, bis sie ohnmächtig wurden. Diese Nachtausflüge nannte Nero selbst den „Perlenfang“, und gerade in den entlegeneren Stadtteilen, wo die ärmeren Bevölkerung wohnte, fing man manche wahre Perle an Anmut und Kindheit. Nach der „sagatio“^{*)}) wurden die armen Opfer entweder nach dem

^{*)} Das Emporwerfen der sogenannten „Perlen“ auf dem Soldatenmantel.

Palatinus oder in eine der unzähligen kaiserlichen Villen verschickt, oder an die kaiserlichen Freunde verschenkt. Und so konnte es auch mit Lygia geschehen sein. Der Kaiser hatte sie beim Festmahle betrachtet, und Vinicius zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß sie dem Kaiser als die schönste der Frauen erschienen war, die er jemals gesehen. Es konnte nicht anders sein! Zwar war sie schon in Neros Hause auf dem Palatinus gewesen und er hätte sie ohne weiteres zurückhalten können. Aber Petronius hatte recht, der Kaiser war zu feige, um offen ein Verbrechen zu begehen, und stets darauf bedacht, den Schein zu wahren. Diesmal mochte auch die Furcht vor Poppäa ihn dazu veranlaßt haben. Vinicius kam jetzt auf den Gedanken, daß Aulus es schwerlich gewagt hätte, ihm das vom Kaiser geschenkte Mädchen zu entführen. Wer hätte so etwas wagen können? Vielleicht nur jener ungeheure, blauäugige Lygier, der verwegen genug war, ins Triclinium einzudringen, um sie auf seinen Armen vom Feste wegzutragen! Jedoch, wo verbarg er sich mit ihr? Wohin konnte er sie gebracht haben? Folglich hatte es niemand anders als der Kaiser gethan.

Bei diesem Gedanken ward es Vinicius schwarz vor Augen, und Schweißtropfen bedeckten seine Stirn. In dem Falle war Lygia auf immer für ihn verloren. Jedem andern hätte er sie entreißen können, dem Kaiser aber nicht! Jetzt konnte er mit größerem Rechte als zuvor ausrufen: „Vae misero mihi!“

Er sah im Geiste Lygia in Neros Armen und jetzt erst erkannte er, wie sehr er sie liebte. Wie einem Ertrinkenden blitzschnell sein ganzes Leben ins Gedächtnis wiedergekehrt, so stand jetzt Lygia vor den geistigen Augen des Vinicius. Er sah sie vor sich, er hörte jedes ihrer Worte. Er sah sie an der Fontäne, bei Aulus und Pomponia, beim Gastmahl. Wiederum wähnte er sie in seiner Nähe, er atmete den Geruch ihres Haares, er fühlte die Glut ihres Körpers, die Wonne der Küsse, mit denen er beim Gastmahl ihre unschuldigen Lippen bedeckte. Sie erschien ihm jetzt hundertmal schöner, begehrenswerter als je vorher, sie war seine einzige Auserwählte unter allen Sterblichen und allen Göttern. Und wenn er daran dachte, daß die Geliebte, an der er mit jeder Faser seines Herzens hing, die ihm zum Leben nötig war, jetzt Nero besitzen sollte, erfaßte ihn ein so physischer Schmerz, daß ihn das Verlangen

überkam, mit seinem Kopf so lange gegen die Wand des Atriums zu rennen, bis er auseinander ging. Er fühlte sich dem Wahnsinn nahe, er fühlte, daß er wahnsinnig werden müsse, wenn ihm nicht eine Hoffnung bliebe — die Rache. Dieser Gedanke verschaffte ihm etwas Erleichterung. — „Ich werde Dein Caius Chaerea*) sein!“ sagte er sich bei dem Gedanken an Nero. Nach einer Weile nahm er Erde aus den Blumenvasen, die das Impluvium umgaben, und schwor bei Erebos, Hekate und seinen Laren den furchtbaren Eid, daß er seine Rache ausführen werde.

Er hatte einen Trost. Er hatte wenigstens etwas, wofür er leben, womit er sich Tag und Nacht beschäftigen konnte. Nachdem er den Vorsatz, sich zu Aulus zu begeben, fallen gelassen hatte, ließ er sich auf den Palatinus tragen. Zuweilen durchfuhr es ihn wie ein Hoffnungsstrahl, daß er vielleicht Lygia im Palaste treffen werde, und bei diesem Gedanken zitterte er förmlich. Er hatte zunächst keine Waffe mit sich genommen, da ihn heut die Wachen möglicherweise untersuchen könnten, er wollte zunächst mit Acte sprechen, da er von ihr Aufklärung über alles hoffte.

Bei diesem Hoffnungsgedanken hieß er die Sklaven schieller zu schreiten und beschäftigte sich fortwährend bald mit Lygia, bald mit Rachegegenden. Er hatte einst gehört, daß die Priester der ägyptischen Göttin Pacht**) es verstanden, jeden Menschen mit Krankheiten zu belegen; auch hatte er während seines Aufenthaltes im Orient erfahren, daß die Juden durch Beschwörungsformeln die Leiber der Feinde mit Aussatz bedecken könnten. Da er unter seinen Sklaven etliche Juden hatte, wollte er sich hierüber Gewißheit verschaffen und diese so lange peitschen lassen, bis sie das Geheimnis verraten würden. Die größte Genugthuung schien ihm der Gedanke an das kurze römische Schwert zu bereiten, mit dessen Hilfe man wahre Ströme Blutes hervorbringen könnte, das Blut fließend machen könnte, wie es bei Caius Caligula geslossen sei und an den Säulen der Vorhalle sichere Spuren hinterlassen habe. In diesem Augenblid war er wieder bereit, ganz Rom auszumorden, und wenn ihm die Rachegeötter versprochen hätten, daß das

*) Chaerea tötete 24/1. 41. nach Chr. den grausamen Caligula.

**) Auch Sachet genannt, hatte Löwenkopf mit Sonnenscheibe.

übrige Menschengeschlecht außer ihm und Lygia vernichtet würde, wäre er sogleich damit einverstanden gewesen.

Bor dem Thorbogen nahm er seine ganze Geistesgegenwart zusammen, denn er sagte sich beim Anblieke der prätorianischen Leibwache, daß es ein Beweis sei für Lygias Anwesenheit im Palaste, wenn man ihm die mindesten Schwierigkeiten beim Eintritte bereite.

Doch der erste Centurio lächelte ihm freundlich entgegen und sagte, einige Schritte vortretend: „Sei gegrüßt, edler Tribun. Wenn Du dem Kaiser Deine Ehrerbietung bezeigen willst, dann hast Du einen ungünstigen Zeitpunkt gewählt, und ich weiß nicht, ob Du ihn wirst sehen können.“

„Was ist geschehen?“ fragte Vinicius.

„Die göttliche kleine Augusta ist seit gestern erkrankt. Der Kaiser und die Augusta Poppaea sind bei ihr mit den Ärzten, die aus der ganzen Stadt zusammengerufen wurden.“

Dies war ein wichtiges Ereignis. Als dem Kaiser diese Tochter geboren wurde, war er beinahe wahnsinnig vor Entzücken, mit „extra humanum gaudium“^{*)} nahm er sie auf. Es wurden Gelübde abgelegt und in Antium, wo die Geburt erfolgte, prächtige Schauspiele aufgeführt; außerdem wurden zwei Fortunatempel errichtet. Nero, der in nichts Maß zu halten verstand, liebte das Kind grenzenlos; und Poppaea war dies um so teurer, als es ihre Stellung befestigte und ihr einen unumschränkten Einfluß verschaffte.

Von der Gesundheit und dem Leben der kleinen Augusta konnte das Schicksal des ganzen Reiches abhängen, doch Vinicius war so völlig mit sich selbst beschäftigt, daß er der Nachricht des Centurio kaum Aufmerksamkeit schenkte und nur sagte: „Ich möchte Acte sehen.“ Damit ging er vorüber.

Doch Acte war gleichfalls um das Kind beschäftigt und er mußte lange auf sie warten. Erst gegen Mittag erschien sie mit müdem, bleichem Antlitz, das beim Anblick des Vinicius noch mehr erblaszte.

„Acte,“ rief er, ihre Hand ergreifend und sie in die Mitte des Atriums ziehend, „wo ist Lygia?“

„Eben das wollte ich Dich fragen,“ versetzte sie mit einem vorwurfsvollen Blicke.

^{*)} Mit übermenschlicher Freude. (Nach einem römischen Schriftsteller.)

Vinicius hatte sich vorgenommen, Acte ruhig auszuforschen, jetzt aber preßte er nur die Schläfen zwischen die Hände und rief, daß Antlitz von Schmerz und Wut verzerrt: „Sie ist fort. Dann hat man sie mir auf dem Wege zu mir geraubt. Acte... wenn Dir das Leben lieb ist, wenn Du nicht die Ursache eines Unglücks sein willst, dessen Furchtbarkeit Du Dir nicht einmal vorstellen kannst, so sage die Wahrheit: Hat der Kaiser sie entführt?“

„Der Kaiser hat gestern den Palast nicht verlassen.“

„Beim Schatten Deiner Mutter, bei allen Göttern, ist sie nicht im Palaste?“

„Beim Schatten meiner Mutter, Marcus, sie ist nicht im Palaste, und nicht der Cäsar hat sie entrissen. Seit gestern ist die kleine Augusta frank, und Nero hat ihre Wiege noch nicht verlassen.“

Vinicius atmete auf. Das, was ihm als das Schrecklichste erschienen war, bewahrheitete sich also nicht.

„Dann,“ sagte er, sich auf eine Bank niederlassend und die Fäuste ballend, „hat sich ihrer Aulus und Pomponia bemächtigt! Dann wehe ihnen!“

„Aulus Plautius war heute morgen hier. Er konnte jedoch mit mir nicht sprechen, weil ich bei dem Kinde beschäftigt war, aber er fragte Epaphrodit und andere kaiserliche Diener nach Lygia und wollte wiederkommen, um mit mir zu sprechen.“

„Er wollte damit nur den Verdacht von sich ablenken. Wenn er nicht gewußt hätte, was mit Lygia geschah, so hätte er sie zuerst bei mir gesucht.“

„Er ließ für mich einige Worte auf einem Täfelchen zurück, aus dem Du entnehmen kannst, daß er, wohl wissend, auf wessen Betreiben der Kaiser Lygia ihm abgefördert hatte, schon heut morgen bei mir war, wo er Lygia vermutete, und wo er erst erfuhr, was sich ereignet hatte.“

So sprechend, holte sie aus dem Cubiculum das Täfelchen, das Aulus zurückgelassen hatte.

Vinicius verstummte, als er gelesen, und Acte, die eine Zeitlang in seinen düsteren Zügen zu lesen schien, sagte endlich: „Nein, Marcus. Es geschah nur, was Lygia selbst gewollt hatte.“

„Du wußtest, daß sie fliehen wollte?“ flammtte Vinicius auf.

„Sie sah ihn mit ihren trüben Augen an, streng beinahe. „Ich wußte, daß sie nicht Deine Geliebte werden wollte.“

„Und Du, was warst Du Dein Leben lang?“

„Ich? — ich war eine Sklavin!“

Doch Vinicius war und blieb entrüstet. Der Kaiser hatte ihm Lygia geschenkt, er brauchte also nicht danach zu fragen, was sie früher gewesen. Aber das nützte alles nichts, er wollte sie finden und wäre sie selbst unter der Erde, und wollte aus ihr machen, was ihm beliebte. Ja! sie sollte seine Geliebte werden. Und peitschen wollte er sie lassen, so oft es ihm gefiel! Und wenn er ihrer überdrüssig war, so gab er sie dem letzten seiner Sklaven, oder ließ sie auf seinen afrikanischen Besitzungen die Handmühle drehen. Ja, er wollte sie suchen, wenn auch nur, um sie zu zermalmen, zu zertreten, zu demütigen.

Es brannte immer heftiger in ihm, seine Seelenqual war so sichtlich, daß sich sogar Acte selbst sagte, aus diesem jungen Manne sprächen nur Zorn und Dual, er beabsichtigte mehr zu thun, als er ausführen werde. Wegen seiner Seelenqualen hätte sie wohl mit ihm Mitleid haben können, doch war ihre Geduld auch erschöpft, so daß sie schließlich Vinicius fragte, weshalb er denn zu ihr gekommen sei?

Vinicius fand nicht gleich eine Antwort. Er sei gekommen, sagte er nach einer kurzen Pause, um mit ihr zu sprechen, weil er geglaubt habe, er könne etwas von ihr erfahren, eigentlich sei er aber zum Kaiser gekommen und habe sie aufgesucht, weil er von diesem nicht vorgelassen worden sei. Durch ihre Flucht habe sich Lygia dem Willen des Kaisers widersezt, deshalb wolle er diesen anslehen, den Befehl zu erteilen, in der ganzen Stadt und im ganzen Lande nach ihr zu suchen, selbst wenn man zu diesem Zwecke alle Legionen aufstellen und alle Häuser der Reihe nach absuchen müßte. Petronius werde seine Bitte unterstützen.

Darauf erwiederte Acte: „Hüte Dich, Marcus, damit Du sie nicht für immer verlierst, wenn der Kaiser nach ihr forschen läßt.“

Vinicius runzelte die Brauen. „Was soll das heißen?“ fragte er.

„Höre mich, Marcus! Gestern war ich mit Lygia in den Palastgärten, wo wir Poppaea begegneten, und mit ihr die Mohrin Lilith, die kleine Augusta auf den Armen. Abends erkrankte das Kind, und Lilith behauptet nun, daß es behext worden sei und zwar von der Fremden, der sie im Garten be-

gegnet. Wird das Kind gesund, so vergibt man darauf, im entgegengesetzten Falle aber wird Poppäa die erste sein, die Lygia der Zauberei anklagt, und es giebt dann keine Rettung mehr für sie, wenn man sie findet."

Eine kurze Pause folgte, dann sagte Vinicius: „Vielleicht hat sie das Kind verzaubert — auch mich hat sie verzaubert!"

„Lilith wiederholt unablässig, daß das Kind zu weinen angefangen habe, als sie es vorbeitrug. Und wahr ist es! Es weinte. Sicherlich war es schon krank, als es in den Garten gebracht wurde. Marcus, forsche nach Lygia, wo Du willst, aber sprich nicht mit dem Cäsar davon, so lange die kleine Augusta nicht genesen ist, damit Du nicht Poppäas Rache über sie herausbeschwörst. Lygias Augen haben schon genug Deinetwegen geweint; mögen die Götter ihr armes Haupt beschützen!"

„Du liebst sie, Acte?" fragte Vinicius düster.

„In den Augen der Freigelassenen glänzten Thränen.
„Ja, ich habe sie liebgewonnen."

„Sie hat es Dir aber nicht mit Haß vergolten, wie mir."

Acte betrachtete ihn mehrere Augenblicke hindurch zögernd, als wolle sie ihn prüfen, dann sagte sie: „O, Du Fähzorniger und Verblendeter; sie hat Dich geliebt!"

Vinicius sprang bei diesen Worten wie wahnsinnig auf.
„Das ist nicht wahr, sie haßt mich!"

Woher sollte dies Acte wissen? Sollte ihr Lygia schon am ersten Tage der Bekanntheit ein Geständnis abgelegt haben? Und was sei das nur für Liebe, wenn Lygia es vorziehe, von Schmach und Armut bedrängt, umherzuirren, wenn sie ein unsicheres Los, sogar den Tod im Elend dem befränkten, festlich geschmückten Hause, in dem der Geliebte ihrer harrte, vorziehe? Es sei viel besser für ihn, nicht auf solche Worte zu hören, weil sie ihn fast wahnsinnig machen. Er hätte diesem Mädchen nicht für alle Schäze des Kaiserpalastes entsagt — und sie sei vor ihm geflohen. Was sei das für Liebe, die vor der Wonnen zurückschreckt und nur Schmerzen erzeuge? Wer könnte dies fassen? Wer dies begreifen? Wäre nicht die Hoffnung, sie wiederzufinden, er würde sich mit seinem eigenen Schwerte umbringen. Es gab Augenblicke im Hause des Aulus, in denen er glaubte, das Glück sei ihm nahe, jetzt aber wisse er, daß sie ihn damals gehaßt, ihn noch hasse und mit diesem Hass im Herzen sterben werde.

Aber Acte, die schüchtern und sanft zugleich war, fragte jetzt ganz entrüstet, auf welche Weise er denn Lygia zu gewinnen gesucht habe? Anstatt bei Aulus und Pomponia um Lygia anzuhalten, habe er den Eltern das Kind durch List genommen. Er wollte sie nicht zu seinem Weibe, sondern zu seiner Geliebten machen, sie — das Pflegekind aus einem ansehnlichen Hause, sie — die Königstochter.

Er habe sie in dieses Haus des Verbrechens, der Schande geführt, er habe ihre unschuldigen Augen mit dem Anblick eines ehrlosen Gastmählens verletzt. Er habe wohl vergessen, wer Aulus und Pomponia seien, die Lygia aufgezogen haben. Vielleicht habe er auch nicht den nötigen Verstand, um zu begreifen, daß dies andere Frauen seien als Migidia oder Calvia Crispinilla oder auch Poppaea und alle die, welche er im Hause des Cäsar treffe. Ob er denn nicht beim ersten Blick auf Lygia begriffen habe, daß sie ein leusches Mädchen sei, das den Tod der Schande vorziehe? Woher wisse er denn, zu welchen Göttern sie sich bekenne, und ob sie nicht reinere und bessere verehre als die unzüchtige Venus oder die Isis, welche die zügellosen Römerinnen verehren? Nein! Lygia habe ihr kein Geständnis abgelegt, aber ihr gesagt, daß sie von ihm, von Vinicius, Rettung erwarte, daß sie hoffe, er erwirke ihr vom Kaiser die Erlaubnis, zu Pomponia zurückzukehren. Und während Lygia davon gesprochen habe, sei sie errötet wie ein Mädchen, das liebt und hofft. Lygias Herz schlage für ihn, er aber habe sie geängstigt, beleidigt, empört, und jetzt möge er sie durch die Söldlinge des Kaisers suchen lassen, dabei aber nicht außer acht lassen, daß, falls das Kind stirbe, Lygias Verderben unvermeidlich sei.

Der Zorn und der Schmerz des Vinicius fing an der Rührung zu weichen. Die Nachricht, daß er von Lygia geliebt wurde, erschütterte sein Gemüt aufs äußerste. Er erinnerte sich, wie sie beim Aulus im Garten errötend seinen Worten gelauscht hatte, die Augen voll strahlenden Lichtes. Es dünkte ihm jetzt, als habe sie damals schon ihn geliebt, und bei diesem Gedanken überkam ihn ein Gefühl von Glück, das hundertmal größer war als das, wonach er sich bisher gesehnt hatte. Er sagte sich, daß er sie allmählich hätte erringen können, weil sie ihn liebte. Sie hätte seine Thürpfosten umwunden und mit Wolfsfett bestrichen, als seine Gattin hätte sie sich wohl auf das

Schafsfell an seinem Herde niedergelassen. Aus ihrem Munde hätte er die feierlichen Worte vernommen: „Wo Du bist Caius da bin auch ich Caja,” und sie wäre für immer die Seine gewesen. Warum hatte er nicht so gehandelt? Er war doch dazu bereit gewesen. Jetzt hatte er sie verloren, konnte sie vielleicht nicht mehr finden, und selbst wenn er sie finden würde, gereichte es ihr vielleicht zum Verderben. Aber auch dann, wenn sie noch zu retten wäre, würden weder Aulus noch Pomponia noch Lygia ihm zugethan sein. Bei diesem Gedanken sträubte sich sein Haar vor Zorn, der sich aber diesmal nicht nur gegen Aulus und Pomponia und Lygia richtete, sondern auch gegen Petronius. Dieser war an allem schuld. Wäre er nicht, so brauchte Lygia jetzt nicht umherzuirren, sie wäre jetzt vielleicht seine Braut. Und jetzt war es zu spät. —

„Zu spät!” stöhnte er.

Mechanisch die Toga um sich schlagend, wollte er sich gerade entfernen, ohne sich von Acte zu verabschieden, als die Vorhänge zwischen Vorhalle und Atrium sich bewegten und Pomponia Graecina plötzlich sichtbar wurde.

Offenbar hatte auch sie von dem Verschwinden Lygias gehört, und in der Meinung, es werde ihr leichter werden als Aulus, Acte zu sprechen, kam sie nun, Erfundigungen einzuziehen.

Als sie jedoch Vinicius erblickte, wendete sie ihm ihr zartes, bleiches Antlitz zu und sagte: „Marcus! Gott verzeihe Dir das Unrecht, das Du uns und Lygia zugefügt hast.“

Er stand vor ihr mit gesenktem Haupte im Bewußtsein seines Unglücks und seiner Schuld, ohne zu begreifen, welcher Gott ihm verzeihen sollte und konnte, noch warum Pomponia von Vergebung sprach, während sie doch eher an Rache denken sollte.

Schließlich entfernte er sich, ratlos, voll trüber Gedanken und Sorgen.

Im Hofe und in den Säulengängen standen erregte Menschengruppen. Unter den Sklaven des Palastes erblickte man Ritter und Senatoren, die gekommen waren, sich nach dem Befinden der kleinen Augusta zu erkundigen, um sich im Palaste zu zeigen, um ihre Teilnahme zu bekunden, wenn auch nur vor Neros Sklaven. Die Kunde von der Erkrankung der „Göttlichen“ hatte sich rasch verbreitet, denn immer neue Gestalten tauchten am Thorwege auf und die Arkaden waren mit Menschen gefüllt. Einige hielten Vinicius an, da sie ge-

sehen hatten, wie er den Palast verließ, um etwas zu erfahren, er aber schritt weiter, ohne ihre Fragen zu beantworten, bis Petronius ihn fast anstieß und ihn zurückhielt.

Sicher wäre Vinicius beim Anblick des Petronius in Wut geraten und hätte sich sogar im Kaiserpalaste zu irgend einer unüberlegten Handlung hinreissen lassen, wenn er nicht in so zerknirschter, niedergedrückter Stimmung von Acte weggegangen wäre, daß sich nicht einmal sein angeborener Färbzorn in ihm regte. Er schob Petronius beiseite und wollte vorübergehen, doch jener hielt ihn fast gewaltsam zurück.

„Wie geht es dem göttlichen Kinde?“ fragte er harmlos.

Aber dieser Zwang reizte Vinicius aufs neue und sein Ingriß machte sich endlich Luft. „Mag die Unterwelt dieses Kind und dieses ganze Haus verschlingen,“ antwortete er zähneknirschend.

„Schweig, Unglückseliger!“ rief Petronius, und sich vorsichtig umblickend, fügte er hinzu: „Wenn Du etwas über Lygia erfahren willst, so komme! Nein! hier sage ich nichts! In der Sänfte will ich Dir meine Vermutungen mitteilen.“

Und seinen Arm um die Schultern des jungen Mannes legend, führte er ihn rasch aus dem Palaste hinweg.

Als sie in der Sänfte Platz genommen hatten, sagte er: „Ich habe meine Sklaven zu allen Stadtthoren geschickt, nachdem ich ihnen eine genaue Beschreibung des Mädchens und jenes Riesen gegeben, der sie vom Feste wegtrug, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß er es ist, der sie entführte. Höre mich! Es kann sein, daß Aulus sie auf einer seiner ländlichen Besitzungen verbergen will, — dann werden wir wissen, nach welcher Gegend sie entführt worden ist. Wird sie aber an keinem der Thore gesehen, so ist es ein Beweis, daß sie sich noch in der Stadt befindet, — und wir können noch heute mit den Nachforschungen beginnen.“

„Aulus und Pomponia wissen nicht, wo sie ist,“ erwiderte Vinicius.

„Bist Du Deiner Sache sicher?“

„Ich habe mit Pomponia gesprochen. Auch sie suchen nach ihr.“

„Gestern konnte sie die Stadt nicht mehr verlassen. Zwei meiner Leute umkreisen jedes Thor. Einer hat Lygia und dem Riesen zu folgen, der zweite aber sogleich zurückzuföhren, um uns Nachricht zu geben. Ist sie noch in der Stadt, so finden

wir sie, denn Lygia ist leicht an ihrem Wuchs und ihren Schultern zu erkennen. Sei glücklich, daß sie der Kaiser Dir nicht entrissen hat — und daß dies nicht der Fall ist, kann ich Dir ganz genau sagen, denn auf dem Palatin giebt's keine Geheimnisse vor mir."

Binicius vermochte nun nicht länger seinen inneren Aufruhr zurückzuhalten, und ohne Zorn, aber schmerzerfüllt, mit bebender Stimme, erzählte er Petronius, was er von Acte gehört hatte und welche neue Gefahr Lygia drohe, eine Gefahr, die so furchtbar sei, daß man Lygia, sobald sie aufgefunden würde, sorgfältig vor Poppaea verbergen müsse. Dann machte er Petronius bittere Vorwürfe wegen seines Rates. Ohne ihn wäre alles ganz anders ausgefallen. Lygia befände sich noch im Hause des Aulus, er, Binicius, könnte sie täglich sehen und würde sich dabei glücklicher fühlen als der Kaiser selbst. — Und je länger er erzählte, desto mehr ward er von seiner Bewegung fortgerissen, bis zuletzt Thränen des Schmerzes und der Wut aus seinen Augen floßen.

Petronius aber, der eine solche innige Liebe nicht ahnte, dachte bei sich, als er die Thränen der Verzweiflung sah, voll Verwunderung: „O, mächtige Herrin von Cyprus — Du allein herrschest über Götter und Menschen.“

Zwölftes Kapitel.

Als die beiden vor dem Hause des Petronius die Sänfte verließen, verkündigte ihnen der Hüter des Atriums, daß noch keiner der ausgesandten Sklaven zurückgekehrt sei. Er habe ihnen etwas Nahrungsmittel zugeschickt und ihnen nochmals unter Androhung von Peitschenhieben einschärfen lassen, die Aus- und Eingehenden genau zu beobachten.

„Siehst Du,“ sagte Petronius, „daß sie sich noch in der Stadt befinden, und in dem Falle finden wir sie sicher. Doch befehle auch Deinen Leuten, an den Thoren Wache zu halten, besonders denen, die Lygia abgeholt haben, weil diese sie leicht erkennen werden.“

„Ich gab Befehl, sie in das ländliche Ergastulum zu schicken,“ erwiderte Vinicius, „doch werde ich meinen Befehl widerrufen, mögen sie an die Thore gehen.“

Nachdem er einige Worte auf ein mit Wachs überzogenes Täfelchen geschrieben hatte, übergab er es dem Petronius, der es sogleich in des Vinicius Haus sandte.

Darauf gingen sie in die innere Säulenhalle, wo sich Vinicius auf einer Marmorbank niederließ. Die goldhaarige Eunice und Gras stellten ihnen Schemel von Bronze unter die Füße, und nachdem sie einen Tisch herangerückt hatten, gossen sie aus wunderschönen enghalsigen Krügen, die aus Bolaterrae und Caecinae stammten, Wein in die Schalen.

„Kennt einer Deiner Leute den riesenhaften Lygier?“ fragte Petronius.

„Atacinus und Gulo kannten ihn. Aber Atacinus fiel bei dem gestrigen Zusammenstoß neben der Sänfte, und Gulo habe ich erschlagen.“

„Schade um ihn,“ sagte Petronius. „Er hat nicht nur Dich, sondern auch mich auf seinen Armen herumgetragen.“

„Ich wollte ihn freilassen,“ versetzte Vinicius, „aber lassen wir das. — Sprechen wir von Lygia! Rom gleicht einem Meere . . .“

„Und gerade in einem Meere fischt man nach Perlen. Heut und morgen werden wir sie noch nicht finden, aber sicher später. Du hast mir soeben vorgeworfen, ich hätte Dir einen schlechten Rat erteilt, der Rat an sich war gut, daß aber die Sache eine andere Wendung nehmen werde, konnte niemand wissen. Auch hast Du doch gehört, daß Aulus beabsichtigte, mit seiner ganzen Familie nach Sicilien zu ziehen, dann wäre auch das Mädchen weit entfernt worden.“

„Ich würde ihnen folgen,“ entgegnete Vinicius, „und Lygia befände sich jetzt nicht in Gefahr. Stirbt aber das Kind, so wird Poppäa glauben, es sei Lygias Schuld und auch dem Cäsar dies einreden.“

„Ja, so ist es, auch mich beunruhigt dies. Vielleicht wird aber der Wurm bald gesund. Stirbt er jedoch, so werden wir uns auf irgend eine Art zu helfen wissen.“ Hier dachte Petronius ein wenig nach und fügte dann hinzu: „Poppäa kennt sich zur Religion der Juden und glaubt an böse Geister. Auch der Kaiser ist abergläubisch. Wir verbreiten die Nach-

richt, böse Geister hätten Lygia entführt, und da sie sich weder bei Aulus noch in den Händen des Kaisers befindet, wird man glauben, daß sie auf geheimnißvolle Weise verschwunden ist. Der Lygier allein hätte dies nicht bewerkstelligen können, er muß Hilfe gehabt haben, und wie hätte ein Sklave im Verlaufe eines Tages so viel Leute um sich sammeln können?"

"Die Sklaven in ganz Rom unterstützen sich gegenseitig."

"Mancher muß dann dafür bluten. Ja! Sie unterstützen sich gegenseitig, jedoch nicht, wenn ein anderer Sklave dadurch gefährdet wird, und in diesem Falle war es bekannt, daß Deine Leute die Verantwortung trugen, daß sie bestraft würden, wenn sie ihren Auftrag nicht ausführten. Wenn Du nun von bösen Geistern sprichst, werden Deine Sklaven gleich behaupten, mit eigenen Augen hätten sie solche Geister gesehen, weil sie sich dadurch Dir gegenüber für gerechtfertigt halten. Mache einen Versuch, frage einen, ob er nicht gesehen habe, wie Lygia durch die Lüfte entführt worden sei, und er wird auf der Stelle bei der Ägis des Zeus schwören, er sei Zeuge davon gewesen."

Vinicio, der gleichfalls abergläubisch war, schaute Petronius plötzlich voll Angst und Unruhe an. "Wenn Ursus keine Leute zur Hilfe hatte und sie nicht allein fortbringen konnte, wer hat sie dann fortgebracht?"

Petronius aber fing an zu lachen. "Siehst Du," sagte er, "sie werden ganz sicher daran glauben, da auch Du schon daran glaubst. So ist die jetzige Welt, die über die Götter spottet! Während nun alle daran glauben, bringen wir sie, fern von der Stadt, in einer unserer Villen unter."

"Aber wer konnte ihr beistehen?"

"Ihre Glaubensgenossen," entgegnete Petronius.

"Wer sind sie? Was für eine Gottheit wird von ihr verehrt? Ich müßte dies eigentlich besser wissen denn Du."

"Fast jedes Weib in Rom verehrt eine Gottheit. Es ist außer Zweifel, daß Pomponia das Mädchen in dem Glauben an die Gottheit erzogen hat, die sie selbst anbetet; welche dies jedoch sei, weiß ich nicht. Das ist mir auch bekannt, und noch niemals hat man sie gesehen, unseren Göttern im Tempel Opfer darzubringen. Man hat sie sogar beschuldigt, sie sei eine Christin, allein dies ist unmöglich und durch ein Hausgericht wurde sie von dem Verdachte gereinigt. Von den Christen sagt man,

dass sie Feinde des Menschengeschlechtes sind und dass sie die schändlichsten Verbrechen zulassen. Aus diesem Grunde kann Pomponia keine Christin sein, denn ihre Tugend ist bekannt, und eine Feindin des Menschengeschlechtes würde mit ihren Sklaven nicht so gut umgehen, wie sie es thut —“

„In keinem Hause werden sie so gut behandelt wie bei Aulus,“ unterbrach ihn Vinicius.

„Nun, siehst Du! Pomponia sprach einmal von einem Gotte, der einzig, allmächtig und barmherzig sein muss. Ihr Gott müsste demnach ein schwacher Gott sein, wenn er nicht mehr Anhänger, außer Pomponia, Lygia und vielleicht noch Ursus, hätte. Es muss noch mehr dieser Bekänner geben, und diese waren Lygia behilflich.“

„Dieser Glaube befiehlt zu verzeihen,“ sagte Vinicius, „denn als ich Pomponia bei Acte traf, sagte sie mir: ‚Möge Dir Gott das Unrecht verzeihen, das Du uns und Lygia ange-
than hast.‘“

„Offenbar ist ihr Gott ein sehr gemütlicher Kurator. Ha!
Ha! Möge er Dir verzeihen und zum Zeichen der Verzeihung
das Mädchen wiedergeben.“

„Morgen werde ich ihm eine Hekatombe opfern. Ich mag weder Essen, noch ein Bad, noch Schlaf. Ich werde eine dunkle Lacerna*) anlegen und in der Stadt umherschweifen. Vielleicht treffe ich sie in der Verkleidung. Ich bin frank!“

Petronius sah ihn mitleidig an.

Die Augen des Vinicius waren eingefallen und glühten vor Fieber, sein ungepflegter Bart sah wie ein dunkler Streifen auf den starken Kinnbacken aus, seine Haare waren verwirrt, er sah in der That aus wie ein Kranker. Tras und die goldhaarige Eunice blickten gleichfalls voll Mitleid auf ihn, er aber schien sie nicht zu sehen, wie überhaupt beide, Petronius und er, die Anwesenheit der Sklaven so wenig beachteten, als ob es Hunde wären, die sich um sie herumtummelten.

„Das Fieber verzehrt Dich,“ sagte Petronius.

„So ist es.“

„So höre mich. — Ich weiß nicht, was der Arzt Dir verschreiben würde, aber ich weiß, was ich an Deiner Stelle thun würde. Ich würde, bis ich jene gefunden, in einer an-

*) Ein Mantel, der über der Toga getragen wurde.

deren suchen, was mir mit jener verloren ging. Herrliche Formen habe ich in Deiner Villa gesehen. Widersprich mir nicht. Ich weiß, was Liebe ist, und weiß auch, daß eine andere die Heißbegehrte nicht ersetzen kann. Aber bei einer schönen Sklavin kann man doch wenigstens zeitweise Zerstreuung finden."

"Ich will nicht!" erwiderte Vinicius.

Doch Petronius, der immer noch eine gewisse Schwäche zu ihm zeigte, wollte für alle Fälle sein Leid mildern und dachte nach, womit er dies thun könnte.

"Die Deinen haben vielleicht nicht mehr den Reiz der Neuheit für Dich," sagte er, "aber" — hier ließ er sein Auge zu Gras und Eunice schweifen, worauf er die Hand auf die Hüfte der goldhaarigen Griechin legte — „aber siehe diese Charitin an. Erst vor einigen Tagen wollte mir der jüngere Fonteius Capiton drei prächtige Knaben aus Clazomene für sie geben, denn nicht einmal Scopas hat einen schöneren Körper geschaffen. Ich weiß mir es selbst nicht zu erklären, warum sie mich bisher gleichgültig ließ; der Gedanke an Chrysotemis hielt mich doch nicht zurück. Ich mache sie Dir zum Geschenke, da, nimm sie!"

Die goldhaarige Eunice wurde blaß wie ein Tuch, und mit erschrockenen Augen zu Vinicius emporblickend, schien sie atemlos auf dessen Antwort zu warten.

Er sprang auf und sagte: „Nein! Nein! . . . Es liegt mir nichts an ihr, nichts an anderen. — Ich danke Dir, aber ich will nicht! Ich gehe lieber in die Stadt, Lygia suchen. Lasse mir eine gallische Lacerna mit Kapuze geben. Ich gehe über den Tiber . . . Wenn ich doch wenigstens Ursus sehen könnte!"

Damit eilte er fort, und Petronius versuchte nicht, ihn zurückzuhalten. Er faßte die Ablehnung des jungen Mannes als vorübergehende Unlust an jedem Weibe auf, das nicht gerade Lygia war, und da er nicht wollte, daß seine Grobmut ihren Zweck verfehle, sagte er, zu der Sklavin gewendet: „Eunice, Du wirst Dich baden, salben und umkleiden, dann aber in das Haus des Vinicius gehen.“

Sie aber fiel vor ihm auf die Knie nieder und flehte ihn mit gefalteten Händen an, sie nicht aus dem Hause zu schicken. Sie gehe nicht zum Vinicius; sie wolle lieber hier Holz ins Hypocaustum tragen, als dort die erste der Dienenden sein.

Sie wolle nicht! Sie könne nicht! — und sie flehte ihn an, sich ihrer zu erbarmen. Er möge sie täglich peitschen lassen, nur nicht aus dem Hause schicken!

Bebend wie ein Blatt streckte sie furchtsam und aufgeregzt zugleich die Hände nach ihm aus, und er hörte sie verwundert. Eine Sklavin, die es wagte, einen Befehl nicht ausführen zu wollen; eine Sklavin, welche sagte: „Ich will nicht und ich kann nicht,” war in Rom etwas Unerhörtes, daß Petronius seinen Ohren nicht traute. Er runzelte die Stirn, doch war er eine zu verfeinerte Natur, um grausam zu sein. Seinen Sklaven war, besonders was Unterhaltung betraf, mehr gestattet, als anderen, unter der Bedingung aber, daß sie ihre Obliegenheiten musterhaft erfüllten und den Willen ihres Herrn wie einen göttlichen ehrten. Kamen sie aber diesen Pflichten nicht nach, so wurden sie auch nicht mit Strafen verschont, denen sie den Sitten gemäß unterworfen waren. Da er zudem keinen Widerspruch duldet, da alles, was seine Ruhe einigermaßen störte, ihm verhaßt war, sagte er, nachdem er die Kniende eine Weile betrachtet hatte: „Rufe mir Teiresias und komme mit ihm zurück.“

Eunice erhob sich zitternd mit Thränen in den Augen, und kehrte nach wenigen Augenblicken mit dem Hüter des Atriums, dem Kretenser Teiresias, zurück.

„Führe Eunice hinweg,” sagte Petronius, „und gieb ihr fünfundzwanzig Rutenstreiche, aber so, daß die Haut nicht verletzt wird.“

Nach diesen Worten begab er sich in die Bibliothek und begann, vor einem Tische von röthlichem Marmor Platz nehmend, an seinem „Gastmahl des Trimalchion“ zu arbeiten.

Aber Lygias Flucht und die Krankheit der kleinen Augusta nahmen seine Gedanken in Anspruch, so daß er nicht lange arbeiten konnte. Besonders die Krankheit war ein wichtiges Ereignis. Es fiel ihm ein, daß, falls der Kaiser an den Zauber glaubte, welchen Lygia gegen die kleine Augusta angewendet haben sollte, die Verantwortung auch auf ihn fallen könnte, weil er das Mädchen in den Palast gebracht hatte. Er rechnete nur darauf, daß es ihm gelingen werde, beim ersten Zusammentreffen mit dem Kaiser das Unfinnige einer solchen Vermutung zu erklären, und ein wenig rechnete er auch auf eine gewisse Schwäche, die Poppaea für ihn hegte und welche sie zwar sorg-

fältig zu verbergen suchte, aber doch nicht so, daß er sie nicht wahrgenommen hätte. Er beschloß ins Triclinium zu gehen, um sich zu stärken, worauf er sich nochmals auf den Palatinus, dann auf das Marsfeld und endlich zu Chrysotemis tragen lassen wollte.

Auf dem Wege nach dem Triclinium beim Durchschreiten des Korridors, der für die Dienerschaft bestimmt war, erblickte er an der anderen Wand unter den Sklaven die schlanke Gestalt Eunices. Da er vergessen hatte, daß er Teiresias bloß den Befehl gab, sie zu peitschen, runzelte er abermals die Brauen und begann sich nach ihm umzusehen.

Da er ihn nicht unter der Dienerschaft entdeckte, wendete er sich an Eunice: „Hast Du die Züchtigung bekommen?“

Und zum zweiten Male warf sie sich ihm zu Füßen, preßte den Rand seiner Toga an den Mund und erwiederte: „O ja, Herr! Ich habe sie bekommen! O ja, Herr!“

In ihrer Stimme zitterten Wonne und Dankbarkeit. Offenbar war sie der Meinung, daß die Züchtigung an Stelle ihrer Entfernung aus dem Hause getreten sei, und daß sie bleiben dürfe. Petronius, der es erriet, war über den leidenschaftlichen Widerstand der Sklavin verwundert, doch war er ein zu guter Kenner der Menschennatur, um nicht zu erraten, daß nur die Liebe die Ursache dieses Widerstandes sein könne.

„Hast Du einen Geliebten im Hause?“ fragte er.

Sie hob die blauen, thränenschweren Augen zu ihm empor und erwiederte kaum hörbar: „Ja, Herr!“

Und mit diesen Augen, dem zurückgeworfenen goldenen Haar, Furcht und Hoffnung auf den Zügen, war sie so schön, daß Petronius, der als Philosoph die Macht der Liebe verkündete und als Ästhetiker die Schönheit schätzte, eine Art Mitgefühl für sie empfand.

„Wer unter diesen ist Dein Geliebter?“ fragte Petronius, auf die Dienerschaft deutend.

Doch auf diese Frage erhielt er keine Antwort — Eunice aber senkte ihr Haupt bis zu seinen Füßen und blieb unbeweglich.

Petronius betrachtete zuerst seine Sklaven, unter denen es schöne und angehende Jünglinge gab, dann nochmals auf die noch immer zu seinen Füßen liegende Eunice blickend, verließ er das Triclinium.

Nach einem eingenommenen Embiß ließ er sich auf den Palatinus tragen und dann zu Chrysotemis, wo er bis in die tiefe Nacht verblieb.

Nach seiner Rückkehr befahl er Teiresias zu rufen.

„Hat Eunice Schläge erhalten?“

„Ja, Herr. Doch erlaubtest Du nicht, die Haut zu verlezen.“

„Habe ich nicht bezüglich ihrer noch einen anderen Befehl erteilt?“

„Nein, Herr,“ erwiderte mit einiger Unruhe der Atrienfis.

„Das ist gut. Welcher von den Sklaven ist ihr Geliebter?“

„Keiner, Herr!“

„Weißt Du etwas über sie?“

Teiresias begann mit etwas unsicherem Tone: „Eunice verläßt niemals bei Nacht das Cubiculum, in dem sie mit der alten Akryphonä und Ifide schläft; niemals bleibt sie nach Deinem Bade, o Herr, in den Thermen . . . Die übrigen Sklavinnen verlassen sie und nennen sie eine Diana.“

„Genug,“ sagte Petronius. „Mein Blutsverwandter, Binicius, dem ich Eunice heut früh schenkte, hat sie nicht angenommen; sie bleibt daher im Hause weiter. — Du kannst abtreten.“

„Ist es mir erlaubt, etwas von Eunice zu sagen, Herr?“

„Ich habe Dir doch befohlen, alles zu sagen, was Du von ihr weißt.“

„Die ganze ‚Familia‘ spricht heute von der Flucht des Mädchens, die zum edlen Binicius ins Haus kommen sollte. Nach Deinem Weggange kam Eunice zu mir und sagte, daß sie jemand kenne, der das Mädchen auffinden könnte.“

„Ah!“ rief Petronius, „was ist das für ein Mann?“

„Ich kenne ihn nicht, Herr, doch dachte ich, daß ich Dir davon Mitteilung machen müsse.“

„Gut! Dieser Mann soll morgen hier auf das Eintreffen des Tribuns warten, den Du in meinem Namen bitten wirst, mich morgen früh zu besuchen.“

Der Atrienfis verneigte sich und ging.

Unwillkürlich mußte Petronius an Eunice denken. Anfangs leuchtete ihm ein, daß die junge Sklavin die Auffindung Lygias herbeiwünsche, um nicht aus dem Hause gehen zu müssen. Dann aber fiel ihm ein, daß der Mann, den Eunice empfohlen

hatte, vielleicht ihr Geliebter sei, und dieser Gedanke war ihm unangenehm. Es gab zwar ein einfaches Mittel, die Wahrheit zu erfahren, es genügte, Eunice rufen zu lassen, aber die Zeit war schon weit vorgerückt, Petronius war von dem langen Besuch bei Chrysotemis ermüdet, und es lag ihm daran, bald zur Ruhe zu kommen. Auf dem Wege ins Cubiculum fiel ihm plötzlich ein, daß er in den Augenwinkeln seiner Chrysotemis heute einige Fältchen entdeckt habe. Es kam ihm vor, als sei ihre Schönheit in Rom über Gebühr berühmt, und er sagte sich, daß Fonteius Capiton, der ihm drei Knaben für Eunice geboten, diese doch zu billig hatte erstehen wollen.

Dreizehntes Kapitel.

Tags darauf hatte sich Petronius im Uinctuarium kaum angekleidet, als Vinicius erschien, der durch Teiresias herbeigerufen worden war. Zwar wußte der junge Mann, daß noch keine neue Runde von den Wachen gekommen war, doch beruhigte ihn diese Nachricht nicht, obwohl er sich sagen konnte, daß Lygia sich noch innerhalb der Stadtmauern befand. Er fing vielmehr an zu glauben, Ursus habe das Mädchen sofort nach der Entführung aus der Stadt gebracht, also bevor noch Petronius Sklaven zur Wache an die Thore ausgesandt hatte. Zwar wurden diese im Herbst bei Anbruch der Dunkelheit geschlossen, aber man öffnete sie auch bei Nacht für alle, die sich entfernen wollten, und deren Zahl war ziemlich groß. Außerdem gab es noch andere nach außerhalb der Stadtmauern führende Pfade, welche den Sklaven, die entweichen wollten, bekannt waren. Auf alle in die Provinzen führenden Wege, und auch zu allen Wachen, hatte Vinicius seine Sklaven geschickt, mit der Botschaft, daß ein Sklavenpaar entsprungen sei, er hatte eine genaue Schilderung von Ursus und Lygia, sowie die Zusicherung einer Belohnung im Falle ihrer Festnahme verkünden lassen. Es war indessen zweifelhaft, ob diese Verfolgung ein Ergebnis haben werde, und selbst wenn die Sklaven eingeholt würden, fragte es sich noch, ob die Obrigkeit der Stadt berechtigt sei, allein auf die Forderung des Vinicius hin, ohne Bestätigung des Prätors, die Flüchtigen festzunehmen. Es fehlte

aber an Zeit, diese Bestätigung einzuholen. Vinicius selbst hatte schon in Sklavenkleidung alle Winkel der Stadt abgesucht, ohne eine Spur zu finden. Er war auch schon mit den Dienern des Aulus zusammengetroffen, die ebenfalls jemand zu suchen schienen. Hieraus konnte Vinicius schließen, daß es nicht Aulus gewesen, der Lygia entführt hatte, und daß auch der Feldherr ihren Aufenthaltsort nicht kannte.

Als ihm jedoch Teiresias mitteilte, daß es einen Menschen gebe, der sie aufzufinden wolle, eilte er zu Petronius und fragte, nur kurz grüßend, über die Angelegenheit mit jenem Manne.

„Wir werden ihn gleich sehen,“ sagte Petronius, „er ist ein Bekannter Eunices, die sogleich kommen wird, die Falten meiner Toga zu ordnen und uns Näheres mitteilen wird.“

„Ist es dieselbe, welche Du mir gestern schenken wolltest?“

„Ja, es ist die, welche Du gestern ablehntest, wofür ich Dir übrigens dankbar bin, denn sie ist die beste vestiplica in der ganzen Stadt.“

Raum hatte er geendet, als auch schon die vestiplica erschien. Sie nahm die Toga von dem mit Elfenbein ausgelegten Sessel, auf dem sie lag, und entfaltete sie, um sie dem Petronius über die Schultern zu werfen; ihr Antlitz war heiter und still, und die Augen strahlten vor Freude.

Petronius sah sie an und sie erschien ihm sehr schön. Als sie ihm die Toga umgelegt hatte, bückte sie sich von Zeit zu Zeit, um die Falten herabzuziehen.

„Eunice! Ist der Mann gekommen, den Du gestern dem Teiresias bezeichnet hast?“

„Ja, Herr.“

„Wie heißt er?“

„Chilon Chilonides, Herr.“

„Wer ist er?“

„Ein Arzt, Weiser und Wahrsager, der in den Geschicken der Menschen zu lesen versteht und die Zukunft weissagt.“

„Hat er auch Dir wahrgesagt?“

Eine dunkle Röte übergoß das Antlitz Eunices, sogar Ohren und Hals. „Ja, Herr.“

„Was hat er Dir geweissagt?“

„Er weissagte mir Schmerz und Glück.“

„Gestern traf Dich der Schmerz aus der Hand des Teiresias, jetzt müßte also noch das Glück kommen, Eunice!“

„Es ist schon gekommen, Herr!“

„Was für ein Glück?“

Sie flüsterte leise: „Ich durfte hier bleiben.“

Petronius legte die Hand auf ihr goldig schimmerndes Haupt. „Du hast heute die Falten sehr schön gelegt, Eunice, ich bin mit Dir zufrieden!“

Petronius und Vinicius begaben sich in das Atrium, wo Chilon Chilonides, der sie mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, ihrer wartete. Bei der Erinnerung an seine gesetzige Vermutung, daß dieser Mann vielleicht Eunices Geliebter sei, umspielte ein Lächeln des Petronius Lippen. Daß der Mann, der nun vor ihm stand, von irgend jemand geliebt ward, war undenkbar. Er war ebenso unsauber, wie seine Gestalt lächerlich. Er war noch nicht alt; der ungepflegte Bart und der krause Haarwuchs wies da und dort graues Haar auf. Der eingefallene Bauch und der gekrümmte Rücken ließen ihn auf den ersten Blick verwachsen erscheinen; über dem Budel erhob sich ein ziemlich großer Kopf mit dem Gesicht eines Fuchses. Der vernachlässigte Anzug, der sich aus einer dunklen, von Ziegenhaar gewebten Tunika und einem ebensolchen löscherigen Mantel zusammensetzte, zeugte von Armut. Petronius mußte bei seinem Anblische unwillkürlich an den homerischen Thersites denken, und er sagte daher, seine Verneigung mit einer grüßenden Handbewegung erwidern:

„Sei mir gegrüßt, göttlicher Thersites! Was machen die Beulen, die Dir Ulysses bei Troja geschlagen, und was macht er selbst in den elysäischen Gefilden?“

„Edler Herr,“ versetzte Chilon Chilonides, „der Weiseste unter den Toten, Ulysses, sendet durch mich seine Grüße an den Weisesten unter den Lebenden, Petronius, mit der Bitte, meine Beulen mit einem neuen Mantel zu verhüllen.“

„Bei Hekate Triformis!“ rief Petronius, „diese Antwort ist einen Mantel wert.“

Die weitere Unterredung unterbrach Vinicius ungeduldig und fragte:

„Weißt Du auch genau, was Du unternimmst?“

„Wenn zwei ‚Familien‘ in zwei stattlichen Häusern von nichts anderem sprechen, und halb Rom die Neuigkeit erzählt, ist es nicht schwer, zu wissen, um was es sich handelt,“ versetzte Chilon. „Gestern nacht wurde ein Mädchen, der Pflegling des

Aulus Plautius, mit Namen Lygia, oder eigentlich „Callina“, geraubt, das Deine Sklaven, o Herr, aus dem Kaiserpalaste auf Deine „insula“ führen sollten, und ich unternehme es, dieses Mädchen aufzufinden, und Dir, edler Tribun, anzuzeigen, wohin sie geflohen ist und wo sie sich verborgen hält.“

„Gut,“ sagte Vinicius, dem diese bündige Antwort gefiel, „welche Mittel willst Du aber anwenden?“

Chilon lächelte schlau. „Die Mittel besitzest Du, Herr, ich habe nur den Verstand.“

Petronius lächelte gleichfalls, denn er war von seinem Gaste vollkommen befriedigt. „Dieser Mensch kann das Mädchen finden,“ dachte er.

Vinicius hingegen runzelte seine Brauen und sagte: „Ehrender, wenn Du mich in gewinnfütiger Absicht hintergehst, lasse ich Dich mit Stöcken erschlagen!“

„Ich bin ein Philosoph, Herr, und ein Philosoph kann niemals gewinnfütig sein, vornehmlich wenn es sich um eine Belohnung handelt, wie die, welche Du mir großmütigerweise in Aussicht gestellt.“

„Ach, Du bist ein Philosoph?“ bemerkte nun Petronius. „Eunice sagte mir, Du wärest Arzt und Wahrsager. Woher kennst Du Eunice?“

„Sie kam zu mir um Rat, denn der Ruhm meines Namens war bis an ihr Ohr gedrungen.“

„Welchen Rat wollte sie von Dir?“

„Liebe, Herr. Sie wollte von unerwideter Liebe geheilt sein.“

„Und Du heilstest sie?“

„Ich thut mehr, Herr, denn ich gab ihr ein Amulett, das ihr Gegenliebe sichert. In Paphos auf Cypern ist ein Tempel, o Herr, in welchem der Gürtel der Venus aufbewahrt wird. Aus diesem Gürtel nun gab ich ihr zwei Fäddchen, eingeschlossen in eine Mandelschale.“

„Und liehestest Dich gut dafür bezahlen?“

„Gegenliebe ist nie zu teuer bezahlt, und da mir zwei Finger der rechten Hand fehlen, suche ich etwas zurückzulegen, um mir einmal einen Skribentensklaven anzuschaffen, der meine Gedanken aufzeichnen und meine Lehre der Nachwelt übermitteln soll.“

„Zu welcher Schule gehörst Du, göttlicher Weiser?“

„Ich bin ein Cyniker, Herr, denn ich habe einen zerfetzten Mantel; ich bin ein Stoiker, denn ich trage meine Armut mit Geduld; ich bin ein Peripathetiker, denn ich habe keine Sünden und wandere daher zu Fuß von einer Schenke zur andern und lasse allen denen meine Lehren zu gute kommen, die mir einen vollen Krug versprechen.“

„Beim Krüge wirst Du zum großen Rhetor?“

„Heraclit sagte: „alles fließt“, und Du wirst doch nicht leugnen, daß Wein eine Flüssigkeit ist?“

„Er verkündete auch, daß das Feuer eine Gottheit ist, also ist die Röte auf Deiner Nase auch eine Gottheit.“

„Und der göttliche Diogenes aus Apollonia verkündete, daß die Luft der Grundstoff aller Erscheinungen ist. Je wärmer die Luft ist, desto trefflichere Wesen bringt sie hervor, und die wärmste Luft bringt den Geist des Weisen hervor. Da es aber im Herbst kühl ist, muß ein echter Weiser seinen Geist und seine Rede mit Wein erwärmen. Und das kannst Du doch auch nicht leugnen, daß sogar ein Krug mit dem schlechten Getränk aus Capua oder Telesia das Knochengerüst des elenden menschlichen Körpers mit wohlthuender Wärme erfüllt.“

„Chilon Chilonides, wo ist Deine Heimat?“

„Am Pontus Euxinus. Ich stamme aus Mesembrien.“

„Chilon, Du bist groß!“

„Und verkannt!“ fügte der Weise melancholisch hinzu.

Vinicio verlor abermals die Geduld. Angesichts der Hoffnung, die einem Blitze gleich vor ihm aufgezuckt war, hätte er gern gesehen, wenn Chilon sogleich aufgebrochen wäre, und das ganze Gespräch erschien ihm nur wie ein Zeitverlust, den er Petronius übelnahm.

„Wann wirst Du Deine Nachforschungen beginnen?“ fragte er, sich an den Griechen wendend.

„Ich habe bereits begonnen,“ antwortete Chilon. „Und da ich nun einmal hier bin, da ich Deine wohlwollenden Fragen beantworte, muß ich wohl auch nach dem Mädchen suchen. Habe Vertrauen, edler Tribun, und wisse, wenn Du den Riemen von Deinem Schuh verlieren würdest, wäre ich imstande, den Riemen zu finden, oder den, welcher ihn auf der Straße aufgehoben hat.“

„Bist Du denn schon zu ähnlichen Diensten verwendet worden?“ fragte Petronius.

Den Blick emporrichtend, sagte der Griechen: „Zu niedrig werden heute Tugend und Weisheit geschätzt, als daß ein Philosoph nicht auf andere Mittel sinnen müßte, um sein Leben zu fristen.“

„Welches sind Deine Mittel?“

„Ich will alles erforschen, um denen eine neue Nachricht zu bringen, welche danach verlangen.“

„Und welche dafür zahlen?“

„O Herr, ich muß mir einen Schreiber kaufen, sonst wird meine Weisheit mit mir untergehen.“

„Wenn es Dir noch nicht gelungen ist, Dir etwas für einen neuen Mantel zu ersparen, kann Dein Verdienst nicht sehr groß sein.“

„Die Bescheidenheit verbietet mir, einen zu tragen. Und bedenke, o Herr, daß es gegenwärtig nicht mehr solche Wohlthäter giebt, wie ehemals, denen es eine ebenso angenehme Beschäftigung war, das Verdienst mit Geld zu überschütten, wie eine Auster aus Puteoli zu verschlucken. Mein Verdienst ist nicht gering, aber die Dankbarkeit der Menschen ist gering. Ist ein wertvoller Sklave entflohen, wer findet ihn wieder, wenn nicht der einzige Sohn meines Vaters? Wenn auf den Mauern Inschriften auf die göttliche Poppaea entdeckt worden, wer zeigt die Urheber an? Wer stöbert in den Buchläden die Verse auf den Cäsar auf? Wer kann hinterbringen, was in den Häusern der Senatoren und Ritter gesprochen wird? Wer trägt die Briefe fort, die man den Sklaven nicht anvertrauen will? Wer hört alle Neuigkeiten, die vor den Thüren der Barbiere verhandelt werden? Wem ist das Zutrauen der Sklaven zu teil geworden? Wer hat Einblick in die Häuser, vom Atrium bis zu den Gärten? Wer kennt alle Straßen und Gassen und Schlupfwinkel? Wer weiß, was in den Bädern, im Cirkus vorgeht? Was auf den Märkten, in den Fechterschulen, in den Schuppen der Sklavenhändler und sogar in der Arena gesprochen wird?“

„Bei den Göttern! Genug, genug, Du edler Weiser!“ rief Petronius, „sonst ertrinken wir in Deinen Verdiensten, Deinen Tugenden, Deiner Weisheit und Verehrsamkeit. Genug! Wir wollten wissen, wer Du bist, und wir wissen es jetzt!“

Vinicio war jedoch froh, denn er dachte, dieser Mann werde gleich einem auf die Spur gebrachten Jagdhunde nicht nachlassen, bis er das Versteck ausfindig gemacht habe.

„Gut,” sagte er. „Brauchst Du besondere Hinweise?”

„Ich brauche Waffen.“

„Welcher Art?“ fragte Vinicius voll Verwunderung.

Der Grieche hielt ihm die eine Hand hin, während er mit der anderen Bewegungen machte, als ob er Geld zähle. „So sind die jetzigen Zeiten, Herr,” sagte er seufzend.

„So willst Du der Esel sein,” sagte Petronius, „der mit Hilfe voller Beutel Goldes die Festung einnimmt?“

„Ich bin nur ein armer Philosoph,” antwortete Chilon voll Demut, „Ihr aber habt das Gold.“

Vinicius warf ihm einen Beutel zu, den der Griechen in der Lust auffing, obwohl ihm zwei Finger an der rechten Hand fehlten.

Darauf hob er stolz das Haupt und sagte: „Herr, ich weiß mehr, als Du glaubst. Ich bin nicht mit leeren Händen hierher gekommen. Ich weiß, daß nicht Aulus das Mädchen entführen ließ, denn ich sprach mit seinen Dienern. Ich weiß daß es nicht auf dem Palatinus ist, wo alles um die franke, kleine Augusta beschäftigt ist, und kann vielleicht auch erraten, warum Ihr vorzieht, das Mädchen mit meiner Hilfe zu finden und nicht mit jener der kaiserlichen Wachen und Kriegsleute. Ich weiß auch, daß ein Sklave, der aus demselben Lande wie sie stammt, ihr bei der Flucht geholfen hat. Bei den Sklaven, die ja alle zusammenhalten, hätte er, weil es gegen Deine Sklaven ging, keine Unterstützung gefunden. Es können ihm also nur seine Glaubensgenossen beigestanden haben.“

„Höre, Vinicius,” unterbrach hier Petronius den Griechen, „habe ich Dir nicht Wort für Wort dasselbe gesagt?“

„Welche Ehre für mich,” sagte Chilon. „Das Mädchen,” fügte er hinzu, sich wieder zu Vinicius wendend, „huldigt zweifellos derselben Gottheit, wie die Tugendhaftesten der Römerinnen, die wahrhafte Matrona stolatas, Pomponia. Ich habe auch gehört, daß über Pomponia ein Hausgericht abgehalten worden ist, doch konnte ich von ihren Dienern nicht erfahren, was für einen Gott sie anbetet und wie dessen Beleinner heißen. Wenn ich das wüßte, würde ich mich unter sie mischen und mich als der eifrigste Anbeter zeigen, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich habe auch gehört, daß Du, Herr, etliche Tage im Hause des Aulus warst, kannst Du mir darüber Auskunft geben?“

„Ich kann das nicht,“ versetzte Vinicius.

„Ihr habt mich nun lange genug die verschiedensten Dinge ausgefragt, edle Herren, und ich habe alles beantwortet, erlaubt also, daß auch ich einige Fragen stelle. Hast Du, edler Tribun, dort nicht besondere Statuen, Opfer oder Zeichen entdeckt, keine Amulette an Pomponia oder an Deiner göttlichen Lygia? Hast Du nicht etwa gesehen, daß sie untereinander Zeichen anwendeten, die nur ihnen allein verständlich waren?“

„Zeichen? Warte, ja! Ich sah einmal, wie Lygia einen Fisch in den Sand zeichnete.“

„Einen Fisch? Ah! Doo! That sie dies einmal oder öfter?“

„Nur einmal.“

„Und weißt Du bestimmt, Herr, daß es gerade ein Fisch war? Doo?“

„Natürlich,“ versetzte Vinicius, neugierig geworden. „Errätst Du, was das bedeutet?“

„Ob ich es errate!“ rief Chilon. Und mit einer verabschiedenden Bewegung fügte er hinzu: „Möge Fortuna Euch mit all ihren Gaben überschütten, edle, freigebige Herren!“

„Lasse Dir einen Mantel geben,“ rief ihm Petronius nach.

„Ulysses dankt Dir in Thersites Namen,“ entgegnete der Griech.

Noch eine Verbeugung und er verschwand.

„Was sagst Du zu diesem edlen Weisen?“ fragte Petronius.

„Ich sage, daß er Lygia finden wird,“ rief Vinicius erfreut, „aber wenn es ein Reich von Gaunern gäbe, so müßte er König in diesem Reiche sein.“

„Ganz gewiß. Ich muß noch nähere Bekanntschaft mit diesem Stoiker machen, unterdessen aber will ich das Atrium ausräuchern lassen, dessen Atmosphäre er verpestet hat.“

Chilon Chilonides warf sich indessen in den neuen Mantel und spielte unter dessen Falten mit dem von Vinicius erhaltenen Beutel, wobei er sich an dessen Wohlklang und Gewicht ergözte. Langsam vorwärts schreitend, schaute er sich zuweilen um, ob man ihm vom Hause des Petronius nachsehe, schritt an dem Portikus der Livia vorbei, und an der Ecke des Clivus Virbeius angelangt, wandte er sich der Subura zu.

„Zuerst muß ich zu Sporus,“ sagte er bei sich, „und Fortuna einen Tropfen geweiht! Endlich habe ich gefunden, was ich schon lange suche. Jung, feurig, freigebig wie die

Bergwerke Cyperns, und imstande, für diesen lygischen Häufling die Hälfte seines Vermögens hinzugeben. So einen habe ich schon lange gesucht. Doch heißt es vorsichtig sein; sein Stirnrunzeln verkündet nichts Gutes. Ach! die jungen Wölfe regieren heute die Welt! — Vor Petronius hätte ich weniger Angst. O, Ihr Götter, Kuppelei wird heutzutage doch besser bezahlt als Tugend. Ha! Also einen Fisch hat sie Dir in den Sand gezeichnet? Wenn ich weiß, was das bedeutet, so will ich an einem Stück Ziegenkäse ersticken! Aber ich werde es erfahren! Da aber die Fische im Wasser leben und alle Nachforschungen zu Wasser schwieriger als zu Lande sind, ergo: sollst Du mir für diesen Fisch extra bezahlen. Noch so einen Beutel und ich kann das Bettelleben aufgeben und mir einen Sklaven kaufen. — Was aber würdest Du, Chilon, dazu sagen, wenn ich Dir raten würde, keinen Sklaven, sondern eine Sklavin zu kaufen? — Ich kenne Dich! Du wirst schon darauf eingehen! . . . Wenn sie schön wäre, wie zum Beispiel Eunice, Du würdest Dich sogar bei ihr verjüngen, gleichzeitig könntest Du ein Geschäft mit ihr anfangen, und Du hättest ein regelmäßiges Einkommen. Ich verkauftest dieser armen Eunice zweit Fäden meines eigenen alten Mantels. — Dumm ist sie, aber wenn Petronius sie mir schenken wollte, ich würde sie nehmen. — Ja! ja! Chilon, Sohn des alten Chilon. — Du hast Vater und Mutter verloren! Du bist eine Waise, also kaufe Dir zum Trost wenigstens eine Sklavin. Ach, das Leben ist recht schwer! Die Zeiten sind vorbei, da man für einen Obulus so viel Bohnen mit Speck bekam, als man mit beiden Händen fassen konnte, oder ein Stück Ziegenblutwurst, die so lang war wie der Arm eines zwölfjährigen Knaben! . . . Doch da wäre ich ja bei diesem Dieb, dem Sporus, angelangt. In der Schenke erfährt man doch noch am leichtesten etwas."

So redend, betrat er die Weinstube und ließ sich einen Krug „Dunklen“ geben, doch als er den misstrauischen Blick des Wirtes bemerkte, zog er ein Goldstück aus dem Beutel und sagte, es auf den Tisch legend: „Sporus, heute habe ich von Tagesanbruch bis Mittag mit Seneca gearbeitet, und dieses hier hat mir mein Freund dafür auf den Weg gegeben.“

Die runden Augen des Sporus wurden bei diesem Anblick noch runder, und der Wein stand schon im nächsten Augenblicke vor Chilon — dieser aber tauchte den Finger hinein, zeichnete

einen Fisch auf die bestaubte Tischplatte und fragte: „Weißt Du, was das bedeutet?“

„Einen Fisch? Nun Fisch ist Fisch.“

„Du bist sehr dumm, obwohl Du so viel Wasser Deinem Weine beimischest, daß sehr leicht auch ein Fisch darin leben könnte. Das ist ein Symbol, welches in der Philosophensprache bedeutet: Lächeln Fortunas! Hättest Du es zu deuten vermocht, dann wäre Dir vielleicht auch Glück zu teil geworden. Ich sage Dir, achte die Philosophie, sonst wechsle ich noch die Weinstube, wozu mich mein ganz besonderer Freund Petronius schon seit langer Zeit zu überreden sucht.“

Siebzehntes Kapitel.

Chilon ließ sich in den nächstfolgenden Tagen nicht blicken. Seit Acte Vinicius verraten hatte, daß er geliebt werde, war er noch hundertmal mehr als zuvor darauf bedacht, das junge Mädchen ausfindig zu machen, und suchte auf eigene Faust nach Lygia. Den Kaiser wollte und konnte er nicht um Beistand angehen, da dieser noch immer in Angst und Sorge um die Gesundheit der kleinen Augusta lebte.

Aber die Opfer in den Tempeln, die Gebete und Gelübde halfen ebensowenig als die ärztliche Kunst und alle Zaubermittel, zu welchen man schließlich seine Zuflucht genommen hatte. Nach einer Woche starb das Kind. Der Hof und ganz Rom hüllten sich in Trauer. Der Kaiser, der sich bei der Geburt vor Freude wie wahnsinnig gebärdete, war jetzt fast wahnsinnig vor Verzweiflung; er schloß sich ein, nahm zwei Tage lang weder Speise noch Trank zu sich und wollte niemand sehen, trotzdem der Palast von Senatoren und Augustianern wimmelte, die ihm ihre Trauer und ihr Mitgefühl bezeigten wollten. Der Senat trat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, in welcher das tote Kind zur Göttin erhoben wurde; es wurde beschlossen, der kleinen Augusta einen Tempel zu errichten und einen besonderen Priester anzustellen. In den übrigen Tempeln wurden ihr zu Ehren Opfer dargebracht, ja, man goß aus kostbarem Metalle Augustastatuen und stellte sie zur Anbetung aus. Das Begräbnis gestaltete sich zu einer

großartigen Feier, bei der das Volk die maßlosen Schmerzensausbrüche des Kaisers anstaunen, mit ihm weinen und Hände nach Gaben ausstrecken, besonders aber an dem Schauspiele sich ergötzen konnte.

Petronius beunruhigte dieser Todesfall. Es war in ganz Rom bekannt, daß Poppaea ihn Zauberkünsten zuschrieb, und mit ihr behaupteten dies nicht nur die Ärzte, welche auf diese Weise die Unwirksamkeit ihrer Hilfsmittel am besten zu rechtfertigen vermochten, sondern auch die Priester, deren Opfer sich als erfolglos erwiesen hatten, die um das eigene Leben zitternden Wahrsager und das gesamte Volk. Lygias Flucht gewährte nun Petronius große Erleichterung, denn er wünschte weder dem Aulus noch Pomponia Schlimmes, und sich selbst und Vinicius wünschte er nur Gutes. Als daher die Cypresse, die man zum Zeichen der Trauer vor dem Palatinus aufgestellt hatte, entfernt worden war, begab er sich zu dem für die Senatoren und Augustianer veranstalteten Empfange, um sich zu überzeugen, inwieweit Nero den Gerüchten über die Zauberkünste Gehör schenkte, und um nötigenfalls zu überlegen, wie er sich vor den Folgen schützen könnte.

Weil nun Petronius den Kaiser kannte, setzte er ohne weiteres voraus, daß Nero, wenn schon er nicht an Zauber glaubte, doch thun werde, als ob er daran glaubte; teils deshalb, um einen noch größeren Schmerz heucheln zu können, teils, weil er an irgend jemand Rache zu nehmen gedachte, und um der Annahme vorzubeugen, daß ihn die Götter wegen seiner Sünden strafen wollten. Nach der Meinung des Petronius hatte der Kaiser sein Kind nicht wahr und tief, sondern oberflächlich, in einer verrückten Weise geliebt, trotzdem aber zweifelte er nicht daran, Zeuge maßloser Schmerzensausbrüche sein zu müssen. Darin irrte er sich nicht. Mit starrem Gesichtsausdruck, das Auge unverwandt auf einen Punkt gerichtet, lauschte Nero den Trostesworten der Senatoren und der Ritter, und es war deutlich zu sehen, daß, wenn er tatsächlich litt, er doch stets darauf bedacht war, mit seinem Schmerz Eindruck auf die Anwesenden zu machen. Zu diesem Behufe gebärdete er sich wie eine Niobe und brachte den Schmerz eines Vaters zum Ausdruck wie ein Komödiant auf der Bühne. Doch vermochte er den schweigenden Schmerz nicht ununterbrochen durchzuführen; von Zeit zu Zeit machte er eine Bewegung, als ob er Asche

auf sein Haupt streuen wolle, oder er stöhnte dumpf auf, und als er Petronius erblickte, sprang er auf und rief in tragischen Tönen, so daß ihn alle hören konnten: „Eheu! — Ach, Du bist schuld an ihrem Tode! Auf Deinen Rat kam ein böser Geist in diese Mauern, welcher mit einem Blick das Leben in ihrer Brust ertötete . . . Wehe mir! Besser wäre mir, wenn meine Augen das Licht des Helios nicht mehr schauten. Wehe mir! Eheu! Eheu!“

Die Stimme noch mehr erhebend, brach er in verzweiflungsvolle Schreie aus. Da beschloß Petronius, alles auf einen Wurf zu setzen, und die Hand ausstreckend, griff er nach dem seidenen Tuche, das Nero stets um den Hals zu tragen pflegte, riß es ab und drückte es auf die Lippen des Kaisers.

„Herr!“ sagte er ernst und feierlich, „magst Du Rom, magst Du die ganze Welt in Deinem Schmerze zu Grunde richten, nur erhalte uns Deine Stimme!“

Die Anwesenden staunten; einen Augenblick staunte Nero, nur Petronius allein bewahrte seine Ruhe, war er sich seiner Handlungsweise doch sehr wohl bewußt; zudem baute er auch darauf, daß Terpnos und Diodor strengen Befehl hatten, den Mund des Kaisers zu berühren, wenn er, die Stimme allzu sehr erhebend, diese einer Gefahr aussetzte.

„O Cäsar!“ sprach er weiter mit derselben traurigen Würde, „wir haben einen unermesslichen Verlust erlitten, möge uns daher dieser Trost erhalten bleiben!“

Neros Antlitz zuckte und Thränen stürzten aus seinen Augen, er schläng die Arme um den Hals des Petronius und das Haupt an dessen Brust legend, rief er unter stetem Schluchzen: „Du allein von allen hast daran gedacht, Du allein! — Petronius, Du allein!“

Tigellinus wurde gelb vor Neid, Petronius aber sagte: „Fahre nach Antium! Dort kam sie zur Welt, dort strömte die Wonne auf Dich hernieder, dort ströme auch Beruhigung herab. Möge die Meeresluft Deine Götterkehle erfrischen, Deine Brust die salzige Feuchte einatmen! Wir Getreuen folgen Dir überall hin, und wenn wir Deinen Schmerz durch unsere Freundschaft zu besänftigen suchen, so besänftige Du den unseren durch Deinen Gesang.“

„Ja!“ entgegnete Nero flagend, „eine Hymne will ich dichten und in Musik setzen, die ihr Andenken verherrlichen soll.“

„Und dann suchst Du die wärmere Sonne in Bajae auf!“

„Und dann — Vergessenheit in Griechenland.“

„In der Heimat des Gesanges und der Musik!“

Nach und nach wich die trübe Stimmung, und ein Gespräch entspann sich, in dem zwar noch die Trauer durchklang, in dem man aber doch schon Zukunftspläne schmiedete, sich über Reisen, über Kunstdarstellungen und über die Vorlehrungen unterhielt, die zu dem in Aussicht gestellten Besuche des armenischen Königs Tiridates getroffen werden sollten. Tigellinus versuchte zwar immer wieder die Rede auf die verhängnisvollen Zauberkünste zu lenken, allein Petronius, der sein Spiel gewonnen hatte, nahm sofort den Kampf mit ihm auf.

„Tigellinus,“ warf er ein, „glaubst Du, daß die Götter durch Zauberkünste gefährdet werden können?“

„Der Cäsar selbst sprach ja davon!“ antwortete der Höfling.

„Der Schmerz sprach hier, und nicht der Cäsar; doch Du — was denkst Du wohl darüber?“

„Die Götter sind zu mächtig, als daß sie Zauberkünsten je erliegen.“

„Dem Cäsar, der kaiserlichen Familie sprichst Du die Göttlichkeit ja damit ab.“

„Peractum est!“^{*)}) murmelte der in der Nähe stehende Epirus Marcellus.

Tigellinus unterdrückte seinen Groll. Zwischen ihm und Petronius bestand schon seit längerer Zeit eine gewisse Spannung, beide buhlten um die Gunst des Kaisers, stets aber wurde Tigellinus durch die Schlauheit und Schlagfertigkeit des Petronius in den Hintergrund gestellt. So war es auch in diesem Falle.

Tigellinus verharrte in Schweigen und bemühte sich nur, seinem Gedächtnis die Namen der Ritter und Senatoren einzuprägen, die den sich in den Hintergrund des Saales zurückziehenden Petronius sofort und in der Voraussetzung umringten, daß er nach dem Vorgefallenen entschieden als der erste Günstling des Kaisers zu betrachten sei.

Petronius begab sich, als er den Palast verlassen hatte, zu Vinicius und sagte, nachdem er ihm den Vorfall mit Nero und Tigellinus erzählt hatte: „Ich habe nicht nur die Gefahr

^{*)} Ausruf des Volkes, wenn der Gladiator in der Arena den Todesstoß erhielt.

von Aulus Plautius und Pomponia und uns beiden, sondern auch von Lygia abgewendet. Man wird sie nicht suchen, schon darum nicht, weil ich den feuerbärtigen Affen beredet habe, nach Antium zu fahren und von dort nach Neapel oder Bajae zu gehen — was er schon aus dem Grunde thun wird, weil er bisher nicht wagte, in Rom öffentlich im Theater aufzutreten, und sich schon lange vorgenommen hatte, in Neapel die Bretter zu betreten. Er träumt auch schon von Griechenland, wo er in allen bekannten Städten singen will, und dann mit den Kränzen, die ihm die „Graeculi“ darbringen werden, im Triumph in Rom einzuziehen. Inzwischen können wir Lygia in Ruhe suchen und in Sicherheit bringen. Was heißt das? War unser edler Philosoph seither nicht hier?"

"Dein edler Philosoph ist ein Betrüger. Nein, er zeigte sich nicht und wird sich auch nicht zeigen!"

"Da habe ich eine bessere Meinung, nicht von seiner Ehrlichkeit, aber von seinem Verstande. Er hat schon einmal Deinen Beutel bluten lassen und wird es noch einmal versuchen."

"Er möge sich hüten, daß ich ihn nicht bluten lasse!"

"Lasse das lieber, habe Geduld mit ihm, so lange Du Dich nicht davon überzeugt hast, daß er Dich betrügt. Gib ihm kein Geld mehr, aber versprich ihm reiche Belohnung, wenn er Dir sichere Nachrichten bringt. — Oder gedenkst Du etwa selbst etwas zu unternehmen?"

"Zwei meiner Freigelassenen, Nymphidius und Demas, suchen mit etwa sechzig Leuten nach ihr. Demjenigen der Sklaven habe ich die Freiheit zugesichert, der sie finden wird."

"Sobald Du etwas Sichereres erfährst, lasse mich es wissen, ich muß nach Antium reisen."

"Ich werde es thun!"

"Und wenn Du eines Morgens erwachst und Dir sagst, es sei nicht wert, sich um ein Mädchen zu grämen, dann komme auch nach Antium. Dort fehlt es nicht an Weibern und angenehmer Unterhaltung."

Raschen Schrittes ging Vinicius auf und ab.

Petronius beobachtete ihn einige Zeit aufmerksam, dann rief er: "Zeit gestehe mir einmal aufrichtig — aber ohne Überleitung, sondern wie ein vernünftig denkender Mensch, ob Dir noch immer so viel an Lygia gelegen ist!"

Vinicius blieb stehen und blickte Petronius an, als ob er

ihn nie zuvor gesehen hätte, dann begann er aufs neue auf und ab zu schreiten. Es war unverkennbar, er suchte seinen Zornesausbruch in sich niederzukämpfen. Schließlich aber traten ihm, wohl im Gefühl der eigenen Hilflosigkeit, des Schmerzes, der Erregung und der unbezwingbaren Sehnsucht, Thränen in die Augen, die deutlicher zu Petronius sprachen, als die bedehesten Worte es gethan hätten.

Nach kurzem Sinnen bemerkte dieser daher: „Nicht der Atlas trägt die Welt auf seinen Schultern, nein, die Frauen, und diese gefallen sich zeitweise in der Rolle des Ballspieliens.“

„Du hast recht!“ sagte Vinicius.

Gerade wollten sich die beiden verabschieden, als ihnen ein Sklave den Chilon Chilonides meldete.

Vinicius befahl, ihn sofort einzulassen, während Petronius sagte: „Habe ich es nicht gesagt? Beim Herkules! Nur Ruhe! Sonst gewinnt er die Oberhand über Dich.“

„Gruß und Ehre dem edlen, ritterlichen Tribun und Dir, Herr!“ sprach Chilon beim Eintreten. „Möge Euer Glück Eurem Ruhme gleichen, der Ruhm Eures Namens aber durchheile die ganze Welt, von den Säulen des Herkules*) bis an die Grenzen des Arsakidenreiches.“

„Sei mir begrüßt, tugendhafter und weiser Gesetzgeber,“ erwiderte Petronius.

Vinicius fragte mit erkünstelter Ruhe: „Was bringst Du?“

„Neulich, o Herr, brachte ich Dir die Hoffnung, heute bringe ich die Gewissheit, daß das Mädchen sich finden wird.“

„Du willst also sagen, daß es bisher noch nicht gefunden ist?“

„So ist es, Herr; aber ich habe erfahren, was das Zeichen bedeutet, das sie Dir machte; ich weiß, wer die Leute sind, die sie herausgehauen haben, und ich weiß, welche Gottheit diese Bekänner verehren.“

Vinicius, ungeduldig wie immer, wollte von seinem Sitz aufspringen, doch Petronius hielt ihn zurück, wandte sich an Chilon und sagte: „Sprich weiter.“

„Bist Du Deiner Sache völlig sicher, Herr, daß das Mädchen einen Fisch in den Sand zeichnete?“

*) Gibraltar, im Altertum Calpe genannt, galt als Säule des Herkules. Das Arsakidenreich lag zwischen dem Kaspiischen See und dem Persischen Meerbusen mit der Hauptstadt Arsakia, dem heutigen Niwâni-Kéf.

„Gewiß!“ rief Vinicius erregt.

„Dann ist sie also Christin — und die Christen haben sie herausgehauen.“

Es entstand eine kurze Stille.

„Höre, Chilon,“ sagte Petronius endlich, „mein Verwandter hat Dir für die Auffindung des Mädchens eine erhebliche Geldsumme in Aussicht gestellt, gleichzeitig aber auch eine gehörige Tracht Prügel, falls Du ihn täuschen solltest. Im ersten Falle kannst Du nicht nur einen, sondern drei Skribenten laufen, im andern Falle wird selbst die Philosophie aller sieben Weisen zusammen mit Deiner eigenen Weisheit nicht ausreichen, Dir eine heilende Salbe zu verschaffen.“

„Das Mädchen ist eine Christin, Herr,“ rief der Griech aus.

„Bedenke, Chilon. Du bist nicht dumm! Wir wissen, daß Junia Silana und Calvia Crispinilla Pomponia Graecina des christlichen Alberglaubens ziehen, aber wir wissen auch, daß das Hausgericht sie von diesem Verdachte freisprach. Willst Du ihn jetzt wieder erheben? Willst Du uns einreden, daß Pomponia und Lygia zu den Feinden des Menschengeschlechtes, zu den Brunnen- und Duellenvergästern und den Kindesmörдern gehören, die sich den schändlichsten Ausschweifungen ergeben? Bedenke alles wohl, Chilon, damit die These, die Du uns verkündet hast, nicht als Antithese auf Deinem Rücken wiederhallt.“

Chilon breitete die Arme aus zum Zeichen, daß ihn keine Schuld treffe, und sagte: „Herr, sprich folgenden Satz griechisch aus: „Jesus, Christus, Gottes Sohn, Erlöser.““

„Gut, ich spreche es . . . Was soll das aber?“

„Jetzt nimm den ersten Buchstaben jedes Wortes und setze sie zu einem Worte zusammen.“

„Fisch!“ rief Petronius verwundert.

„Deshalb also wurde Fisch zum Lösungsworte der Christen!“ erwiderte Chilon stolz.

Alle schwiegen eine Weile. Die Beweisführung des Griechen war so schlagend, daß die beiden Freunde des Staunens sich nicht erwehren konnten.

„Vinicius,“ fragte Petronius, „irrst Du Dich nicht, hat Lygia auch tatsächlich einen Fisch aufgezeichnet?“

„Bei allen Göttern der Unterwelt, man könnte toll werden!“ rief erregt der junge Mann. „Hätte sie einen Vogel gezeichnet, so würde ich sagen, es war ein Vogel.“

„Dann ist sie eine Christin!“ wiederholte Chilon.

„Das heißt,“ sagte Petronius, „daß Pomponia und Lygia Brunnen vergiften, Kinder töten und sich der Ausschweifung ergeben. Unfumm! Du warst länger in ihrem Hause als ich, aber ich kenne Aulus und Pomponia, ja, selbst Lygia gut genug, um sagen zu können, daß dies Thorheit und Verleumdung sei. — Wenn der Fisch wirklich das Lösungswort der Christen ist, und wenn Pomponia und Lygia Christinnen sind, dann bei Proserpina, sind die Christen eben nicht das, wofür wir sie halten!“

„Du sprichst wie Sokrates, o Herr!“ bemerkte Chilon. „Wer hat je einen Christen ergründet? Wer hat ihre Lehre kennen gelernt? Als ich vor zwei Jahren von Neapel nach Rom wanderte — o, warum bin ich nicht dort geblieben — gesellte sich ein Mann Namens Glaucus zu mir, von dem man sagte, daß er ein Christ sei, und ungeachtet dessen habe ich mich von seiner Güte und Tugendhaftigkeit überzeugt.“

„Ist das derselbe Gerechte, von dem Du jetzt erfahren, was der Fisch bedeutet?“

„O nein, Herr! Ein großes Unglück traf uns. Auf dem Wege nach einer Herberge versetzte einer dem braven Alten einen Messerstich; sein Weib und Kind schleppten Sklavenhändler hinweg, und ich verlor diese beiden Finger bei deren Verteidigung. Da aber unter den Christen, wie man mir sagte, fortwährend Wunder geschehen, gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß mir diese Finger nachwachsen werden.“

„Was soll das heißen? Bist Du vielleicht auch ein Christ?“

„Seit gestern, Herr, seit gestern! Dieser Fisch hat mich zum Christen gemacht. Welch große Kraft liegt doch in dem Symbol. In einigen Tagen schon werde ich der Eifrigste unter den Eifrigen sein, damit sie mich in ihre Geheimnisse einweihe, und haben sie mich erst in ihre Geheimnisse eingeweiht, dann weiß ich auch, wo sich das Mädchen verborgen hält. Mein Christentum bezahlt sich dann vielleicht besser als die Philosophie. Ich habe auch Merkur gelobt, wenn er mir hilft, das Mädchen aufzufinden, ihm zwei einjährige Kalbinnen von gleicher Größe zu opfern, denen ich vorher die Hörner vergolden lasse.“

„Dein jetziges Christentum und Deine frühere Philosophie hindern Dich dennoch nicht, an Merkur zu glauben?“

„Ich glaube immer an denjenigen, den ich gerade brauche; das ist meine Philosophie, welche gerade nach dem Geschmacke Merkurs sein sollte. Unglücklicherweise aber — Ihr wisst, meine edlen Herren, was das für ein misstrauischer Gott ist! Er traut nicht einmal den Versprechungen der unbescholtene Philosophen und möchte sicherlich die beiden Kalbinnen schon im voraus haben — das ist aber eine Riesenausgabe für mich. Nicht jeder ist ein Seneca, und ich bringe diese Summe nicht auf, doch wenn der edle Vinicius mir von dem, was er mir versprach — einen Teil des Lohnes auf Abrechnung geben wollte . . .“

„Nicht einen Obulus, Chilon!“ sprach Petronius, „nicht einen Obulus! Die Freigebigkeit des Vinicius soll Deine Erwartungen übertreffen, aber erst dann, wenn Lygia gefunden ist, das heißt, wenn Du uns ihr Versteck angegeben hast. Inzwischen muß sich Merkur mit der Aussicht auf die zwei jungen Kalbinnen begnügen, obgleich ich wohl begreife, ja seine Klugheit darin erkenne, wenn er Dir nicht allzu sehr traut.“

„Hört mich an, edle Herren! Die Entdeckung, welche ich gemacht habe, ist bedeutend, denn obwohl ich noch nicht das Mädchen gefunden habe, so ist mir doch der Weg bekannt, auf dem sie zu suchen ist. Ihr habt Freigelassene und Sklaven in alle Richtungen der Stadt und Provinz entsandt: hat einer auch nur irgend eine Spur von ihr entdeckt? Nein! Nur ich allein! Unter Euren Sklaven befindet sich sicherlich eine größere Anzahl Christen, als Ihr es Euch träumen läßt, denn die Lehre ist schon weit verbreitet, und so ist es weit eher anzunehmen, daß Euch nicht Hilfe, sondern Verrat zu teil wird. Nicht vorteilhaft ist es auch daher, daß man mich bei Euch gesehen hat, und Du, hochedler Petronius, mußt daher Eunice Schweigen auferlegen; ratsam wird es auch sein, wenn Du, edler Vinicius, das Gerücht verbreitest, ich habe eine Salbe Dir verkauft, die jedem Pferde, dessen Hufe damit bestrichen werden, zum Siege im Cirkus unfehlbar verhelfe. Ich will nun weiter nach ihr suchen, auch werde ich sie finden. Nur Vertrauen müßt Ihr in mich setzen, denn wisset, je mehr Ihr mir im voraus bezahlet, desto mehr wird dies ein Antrieb für mich sein. Wird mich nicht stets die Hoffnung, die Gewißheit anspornen, daß ich noch mehr erhalten, daß die versprochene Belohnung nicht ausbleiben wird? Ach ja! Als Philosoph verachte ich das Geld, wengleich weder Seneca, noch Musonius oder Kornutus es ver-

achten! Und doch verlor keiner von ihnen seine Finger bei der Verteidigung eines Fremden, so daß sie fähig sind, zu schreiben und ihren Namen der Nachwelt überliefern können. Doch abgesehen von dem Sklaven, den ich laufen will, und abgesehen von Merkur, dem ich das Opfer versprochen habe — und Ihr wißt, wie teuer jetzt das Vieh ist — bedingen meine Nachforschungen ganz gewaltige Ausgaben. Hört mich weiter geduldig an, edle Herren. Meine Füße sind schon wund vom vielen Umherirren. Wo war ich nicht überall. In allen Weinstuben, bei allen Bäckern, Fleischern, Olivenhändlern und Fischern; alle Straßen, alle Gäßchen habe ich durchstreift. In die Schlupfwinkel der entlaufenen Sklaven drang ich ein, wohl gegen hundert Asse*) verlor ich im Moraspiel; in den Wäschereien, Trockenstuben und in den Garküchen bin ich gewesen, bei Maultiertreibern und bei Bildhauern habe ich vorgesprochen, die Männer, die Blasenleiden kurierten und Zähne reißen, suchte ich auf, Händler mit trockenen Feigen redete ich an, auf die Begräbnisstätten begab ich mich. Und was that ich dort überall? Überall malte ich den Fisch auf und gab acht auf die Augen der Leute. Lange konnte ich nichts entdecken. Eines Tages traf ich an einem Springbrunnen einen alten Sklaven, der mit den Eimern das Wasser schöpfte und weinte. Ich näherte mich ihm und fragte ihn nach der Ursache seiner Thränen, und er erzählte mir — wir hatten am Rande der Fontäne Platz genommen — er habe sein ganzes Leben lang jede Sestergie gespart, um seinen Sohn loszukaufen. Doch sein Herr, ein gewisser Pausa, hat wohl das Geld gleich angenommen, aber den Sohn nicht freigegeben. „Und deshalb weine ich,“ fuhr der Alte fort, „denn obgleich ich mir sagen muß, Gottes Wille geschehe, vermag ich armer Sünder meine Thränen doch nicht zurückzuhalten.“ Wie von einem Vorgefühl getrieben, tauchte ich den Finger in das Wasser und zog die Linien eines Fisches, und er rief aus: „Auch meine Hoffnung ist in Christus!“ Ich fragte: „Hast Du an diesem Zeichen mich erkannt?“ Er sagte: „Ja, und der Friede sei mit Dir!“ Ich begann ihm nun auf die Zunge zu fühlen, und der Brave verriet alles. Sein Herr, ein gewisser Pausa, ist der Freigelassene des großen Pausa, und schafft auf dem Tiber Steine nach Rom, die von Sklaven und

*) Altrömische Kupfermünze, wurde in zwölf Unzen eingeteilt.

gemieteten Leuten bei Nacht von den Flößen nach den Baustellen geschafft werden, damit tagsüber der Straßenverkehr nicht gehemmt werde. Viele Christen sind dabei beschäftigt, darunter auch der Sohn des Alten, doch weil die Anstrengung über die Kräfte des Jünglings geht, wollte der Vater ihn mit seinen Ersparnissen loskaufen. Pausa aber zog es vor, sowohl Geld als auch den Sklaven zu behalten. So sprechend, begann er wieder zu weinen, und ich mischte meine Thränen mit den seinen. Das fiel mir gar nicht schwer, denn erstens besitze ich ein gutes Herz und zweitens schmerzten mich die Füße ungemein. Ich fing an zu jammern, daß ich, erst vor einigen Tagen aus Neapel eingetroffen, keinen der Brüder kenne, daher auch nicht wisse, wo sie sich zum gemeinsamen Gebet versammelten. Er wunderte sich, daß mir die Christen aus Neapel keine Briefe an die Brüder in Rom mitgegeben hatten, allein ich beteuerte ihm, daß man mir jene unterwegs gestohlen habe. Daraufhin forderte er mich auf, nachts an den Fluß zu kommen, wo er mich mit anderen Brüdern bekannt machen wolle, die mich in die Bethäuser und zu den Ältesten der christlichen Gemeinde geleiten würden. Darüber war ich so erfreut, daß ich ihm die zum Loskaufen seines Sohnes nötige Summe in der Erwartung gab, der edle Vinicius werde sie mir doppelt zurückstatten."

"Chilon," unterbrach ihn Petronius, "in Deiner Erzählung sieht man die Lüge auf der Oberfläche schwimmen, wie Öl auf dem Wasser, Du hast wichtige Nachrichten gebracht, daß leugne ich nicht, aber Du darfst Deine Neuigkeiten nicht mit Lügen unterspicken. Wie heißt der Greis, von dem Du erfahren, daß die Christen einander durch das Zeichen des Fisches erkennen?"

"Euricius, Herr. Armer, unglücklicher Greis. Er erinnerte mich an Glaucus, den ich gegen die Mörder verteidigte, und dadurch hat er mich gerührt."

"Ich glaube gern, daß Du ihn kennen gelernt hast, und von dieser Bekanntschaft Nutzen zu ziehen verstehen wirst, aber Geld hast Du ihm nicht gegeben. Kein As hast Du ihm gegeben. Nichts hast Du ihm gegeben."

"Aber ich half ihm den Eimer aufziehen und sprach mit der größten Rührung von seinem Sohne! Ja, Herr, was könnte dem Scharfsinn eines Petronius entgehen! Es ist wahr, ich gab ihm eigentlich kein Geld, das heißt, ich gab ihm doch Geld, aber nur im Geiste, in Gedanken, und das müßte ihm ge-

nügen, wenn er ein wirklicher Philosoph wäre. Bedenke jetzt, o Herr, wie ich mir durch diese That die Herzen aller Christen erobert habe."

"Das ist wohl wahr," ergriff Petronius jetzt das Wort, "Du hättest all dies schon längst thun sollen."

"Ich komme ja deshalb hierher, um es thun zu können."

Petronius wandte sich an Vinicius: "Lasse ihm fünftausend Sesterzien auszahlen, aber im Geiste, in Gedanken . . ."

Doch Vinicius sprach: "Ich gebe Dir einen Knaben mit, der die nötige Summe überbringt. Du aber sagst Euricius, der Knabe sei Dein Sklave, und vor dessen Augen zahlst Du dem Alten das Geld aus. Doch weil Du wichtige Nachrichten gebracht hast, erhältst Du eine gleiche Summe für Dich. Komme noch heute abend um den Knaben und das Geld."

"Ein wahrhaftiger Cäsar!" rief Chilon aus. "Gestatte mir, o Herr, daß ich mein Werk Dir widme, und gestatte mir auch, heute abend nur um mein Geld zu kommen. Euricius sagte mir, daß schon alle Flöße ausgeladen sind und erst in einigen Tagen andere aus Ostia eintreffen. Der Friede sei mit Euch! So verabschieden sich die Christen. Jetzt kaufe ich mir eine Sklavin — einen Sklaven, wollte ich sagen. Fische fängt man mit der Angel und Christen mit dem Fische. Pax vobiscum! pax! pax! . . . pax!"

Frühsiehtes Kapitel.

Petronius an Vinicius:

"Durch einen zuverlässigen Sklaven sende ich Dir aus Antium diesen Brief, wenngleich Deine Hand mehr an Speer und Schwert gewöhnt ist, hoffe ich, daß Du mir durch denselben Boten Nachricht zukommen läßt. Auf guter Fährte warst Du und voll Hoffnungen, als ich Dich verließ, und wirfst wohl schon die ersehnte Lygia gefunden haben, oder wirfst sie noch finden, bevor die kalten Winde über die Campania vom Gipfel des Soracte wehen. O, mein Vinicius! Dir möge die goldene Göttin von Cypern Lehrmeisterin sein, Du aber werde der Lehrmeister jener lygischen Morgenröte, die vor den Sonnen-

strahlen der Liebe flieht. Und gedenke stets an das, daß der kostbare Marmor erst dann seinen Wert erhält, wenn er durch die Hand eines Bildhauers in ein Meisterwerk umgewandelt ist. Sei Du ein solcher Bildhauer, carissime! Lieben allein genügt nicht, man muß es verstehen zu lieben und Liebe zu lehren. Die Liebe kennt auch das gewöhnliche Volk, schließlich auch jedes Tier, doch der vollkommene Mensch, der es versteht, die Liebe als etwas Höheres zu betrachten, kennt auch eine geistige Liebe. Wenn ich über die Nichtigkeit, die Unsicherheit und Eintönigkeit unseres Lebens nachfinne, komme ich auf den Gedanken, daß nicht der Hof des Kaisers, sondern Krieg und Liebe allein wert sind, für sie geboren zu werden.

Im Kriege, in den Schlachten warst Du glücklich, sei es auch in der Liebe; bist Du begierig zu erfahren, was am kaiserlichen Hofe vorgeht, so sende ich Dir dann und wann Nachrichten. Wir sitzen hier in Antium und pflegen die himmlische Stimme, fühlen immer noch einen gewissen Gross gegen Rom und beabsichtigen, uns den Winter über nach Bajae zu begieben, um in Neapel öffentlich aufzutreten zu können, dessen Einwohner als Griechen die Kunst besser zu schätzen verstehen, als das Wolfsgeschlecht, das an den Ufern des Tiber wohnt. Aus Bajae, Pompeji, Puteoli, Cumae und Stabiae werden Leute herbeieilen und an Beifall und Kränzen soll es nicht mangeln. Dies alles wird als Aufmunterung für die beabsichtigte Fahrt nach Achaja gelten.

Und das Andenken an die Kleine Augusta? Ja! die beweinen wir noch immer. Wir singen solch wunderbare, von uns selbst verfaßte und in Musik gesetzte Hymnen, daß sich die Sirenen vor Neid in die tiefsten Höhlen der Amphitrite verborgen. Die Delphine würden unseren Gesängen lauschen, wenn sie das Brausen des Meeres nicht daran hinderte. Unser Schmerz ist immer noch nicht besänftigt und wir führen ihn daher der Welt in allen Formen vor, die der Bildhauerkunst zu Gebote stehen, und achten sorgsam darauf, ob wir auch schön in unserem Schmerze sind und ob die Menschen diese Schönheit zu würdigen verstehen. O, mein Lieber, wir werden noch als Komödianten und Possenreißer sterben.

Alle Augustianer und Augustianerinnen sind hier, ungerechnet die fünfhundert Eselinnen, in deren Milch Poppäa badet, und außerdem noch zehntausend Diener. Zeitweise geht es

lustig zu. Calvia Crispinilla altert sehr; man sagt, sie habe Poppäa gebeten, sofort nach ihr das Bad nehmen zu dürfen. Lucanus ist eifersüchtig auf Nigidia und schlug sie ins Gesicht. Senecio gewann im Würfelspiel die Frau des Sporus. Für Eunice bot mir Torquatus Silanus vier fastanenbraune Pferde, die in dem diesjährigen Wettkennen unzweifelhaft siegen werden. Ich wollte nicht! — und Dir bin ich noch dankbar, daß Du sie nicht angenommen hast. Torquatus Silanus ahnt nicht einmal, was ihm bevorsteht. Er wandelt wie ein Schatten umher — der Tod ist ihm gewiß. Und weißt Du, was er sich zu Schulden kommen ließ? Er ist der Urenkel des göttlichen Augustus. Für ihn giebt es keine Rettung. So ist unsere Welt.

Wie Dir bekannt, erwarten wir hier Tyridates. Inzwischen traf aber ein beleidigendes Schreiben von Bologeses ein. Da er Armenien besiegt hat, verlangt er, man möge ihm das Land für Tyridates überlassen, andernfalls würde er auch darauf verzichten. Der reinste Spott! Wir haben infolgedessen den Krieg beschlossen. Corbulo erhält die gleiche Machtbefugnis, wie einst der große Pompejus in dem Kriege gegen die Seeräuber. Erst schwankte Nero; er fürchtet offenbar den Ruhm, den sich Corbulo im Falle eines Sieges erringen wird. Es wurde auch erwogen, ob man nicht den Oberbefehl unserem Aulus anvertrauen solle, Poppäa aber war dagegen, augenscheinlich ist ihr die tugendhafte Pomponia ein Dorn im Auge.

Batinius kündigte uns einen großartigen Gladiatorenkampf an, den er in Beneventum vorführen lassen will. Hieraus kannst Du sehen, wie weit es jetzt ein Schuster bringen kann trotz des Sprichwortes: ne sutor supra crepidam.* Bitellius ist der Nachkomme eines Schusters, und des Batinius Vater war Schuster. Möglich, daß er selbst noch den Pechdraht gezogen hat! — Histrio Aliturus gab gestern eine Darstellung des Ödipus. Da er ein Jude ist, fragte ich ihn, ob Christen und Juden den gleichen Glauben hätten. Er aber antwortete mir, die Lehre der Juden stamme von Ewigkeit her, die Christen jedoch seien eine neue, erst kürzlich in Jüdäa entstandene Sekte. Dort sei zur Zeit des Tiberius ein Mann gekreuzigt worden, der täglich eine größere Zahl von Anhängern gewonnen habe,

*) Schuster bleib bei deinem Leisten.

und diesen verehrten die Christen als ihren Gott. Wie es scheint, erkennen diese Christen keine anderen Götter und besonders unsere nicht an. Meiner Meinung nach wird dies ihnen auch nicht schaden.

Tigellinus bekannte sich jetzt offen als mein Feind. Zwar hat er mir bisher noch nicht schaden können, aber er ist mir dadurch weit überlegen, daß er das Leben unendlich hoch hält und ein größerer Schurke ist als ich. Dadurch wird er dem Feuerbart sehr bald nahe treten. Diese beiden schönen Seelen werden sich vorzüglich verstehen, und dann habe ich meine Rolle ausgespielt. Wann dies eintreten wird, weiß ich noch nicht, es ist auch schließlich gleich, inzwischen aber werde ich mir noch mein Leben angenehm machen. Das Leben an sich wäre ja nicht schlecht, wenn nicht der Feuerbart dabei in Betracht käme. Nur seinetwegen ekeln sich zuweilen die Menschen vor sich selber. Es ist nicht richtig, das Streben um Neros Kunst mit dem Wetteifer im Cirkus, mit einer Art Spiel oder Kampf zu vergleichen, wobei der Sieg der Eitelkeit schmeichelt. Zwar erkläre ich mir's bisweilen so; denke jetzt öfter an Chilon, und finde, daß ich nicht besser bin als er. Bedarfst Du seiner nicht mehr, dann sende ihn zu mir, damit ich mich an seinem erbauenden Gespräch ergöze. Entbiete meinen Gruß Deiner göttlichen Christin, gib mir Kunde über Deine Gesundheit, Deine Liebe, verstehe zu lieben, Lehre zu lieben, und Lebewohl!"

M. C. Vinicius an Petronius:

"Lygia ist bis jetzt noch nicht aufgefunden! — Wenn die Hoffnung nicht wäre, sie nun bald zu finden, würdest Du keine Antwort erhalten, denn wer sich den Tod wünscht, ist nicht aufgelegt zum Schreiben. Ich wollte mich überzeugen, ob mich Chilon betrüge. Als er nach dem Gelde für Euricius kam, nahm ich meinen Kriegsmantel um und folgte unbemerkt. An Ort und Stelle angelangt, beobachtete ich ihn, hinter der Säule eines Thorbogens verborgen, und überzeugte mich, daß Euricius keine erdichtete Gestalt ist. In der Ferne, am Flusse, war eine große Anzahl Männer beim Fackelscheine mit dem Ausladen von Steinen beschäftigt. Ich sah, wie Chilon sich den Leuten näherte und mit einem Alten zu sprechen begann, der ihm dann zu Füßen sank. Andere, Verwunderungen aussstoßend, bildeten gleich darauf einen Kreis um sie. Ich sah hierauf, wie mein beigegebener Sklave dem Euricius meinen Beutel

übergab, der ihn ergriff und mit erhobenen Händen zu beten anfing, während noch ein anderer, wohl sein Sohn, an seiner Seite niederkniete. Chilon sprach etwas, was ich aber wegen der Entfernung nicht verstehen konnte, segnete die Anwesenden und machte in der Luft ein Zeichen in der Form des Kreuzes, welches augenscheinlich sie verehren, denn alle beugten nun das Knie. Anfangs hatte ich Lust, unter sie zu treten und ihnen noch drei solcher Beutel zu versprechen, wenn sie mir den Aufenthaltsort Lygias verraten würden, allein ich fürchtete, Chilons Bemühungen zu vereiteln, und trat daher den Rückweg an.

Das sind die Ereignisse seit Deiner Abreise vor zwölf Tagen. Chilon ist oft bei mir und behauptet, er habe schon großes Ansehen unter den Christen; Lygia sei nur deshalb noch nicht aufgefunden, weil sich die Christen bei der ungeheuren Menge in Rom nicht alle kennen, zudem seien sie vorsichtig und wortkarg.

Er meint jedoch, er werde jedes Geheimnis erfahren, sobald er mit den Älteren, die Presbyter genannt werden, bekannt sei. Er kennt schon einige und hat sie ausgefragt, doch sorgfältig, um nicht Verdacht zu erwecken und sich seine Aufgabe zu erschweren. Obwohl es mich hart ankommt, zu warten, und ich vor Ungeduld brenne, so sehe ich doch ein, daß er recht hat, und warte. Er hat auch erfahren, daß sie Versammlungsorte zum Beten haben, häufig außerhalb der Stadt, in leeren Häusern und Sandgruben. Dort beten sie zu Christus, singen Hymnen und halten Abendmahl. Solche Orte gebe es viele. Chilon vermutet, Lygia besuche absichtlich nur solche, wo Pomponia nicht hinkommt, damit diese im Falle gerichtlicher Untersuchung wahrheitsgemäß bezeugen könne, ihr Versteck nicht zu kennen. Zu vermuten ist, daß die Presbyter Vorsicht angefohlen haben. Wenn Chilon diese Orte auskundschaftet, so will ich ihn begleiten, und wenn die Götter mir Lygia zeigen, so schwöre ich, daß sie mir diesmal nicht entwischen soll.

Ich denke beständig an diese Gebetsorte. Chilon ist unwillig darüber, daß ich ihn begleiten will, er fürchtet etwas. Aber ich kann nicht daheim bleiben. Ich würde sie augenblicklich erkennen, selbst in Bekleidung oder hinter einem Schleier. Sie versammeln sich bei Nacht; doch selbst zur Nachtzeit will ich sie herausfinden, wenn es auch nur an der Stimme oder

an den Bewegungen wäre. Ich will selber in Verkleidung hingehen und jede Person mustern, die aus oder ein geht. Unaufhörlich denke ich an ihre Erscheinung und muß sie erkennen. Morgen kommt Chilon, und dann gehen wir hin. Bewaffnet begebe ich mich an Ort und Stelle. Einige meiner Sklaven, die ich in die Provinzen sandte, kehrten unverrichteter Sache zurück. Zweifellos ist Lygia noch in der Stadt, vielleicht gar nicht weit von mir. Schon mehrere Häuser habe ich besichtigt unter dem Vorwande, diese zu kaufen, aber keine Spur von ihr. Bei mir soll es ihr tausendmal schöner ergehen, lebt sie doch jetzt sicherlich wie in einem Ameisenhaufen, unter armen Leuten. Nichts würde mir für sie zu viel sein. Nach Deiner Meinung ist es der Mühe wert, für Krieg und Liebe zu leben; siehe, ich habe nur Kummer und Herzleid. Das Leben wäre für mich unerträglich, wenn nicht jeder Morgen wieder neue Hoffnungen brächte. Mit Lygia habe ich verstanden von Liebe zu sprechen. Jetzt verzehrt mich die Sehnsucht und meine ganze Tagesarbeit besteht darin, daß ich auf Chilon warte. Der Aufenthalt in meinem Hause ist mir unerträglich. Lebewohl!"

Sechzehntes Kapitel.

Chilon ließ sich längere Zeit nicht blicken, wodurch Vinicius sehr beunruhigt wurde, obwohl er sich immer wiederholte, wie vorsichtig man mit Nachforschungen zu Werke gehen müsse. Sein heißes Blut und seine gewaltsame Natur empörten sich gegen die Stimme der Vernunft. Mit gebundenen Händen ohnmächtig zu warten, zu Unthätigkeit verdammt zu sein, paßte durchaus nicht zu seinem Wesen. Wenn er auch, in einen dunklen Sklavenmantel gehüllt, in den Straßen der Stadt umherstreifte, so nützte ihm dies wenig. Er wollte sich nur über seine Unthätigkeit hinwegtäuschen und konnte doch nicht seine Befriedigung dabei finden. Obgleich seine Freigelassenen Männer von Erfahrung waren und unbehindert suchen konnten, konnten sie doch viel weniger als Chilon entdecken. Bei all der Liebe für Lygia bemächtigte sich seiner nun auch noch die

Hartnäckigkeit des Spielers, der für alle Fälle sein Spiel gewinnen will. Schon von frühester Jugend an hatte Vinicius seinen Willen mit der Beharrlichkeit durchzuführen gewußt, die keine Schranken kennt, die sich nichts zu versagen vermag. Die Kriegszucht hatte zwar für einige Zeit seinen Eigenwillen im Zaum gehalten, zugleich aber auch ihm die Überzeugung verschafft, daß jeder Befehl von den Untergebenen sofort zur Ausführung gelangen müsse, zumal er durch seinen Aufenthalt im Osten biegsame, an slavischen Gehorsam gewohnte Menschen kennen gelernt hatte. Seiner Eitelkeit waren jetzt nicht nur schwere Wunden geschlagen worden, es lag auch in der Widerstreitigkeit, in dem Widerstande und der Flucht Lygias etwas Unverständliches für ihn.

Um dieses Unverständliche zu lösen, zermarterte er sich den Kopf. Er fühlte, daß Acte die Wahrheit gesagt habe, daß Lygia ihn liebe. Aber wenn dem so war, warum zog sie denn ein heimatloses, armeliges Leben seiner Liebe und Zärtlichkeit und der Wohnung in seinem prächtigen Palaste vor? Darauf fand er keine Antwort; er gelangte nur zu einer Art dunklen Verständnisses dafür, daß zwischen ihm und Lygias Ideen, zwischen seiner und Petronius' Welt und jener Lygias und Pomponias ein Unterschied bestehe, tief wie ein Abgrund, den nichts auszugleichen imstande sei. Darum schien es ihm, als müsse er Lygia verlieren, und dieser Gedanke raubte ihm den letzten Rest des inneren Gleichgewichts, das Petronius in ihm zu erhalten wünschte. Er hatte Augenblicke, wo er nicht wußte, ob er Lygia liebe oder hafte, nur eins war ihm klar, daß er sie finden müsse; lieber hätte er sich von der Erde verschlingen lassen, als sie nicht sehen, sie nicht besitzen. Zuweilen führte ihm seine Phantasie Lygia so bestimmt vor die Seele, als sähe er sie mit den leiblichen Augen. Er erinnerte sich jedes Wortes, das er zu ihr, das sie zu ihm gesprochen; er fühlte sie in seiner Nähe, und dann loberte die Sehnsucht gleich einer Flamme in ihm auf. Er liebte sie und ihn verlangte nach ihr. Dachte er, daß er geliebt werde, so bemächtigte sich seiner große, schmerzvolle Sorge, diese Zärtlichkeit durchwogte mächtig seine Seele. Aber er hatte auch Augenblicke, in denen er vor Wut erbleichen und im Gedanken an die Demütigungen und Dualen, die er über die gefundene Lygia verhängen wollte, förmlich schwelgen konnte. Nicht nur besitzen wollte er sie, sondern als

niedergetretene Sklavin besitzen. Zugleich aber fühlte er, daß, wenn er die Wahl hätte, ihr Sklave zu sein oder sie nie wieder zu sehen, er das erstere vorzöge. Er hatte Tage, an denen er voll Nachsicht der traurigen Male gedachte, welche die Rute an ihrem Körper hinterlassen würde, und gleichzeitig drängte es ihn, diese Wunden zu heilen. Der nagende Kummer, die Ruhelosigkeit, der fortwährende Seelenkampf zerrütteten mit der Zeit nicht nur die Gesundheit des jungen Kriegers, sondern sie schädigten auch seine Schönheit. Als Herr und Gebieter wurde er geradezu schrecklich. Über seine Sklaven, sogar über Freigelassene, verhängte er oft die grausamsten Strafen, meist ohne Grund, sie näherten sich ihm nur noch zitternd und haßerfüllt. Vinicius merkte dies nur zu gut, fühlte seine stets wachsende Vereinsamung und rächte sich erbarmungslos dafür. Nur Chilon gegenüber suchte er sich zu beherrschen, da er in beständiger Angst lebte, der Griechen werde seine Nachforschungen einstellen, letzterer wußte aber seinen Vorteil auszunützen und wurde immer anspruchsvoller. Er versicherte wohl oft, die Angelegenheit werde rasch zu Ende geführt werden, suchte sie aber nur in die Länge zu ziehen und schützte immer neue Schwierigkeiten vor. Er verbarg auch die Thatsache nicht, daß sie auch länger so fortmachen müßten, hörte jedoch nicht auf, für den zweifellosen Erfolg zu bürgen.

Endlich, nach langen Tagen der Erwartung, tauchte er wieder auf, aber mit so düsterem Gesicht, daß der junge Mann bei seinem Anblick erblaßte und, auf ihn zusürzend, kaum die Worte hervorbrachte: „Ist sie nicht unter den Christen?“

„Doch, o Herr,“ entgegnete Chilon, „aber ich habe auch Glaucus unter ihnen gefunden.“

„Von wem sprichst Du, wer ist Glaucus?“

„Erinnerst Du Dich nicht mehr des Greises, Herr, mit welchem ich aus Neapel nach Rom wanderte, und dessen Vertheidigung mir zwei Finger kostete? Sein Weib und Kind wurden ihm entrissen, ihm selbst versetzten die Räuber einen Messerstich. Ich verließ ihn sterbend in der Herberge zu Minturnae und beweinte ihn lange! Jetzt habe ich mich überzeugt, daß er noch lebt und der christlichen Gemeinde in Rom angehört.“

Vinicius, der nicht begreifen konnte, um was es sich handle, sah nur, daß dieser Glaucus der Auffindung Lygias

im Wege stehe, und sagte, indem er nur mühsam seinen aufsteigenden Zorn unterdrückte: „Wenn Du ihn schüttest, müßte er Dir dankbar sein und Dir Hilfe leisten!“

„Ach, edler Tribun! Nicht einmal die Götter sind immer dankbar, geschweige die Menschen! Ja! Er sollte mir dankbar sein. Zum Unglück jedoch ist er ein schwachsinniger Greis, dessen Geist durch die Jahre und den Kummer getrübt ist, und so ist er mir nicht nur undankbar, sondern, wie ich von seinen Glaubensgenossen erfuhr, beschuldigt er mich, der Urheber jenes räuberischen Überfalls und die Ursache jenes Unglücks zu sein. Das ist der Lohn für meine beiden Finger.“

„Schurke, ich bin überzeugt, daß es so ist, wie er sagt,“ rief Vinicius.

„Dann weißt Du mehr als er, Herr,“ versetzte Chilon, „denn er sieht nur voraus, daß es so war. Gleichwohl wird er die Christen anrufen, um grausame Rache zu nehmen. Das thut er so gewiß, als die anderen ihm dabei helfen werden. Zum Glück weiß er meinen Namen nicht und hat mich in dem Beihause, wo ich ihn sah, nicht bemerkt.“

„Was liegt mir an allem? Erzähle mir, was Du in dem Beihause gesehen hast.“

„Dich kümmert's freilich nicht, o Herr, mich aber wohl, trage ich doch meine eigene Haut dabei zu Markt. Und da mir viel daran gelegen, daß meine Lehre mich überlebe, entfrage ich gern der versprochenen Belohnung, um nicht für schnöden Mammon mein Leben aufs Spiel zu setzen, ohne den ich als Philosoph sehr wohl leben kann, um die göttliche Wahrheit zu suchen.“

Da trat Vinicius mit einem Gesicht, das nichts Gutes weis-sagte, auf ihn zu und sagte mit halb erstickter Stimme: „Wer sagt Dir, daß der Tod durch Glaucus' Hand Dir sicherer ist als der von der meinen? Woher weißt Du, Hund, ob ich Dich nicht gleich jetzt, hier in meinem Garten, einscharrten lasse?“

Chilon, der ein Feigling war, blickte auf Vinicius, und im Augenblick verstand er, daß er durch noch ein unbedachtes Wort unrettbar verloren sei.

„Ich werde sie suchen, Herr, und werde sie finden,“ rief er rasch.

Eine kleine Pause trat ein. Man hörte nur den rasch

gehenden Atem des Vinicius, und aus der Ferne tönte der Gesang der im Garten arbeitenden Sklaven.

Erst als der Griechen den jungen Patrizier etwas ruhiger sah, begann er wieder: „Der Tod war mir nahe, und ich blickte ihm mit Ruhe ins Antlitz wie Sokrates. Nein, Herr! Ich sage nicht, daß ich die Suche nach dem Mädchen aufgebe, ich wollte nur sagen, daß diese jetzt mit großen Gefahren für mich verbunden ist. Noch vor kurzer Zeit hegtest Du Zweifel, ob es wohl einen Euricius gebe, und trotzdem Du Dich mit Deinen eigenen Augen überzeugtest, daß der Sohn meines Vaters nur die Wahrheit sprach, setztest Du abermals voraus, der Glaucus sei von mir erdichtet. Ich wünschte, es wäre der Fall, ich könnte mich dann gefahrlos unter die Christen mischen. Selbst die arme, alte Sklavin gäbe ich dafür hin, die ich mir vor drei Tagen kaufte, daß sie für mich Krüppel in meinem Alter sorge.“ Hier schwieg er eine Weile, trocknete sich die Thränen und fuhr fort: „Da aber Glaucus lebt, kann ich nach ihr forschen? Bei jedem Schritt kann er mir begegnen, und trifft er mich, bin ich verloren, und alle Bemühungen waren umsonst.“

„Wo hinaus willst Du, was bezweckst Du, was gedenkst Du zu unternehmen?“

„Aristoteles lehrt uns, o Herr, die kleineren Dinge den größeren aufzuopfern, und König Priamos pflegte zu sagen, das Alter sei eine schwere Bürde. Diese Bürde des Alters und des Unglücks drückt Glaucus seit langem zu Boden, so schwer, daß der Tod für ihn eine Wohlthat wäre! Was ist der Tod nach der Ansicht Senecas anderes als Befreiung?“

„Spaße mit Petronius, nicht mit mir, sage vielmehr, was Du willst?“

„Wenn Tugend Narrheit ist, dann mögen die Götter mich mein ganzes Leben einen Narren bleiben lassen! O Herr, ich will Glaucus aus dem Wege räumen, denn so lange er lebt, ist sowohl mein Leben als meine Unternehmung in steter Gefahr.“

„So dinge Leute, die ihn töten. Ich bezahle sie.“

„Sie werden Dein Geld nehmen, Herr, und später das Geheimnis verraten. In Rom giebt es zwar jetzt so viele Gauner, wie Sandkörner in der Arena, wenn sich jedoch ein ehrlicher Mann ihre Schlechtigkeiten zu Nutzen machen will, muß er sie so teuer bezahlen, wie Du es Dir gar nicht vor-

stellen kannst. Nein, nein, hochedler Tribun! Im Falle die Wache die Mörder bei der That überraschte, würden diese nicht sofort den Namen dessen verraten, der sie gedungen hat? Mich indessen können sie nicht anzeigen, denn ich verschweige ihnen meinen Namen. Du thust unrecht, wenn Du mir nicht vertraust, denn bedenke, es handelt sich, ganz abgesehen von meiner Redlichkeit, noch um zwei andere Dinge; um meine eigene Haut und um die Belohnung, die Du mir zugesagt hast."

„Wieviel brauchst Du?“

„Ich brauche tausend Sesterzien, denn ich muß trachten, ehrliche Spitzbuben zu finden, die nicht mit dem Handgeld auf Kimmerwiedersehen verschwinden. Für gute Arbeit — gute Bezahlung! Auch mir thäte ein Sümmchen gut, um die Thränen zu trocknen, die ich dem Glaucus nachweinen werde. Die Götter sind meine Zeugen, wie sehr ich ihn liebte! Bekomme ich heut tausend Sesterzien, dann ist seine Seele zwei Tage später im Hades, und dort erst wird es ihm zum Bewußtsein werden, sofern die Seelen überhaupt Erinnerungsfähigkeit und Denkvermögen sich bewahren, wie sehr ich ihn liebte. Ich werde sofort passende Leute aussindig machen und ihnen sagen, daß ich für jeden Tag längeren Lebens des Glaucus tausend Sesterzien fordere. Überdies habe ich eine Idee, die mir unfehlbar erscheint.“

Nochmals versprach ihm Vinicius die verlangte Summe, verbot ihm aber, weiter über Glaucus zu sprechen. Er möchte gern Neues erfahren, sagte er, und möchte wissen, wo Chilon unterdessen gewesen sei, was dieser gesehen und entdeckt habe. Doch dieser wußte nicht viel Neues. Er sei noch in zwei Bethäusern gewesen, erklärte Chilon; dort habe er die Anwesenden, insbesondere aber die Frauen ins Auge gefaßt, ohne eine zu entdecken, die Lygia gleiche. Die Christen hielten ihn für einen der Ihren, und seitdem er des Euricius Sohn losgekauft, ehrten sie in ihm einen Menschen, der dem Beispiel ihres „Christus“ folge. Von ihnen habe er auch erfahren, daß einer ihrer großen Gelehrte, ein gewisser Paulus aus Tarsos, auf eine Anklage der Juden hin in Rom in Gefangenschaft sei, diesen kennen zu lernen habe er beschlossen. Um meisten aber habe ihn die Nachricht gefreut, daß der höchste Priester der ganzen Sekte, welcher ein Jünger Christi gewesen sei, und dem dieser die Herrschaft über alle Christen der Welt übertragen habe, dem-

nächst in Rom eintreffen werde. Alle Christen würden ihn natürlich sehen und seine Lehre hören wollen. Große Versammlungen würden stattfinden, bei denen er, Chilon, auch anwesend sein werde, und wohin er auch Vinicius mitnehmen wolle. Dort müßten sie Lygia bestimmt finden. Sobald Glaucus beseitigt sein werde, wäre nicht einmal eine allzu große Gefahr damit verbunden. Die Christen versuchten wohl zuweilen, sich zu rächen, doch im allgemeinen seien dies friedliche Leute.

Mit Staunen erzählte nun Chilon, er habe niemals gesehen, daß sich die Christen Ausschweifungen zu Schulden kommen ließen, die Quellen und die Brunnen vergifteten, daß sie Feinde des Menschengeschlechtes seien; etwas dergleichen habe er nie gesehen, im Gegenteil gebiete ihre Lehre den Frieden und gebiete zu vergeben.

Vinicius aber erinnerte sich daran, was ihm Pomponia gesagt hatte, als er sie bei Acte traf; mit einer gewissen Freude schenkte er den Worten Chilons Gehör. Diese Freude wurde aber auch wieder teilweise durch ein unklares, beängstigendes Gefühl getrübt. Wie, wenn gerade die für ihn unbegreifliche, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllte Verehrung von Christus die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und Lygia bildete? Und diese neue Lehre erfüllte ihn mit Zorn, zugleich aber auch mit banger Furcht.

Siebzehntes Kapitel.

Chilon war es jetzt nur darum zu thun, den bejahrten, aber immerhin noch kräftigen Glaucus aus dem Wege zu schaffen. In dem, was Chilon dem Vinicius erzählt hatte, war nur etwas Wahrheit. Wohl war er seiner Zeit mit dem Arzte zusammengetroffen, allein er hatte ihm keine Hilfe gewährt, sondern ihn vielmehr verraten, an Räuber verkauft, ihn seiner Familie, seiner Habe beraubt und ihn dann schnöde seinem Schicksal überlassen. Die Erinnerung an dieses Ereignis ertrug er leicht, denn nicht in einer Herberge, sondern auf freiem Felde, nahe bei Minturnae, hatte er den mit dem Tode ringenden Mann unbarmherzig liegen lassen. Wie erschrak er daher, als er in dem Bethause seiner gewahr wurde! Jetzt blieb ihm nur die Wahl übrig,

sich dem Zorn des Glaucus oder der Verfolgung und der Rache eines mächtigen Patriziers auszusezen. In Anbetracht dessen schwankte Chilon nicht lange und glaubte, daß es besser sei, einen kleineren als einen größeren Feind zu besiegen. Wenn er deshalb auch aus Feigheit vor einer Blutthat zurückschreckte, hatte er doch den Entschluß gefaßt, den Glaucus durch gedungene Mordgesellen umzubringen.

Es handelte sich nur noch für ihn um die Auswahl der richtigen Leute. Da er größtenteils die Nächte in den Weinschenken, inmitten obdachloser, jeder Ehre barer Menschen verbrachte, konnte es ihm nicht schwer fallen, Leute zu finden, die sich zu jeder That bereit erklärtten, noch leichter konnte er aber unter ihnen auf solche stoßen, welche sich der Aufgabe zu unterziehen versprachen, weil sie Gold witterten, die aber nach erhaltenem Handgeld die ganze in Aussicht gestellte Summe von ihm zu erpressen suchten, unter der Androhung, ihn den Wachen auszuliefern. Seit einiger Zeit empfand Chilon einen gewissen Abscheu vor diesen verkommenen und grausamen Gestalten, die in verrufenen Wohnstätten in der Subura und jenseits des Tiber hausten. Er beschloß nun unter den Christen seine Werkzeuge zu suchen und zwar sollte die Angelegenheit so dargestellt werden, daß sie die Aufgabe nicht nur des Gewinnes wegen, sondern aus heiligem Eifer unternehmen sollten.

Chilon begab sich zu diesem Zwecke des Abends zu Euricius, den er sich von ganzer Seele ergeben wußte. Der Greis hatte, nachdem sein Sohn losgekauft worden war, einen der zahllosen Kramläden in der Nähe des Circus Maximus gemietet, in denen Oliven, Bohnen, Backwaren und mit Honig versüßtes Wasser an die Besucher des Circus verkauft wurde. Chilon traf ihn und seinen Sohn Quartus zu Hause an, begrüßte beide im Namen Christi und trug ihnen gleich sein Begehrnen vor. Da er ihnen einen so großen Dienst erwiesen habe, meinte er, dürfe er wohl auf ihren Dank rechnen. Er suche zwei bis drei kräftige Leute, um eine Gefahr abzuwenden, die nicht nur ihm, sondern allen Christen drohe. Er sei freilich fast mittellos, denn er habe ja fast alles gegeben, trotzdem wollte er die Leute bezahlen, wenn sie ihm vertrautten und getreulich ausführten, was er anbefehle.

Euricius und Quartus lauschten den Worten ihres Wohlthäters voll demütiger Ergebenheit und versicherten, sie seien

selbst bereit, alles zu thun, was er von ihnen verlange; ein so heiliger Mann wie er könne sie doch zu keinen Thaten verleiten, die nicht mit den Lehren Christi übereinstimmten.

Chilon versicherte, daß dem so sei — und die Augen zum Himmel erhebend, schien er zu beten, in Wirklichkeit jedoch überlegte er, ob er auf das Anerbieten eingehen solle, in welchem Falle er die tausend Sesterzien sparen könnte. Doch damit war ihm wenig gedient. Curicius war ein alter, gebrechlicher Mann, Quartus erst sechzehn Jahre alt, und Chilon brauchte erfahrene, vor allem kräftige Leute.

Sie drangen noch eine Weile in ihn, doch als er entschieden ablehnte, sagte Quartus: „Ich kenne den Bäcker Demas, o Herr, bei dessen Handmühlen Sklaven und Tagelöhner beschäftigt sind. Einer von diesen Arbeitern ist so stark, daß er nicht nur zwei, sondern vier Männer ersezt, ich habe ihn selbst Steine aufheben gesehen, die vier Leute nicht von der Stelle zu rücken vermochten.“

„Wenn dies ein gottesfürchtiger Mann ist, und er fähig ist, sich für seine Brüder zu opfern, mache mich mit ihm bekannt,“ sagte Chilon.

„Er ist ein Christ, Herr,“ erwiderte Quartus, „denn beim Demas arbeiten zum Teil Christen. Es sind dort Tag- und Nacharbeiter; jener gehört zu den Nacharbeitern. Wenn wir jetzt hingehen, treffen wir sie sicher beim Nachtmahle, und Du könntest mit ihm reden. Demas wohnt beim Emporium.“

Chilon willigte gern ein. Das Emporium lag am Fuße des Aventinischen Hügels; mithin nicht weit vom „Großen Cirkus“. Ohne den Hügel umgehen zu müssen, konnte man längs des Flusses durch den Portikus Alamilia hingelangen.

„Ich bin alt,“ hub Chilon an, als sie in dem Säulengange dahinschritten, „und leide daher zeitweise an Gedächtnisschwäche. Jawohl! unser Christus wurde von einem seiner Jünger verraten, allein der Namen dieses Verräters ist mir entfallen.“

„Judas, Herr, und hat sich selbst erhängt,“ entgegnete Quartus, sich insgeheim darüber wundernd, daß man diesen Namen habe vergessen können.

„Ach ja, Judas! Ich danke Dir!“ warf Chilon ein.

Eine Zeitlang schritten sie schweigend nebeneinander her und erreichten bald das Emporium, das indeffen schon ge-

schlossen war. Sie schritten vorüber, die Kornspeicher umgehend, in denen Getreide für das Volk verteilt wurde, wandten sich rechts den Häusern zu, die sich längs der via ostiensis bis an den Hügel Testacius und das Forum Pistorium hinzogen, dort machten sie vor einem hölzernen Gebäude Halt, aus dem das Klappern der Handmühlen drang. Quartus trat ein, während Chilon, der nicht gern von vielen gesehen werden wollte und in steter Sorge lebte, mit Glaucus zusammenzutreffen, zurückblieb.

„Ich bin begierig auf diesen Herkules, der als Müllersknecht dient,“ sagte er bei sich, den hell leuchtenden Mond betrachtend. „Ist er ein Gauner und kluger Kopf, wird mich die Sache etwas kosten, ist er aber ein tugendhafter Christ und einfältig, dann macht er alles umsonst, was ich von ihm verlange.“

Sein Selbstgespräch wurde durch die Rückkehr des Quartus unterbrochen, der mit einem zweiten Manne aus dem Gebäude trat; dieser Mann trug nur die „exomis“ genannte Tunika, deren Schnitt die rechte Schulter und rechte Brust frei ließ. Dieses Gewand, das volle Freiheit der Bewegungen gestattete, wurde gewöhnlich von den Arbeitern getragen. Chilon atmete befriedigt auf, als er den Ankömmling erblickte, noch nie hatte er solche Schultern und einen solchen Brustkasten gesehen.

„Da ist der Bruder, Herr,“ sagte Quartus, „den Du zu sprechen wünschtest.“

„Der Friede Christi sei mit Dir,“ ließ sich Chilon vernehmen, „Du aber, Quartus, kläre diesen Bruder darüber auf, ob man mir glauben und vertrauen könne, und dann kehre im Namen Gottes zu Deinem ehrwürdigen Vater zurück und lasse ihn nicht lange allein.“

„Das ist ein gar heiliger Mann,“ sagte Quartus, „der sein ganzes Hab und Gut hergab, um mich, einen ihm ganz Unbekannten, loszukaufen. Unser Herr und Erlöser gebe ihm dafür des Himmels Lohn.“

Der riesige Arbeiter neigte sich über Chilons Hand, als er das hörte, und küsste sie.

„Wie heißt Du, Bruder?“ fragte der Griech.

„In der heiligen Taufe erhielt ich den Namen Urban, Vater.“

„Urban, mein Bruder, hast Du Zeit, ruhig mit mir zu sprechen?“

„Unsere Arbeit beginnt um Mitternacht, und jetzt wird erst unser Nachtmahl bereitet.“

„Es ist also Zeit genug, an den Fluß zu gehen, wo Du mich anhören sollst.“

Sie ließen sich am steinigen Uferrande nieder; es war still ringsum; man vernahm nur das entfernte Klappern der Handmühlen und das Rauschen des Wassers. Dort nahm Chilon erst das Antlitz des Arbeiters in Augenschein, das trotz des etwas drohenden und zugleich traurigen Ausdrückes, den man gewöhnlich in den Zügen der in Rom ansässigen Barbaren fand, einen gutmütigen und offenen Eindruck machte.

„Das ist der Rechte!“ dachte er bei sich. „Das ist ein guter, einfältiger Mensch, der wird mir zuliebe, ohne Anspruch auf Belohnung, den Glaucus töten.“

„Urban,“ fragte er dann, „liebst Du Christus?“

„Ich liebe ihn mit ganzem Herzen und von ganzem Geiste,“ antwortete der Arbeiter.

„Und Deine Brüder, Deine Schwestern, alle jene, denen Du die Wahrheit und den Glauben an Christus verdankst?“

„Diese liebe ich gleichfalls, Vater!“

„Dann sei der Friede mit Dir.“

„Und mit Dir, Vater.“

Wieder ward es still; nur in der Ferne klapperten die Handmühlen, und in der Tiefe rauschte der Fluß.

Chilon schaute ins Mondlicht und begann langsam mit halbunterdrückter Stimme von Christi Tod zu erzählen. Er sprach nicht direkt zu Urban, sondern es war, als suche er sich jenen Tod zu vergegenwärtigen, oder als vertraue er der schlafenden Stadt zu seinen Füßen das Geheimnis dieses Todes an. Darin lag etwas Rührendes, Ergreifendes. Der Arbeiter weinte, und als Chilon zu wehklagen begann, weil sich beim Tode des Erlösers niemand gefunden hatte, der ihn schützte, wenn schon nicht vor der Kreuzigung, so doch wenigstens vor den Beleidigungen der Soldaten und Juden, da ballten sich die Riesenfauste des Barbaren vor Mitleid und unterdrückter Wut. Die Erwähnung der Todesstunde hatte ihn gerührt, bei dem Gedanken jedoch an die Menge, die des an das Kreuz geschlagenen Lämmchens spottete, bäumte sich alles in ihm auf und ein wilder Rachedurst erfüllte ihn.

Da fragte Chilon plötzlich: „Urban, Du weißt doch, wer Judas war?“

„Ich weiß! Ich weiß! Aber er hat sich ja erhängt!“ rief der Arbeiter aus. Und aus seiner Stimme klang es deutlich wie Bedauern, daß sich der Verräter selbst den Tod gegeben und so seinen Händen entschlüpft war.

„Und wenn er sich nicht erhängt hätte,“ fuhr Chilon fort, „wäre nicht jeder Christ, der ihn zu Wasser oder zu Lande träfe, verpflichtet, Rache an ihm zu nehmen für die Qualen, für das vergossene Blut, für den Tod des Erlösers?“

„Wer würde dies nicht rächen, Vater!“

„Der Friede sei mit Dir, gläubiger Diener des Lammes. Ja, wir müssen die Kränkungen vergeben, die uns zugefügt werden, wer aber wird die Beschimpfungen des Heilandes ungestraft lassen? Aber wie die Schlange Schlangen, das Böse Böses und Verrat neuen Verrat züchtet, so ist aus dem giftigen Samen des Judas ein zweiter Verräter entstanden. So wie jener den Juden und römischen Soldaten unsern Erlöser aussieberte, so will dieser, der noch unter uns lebt, den Wölfen seine Schäfchen ausliefern. Wenn niemand dem Verrate zuvorkommt, wenn niemand vor der Zeit der Schlange den Kopf zertritt, dann wartet unser aller sicheres Verderben und mit uns fällt die Verehrung des Lämmchens dem Untergange anheim.“

Tief beunruhigt blickte der Arbeiter zu Chilon; er begriff offenbar nicht ganz, um was es sich handelte. Der Grieche aber verhüllte sein Antlitz mit einer Ecke seines Mantels und wiederholte mehrere Male mit einer Stimme, die aus den Tiefen der Erde hervorzu dringen schien: „Wehe Euch, Ihr Diener des wahren Gottes, wehe Euch, Ihr Christen und Christinnen!“

Und wieder ward es still, und abermals war nichts zu hören als das Klappern der Handmühlen, der dumpfklingende Gesang der Müllerburschen und das Rauschen des Flusses.

„Vater,“ fragte schließlich der Arbeiter, „was ist das für ein Verräter?“

Chilon ließ das Haupt sinken. Was das für ein Verräter sei? Ein Sohn des Judas, ein Sohn seines Geifers, der sich für einen Christen ausgibt, aber die Bethäuser nur besucht, um die Brüder beim Kaiser anzu klagen, weil sie den Cäsar nicht als Gott anerkennen, daß sie Brunnen vergiften,

Kinder morden und die Stadt so zu zerstören beabsichtigen, daß kein Stein auf dem andern bleibe. In wenigen Tagen schon sollen die Prätorianer den Befehl erhalten, Greise, Weiber und Kinder gefangen zu nehmen und auf den Richtplatz zu führen, so wie man die Sklaven des Pedanius Sekundus zum Tode führte. Dies alles habe jener zweite Judas auf dem Gewissen. Da sich aber niemand gefunden habe, um den ersten Judas zu strafen, wer solle diesen strafen, ehe der Kaiser ihn hörte, und die Brüder und die Lehre Christi vor dem Untergange schützen?

Urban, der bisher auf dem steinigen Uferrande gesessen, sprang plötzlich auf und rief: „Ich will es thun, mein Vater!“

Chilon erhob sich gleichfalls; er ließ den Blick auf dem Antlitz des Arbeiters ruhen, das im hellen Mondchein deutlich zu erkennen war, streckte den Arm aus und legte die Hand auf dessen Haupt. „Gehe zu den Christen,“ sagte er dann feierlich, „gehe in die Beihäuser und frage die Brüder nach Glaucus, dem Arzte, und töte ihn im Namen Christi.“

„Glaucus!“ wiederholte der Arbeiter, um den Namen seinem Gedächtnisse einzuprägen.

„Kennst Du ihn?“

„Nein, ich kenne ihn nicht. In Rom sind ja Tausende von Christen! Aber morgen, nachts, versammeln sich alle Brüder und Schwestern im Ostranium — denn der große Apostel Christi ist angekommen, der dort predigen wird, dort zeigen mir die Brüder sicher Glaucus.“

„Im Ostranium?“ fragte Chilon. „Das liegt doch außerhalb der Stadt? Also die Brüder und alle Schwestern? Des Nachts? Außerhalb der Stadt im Ostranium?“

„Ja, Vater. Das ist unser Friedhof, zwischen der Via Salaria und der Via Nomentana. Du wußtest nicht, daß dort der große Apostel lehren wird?“

„Ich war zwei Tage nicht zu Hause, habe also seinen Brief nicht erhalten. — Wo das Ostranium liegt, konnte ich deshalb nicht wissen, weil ich erst vor kurzem aus Korinth, wo ich einer Christengemeinde vorstand, eingetroffen bin. Aber da es so ist, und da Christus Dich zur That begeistert, so begieb Dich ins Ostranium, mein Sohn, suche Glaucus unter den Brüdern und erschlage ihn auf dem Heimwege zur Stadt, wofür Dir alle Sünden erlassen werden. Und nun, der Friede sei mit Dir.“

"Vater!"

"Ich höre, Diener des Lammes."

Auf dem Gesichte des Arbeiters drückte sich eine gewisse Verlegenheit aus. Vor kurzem erst habe er einen Mann, vielleicht zwei, erschlagen. Nicht zu seiner eigenen Verteidigung habe er die beiden erschlagen, doch auch in solchem Falle sei verboten, zu töten. Er habe sie auch nicht des Gewinnes wegen erschlagen, Christus schütze ihn davor! Der Bischof selbst habe ihm Brüder zur Hilfe mitgegeben, ihm aber auch ausdrücklich gesagt, daß es verboten sei, zu töten. Ohne es zu wollen, habe er die beiden erschlagen, denn Gott strafte ihn mit allzu großer Körperkraft. Jetzt büße er dafür, die andern sängten stets beim Mahlen, er jedoch gedenke stets voll Traurigkeit seiner Sünden. Fortwährend bete er, unzählige Thränen vergieße er. Jetzt aber habe er versprochen, einen Verräter zu töten und er werde es thun, selbst wenn es im Ostranum vor den Augen der Brüder und Schwestern geschehen müsse. Borerst müsse aber Glaucus von dem ältesten der Brüder, dem Bischofe oder von dem Apostel, verurteilt werden. Es gehöre ja gar nicht viel dazu, jemand zu erschlagen. Und einen Verräter zu töten, bereite ihm ebenso Vergnügen, wie einen Bären zu erlegen.

"Glaube mir," entgegnete Chilon, "der Verräter wird sich entweder vom Ostranum direkt zum Cäsar nach Antium begieben, oder er wird sich in dem Hause eines gewissen Patriziers verbergen, in dessen Diensten er steht. Es fehlt also an Zeit, um einen Urteilsspruch über Glaucus abzuwarten. Ich aber will Dir ein Zeichen geben, und zeigst Du dieses nach dem Tode des Glaucus dem Bischof und dem großen Apostel, so werden sie Deine That segnen."

So redend, zog er ein Goldstück hervor, suchte in seinem Gürtel nach einem Messer, zog, nachdem er es gefunden, damit auf der Münze das Zeichen des Kreuzes und übergab diese dem Arbeiter.

"Hier ist der Urteilsspruch für Glaucus und das Merkmal für Dich. Zeigst Du es dem Bischof vor, so wird er Dir den Mord vergeben, den Du ja nur ungern ausführst."

Der Arbeiter nahm das Goldstück, trotzdem ihn stets bei dem Gedanken an den schon begangenen Mord ein Gefühl des Schreckens überkam.

„Mein Vater,“ sagte er mit fast flehender Stimme, „nimmst Du diese That auf Dein Gewissen, und hast Du selbst gehört, Glaucus beabsichtige die Brüder zu verraten?“

Chilon sah ein, daß er Beweise vorbringen, Namen nennen müsse, wenn er nicht in dem Herzen des Riesen Zweifel erwecken wollte, und plötzlich kam ihm ein glücklicher Gedanke. „Höre, Urban,“ sagte er, „ich wohne zwar in Korinth, allein Ros ist meine Heimat und hier in Rom unterrichte ich ein Mädchen, mit Namen Eunice, das aus meinem Lande stammt, in der Lehre Christi. Sie dient als ‚vestiplica‘ im Hause eines Freindes des Kaisers, eines gewissen Petronius. In dem Hause habe ich gehört, daß Glaucus es unternommen hat, alle Christen auszuliefern, und daß er außerdem einem Ehrenbläser des Kaisers, Vinicius, versprochen habe, für ihn unter den Christen ein Mädchen aufzufinden . . .“

Hier brach er ab und blickte erstaunt auf den Arbeiter, dessen Augen plötzlich wie die eines Raubtieres funkelten, dessen Züge einen wilden, drohenden Ausdruck annahmen.

„Was ist Dir?“ fragte er förmlich erschrocken.

„Nichts, mein Vater, morgen töte ich Glaucus!“

Der Grieche schwieg; nach einer Weile ergriff er den Arbeiter beim Arm und wendete ihn so, daß das Mondlicht gerade auf dessen Züge fiel, worauf er ihn aufmerksam betrachtete. Offenbar schwankte er, ob er ihn weiter fragen und alles gleich erforschen sollte, oder ob es besser sei, sich mit dem zu begnügen, was er schon wußte und erriet.

Schließlich siegte doch seine angeborene Vorsicht. Er atmete ein-, zweimal tief auf, dann legte er die Hand nochmals auf das Haupt des Arbeiters und fragte feierlich und eindringlich: „In der heiligen Taufe gab man Dir also den Namen Urban?“

„Ja, Vater.“

„Nun denn, der Friede sei mit Dir, Urban.“

Achtzehntes Kapitel.

Petronius an Vinicius:

„Dir scheint es schlecht zu gehen, carissime, die Liebe hat Dir offenbar den Geist verwirrt und den Verstand geraubt, daß

Du an nichts anderes mehr, als an Lygia zu denken vermagst. Aus Deinem Briefe kann man ersehen, daß Du für alles gleichgültig geworden bist, was nicht Lygia heißt, daß Deine Gedanken sich nur mit ihr beschäftigen und sie umkreisen, wie ein Habicht seine Beute. Bei Pollux! Biete alles auf, um sie rascher zu finden, sonst könnte sich noch der Teil Deines Innern, den die Glut noch nicht zu Asche verbrannt hat, in die ägyptische Sphinx verwandeln, von der man sagt, sie sei aus Liebe zu der bleichen Iffis für alles abgestumpft und gleichgültig geworden und sehne nur die Nacht herbei, um mit den versteinerten Augen nach der Geliebten zu schauen.

Durcheile abends verkleidet die Stadt, besuche mit Deinem Philosophen die christlichen Bethäuser, berücksichtige aber jenen Ursus, den Sklaven Lygias, der ein ungewöhnlich starker Mann sein soll, dinge daher Kroton, damit er Euch begleite. Ursus, Lygias Sklave, ist ein Mensch von fast außerordentlicher Kraft; da Pomponia und Lygia zu den Christen gehören, sind diese gewiß keine so bösen Menschen, wie viele sich einbilden; befindet sich aber ein Lamm ihrer Herde in Gefahr, so handeln sie nicht kleinlich, das hat der Vorfall mit Lygia bewiesen. Wenn Du Lygia siehst, wirst Du Dich nicht zurückhalten, dessen bin ich gewiß, sondern versuchen, sie auf der Stelle fortzutragen. Wie sollte dies aber Dir und Chilonides gelingen? Kroton würde sich auch dann zu schützen wissen, wenn zehn solche Männer wie Ursus sie verteidigten. Lasse Dich von Chilon nicht zu sehr aussaugen und gegen Kroton zeige Dich freigebig. Das ist der beste Matschlag, den ich Dir hierin zu geben vermag.

Hier hat man schon von der kleinen Augusta und den Zauberkünsten, die ihren Tod herbeigeführt haben sollen, aufgehört zu reden. Zeitweise erwähnt noch Poppaea deren Namen, doch Cäsars Geist ist mit etwas ganz anderem in Anspruch genommen. Schon seit mehreren Tagen sind wir in Neapel, oder vielmehr in Bajae, wo uns anfänglich die Erinnerung an die Mutter und die Stimme des Gewissens peinigten. Jetzt aber ist Ahenobarbus schon wieder auf einem anderen Standpunkte angelangt. Der Muttermord bietet ihm den besten Stoff für seine Verse und begeistert ihn zur Darstellung von tragikomischen Scenen. Früher machte er sich noch Vorwürfe, da er ein Feigling ist; jetzt, nachdem er sich überzeugt hat, daß kein Gott Rache an ihm nimmt und die Erde unter seinen

Füßen nicht wankt, heuchelt er nur Gewissensbisse, um das Volk mit seinem Geschick zu röhren. Gar oft des Nachts springt er auf, weckt uns, blickt wild umher, macht einen schlechten Schauspieler nach, der die Rolle des Orestes spielt, sagt griechische Verse her und beobachtet uns dabei, ob wir ihn auch bewundern. Und selbstverständlich bewundern wir und beschützen den großen Künstler vor den Furien, anstatt ihm zu sagen: „Gehe schlafen, Du Narr!“ Bei Kastor! Du wirst schon gehört haben, daß er auch öffentlich in Neapel aufgetreten ist. Man trieb in Neapel und aus der Umgebung alles, was „Grieche“ heißt, zusammen. Du kannst Dir gar nicht denken, wie die Arena nach Knoblauch roch, und froh war ich, daß ich nicht in den Reihen der Augustianer, sondern — neben Ahenobarbus saß. Er selbst zitterte vor Angst beim Anblick der zusammengetriebenen Strauchdiebe, fasste nach meiner Hand und führte sie an sein Herz, das mächtig schlug, sein Atem war kurz und die Stirn mit Schweißtropfen bedeckt. Vorsichtshalber waren auf jeder Reihe Prätorianer mit Knütteln aufgestellt, die nötigen Falls dreinschlagen oder Begeisterung erregen sollten. Doch es kam nicht dazu. Nicht eine Herde Affen aus der Gegend von Karthago vermag so zu heulen wie dieses Gesindel. Ich sage Dir, der Knoblauchgeruch drang bis zur Bühne, aber Nero verneigte sich wiederholt, drückte seine Hand ans Herz, warf Handküsse zu und weinte. Darauf wandte er sich wie ein Betrunkener um und rief: „Was sind die Triumphhe von Julius Cäsar dagegen?“

Der rohe Pöbel heulte und applaudierte noch; denn er wußte, daß er's zu seinen Gunsten that: für Geschenke, Gastmäher, Lotterielose und eine neue Schaustellung des kaiserlichen Possenreißers. Mich wunderte es nicht, daß sie klatschten; denn solch ein Anblick hatte sich ihnen bis zu diesem Abende nie geboten. Und jeden Augenblick wiederholte der Cäsar: „Sieh, was die Griechen sind! Sieh, was die Griechen sind!“

Seitdem scheint mir sein Haß gegen Rom zu wachsen. Inzwischen wurden dorthin Eilboten abgesandt, um den Triumph zu verkünden, und wir erwarten demnächst den Dank des Senats dafür. Unmittelbar nach Neros erstem Aufstreten ereignete sich indes ein eigenümlicher Vorfall. Das Theater brach plötzlich zusammen, doch erst nachdem die Zuhörer es verlassen hatten. Ich war am Platze — auch nicht ein Körper lag unter den

Trümmern begraben. Viele, selbst unter den Griechen, sahen in diesem Ereignis den Zorn der Götter wegen der Erniedrigung der Cäsarenwürde; Nero dagegen erblickte hierin eine Gunst der Götter, sie hätten seinen Sang und jene, die ihm lauschten, augenfällig beschützt. Darum fanden in allen Tempeln Opfer und Dankdagungen statt. Nero fühlt sich sehr ermutigt dazu, die Reise nach Achaja zu unternehmen. Vor einigen Tagen fragte er mich jedoch, was wohl das römische Volk dazu sagen werde, ob es nicht aus Liebe zu ihm und weil infolge seiner Abwesenheit Getreideverteilung und Spiel ausspielen, sich empören werde. Doch vorerst gehen wir nach Beneventum, um die Schustervorstellung von Battinius zu sehen; und dann unter dem Schutz der göttlichen Brüder Helenas nach Griechenland. Was mich betrifft, so bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß, wenn man unter Narren lebt, man selbst zum Narren wird. — Jetzt also die Reise nach Griechenland auf tausend Schiffen, eine Art Triumphzug des Bacchus, umgeben von Nymphen und Bacchantinnen in Myrten- und Geißblattkränzen; Blumen, Thyrusgewinde, „Evoe“-Rufe, Musik, Poesie und das applaudierende Hellas!

Das alles ist reizend — aber wir schmieden noch weitere Pläne. Wir wollen ein märchenhaftes, orientalisches Imperium, ein Imperium voll Sonnenschein und Palmen, voll Poesie, so daß die Träume zur Wirklichkeit werden, ein Leben voller Wonnen wollen wir schaffen. Darüber wollen wir Rom vergessen und einen neuen Platz zwischen Griechenland, Asien und Ägypten suchen, nicht mehr als Menschen, nein, als Götter wollen wir leben. Auf goldenen Galeeren, mit dunkeln, purpurroten Segeln durchschiffen wir den Archipelagus; wir gedenken Apollo, Osiris und Baal in unserer Person zu vereinigen, gleich der Morgenröte wollen wir glühen, gleich der Sonne leuchten, gleich dem Monde Glanz verbreiten, wir wollen herrschen, singen, träumen . . . Ich habe wohl noch für eine Sesterzie Urteilskraft, für ein As Verstand, gleichwohl lasse ich mich von diesen Phantasien mit hinreissen und glaube doch nicht an die Ausführbarkeit. Ich weiß aber jetzt schon, daß der rotbärtige Affe schon deshalb seine Pläne nicht zur Ausführung bringen wird, weil in dem märchenhaften Imperium keine Stätte für Berrat, Niederträchtigkeit und Mord ist, und weil er unter dem Deckmantel eines Poeten den erbärmlichen Komödianten, den albernen Fuhrknecht, den seichten Tyrannen

verbirgt. Über Leute, die uns irgendwie im Wege sind, verhängen wir das Todesurteil. Der arme Torquatus Silanus ist schon ein Schatten; vor wenigen Tagen hat er sich die Adern geöffnet. Lecanius und Licinius übernehmen voll Angst die Konsulwürde, und der alte Traeas geht einem sichern Tode entgegen, weil er ehrenhaft ist. Bis jetzt hat es Tigellinus noch nicht gewagt, ein Todesurteil für mich auszuwirken. Das ist sicher — früher oder später habe ich ein eben solches Ende; weißt Du, um was es sich handeln wird? — daß Feuerhart jenen Becher nicht bekommt, den Du kennst und bewunderst. Bist Du mir in der Stunde des Todes nahe, so erhältst Du ihn; bist Du fern, zerbreche ich ihn. Jedoch bin ich immer noch der „elegantiae arbiter“ und als Mensch von feinem Geschmack am Hofe nötig. — Wir haben noch die Reise nach dem Schustertheater in Beneventum vor. Bleibe gesund und dinge Kroton, denn sonst entgeht Dir Lygia zum zweiten Male, aber sende mir Chilon, sobald Du ihn entbehren kannst. Vielleicht läßt sich aus ihm ein zweiter Batinius machen, vielleicht zittern noch vor ihm die Konsuln und Senatoren, wie sie jetzt vor dem Ritter Dratewla zittern. Es würde sich lohnen, daß man diese Zeiten noch erlebte. Benachrichtige mich, sobald Du Lygia gefunden, damit ich für Euch hier im Tempel der Venus ein Paar Schwäne und ein Paar Tauben opfern kann. Ich träumte kürzlich, daß Lygia an Deiner Seite saß, während Du sie küßtest, siehe zu, daß dieser Traum bald in Erfüllung geht. Bleibe gesund und lebe wohl.“

Neunzehntes Kapitel.

Vinicio hatte kaum den Brief zu Ende gelesen, als Chilon sich leise und unangemeldet in das Bibliothekzimmer hineinschlich; die Dienerschaft hatte den Befehl, ihn zu jeder Zeit bei Tage oder bei Nacht einzulassen.

„Möge die Mutter Deines erhabenen und großen Vorfahren Aneas,“ rief er, „Dir so gnädig sein, o Herr, wie mir der göttliche Sohn der Maria gnädig war.“

„Und dies bedeutet . . . ?“ fragte Vinicio, vom Tische aufspringend, an dem er saß.

Chilon blickte empor und sagte: „Heureka!“

Der junge Patrizier befand sich in solcher Aufregung, daß er einige Zeit kein Wort herausbringen konnte.

„Hast Du sie gesehen?“ fragte er schließlich.

„Nein, Herr. Ein anderer hätte sich wohl dem Lygier zu erkennen gegeben, ich that es aber nicht, um keinen Verdacht zu erregen, was wohl einen Wechsel des Aufenthaltsortes des Mädchens zur Folge gehabt hätte. Ich, o Herr, begnügte mich damit, zu wissen, daß Ursus in der Nähe des Emporium bei dem Müller Demas arbeitet. Ferner vermag ich mit Bestimmtheit zu sagen, daß sowohl Ursus als auch Lygia sich in der Stadt befinden, und weiter bringe ich die Nachricht, daß sie heute wohl sicher im Ostranum sein wird und . . .“

„Im Ostranum? Wo ist das?“ unterbrach Binicius den Griechen in einer Art, als ob er beabsichtigte, sofort dorthin zu eilen. —

„Es ist dies ein altes Hypogeum*) zwischen der Via Salaria und der Via Nomentana. Jener Pontifex Maximus der Christen, den sie offenbar erst später erwartet haben, ist angekommen und wird diese Nacht im Ostranum taufen und lehren. Ursus selbst sagte, es werde heut an jener Grabstätte keine christliche Seele fehlen, denn alle Christen seien begierig, den ersten Jünger Christi zu sehen und zu hören, den sie als Abgesandten Christi betrachten. Da man Männern und Frauen die Lehre gleichzeitig verkündet, wird vielleicht nur Pomponia fehlen, die wohl kaum vor dem Aulus, dem Anhänger der alten Götter, es zu verantworten vermöchte, weshalb sie bei Nacht das Haus verlässe. — Lygia jedoch, o Herr, steht unter dem Schutz des Ursus und der Ältesten der Gemeinde, unzweifelhaft wird sie sich mit anderen Frauen dort einfinden.“

Binicius, der bis dahin in steter Aufregung gelebt hatte, fühlte nun, da sich seine Hoffnung bald verwirklichen sollte, eine solche Ermattung, wie sie ein Mensch bei Erreichung des Ziels nach einer großen Reise empfindet. Der Griechen nahm dies gleich wahr und beschloß, seinen Nutzen daraus zu ziehen.

„Die Thore sind zwar durch Leute bewacht, Herr,“ begann er, „und die Christen müssen das wissen. Allein sie benützen die Thore nicht. Bedarf denn der Tiber eines Thores?

*) Unterirdisches Gewölbe.

Und wenn es auch von dem Flusse zu jenen Wegen weit ist, so ist es doch lohnend, einen Umweg zu machen, in der Voraussicht, den großen Apostel sehen zu können. Schließlich giebt es tausenderlei andere Gelegenheiten, um aus der Stadt zu kommen. Im Ostranum wirst Du Lygia finden, und bestimmt ist Ursus da, um Glaucus zu töten. Dort kannst Du nun Ursus von Deinen Leuten und schließlich auch Lygia ergreifen lassen. O Herr, wie mühe ich mich um Dich ab! Ein anderer hätte Dir gesagt, er hätte zehn Becher Wein mit Ursus trinken müssen, um ihm das Geheimnis zu entlocken; ein anderer hätte Dir vielleicht gesagt, er habe „in scriptae duodecim“^{*)} tausend Sesterzien an ihn verloren, oder er habe für die Nachricht zweitausend Sesterzien zahlen müssen . . . Ich weiß, daß Du mir alles doppelt ersehen würdest, aber siehe, einmal in meinem Leben . . . ich wollte sagen, wie immer in meinem Leben, werde ich mich ehrlich erweisen, denn ich bin überzeugt von Deiner Großmut.“

Aber Vinicius, der als Krieger nicht lange zu überlegen, sondern zu handeln pflegte, sagte: „Meine Freigebigkeit wird Dich zufriedenstellen, zuerst aber mußt Du mit mir ins Ostranum.“

„Edler Tribun,“ entgegnete Chilon, „je größer der Philosoph, desto weniger rechnet er auf Bezahlung für seine Gefälligkeiten; ich bin jedoch übel daran, da ich die Verteidigung eines Fremden mit zwei Fingern büßen mußte. Gewähre mir jetzt einen Teil dessen, was Du in Deiner Großmut mir zugesucht hast, damit ich, wenn Dir irgend ein Unfall zustoßen sollte — was die Götter verhüten mögen — nicht ohne jede Entschädigung bleibe.“

Vinicius ging an eine auf einem marmornen Untersatz stehende „arca“,^{**) Goldkiste.} nahm einen Beutel heraus und warf ihn Chilon zu. „Hier find scrupula,“^{***) Kleinstes Geldstück im Werte $\frac{1}{3}$ Denar gleich 20 Pfennige.} erklärte er, „sobald Lygia in meinem Hause sein wird, erhältst Du einen eben solchen Beutel mit aurei!“^{†)}

„Du bist ein zweiter Jupiter,“ rief Chilon.

^{*)} Altrömisches Spiel.

^{**) Goldkiste.}

^{***)} Scripulum oder scrupulum kleines Geldstück im Werte $\frac{1}{3}$ Denar gleich 20 Pfennige.

^{†)} Goldmünzen.

Vinicius runzelte die Stirn und bemerkte ungeduldig: „Esse und trinke in meinem Hause, dann kannst Du ruhen. Bei anbrechender Nacht begleitest Du mich ins Ostranum, versuche nicht, mein Haus zu verlassen.“

Furcht und Unentschlossenheit spiegelten sich zuerst auf dem Gesicht des Griechen, doch allmählich wurde er ruhiger.

„Wer könnte Dir Widerstand leisten, o Herr! Rimm meine Worte als gute Vorbedeutung auf, wie sie unser großer Held in dem Tempel des Ammon aufgenommen hat. Ganz abgesehen von Deiner Gesellschaft, die mir die größte Glückseligkeit bedeutet . . .“

Vinicius unterbrach ihn voll Ungeduld und fing an, ihn über seine Unterredung mit Ursus auszufragen. Jetzt konnte der junge Krieger annehmen, daß er Lygia auf dem Heimwege ergreifen, oder doch ihre Zufluchtsstätte werde außfindig machen können. Mit einem Male schwand aller Zorn und Gross gegen sie, er sprach sie von jeder Schuld frei. Mit all ihren Reizen sah er sie vor sich stehen, ja es wandelte ihn die Lust an, auf diese Nachricht hin sein Haus durch seine Sklaven mit Kränzen schmücken zu lassen. Gegen Ursus war er nicht mehr ergrimmt, er fühlte sich bereit, allen alles zu vergeben. Selbst Chilon, gegen den er stets Widerwillen empfand, wurde ihm angenehmer und er sah in ihm einen unterhaltenden, ungewöhnlichen Mann. Aufs neue fühlte er sich jung, empfand er die Wonne des Lebens. Während seiner bisherigen Erregung wurde es ihm nie so ganz zum Bewußtsein, wie sehr er Lygia liebte. Wie die wärmende Sonne im Frühling die Erde erwacht, so erweckte jetzt das freudige Hoffen in ihm ein grenzenloses Sehnen. Weder die Christen der ganzen Welt noch der Kaiser sollten ihm jetzt Lygia entreißen.

Durch das Benehmen des jungen Patriziers kühn gemacht, ließ Chilon seinem Redefluß wieder freien Lauf und gefiel sich in allerlei Ratshlägen. Vinicius stimmte ihm in allem bei, und da er sich auch des Rates des Petronius erinnerte, ließ er durch einen seiner Sklaven Kroton holen.

Mit leichtem Herzen ließ sich Chilon zum Mahle nieder, zu dem ihn der Hüter des Atriums rief, und erzählte während des Essens den Sklaven von der wunderthätigen Salbe, die, wenn die Huße eines Pferdes damit bestrichen werden, unfehlbar zum Siege verhelfe. Er entwickelte einen erstaunlichen

Appetit, lobte den Koch und versicherte, daß er sehr gern diesen dem Vinicius abkaufen möchte.

Nach einer ordentlichen Sättigung streckte er sich auf einer Ruhebank aus, legte sich seinen Mantel unter den Kopf und begann mit sich selbst zu philosophieren.

„Dank Dir, o Hermes, daß Du mir behilflich warst, diesen Dachs aufzufinden, hast Du dies aber nur wegen der zwei Kalbinnen mit den vergoldeten Hörnern gethan, dann Schande über Dich, Du Argustöter! Ein solch weiser Gott wie Du sah es in seiner hohen Weisheit nicht einmal voraus, daß er nichts bekommen werde. Zum Opfer bringe ich Dir meine Dankbarkeit, und solltest Du Dir zwei Stück Vieh vorziehen, dann bist Du das dritte Vieh und könnest höchstens als Schäfer, aber nicht als ein Gott betrachtet werden. Nimm Dich überhaupt in acht, daß ich nicht, als Philosoph, den Menschen beweise, daß Du gar nicht existierst.“

Über diesen Betrachtungen war Chilon eingeschlafen und erwachte erst wieder bei der Meldung, daß Kroton gekommen sei. Sogleich begab er sich ins Atrium, wo er mit Befriedigung die mächtige Gestalt des Lanisten und früheren Gladiators betrachtete. Kroton verhandelte schon mit Vinicius über die Höhe des Lohnes, den er bekommen sollte.

„Beim Herkules, es ist gut, o Herr, daß Du heute nach mir geschickt hast,“ erklärte gerade Kroton, „denn morgen breche ich nach Beneventum auf, wohin mich der edle Batinius berufen hat. Dort soll ich mit Syphax, dem stärksten Neger aus Afrika, ringen. Nun stelle Dir vor, o Herr, wie dessen Wirbelsknochen in meinen Armen krachen werden, wie ich dessen Kinnbacken mit Faustschlägen bearbeiten werde.“

„Bei Pollux, so wird es kommen,“ entgegnete Vinicius, „ich zweifle keinen Augenblick daran.“

„Du wirst Dich vortrefflich bewähren,“ rief jetzt Chilon. „Ja, ihm die Kinnbacken zerschlagen, das ist eine Idee. Inzwischen aber salbe Deinen Leib mit Olivenöl und gürte Dich, mein Herkules, denn Du wirst es mit einem wahren Raukus zu thun haben. Der Hüter des Mädchens, für das der edle Vinicius so großes Interesse genommen hat, besitzt ungeheure Kräfte.“

„Das ist richtig,“ bemerkte Vinicius, „ich sah ihn zwar noch nicht, hörte aber, daß er imstande sei, einen Stier an den Hörnern zu packen und ihn wegzu tragen.“

„O! O!“ rief Chilon in Verwunderung über solche Stärke.

„Ich unternehme es, edler Herr,“ sagte Kroton verächtlich lachend, „mit dieser Hand jeden hinwegzutragen, den Du mir bezeichnest, und mich mit der andern Hand gegen sieben solcher Lygier zu verteidigen. Ich bringe Dir das Mädchen, selbst wenn alle Christen Roms sich auf mich wie auf einen kala-brischen Wolf stürzten.“

„Gestatte dies nicht, o Herr!“ rief Chilon. „Man wird Steine nach uns werfen, und was kann uns dann all seine Kraft nützen?“

„So soll es sein, Kroton,“ rief Vinicius, „fünfhundert Sklaven harren auf meine Befehle!“

Darauf bedeutete er beiden, ihn zu verlassen, begab sich in die Bibliothek und schrieb an Petronius:

„Chilon hat Lygia gefunden. Heute abend gehe ich mit ihm und Kroton in das Ostranium und ergreife sie dort, oder entführe sie morgen aus ihrem Hause. Mögen Dich die Götter mit ihren Gaben überschütten! Lebewohl, carissime! Die Freude lässt mich nicht weiter schreiben.“

Das Rohr beiseite legend, ging er mit raschen Schritten auf und ab, denn bei all der Freude, die seine Seele erfüllte, verzehrte ihn doch eine fieberhafte Unruhe.

Der Eintritt Chilons störte ihn in seinem Nachdenken.

„Herr,“ begann der Griech, „mir ist noch etwas eingefallen. Die Christen haben ihre ‚tesseri‘,* ohne die niemand im Ostranium zugelassen wird. Gestatte, o Herr, daß ich mich zu Euricius begebe und ihn darüber befrage.“

„Du hast recht, edler Weiser,“ entgegnete Vinicius heiter, „Du bist sehr vorsichtig, Dir gebührt das größte Lob; gehe zu Euricius, aber zur Sicherheit lasse den Beutel hier, den Du von mir erhalten hast.“

Chilon, der sich nur ungern vom Gelde trennte, machte ein verdrießliches Gesicht, allein er gehorchte und machte sich auf den Weg. Von der Carinae nach dem Cirkus, in dessen Nähe der kleine Laden des Euricius lag, war es nicht sehr weit und er kehrte noch vor Anbruch des Abends zurück.

„Hier sind die Zeichen, o Herr, ohne welche wir keinen Einlaß bekommen hätten, auch den Weg kenne ich jetzt genau,

*) Geheime Erkennungszeichen.

und Euricius glaubt, ich sei im Auftrage meiner gläubigen Freunde gekommen."

Als es Abend wurde, ließ Vinicius Kroton und Chilon rufen und alle drei begannen sich umzukleiden. Sie hüllten sich in gallische Kapuzenmäntel und nahmen jeder eine Laterne. Vinicius bewaffnete sich und seine Genossen mit kurzen, krummen Waffen, und Chilon stülpte eine Perücke über den Schädel, um sich unkenntlich zu machen. So verwandelt, eilten sie aus dem Hause, um noch vor Thoresschluß die Porta Nomentana zu erreichen.

Zwanzigstes Kapitel.

Sie gingen durch den Vicus Patricius, längs des Biminalis, zum ehemaligen Biminalischen Thor, unfern der Ebene, auf welcher Diocletian später seine prächtigen Bäder erbaute. Sie kamen an den Überresten der Servius Tulliusmauer vorbei und gelangten zur Nomentanischen Straße, wo sie links nach der Via Salaria einbogen und sich bald inmitten von Sandgruben und Hügeln befanden, zeitweise auch auf Grabstätten stießen. Es dunkelte bereits vollständig, und da der Mond noch nicht aufgegangen war, hätten sie den Weg schwerlich gefunden, wenn nicht, wie Chilon vorausgesehen hatte, die Christen selbst denselben gewiesen hätten. Rechts, links und vor sich erblickten sie dunkle Gestalten; sie alle schienen behutsam den Sandgruben zuzusteuern. Je näher der junge Patrizier mit den Gefährten seinem Bestimmungsorte kam, desto mehr Leute traf er auf dem Wege. Einige von ihnen sangen leise vor sich hin, und diese Gesänge schienen Vinicius voll Wehmut und sehnüchteriger Klagen zu sein. Zuweilen verstand er einzelne Worte, auch ganze Verse, wie zum Beispiel: „Wache auf, der Du schlafst,” oder: „Stehe auf von den Toten,” zuweilen tönte ihm der Name „Christus” entgegen. Sein Herz begann heftig zu schlagen, als einige der Vorübergehenden sagten: „Der Friede sei mit Euch!” oder „Gelobt sei Christus!” denn er glaubte Lygias Stimme zu hören, doch sah er sich in seiner Vermutung getäuscht.

Der Weg kam Vinicius sehr lang vor. Die Gegend war ihm wohlbekannt, aber im Finstern fand er sich nicht zurecht.

Alle Augenblicke kamen schmale Durchgänge, Mauerüberreste oder Gebäude, deren er sich in der Umgebung der Stadt nicht erinnerte. Endlich zeigte sich der Mond durch das angesammelte Gewölk und erhellt den Weg besser als die matten Laternen. In der Ferne flammte ein Feuerstoß auf. Vinicius beugte sich zu Chilon hinab und fragte, ob dort das Ostranium sei.

Chilon, auf den die nächtliche Wanderung und die geisterähnlichen Erscheinungen ringsum offenbar einen mächtigen Eindruck machten, erwiderte unsicher: „Ich weiß nicht, Herr, ich war noch nie im Ostranium, doch hätten sie Christus in der Nähe der Stadt auch preisen können.“ Doch nach einer Weile fühlte er das Bedürfnis zu plaudern und sagte: „Sie versammeln sich wie Mörder, und doch ist es ihnen nicht gestattet zu töten, der Lygier müßte mich dann schändlich belogen haben.“

Die vorsichtige, geheimnisvolle Weise, mit der sich die Glaubensgenossen Lygias versammelten, um den Lehren des großen Apostels zu lauschen, setzte auch Vinicius in Staunen, so daß er bemerkte: „Wie alle Glaubenslehren, hat auch das Christentum Anhänger unter uns; die Christen aber sind eine jüdische Sekte. Warum versammeln sie sich hier, während die Juden in ihren Tempeln jenseits des Tiber am hellen Tage Opfer darbringen?“

„Nein, Herr, die Juden sind ihre bittersten Feinde. Wie ich hörte, soll es vor der Regierung Neros fast zu einem Kampfe zwischen Juden und Christen gekommen sein, so daß sich der Kaiser Claudius veranlaßt sah, alle Juden auszuweisen. Jetzt ist das Edikt wieder erloschen. Die Christen aber trauen den Juden und der übrigen Bevölkerung nicht, die sie allerlei Verbrechen beschuldigt.“

Eine Zeitlang ließen sie schweigend ihren Weg fort, dann aber sagte Chilon, dessen Angst mit der Entfernung von den Stadttoren wuchs: „Ich habe mir vorsichtshalber beim Bartischer eine Perücke ausgeliehen und zwei Bohnen in die Nasenlöcher gesteckt. Aber auch wenn sie mich erkennen, thun sie mir nichts. Es sind keine böse Menschen, die ich schäze und liebe.“

„Lobe nur nicht immer so vorzeitig,“ sagte Vinicius.

Sie betraten jetzt eine schmale Sandgrube, die auf zwei Seiten wie von Wällen eingeschlossen war, über die sich

an einer Stelle der Aquädukt wölbte. Der Mond war zwischen hinter den Wolken hervorgetreten und am Ende der Grube erblickte man eine Mauer, von Epheu umrankt, die im Mondschein silbern schimmerte. Hier war das Ostranum.

Des Vinicius Herz pochte.

Beim Thore nahmen zwei „fossores“^{*)} die Zeichen ab. Vinicius betrat mit seinen Begleitern einen ziemlich ausgedehnten, von allen Seiten mit Mauern umgebenen Raum. Hier und da standen Grabsteine, in der Mitte aber erblickte man das eigentliche Hypogeum, die Crypta, die in ihrem niedern Teile unter der Oberfläche lag, auf der sich die Grabhügel befanden; vor dem Eingange zur Crypta sprudelte ein Springbrunnen. Da in dem Hypogeum offenbar nur eine geringe Anzahl von Personen Platz finden konnte, dachte sich Vinicius sofort, der Apostel werde unter freiem Himmel im Vorhof sprechen, in dem sich schon eine große Menschenmenge angezammelt hatte. So weit das Auge reichte, sah man Laterne an Laterne flimmern, aber es gab auch Leute, die ohne Licht gekommen waren. Nur wenige enthüllten das Haupt, die meisten blieben, sei es aus Furcht vor Verrätern, sei es der Kühle wegen, in ihre Kapuzen gehüllt, und der junge Patrizier dachte voll Besorgnis, daß es ihm bei diesem Gedränge, in dem schwachen Lichtschein, kaum möglich sein werde, Lygia herauszufinden.

Da wurden plötzlich vor der Crypta einige Pechfackeln angezündet und zu einem kleinen Stoß zusammengelegt. Es wurde heller. Die Menge begann zuerst leise, dann immer lauter eine seltsame Hymne zu singen und dieser Gesang wirkte mächtig auf Vinicius ein; er hatte noch niemals etwas Ähnliches gehört. Es lag darin der Ausdruck des Verlangens, nur mit ungleich größerer Bestimmtheit und Kraft, der ihn schon bei dem Gedanken jener vereinzelten Personen auf dem Wege zum Begräbnisplatze betroffen gemacht hatte. Der Gesang wurde so tiefergreifend und großartig, als ob mit dem Volke der ganze Friedhof, die Hügel und Gräben, selbst die Luft von gleichem Sehnen hingerissen wären. Es schien ein bestimmtes nächtliches, demütiges Gebet um Rettung in der Wanderschaft und Dunkelheit zu sein. Nachdem der Gesang

^{*)} Totengräber.

verstummt war, trat eine solch erwartungsvolle Stille ein, daß Vinicius und seine Gefährten unwillkürlich nach den Sternen blickten, als ob sich dort etwas Ungewöhnliches ereignen müsse, als ob wirklich jemand zu ihnen herabsteigen werde. In Kleinasien, Ägypten und selbst in Rom hatte Vinicius die verschiedensten Tempel gesehen, er hatte sich schon mit den verschiedenartigsten Glaubensbekennnissen vertraut gemacht, er hatte schon den verschiedenartigsten Gesängen gelauscht, noch niemals aber war ihm ein solcher Gesang zu Ohren gekommen, noch niemals zuvor hatte er Menschen gesehen, die mit solcher Einbrunft zu ihrer Gottheit flehten, die nicht beteten, um die rituellen Gebräuche zu erfüllen, nein, die aus tiefstem Herzen beteten, gleich Kindern, die sich nach Vater und Mutter sehnen. Man hätte blind sein müssen, um nicht zu sehen, daß diese Schar ihren Gott nicht nur verehrte, sondern von ganzer Seele liebte. Nirgends, in keinem Erdteile, in keinem Tempel hatte Vinicius dergleichen bisher gesehen. Die Römer und Griechen, die noch ihren Göttern Ehren erwiesen, thaten dies entweder nur in der Not oder aus Furcht, niemals aber aus Liebe zu ihnen.

Wie sehr Vinicius auch an Lygia dachte, erregten die wunderbaren, außergewöhnlichen Vorgänge um ihn her doch seine Aufmerksamkeit. Man hatte neuerdings einige Fackeln auf die anderen gelegt, deren rötliches Licht die Stätte erhelle und den Laternenglanz verdunkelte. Gleichzeitig trat ein Greis aus dem Hypogeum. Er trug einen Kapuzenmantel, aber sein Haupt war unbedeckt. Er bestieg einen Stein, der vor den brennenden Fackeln lag.

Unter der Menge entstand bei seinem Erscheinen eine Bewegung und Stimmen in der Nähe des Vinicius flüsterten: „Petrus! Petrus!“ Einige knieten nieder, andere streckten die Hände nach ihm aus. Es entstand eine tiefe Stille, man konnte das Herabfallen verkohlter Holzstückchen von den Fackeln hören, das Rollen der Räder auf der entfernten Momentanischen Straße und das Rauschen des Windes in den wenigen Pinien, die um den Friedhof wuchsen.

Chilon wendete sich zu Vinicius und flüsterte: „Das ist er! Der erste Jünger Christi, ein Fischer.“

Der Greis erhob die Hände und machte das Zeichen des Kreuzes über die Anwesenden, die vor ihm in die Knie fielen;

Vinicio und seine Begleiter thaten dasselbe, um sich nicht zu verraten. Wie einfach und doch wie außergewöhnlich erschien ihm diese greisenhafte Gestalt, deren mächtige Wirkung wohl gerade aus der Einfachheit entsprang. Kein Lorbeerfranz zierte das Haupt des Apostels, kein Eichenfranz schmückte dessen Stirn, er trug weder einen Palmzweig in der Hand, noch eine goldene Tafel auf der Brust, oder ein weißes mit Sternen gesticktes Gewand, überhaupt keine Merkmale, durch welche sich die morgenländischen, ägyptischen und griechischen Priester oder die römischen Flaminen auszuzeichnen pflegten. Der ganze Glaube spiegelte sich auf den Zügen dieses einfachen, alten, unermesslich ehrwürdigen Greises, der aus weiter Ferne gekommen war, um Zeugnis abzulegen für eine Lehre, deren Wahrheit ihn erfüllte, an die er glaubte, wie man an alles Bestehende glaubt. Vinicio aber, der bisher allem voll Skepticismus gegenüberstand, der mit aller Gewalt sich dem Zauber zu entziehen versuchte, den der alte Mann auf ihn ausühte, harrte mit fast fiebiger Spannung darauf, was dieser Jünger des mysteriösen „Christus“ verkünden werde, was das für eine Lehre sei, der Lygia und Pomponia Graecina anhingen.

Inzwischen begann Petrus zu sprechen, wie ein Vater, der seine Kinder ermahnt und ihnen Ratschläge erteilt. Er gebot ihnen, Luxus und Vergnügungen zu meiden, Armut und die Wahrheit zu lieben, auf Reinheit der Sitten zu achten, Unrecht und Verfolgung geduldig zu ertragen, der Obrigkeit zu gehorchen, sich nicht des Verrates, der Heuchelei und der Verleumdung schuldig zu machen und nicht nur den Brüdern und Schwestern, sondern auch den Heiden mit gutem Beispiel voran zu gehen. Vinicio dünkte jetzt, der Mann verdamme durch das Gebot, auf Reinheit der Sitten zu achten, seine Liebe zu Lygia und regte diese zum Widerstand gegen ihn an, er sagte sich ferner, wenn das junge Mädchen dieser Versammlung beiwohne und diese Lehre vernehme, sie ihn als einen Feind der heiligen Lehre betrachten müsse. Bei diesem Gedanken erfasste ihn neuer Zorn. „Was habe ich denn Neues vernommen?“ sagte er sich. „Soll dies eine neue Lehre sein? Das weiß jeder, das hat schon jeder einmal gehört. Preisen denn die Cyniker nicht auch die Armut, stellte Sokrates nicht die Tugend über alles? Rühmt nicht der Stoiker Seneca, der

fünfhundert Eische von Citrum*) besitzt, die Enthaltsamkeit, die Wahrheit, das geduldige Ertragen von Mühseligkeiten? Die Standhaftigkeit im Unglück? Gleicht nicht all dies Gerede verdorbenem Getreide, das wohl als gutes Mäusefutter gelten kann, das aber die Menschen verschmähen?" Der junge Krieger hatte geglaubt, einem neuen, unsägbaren Geheimnis auf die Spur zu kommen, einen großartigen Redner zu hören, allein wie einfach, wie schmucklos sprach der Apostel! Und der Greis sprach weiter. Er beschwore die lauschende Schar, gut, friedfertig, gerecht und sittenrein zu bleiben und nicht auf Reichtümer auszugehen, er lehrte, daß es sich nicht nur um das Erdenleben handle, nein, daß sie an das Leben in Christo nach dem Tode denken müßten, an das ewige Leben, dessen Wonne und Seligkeit niemals auf der Erde empfunden werden könne. Trotzdem kurz vorher Vinicius einen Unterschied leugnete, gestand er sich doch jetzt, daß ein solcher zwischen der Lehre des Apostels und der Lehre der Cyniker, Stoiker oder anderer Philosophen bestehet. Diese priesen das Gute und die Tugend aus praktischer Lebensweisheit, jener fordert sie aber als Vorbedingung für die Unsterblichkeit, jedoch nicht für eine Unsterblichkeit in der Unterwelt, die langweilig, leer und öde war, sondern als Vorbedingung eines Weiterlebens im Jenseits, herrlich wie das Dasein der Götter. Müßte daher nicht die Tugend über alles hochgehalten werden, müßten nicht alle Mühseligkeiten des Lebens nichtig erscheinen? Was wollte es bedeuten, die kurze Zeit der Erdenleiden auf sich zu nehmen, wenn dafür die ewige Glückseligkeit winkte? Und der Apostel erklärte der anständigen Gemeinde weiter, daß man Tugend und Wahrheit um ihrer selbst willen lieben müsse, denn das Gute, das von Ewigkeit her sei und in Ewigkeit dauern werde, das sei Gott, wer daher die Tugend und das Gute liebe, der liebe auch Gott und werde dadurch ein Kind Gottes. Vinicius konnte dies nicht gut begreifen, allein er hatte schon Pomponia Graecina dem Petronius sagen hören, daß nach dem Glauben der Christen dieser Gott einziger und allmächtig sei. Als er auch nun hörte, dieser Gott sei gut und gerecht, war es kein

*) Kostbares Lurusholz des Altertums, wuchs in Mauretanien und am Atlas. Strabo, Theophrast, besonders Plinius schrieben viel von dem kostbaren Holze.

Wunder, wenn im Vergleich mit diesem Demiurgos*) die ganze Götterschar Jupiter, Saturn, Apollo, Juno, Besta und Venus als eine eitle, lärmmachende Schar erschien; jeder Gott dieser Schar stiftete auf eigene Faust nur Unheil. Doch die größte Verwunderung erfaßte den jungen Mann, als er die Worte des Apostels hörte, Gott sei die Liebe, wer daher seine Mitmenschen liebe, der erfülle das göttliche Gebot. Es genüge jedoch nicht, nur seinen eigenen Volksstamm zu lieben, denn der Gottmensch habe sein Blut für alle vergossen und auch unter den Heiden Anhänger gefunden, zum Beispiel den Centurio Cornelius; es genüge auch nicht, die zu lieben, die uns wohlthun, denn Christus habe den Juden vergeben, trotzdem sie ihn ans Kreuz schlugen. Die Lehre gebiete auch, denen zu vergeben, die uns kränken, und Böses mit Guten zu vergelten; nur durch die Liebe allein könne man das Böse bekämpfen. — Chilon dachte bei diesen Worten, daß seine ganze Arbeit vergeblich gewesen sei, und daß Ursus es nie wagen werde, Glaucus zu erschlagen, weder diese Nacht noch später. Doch tröstete er sich jetzt mit der Folgerung, die er aus der Lehre des Greises zog: nämlich, daß auch Glaucus ihn niemals töten werde. Vinicius dagegen glaubte nicht mehr, in den Worten dieses Greises liege nichts Neues, sondern er sagte sich: „Was ist das für ein Gott, was ist das für eine Lehre, was ist das für ein Volk? Er vermochte nicht alles das, was er hörte, zu fassen. Doch eins fühlte er, wenn er dieser Lehre gerecht werden wollte! Er müßte einen Scheiterhaufen errichten und seinen ganzen Menschen darauf verbrennen, und ein ganz anderes Leben müßte er beginnen. Wenn er sich alles im Geiste wiederholte, was der alte Mann über das Leben, die Liebe zur Wahrheit, die Tugend, über Gott gesagt hatte, dann war es ihm, als ob er die Augen schließen müßte vor einem ihn unaufhörlich blendenden Lichtstrahle. Wie alle Menschen, die von einer Leidenschaft völlig beherrscht werden, dachte er auch jetzt nur an Lygia und er erkannte zu deutlich, wenn Lygia auf dem Friedhofe war, wenn sie diese Lehre bekannte, hörte und fühlte, dann wurde sie nun und nimmer seine Geliebte.

Zum ersten Male, seit er sie bei Alulus und Pomponia gesehen, hatte er die Empfindung, daß er sie nie gewinnen

*) Gründer, Schöpfer.

könnte, auch wenn er sie fand. Bisher war ihm nichts dergleichen in den Sinn gekommen, und auch jetzt war es kein klarer Gedanke, sondern das unklare Vorgefühl eines unerlässlichen Verlustes, die Ahnung eines Unglücks. Seine Unruhe verwandelte sich in stürmischen Zorn gegen die Christen im allgemeinen und gegen den Greis im besonderen. Jener Fischer, den er im ersten Augenblick für einen einfachen alten Mann gehalten hatte, erfüllte ihn jetzt mit Angst; er kam ihm wie ein geheimnisvolles Fatum vor, das unerbittlich und tragisch über sein Geschick zu entscheiden habe.

Ein Totengräber legte unauffällig wieder einige Fackeln auf das Feuer, der Wind hatte aufgehört in den Pinien zu rauschen, so daß die Flamme als gleichmäßige, schlanke Zunge zu den Sternen am wolkenlosen Himmel emporstieg; der Greis erzählte nun vom Tode des Erlösers.

Alle hielten den Atem an. Dieser alte Mann war ein Augenzeuge gewesen, und er erzählte wie einer, dem noch jeder Moment gegenwärtig ist, der sich jeder Einzelheit erinnert. — Die Anwesenden hatten zwar schon oft vom Martertode des Erlösers sprechen gehört, und sie wußten, daß der Trauer Seligkeit gefolgt war, aber den Apostel selbst davon zu hören, machte einen so mächtigen Eindruck, daß sie schluchzend an ihre Brust schlügen. Erst allmählich beruhigten sie sich, als der Wunsch, noch mehr zu hören, den Sieg davon trug. Der Greis schloß die Augen, wie um die fern abliegenden Dinge besser zu sehen, und fuhr fort: „Als wir um den Toten wehlagten, stürzte Maria aus Magdala mit aufgelöstem Haar zu uns herein und rief, sie habe den Herrn gesehen. Des großen Glanzes wegen konnte sie ihn nicht erkennen und dachte, es wäre der Gärtner, er aber sprach: ‚Maria!‘ — Da rief sie aus: ‚Rabboni!‘^{*)} und fiel ihm zu Füßen, er aber hieß sie zu den Jüngern gehen und verschwand. — Die Jünger aber glaubten ihr nicht, und als sie vor Freuden weinte, tadelten sie einige und andere dachten, der Schmerz habe ihr die Sinne verwirrt, denn sie versicherte auch, Engel am Grabe gesehen zu haben. Als aber die Jünger zum zweiten Male dahin eilten, fanden sie das Grab leer. Abends kam Cleophas, der mit den anderen nach Emmaus gegangen war, und sie kamen zurück, so schnell sie konnten, und

^{*)} Schriftgelehrter, Lehrer, Herr.

riefen: „Wahrhaftig, wir haben den Herrn gesehen, er ist auferstanden!“ — Und sie versammelten sich hinter verschlossenen Thüren, aus Angst vor den Juden. Da stand er plötzlich unter ihnen, ohne daß sich die Thüren bewegt hätten, und als sie erschraken, sprach er: „Der Friede sei mit Euch.“

* * *

„Und ich sah ihn, wie alle ihn sahen, und er war wie das Licht und wie das Glück unserer Herzen, denn wir glaubten jetzt, daß er auferstanden war — und wir wußten, daß die Meere austrocknen werden, und die Berge in Staub zerfallen. Sein Name aber wird nicht vergehen in alle Ewigkeit.“

* * *

„Und am achten Tage legte Thomas Didimus die Finger in seine Wunden und die Hand in seine Seite, dann fiel er ihm zu Füßen und rief: „Mein Herr und mein Gott!“ Dieser aber sprach: „Weil Du mich gesehen hast, glaubst Du. Selig, die nicht sehen und doch glauben.“ Und wir hörten diese Worte, und wir sahen ihn, denn er war in unserer Mitte.“

Vinicio war von diesen Worten eigentlich berührt. Er vergaß für einen Augenblick, wo er war, er verlor das Gefühl für Wirklichkeit, Maß und Urteil. Er befand sich zwei Unmöglichkeiten gegenüber. Er konnte nicht glauben, was der Greis gesagt hatte, und doch fühlte er, daß man blind sein müßte, um zu denken, daß dieser Greis, der versicherte: „Ich habe gesehen“ — gelogen haben könnte. In der Bewegung, den Thränen, der ganzen Erscheinung des Greises und in den Einzelheiten, die er berichtete, lag etwas, das jeden Verdacht unmöglich machte. Es war dem jungen Manne zuweilen, als ob er träume. Doch ringsumher sah er die stille Menge; der brenzlige Geruch der Laternen drang ihm in die Nase; vor ihm flammten die Fackeln und nebenan stand auf dem Steine ein alter Mann mit zitterndem Kopfe, der, Zeugnis ablegend, immer wiederholte: „Ich habe gesehen!“

Er berichtete weiter über alles, bis zur Himmelfahrt. Manchmal ruhte er aus, denn er erzählte sehr ausführlich, aber man merkte, daß jede kleinste Einzelheit sich in sein Gedächtnis eingegraben hatte wie in einen Stein. Die Zuhörer schlügen die Kapuzen zurück, um keines jener Worte zu verlieren. Wie

von übernatürlicher Macht entführt, sahen sie sich in Galiläa, wandelten sie mit den Jüngern durch die Haine und das Wasser entlang; der Friedhof verwandelte sich für sie in den See Tiberias, und am Ufer im blauen Morgennebel stand Christus, wie damals, als Johannes, ihn vom Boote aus erblickend, rief: „Der Herr“ — worauf sich Petrus ins Wasser warf, um rascher die geliebten Füße zu umfangen. — Auf den Gesichtern aller Anwesenden drückten sich die höchste Begeisterung, Selbstvergessenheit, Glückseligkeit und unbegrenzte Hingabe aus, ja, etliche unter ihnen hatten während der langen Erzählung offenbar Visionen. Und als der Apostel von der Himmelfahrt redete, und erzählte, wie der Erlöser emporgehoben worden sei, wie ihn die Wolken endlich vor den Blicken der Apostel verhüllt hatten, da richteten sich aller Augen unwillkürlich in höchster Erwartung gen Himmel, als ob sie ihn zu sehen hofften, als ob er herniedersteigen werde, um zu sehen, wie sein Jünger die ihm anvertrauten Schäflein hüte, und um den Hirten und seine Herde zu segnen.

Für diese ganze Gemeinde gab es in dem Augenblicke kein Rom, keinen wahnwitzigen Kaiser, es gab für sie keine Tempel, keine Götter, keine Heiden, nur einzig und allein Christus, der das Land, das Meer, Himmel und Welt erfüllte.

In den entfernt gelegenen Häusern an der Via Nomentana krächten die Hähne. Mitternacht war nahe. In diesem Augenblicke zog Chilon den jungen Patrizier am Mantel und flüsterte ihm zu: „Herr, dort, nicht weit von dem Alten, sehe ich Urban und neben ihm steht ein Mädchen.“

Vinicio erwachte wie aus einem Schlummer; er schaute in der von dem Griechen bezeichneten Richtung und erblickte Lygia. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jeder Tropfen Blutes erstarrte in dem jungen Krieger bei ihrem Anblicke. Er vergaß die Menge, den alten Mann, sein eigenes Staunen über das Unbegreifliche, das er vernommen hatte — er sah nur sie. Endlich nach so vieler Mühe, nach so langen Tagen der Angst und Qual hatte er sie gefunden! Zum ersten Male erkannte er, daß auch die Freude gleich einem

wilden Tiere auf das Herz losstürzen und es zusammenpressen kann, bis das Leben entweicht. Er, der früher angenommen, es sei eine Pflicht des Schicksals, all seine Wünsche zu erfüllen, konnte jetzt kaum seinen Augen trauen, kaum an sein eigenes Glück glauben. Ohne diesen Zweifel hätte seine leidenschaftliche Natur ihn vielleicht zu einem unbedachten Schritte getrieben; so jedoch wollte er sich zuerst überzeugen, ob dies nicht etwa eine Fortsetzung jener Wunder sei, von denen er gehört hatte, und ob er nicht etwa träume. Doch es war kein Traum; er sah Lygia wirklich und wenige Schritte trennten ihn von ihr. Sie stand im Lichte, so daß er ihren Anblick ungehindert genießen konnte. Die Haube war von ihrem Haupte gefallen und hatte die Haare lose herabhängen lassen, während die Augen unverwandt auf dem Apostel ruhten. Spannung und Glückseligkeit lagen auf ihrem Antlitz. Gleich einem Mädchen niedriger Klasse war sie in einen wollenen Mantel gekleidet, doch nie zuvor hatte Vinicius sie so schön gefunden. Trotz seiner Erregtheit entging ihm der Adel dieses vornehmen Kopfes nicht, der sich so fremdartig von dem Anzuge, der einer Sklavin geziemt hätte, abhob. Liebe, grenzenlos und vermischt mit einem wunderbaren Gefühl der Sehnsucht, der Huldigung, der Begierde, durchströmte sein ganzes Wesen. Er sog die Wonne ihres Anblickes ein, er trank von ihr wie ein Verschmachtender von frischem Wasser. Neben Ursus stehend, erschien sie kleiner als sonst und fast wie ein Kind. Er bemerkte auch, daß sie noch schlanker geworden war. Ihre Körperfarbe schien durchscheinend, so daß sie Vinicius wie eine Blume, wie ein Geist vorkam. Doch das erregte sein Verlangen noch mehr, sie zu besitzen, weil sie von allen Weibern, die er in Rom und im Orient gesehen hatte, so unendlich verschieden war, und war bereit, alle jene samt Rom und der ganzen Welt für diese eine hinzugeben.

So sehr war er im Anschauen Lygias versunken, daß Chilon ihn am Mantel zog, aus Furcht, der junge Krieger könne durch sein Benehmen gefährbringend für sie werden. Die Christen sangen inzwischen an zu singen und zu beten, nach einem Augenblick erscholl es donnergleich: „Maharam Motha“*) und dann taufte der große Apostel mit dem Wasser des Springbrunnens die, welche ihm die Presbyter als vorbereitet zum

*) Paulus: 1. Brief an die Korinther 16, 22.

Empfang der heiligen Taufe zuführten. Vinicius dünkte es, als ob diese Nacht niemals enden wollte.

Endlich traten einige den Heimweg an, Chilon aber flüsterte Vinicius zu: „Herr, laß uns vor das Thor treten. Wir haben die Kapuzen nicht abgenommen, und man beobachtet uns.“

Es war in der That so. Als alle die Kapuzen zurückgeschlagen hatten, um die Worte des Apostels besser zu hören, waren nur sie dem allgemeinen Beispiele nicht gefolgt. Chilons Rat erwies sich als vernünftig. Beim Thore stehend, konnten sie alle Hinausgehenden beobachten, und Ursus war ja am Buchse leicht zu erkennen.

„Folgen wir ihnen,“ sagte Chilon, „und sobald wir gesehen haben, in welchem Hause sie verschwinden, umzingelst Du morgen oder noch heute alle Ausgänge des Hauses mit Deinen Sklaven und entführst sie.“

„Nein!“ rief Vinicius.

„Was willst Du thun, Herr?“

„Wir folgen ihr, betreten das Haus gleich nach ihr und entführen sie augenblicklich, Du nimmst ja das auf Dich, nicht wahr, Kroton?“

„Ich will,“ sagte der Lanist,* „und werde Dein Sklave sein, wenn ich diesem Büffel, der sie hütet, nicht das Rückgrat breche.“

Doch Chilon riet davon ab und beschwore die beiden bei allen Göttern, nichts dergleichen zu wagen. Kroton war doch nur für alle Fälle zum Schutze, wenn sie erkannt worden wären, mitgenommen worden, nicht aber, um das Mädchen zu rauben. Mit nur vier Armen sie rauben wollen, das hieße dem sicheren Tode entgegenlaufen. Zudem könne sie vielleicht ihren Händen entrinnen und dann Rom verlassen oder doch ein anderes Versteck beziehen. Warum nicht mit Sicherheit handeln? Warum sie dem Tode, warum das ganze Unternehmen dem Mizlingen aussetzen?

Obwohl Vinicius nur mühsam zurückzuhalten war, Lygia sofort mitten im Ostranum an sich zu reißen, sah er ein, daß der Griech recht habe, und würde ihm vielleicht nachgegeben haben, wäre nicht Kroton gewesen, dem der Lohn die Hauptfache war.

*) Altrömischer Fechtmeister.

„Befiehl diesem alten Ziegenbock, Herr, zu schweigen.“ unterbrach Kroton, „oder gestatte mir, ihn meine Fäuste fühlen zu lassen. Es überfielen mich einmal in einer Herberge bei Buxentum, wohin mich Lucius Saturnius zu einem Ringkampfe hatte entbieten lassen, sieben betrunkene Gladiatoren, allein keiner von ihnen entkam mit heiler Rippe. Nicht, daß ich beabsichtigte, das Mädchen gleich hier, mitten aus der Menge, zu entführen, denn sie könnten mir Steine vor die Füße werfen, aber in ihrem Hause ergreife ich sie, wenn Du willst.“

Vinicius freute sich über die Worte: „Beim Herkules, so soll es geschehen. Morgen könnten wir sie vielleicht nicht zu Hause treffen, und wenn die Christen Verdacht schöpfen, führen sie das Mädchen sicher fort.“

„Dieser Lygier besitzt Riesenkräfte,“ stöhnte Chilon.

„Nicht Dir befiehlt man, ihm die Hände zu halten,“ erwiderte Kroton höhnisch.

Sie mußten lange am Thore warten, und die Hähne verkündeten schon den Tagesanbruch, als sie endlich Ursus mit Lygia aus der Friedhofspforte treten sahen. Einige andere Personen begleiteten sie. Chilon glaubte den großen Apostel selbst darunter zu erkennen, und ihm zur Seite einen zweiten Kreis von bedeutend kleinerem Wuchse, sowie zwei ältere Frauenspersonen und einen Knaben, der eine Laterne trug. Diesem kleinen Häuflein folgte eine Schar von etwa zweihundert Menschen; Vinicius, Chilon und Kroton schlossen sich an.

„Ja, Herr,“ sagte Chilon, „Dein Mädchen steht unter mächtigem Schutz. Es ist der große Apostel, der mit ihr geht! Schaue nur, die Leute auf dem Wege knien nieder.“

Es war in der That so. Allein Vinicius achtete darauf nicht. Die neue Lehre und Lygia erweckten in ihm einen brennenden Schmerz. Die Entführung Lygias ließ sich möglicherweise, ja, fast sicher zu stande bringen, aber was dann? Mit all seiner Mannhaftigkeit vermochte er nicht gegen die neue Lehre anzukämpfen. Dieser römische Kriegstribun war bis jetzt fest davon überzeugt gewesen, sein die Welt bezwingendes Schwert, seine Faust werde auch weiter herrschen. Zum ersten Male in seinem Leben mußte er einsehen, daß über seiner Macht noch etwas Höheres stand, und voll Staunen fragte er sich, was dies sein könne, doch er fand keine aufklärende Antwort. Vielerlei ging ihm durch den Kopf. Die Grabesstätte sah er

wieder vor sich, die andächtige Gemeinde, Lygia, die mit aller Hingebung den Worten des alten Mannes lauschte, als er von der Leidensgeschichte, von dem Tode und von der Auferstehung des Gottmenschen erzählte, der gekommen war, die Welt zu erlösen und ihr das Heil jenseits des Styx*) zu verkünden.

Vinicius wußte sich immer weniger zurechtzufinden, doch Chilon riß ihn immer wieder aus seinen Träumereien. Der Griechen begann mit beredten Worten sein eigenes Los zu beklagen. Mit Lebensgefahr habe er sich der Aufgabe unterzogen, Lygia zu finden, wie könne man daher noch mehr von ihm fordern? Er sei ein alter Mann, ein Krüppel, dem die Tugend über alles gehe. Träfe ihn nicht die Verantwortung, wenn bei der Entführung des Mädchens einem so hohen Herrn wie Vinicius irgend welcher Schaden zustoße? Die Götter wachten ja über ihre Auserwählten, geschähe es aber nicht häufig, daß sie Schach spielten, anstatt auf das zu achten, was auf der Erde vorgehe? Auf Fortuna könne man bei Nacht gar nicht rechnen, da sie schon bei Tage eine Binde trage. Er, der arme Weise, habe sich Vinicius angeschlossen, wie dereinst Aristoteles dem Alexander von Macedonien. Wenn ihm der hohe Herr doch wenigstens den Beutel geben wollte, den er beim Verlassen seines Hauses in den Gurt gesteckt habe! Das sei doch etwas für den Fall der Not, um die Christen zu beeinflussen.

Vinicius hörte dies, zog, ohne lange zu überlegen, den Beutel aus dem Gurt, warf diesen Chilon zwischen die Finger und sagte ungehalten: „Hier hast Du und schweige!“

Der Griechen merkte die Schwere des Beutels und bekam dadurch wieder Mut zum Erzählen: „Meine ganze Hoffnung beruht darauf, daß Herkules und Theseus noch ganz andere Thaten vollführt haben. Ist aber nicht mein vortrefflicher Freund Kroton ein zweiter Herkules? Dich, edler Herr, wage ich nicht mit einem Halbgott zu vergleichen, Du bist ein zweiter Gott und wirft wohl auch fernerhin Deines armen Dieners nicht vergessen, denn sobald ich wieder in meine Bücher versunken sein werde, achte ich auf nichts mehr; einige Stadien Gartenland, ein Häuschen mit einem kleinen Portikus zum Schutz gegen die Sommerhitze wäre eine Deiner, ‚o Göttlicher‘, würdige Gabe. Inzwischen werde ich aus der Ferne

*) In der altgriechischen Götterlehre ein Fluß in der Unterwelt.

Eure Heldenthaten bewundern und Zeus anslehen, Euch zu beschützen, und wenn nötig, so viel Lärm machen, daß es ganz Rom hört und zu Hilfe eilt. Welch ein schlechter unebener Weg! Wenn Kroton ebenso edelmüttig wäre, wie er stark ist, würde er mich auf seinen Armen bis vor die Thore der Stadt tragen. Erstens würde er sich, dabei überzeugen, wie leicht es ihm erst fallen werde, das Mädchen hinwegzutragen, und zweitens würde er sich, gleich Aneas, die Götter so sehr verpflichten, daß ich beruhigt auf den Ausgang der Sache sehe könnte."

"Eher würde ich ein Schaf, das vor einem Monat an den Pocken verendet ist, auf meine Arme nehmen," erklärte der Lanist; „doch wenn Du mir den Beutel, den Dir der edle Tribun zuwarf, giebst, will ich Dich schon bis vor die Thore der Stadt tragen."

„Dir soll gleich die große Zehe vom Fuß abfallen," entgegnete der Griech; „so befolgst Du die Lehre jenes würdigen, alten Mannes, der Armut und Barmherzigkeit als die größten Tugenden pries? Hat er Dir nicht befohlen, mich zu lieben? Nicht einmal einen schlechten Christen könnte ich aus Dir machen, und viel eher durchdringt die Sonne die Mauern des mamertinischen Kerkers, als die Wahrheit und die neue Lehre Deinen Hippopotamosschädel, und wenn Du eine Ahnung von Philosophie hättest, müßtest Du wissen, daß alles Geld eitel ist."

„Spare Deine Mühe," bemerkte Kroton, der wohl die Kräfte eines wilden Tieres, aber keine menschliche Empfindung besaß. „Du wirst mich nicht zum Christen machen, und was Deine Philosophie betrifft, so verseze ich Dir mit meiner Faust einen Stoß gegen Deinen Magen, dann wirst Du gleich wissen, was mehr wert ist."

„Dasselbe hat wohl ein Ochse zu Aristoteles gesagt," warf Chilon ein.

„O Herr," sagte Chilon zu Vinicius, „es wäre eine Kränkung für Dich, wenn ich voraussehe, Deine Freigebigkeit könne zu irgend einer Zeit enden, aber jetzt, da Du mich bezahlt hast, möchte ich nicht den Verdacht auftkommen lassen, ich habe nur meinen Vorteil im Auge. Befolge meinen Rat. Wenn Du die Zufluchtsstätte der göttlichen Lygia ausgesuchst hastet hast, dann entbiete Deine Sklaven und eine Sänfte, lasse das Haus umzingeln und das Mädchen entführen. Höre nicht auf Kroton, diesen aufgeblasenen Elefanten, der die Ent-

führung des Mädchens nur deshalb unternimmt, um Deinen Geldbeutel wie einen Sack voll Weißkäse auszupressen."

"Du hast bei mir einen Faustschlag zwischen die Schulterblätter gut, und das will heißen, daß Du verloren bist!" sagte Kroton.

"Und Du bekommst von mir ein Faß kephalonischen Wein, und das will heißen, daß es mir wohl ergehen wird," erwiederte Chilon.

Vinicius erteilte keine Antwort, er hatte jetzt nur einen Gedanken.

Schon brach die Morgendämmerung an. Ein grauer Schein lag über der Erde. Die Bäume an der Straße, die zerstreut liegenden Grabdenkmale, traten schattenhaft aus dem Dunkel. Der Weg wurde belebter. Gemüsehändler, die ihre mit Waren beladenen Esel und Maultiere trieben, beeilten sich, die geöffneten Thore zu erreichen. Vinicius ließ Lygia nicht aus den Augen, deren schlanke Gestalt in dem Morgengrauen wie von Silber umflossen schien. Jetzt waren sie am Thore angelangt. Als der Apostel an den beiden Söldnern vorüberging, knieten sie nieder, er aber legte die Hände auf die metallenen Helme und machte das Zeichen des Kreuzes über die beiden. Niemals zuvor war es dem jungen Patrizier in den Sinn gekommen, es könnten auch unter den Söldnern Christen sein, wie leicht hätten Ursus und Lygia flüchten können? Da dies aber bisher nicht geschehen war, dankte er seinen Göttern.

Eine geraume Weile dauerte es, ehe sie den Tiber erreichten, und schon ging die Sonne auf. Chilon jammerte sehr über die Wunden und das Reiben in den Füßen, und blieb immer mehr zurück. Er hätte sich gern ganz aus dem Staube gemacht, doch die Neugierde trieb ihn an. Die kleine Schar, mit der Lygia ging, zerstreute sich immer mehr. Der Apostel, ein altes Weib und der Knabe schritten längs des Flusses den Berg hinan, während der kleinere Greis, Ursus und Lygia in ein schmales Gäßchen einbogen, um nach ungefähr zweihundert Schritten in dem Thore eines Hauses mit Verkaufsläden für Oliven und Geflügel zu verschwinden.

Chilon, der fast fünfzig Schritte hinter Vinicius und Kroton zurückgeblieben war, blieb plötzlich wie angewurzelt stehen und bewog die beiden durch Zeichen, zu ihm zurückzukehren.

Sie folgten seinem Rufe, denn sie wollten sich beraten.

„Gehe,“ sagte Vinicius, „und sieh nach, ob das Haus keinen zweiten Ausgang hat.“

Chilon, der eben noch über Schmerzen an den Füßen geplagt hatte, sprang so rasch davon, als ob ihm plötzlich Merkurflügel an den Knöcheln gewachsen wären, und kehrte sehr bald wieder zurück.

„Nein,“ sagte er, „es giebt nur einen Ausgang.“ Dann faltete er aber die Hände. „Beim Jupiter, bei Apollo, Besta, Rybele, bei Iphis und Osiris, beim Baal, bei der Mitra und bei allen Göttern des Ostens und Westens, ich beschwöre Dich, Herr, lasse Dein Vorhaben fallen . . . Höre mich . . .“

Doch plötzlich brach er ab, als er das erblaßte Gesicht des Vinicius sah, während seine Augen wie die Lichter eines Wolfes funkelten. Kroton versorgte seinen Brustkasten mit Luft und wiegte sein mit der Kapuze bedecktes Haupt wie ein gefangener Bär im Käfig.

„Ich gehe voran!“ rief er.

„Nein, Du gehst hinter mir,“ entgegnete Vinicius in befehlendem Tone.

Im nächsten Augenblick waren beide im dunklen Vorhaus verschwunden.

Chilon lief bis zur Ecke des nächsten Gäschens und blickte hinter einer Ecke hervor, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Erst als Vinicius im Vorhause war, erkannte er die ganze Schwierigkeit seines Unternehmens. Das Haus war groß und mehrstödig, eines jener Häuser, wie man deren tausende in Rom zu Mietzwecken baute, und häufig so rasch und schlecht, daß fast kein Jahr verging, ohne daß mehrere über den Köpfen der Bewohner einstürzten. Es waren Häuser wie Bienenstöcke, hoch und schmal, in denen armes Volk in Kämmerchen und Stübchen dicht aneinander gedrängt hauste. Da viele Straßen in Rom keine Namen hatten, waren auch deren Häuser nicht numeriert. Die Besitzer überließen die Eintreibung des Mietzinses ihren Sklaven; letztere wurden aber von der Stadtbehörde nicht angehalten, die Namen der Bewohner anzugeben, so mußten sie oft selbst nicht deren Namen zu nennen. In einem solchen Hause jemand zu erfragen, erwies sich oft als äußerst schwierig, zumal es keine Thürhüter gab.

Vinicius und Kroton gelangten durch ein gangartiges Vorhaus in ein schmales, auf allen Seiten verbautes Höschchen, das

eine Art Atrium für das ganze Haus sein sollte. An allen Wänden ließen außen Stiegen in die Höhe, teils von Stein, teils von Holz, die zu den offenen Gängen emporführten, von denen man in die Wohnräume gelangte.

Auch zu ebener Erde waren Wohnungen, entweder mit Holzthüren versehen, oder auch vom Vorhofe nur durch wollene, größtenteils ausgefranste und zerrissene oder geslickte Vorhänge abgeschlossen.

Zu der frühen Morgenstunde war noch kein Mensch im Hofe zu sehen. Im ganzen Hause schien, mit Ausnahme der aus dem Ostranum Zurückgekehrten, noch alles zu schlafen.

„Was sollen wir thun, Herr?“ fragte Kroton stillstehend.

„Laß uns hier warten, vielleicht erscheint doch jemand,“ antwortete Vinicius, „es wird uns hier im Hofe niemand sehen.“

Ehe noch Vinicius und Kroton weiter überlegen konnten, was sie nun anfangen sollten, bewegte sich einer der Vorhänge, ein Mann mit einem Sieb in der Hand trat hervor und näherte sich dem Springbrunnen.

Der junge Mann erkannte auf den ersten Blick Ursus. „Der Lygier!“ flüsterte er.

„Soll ich ihm gleich die Knochen zerschlagen?“

„Warte!“

Ursus bemerkte die beiden nicht, weil sie im Dunkel des Vorhauses standen, und wusch Gemüse in einem Sieb. Offenbar wollte er nach der im Ostranum verbrachten Nacht ein Mahl zubereiten. Als er fertig war, nahm er das nasse Sieb und verschwand bald wieder hinter dem Vorhang. Kroton und Vinicius folgten ihm, in der Meinung, in Lygias Wohnung zu gelangen.

Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie bemerkten, daß der Vorhang vom Hofe nicht eine Wohnung, sondern einen zweiten dunklen Gang abschloß, an dessen Ende ein kleines Gärtnchen mit Cypressen und Myrtensträuchern sichtbar wurde — im Hintergrunde aber ein kleines Haus, das an die Feuermauer eines anderen Hauses gleichsam angeklebt schien.

Beide erkannten augenblicklich, daß die Abgelegenheit dieses Häuschens ihr Unternehmen begünstigte. Ihr Plan war rasch gefaßt. Sie wollten sich zuerst des Lygiens entledigen und dann mit Lygia die Strafe zu gewinnen suchen. Dort war es ein Leichtes für sie, weiter zu kommen. Es war nicht anzunehmen,

daz ihnen jemand entgegentreten werde, wenn dies dennoch der Fall sein sollte, so konnten sie sich darauf berufen, daz das Mädcchen eine Geisel des Kaisers sei. Schlimmsten Falles gab sich Vinicius den Wachen zu erkennen und rief deren Hilfe an.

Ursus wollte eben das Häuschen betreten, als ein Geräusch von Tritten seine Aufmerksamkeit erregte; er blieb stehen, legte, als er zwei Männer erblickte, das Sieb auf einen Säulenrand und wendete sich ihnen zu.

„Was sucht Ihr da?“ fragte er.

„Dich,“ versetzte Vinicius.

Und zu Kroton gewendet, sagte er schnell und leise: „Töte ihn!“

Wie ein Tiger stürzte Kroton vorwärts, und ehe der Lygier noch zur Besinnung gelangen und die Feinde erkennen konnte, umfing er ihn mit seinen stählernen Armen.

Vinicius war von Krotons außerordentlicher Stärke überzeugt, um das Ende des Kampfes abzuwarten; er ließ die beiden stehen und lief auf das Häuschen zu, dessen Thür er aufstieß, worauf er sich in einer ziemlich dunklen Stube befand, die durch das Feuer am Kamin erleuchtet wurde. Der Widerschein der Flammen fiel gerade auf Lygias Antlitz. Am Herde saß ein alter Mann, scheinbar jener Greis, der mit Lygia und Ursus den Weg aus dem Ostranum zurückgelegt hatte.

Vinicius stürzte so plötzlich in das Zimmer, daz er, ehe Lygia ihn noch erkennen konnte, sie schon um die Mitte gefaßt hatte und, sie hoch emporhebend, mit ihr zur Thür ließ. Der Greis suchte ihm freilich den Weg zu versperren, doch Vinicius drückte das Mädcchen mit einem Arme fest an sich und ihn mit dem anderen zur Seite. Die Kapuze glitt ihm vom Kopfe, und beim Anblicke dieser wohlbekannten, in diesem Augenblicke so furchterlichen Züge stockte Lygias Blut vor Entsetzen, und die Stimme erstarb ihr in der Kehle. Sie wollte um Hilfe rufen und konnte nicht. Ebenso vergeblich haschte sie nach dem Thürrahmen, um Widerstand zu leisten. Ihre Finger glitten an den Steinen ab, und sie hätte die Besinnung verloren, wenn nicht ein gräßliches Bild ihren Blick gefesselt hätte, als Vinicius mit ihr in den Garten stürmte.

Hier stand Ursus und hielt auf seinen Armen einen Mann, dessen Rückgrat gebrochen war, dessen Kopf leblos herabhangt, aus dessen Munde Blut rann. Kaum aber erblickte er Vinicius

mit Lygia, ließ er noch einmal seine Faust auf den blutenden Kopf niederfallen, um dann wie ein rasendes Tier auf den jungen Römer loszustürzen.

„Jetzt kommt Dein Tod!“ dachte Vinicius. Wie im Traume hörte er nur noch Lygias Schrei: „Töte ihn nicht!“ er fühlte nur noch etwas wie einen Blitzstrahl durch seine Arme fahren; die Erde schien sich um ihn zu drehen, dann wurde es dunkel vor seinen Augen.

* * *

Chilon harrte hinter dem Mauervorsprung voll Ungeduld. Vor Ursus ängstigte er sich nicht mehr, denn auch er war fest überzeugt, Kroton habe ihn unschädlich gemacht. Und, so berechnete er weiter, sollte ein Auflauf in den bisher menschenleeren Straßen entstehen, sollten Christen oder anderes Volk Widerstand leisten, so wollte er, Chilon, als eine Obrigkeit, als ein Beamter des Cäsar auftreten und nötigen Falls die Wachen für den jungen Patrizier um Hilfe anrufen; dies würde ihm selbst neue Gunst erwerben. Das Vorgehen des jungen Tribuns schien ihm unweise; doch meinte er, Krotons schreckliche Stärke könne einen guten Erfolg herbeiführen.

„Wenn es Schwierigkeiten giebt,“ dachte er, „kann Vinicius das Mädchen tragen und Kroton den Weg freimachen.“ Der Verzug jedoch langweilte ihn und die Stille des Eingangs, den er bewachte, beunruhigte ihn.

„Wenn sie das Versteck verfehlten und Lärm machen, so wird sich das Mädchen flüchten.“ Aber dieser Gedanke schien ihm nicht übel; denn in diesem Falle bedurfte Vinicius neuerdings seiner Dienste, und für den Fall zählte er schon im Geiste die Seesterzen, die er erpressen werde.

„Was immer sie thun, sie arbeiten für mich, ohne es zu ahnen. O Götter! Nur erlaubt mir —“

Er hielt plötzlich inne; deutlich sah er, wie jemand behutsam aus dem Thore schaute, nach allen Seiten Umschau hielt, dann aber wieder rasch verschwand.

„Das ist Vinicius oder Kroton,“ dachte der Griechen; „doch wenn sie des Mädchens habhaft geworden sind, weshalb schreit es nicht und weshalb hält einer von ihnen erst Umschau? Doch was ist das? Bei den unsterblichen Göttern . . . was ist das!“

Die Haare sträubten sich ihm, die er noch auf dem Haupte hatte. Unter dem Thore stand Ursus mit dem toten Lanisten auf dem Arme, schaute nochmals prüfend umher und eilte dann die völlig leere Straße entlang dem Flusse zu.

Chilon drückte sich zähneklappernd gegen die Mauer, so daß er kaum sichtbar war.

„Ich muß suchen, ihm außer Schweiße zu kommen,“ sagte er sich und rannte mit einer Schnelligkeit davon, um die ihn der jüngste Mann hätte beneiden können. „Sobald er mich erblickt, tötet er mich. Rette mich, o Zeus, rette mich, o Apollo, rette mich, Hermes, zwei Kalbinnen verspreche ich Dir, rette mich, Du Gott der Christen! Ich verlasse Rom, ich kehre nach Mesembrien zurück, nur rette mich vor diesem Ungeheuer.“

Und jener Lygier, der Kroton getötet, erschien ihm in diesem Augenblicke wie ein übermenschliches Wesen, als irgend ein Gott, der die Gestalt eines Barbaren angenommen. Auf einmal glaubte er an alle Götter der Welt und an alle Mythen, über die er sonst gespottet hatte. Es fiel ihm ein, der Gott der Christen könnte Kroton getötet haben, und seine Haare sträubten sich abermals bei dem Gedanken, daß er mit solcher Macht im Streite liege. Erst, nachdem er durch viele Gassen geeilt war und von ferne einige Arbeiter auf sich zukommen sah, wurde er etwas ruhiger. Raum mehr fähig zu atmen, setzte er sich auf die Schwelle eines Hauses und wischte sich mit dem Ende seines Mantels die schweißbedeckte Stirn ab.

„Ich bin alt und bedarf der Ruhe,“ sagte er.

Die Arbeiter bogen in kleine Seitengassen ein, und der Platz um ihn her war wieder leer. Die Stadt schließt noch. Die wohlhabenden Teile belebten sich des Morgens früher, da die Sklaven reicher Häuser vor Tagesanbruch aufstehen mußten; in Stadtteilen mit freier Bevölkerung, die vom Staate unterstützt und darum ohne Beschäftigung war, erhob man sich ziemlich spät, besonders im Winter. Nachdem Chilon einige Zeit auf der Schwelle gesessen hatte, fühlte er eine schneidende Kälte; er stand auf, überzeugte sich, daß er die von Vinicius empfangene Börse nicht verloren hatte, und wandte sich langsamem Schrittes dem Flusse zu.

„Ich möchte Krotons Leichnam sehen,“ sagte er zu sich selbst.

„O Götter! Dieser Lygier, wenn er ein Mensch ist, könnte er sich in einem Jahre Millionen von Sesterzien

erwerben; denn wer kann dem widerstehen, der Kroton erwürgt wie einen jungen Hund? Für jedes Auftreten in der Arena würde man ihm so viel Gold geben, als er selbst wiegt. Er bewacht das Mädchen besser als der Cerberus den Hades; aber möge der Hades ihn dafür verschlingen. Ich will nichts mit ihm zu thun haben. Er ist mir zu knochig. Aber was soll ich jetzt thun? Etwas Schreckliches ist geschehen. Wenn er die Knochen eines Mannes wie Kroton zerbrochen, dann stöhnt ohne Zweifel auch die Seele des Vinicius über jenem verwünschten Hause und harrt der Beerdigung. Bei Castor! Aber Vinicius ist ein Patrizier, ein Freund des Cäsar, ein Verwandter des Petronius, ein Kriegstribun, ein Mann, den ganz Rom kennt. Sein Tod kann nicht ungestraft bleiben. Wenn ich ins Lager der Prätorianer oder etwa zu den Wachen der Stadt ginge?"

Hier hielt er inne und begann nachzufinden.

"Weh mir! Wer anders führte ihn zu jenem Hause als ich? Seine Freigelassenen und Sklaven sahen mich in seinem Palaste, viele von ihnen wissen auch den Zweck meines Verweilens dort, sie werden mich als die letzte Ursache seines Todes bezeichnen, und ich werde in keinem Falle der Strafe entgehen; verlasse ich aber Rom, so seze ich mich noch größerem Verdachte aus."

Das war schlimm. Aber von zwei Übeln mußte das ge ringere gewählt werden. Rom war unendlich groß; Chilon schien es jetzt zu eng zu werden. Ein anderer würde sofort das Vorgefallene dem Präfekten der Stadtwache berichtet haben, ohne sich um den Verdacht, der auf ihn fallen könnte, zu kümmern, und hätte ruhig den Ausgang abgewartet. Aber Chilons ganze Vergangenheit war derart, daß jede nähere Bekanntschaft mit dem Präfekten der Stadt oder dem der Wache ihn ernstlich beunruhigen mußte, da er sich hierdurch bei diesen Beamten nur noch mehr verdächtig machen würde.

Andererseits konnte seine Flucht Petronius in der Meinung bestärken, Vinicius wäre verraten und durch eine Verschwörung ermordet worden. Petronius war mächtig; er konnte die Polizei des ganzen Staates veranlassen, die Thäter selbst an den Enden der Welt aufzufinden, und würde sie zweifelsohne auch finden. Dennoch gedachte Chilon, ihm persönlich den ganzen Vorfall zu erzählen. Petronius war ja verständig genug und würde ihn gewiß zu Ende hören.

Ehe aber Chilon zu ihm gehen konnte, mußte er sich dennoch Gewißheit über das Schicksal des Vinicius verschaffen. Plötzlich stieg in Chilon der Gedanke auf, daß die Christen sicherlich nicht wagen würden, einen so mächtigen Mann, einen Freund des Kaisers, einen hohen militärischen Beamten zu töten; denn durch eine solche That würden sie sich eine allgemeine Verfolgung zuziehen. Wahrscheinlich hielten sie ihn durch eine überlegene Kraft gefangen, bis Lygia ein zweites Mal verborgen wäre. Dieser Gedanke belebte Chilons Hoffnungen aufs neue.

„Wenn dieser Ingische Drache ihn nicht beim ersten Angriff schon in Stücke zerrissen hat, so lebt er und wird dann selber meine Unschuld bestätigen; ich habe dann nicht nur nichts — o Hermes, rechne auf zwei weitere Färzen — ein neues Feld eröffnet sich für mich. Ich kann einen von Vinicius' Freigelaßenen, der seinen Herrn sucht, von der Sache unterrichten; er mag zum Präfekten gehen, ich thue es nicht. Auch könnte ich Petronius auffuchen und mir eine Belohnung verdienen. Ich habe Lygia gefunden, jetzt werde ich Vinicius entdecken und auch Lygia wieder auf die Spur kommen. Doch erst muß ich über Vinicius Gewißheit haben.“

Zunächst bedurfte er der Erfrischung eines Bades und der Ruhe. Der Gang zum Ostranum, die schlaflose Nacht, die Flucht vom Stadtteil jenseits des Tiber hatten ihn todmüde gemacht.

Eins tröstete ihn: er hatte zwei Börse bei sich; die eine, die ihm Vinicius zu Hause gegeben, die andere, die er ihm auf dem Wege von der Begräbnisstätte zugeworfen hatte. Diese ermöglichten ihm, nach der überstandenen Aufregung reichlich zu essen und besseren Wein zu trinken als gewöhnlich.

Das that er denn auch, als endlich die Weinschenken geöffnet wurden, so daß er darüber selbst des Bades vergaß. Er wünschte zu schlafen, und von Müdigkeit überwältigt, wankte er seinem Hause an der Subura zu. Eine Sklavin, von Vinicius' Geld gelauft, erwartete ihn.

In sein Schlafzimmer eingetreten, das an Dunkelheit der Höhle eines Fuchses glich, warf er sich auf sein Lager und schlief alsbald ein. Erst des Abends erwachte er oder wurde vielmehr von der Sklavin geweckt, denn es hatte jemand einer dringenden Sache wegen nach ihm gefragt.

Chilon kam sofort zu sich; er warf hastig einen Mantel um, ließ die Sklavin beiseite treten und blickte vorsichtig hinaus.

Der Schrecken machte ihn starr, denn vor der Thür des Schlafzimmers stand die riesige Gestalt des Ursus. Kopf und Füße wurden ihm bei diesem Anblick eiskalt, das Herz in seiner Brust hörte auf zu schlagen und Schauer überliefen seinen Rücken.

Aufgangs war er unfähig zu sprechen, dann aber sagte oder vielmehr stöhnte er unter Zähnemlappern: „Syra, ich bin nicht zu Hause, ich kenne den guten Mann nicht!“

„Ich sagte ihm, Du wärst da, schließest aber,“ antwortete das Mädchen, „er ersuchte mich, Dich zu wecken.“

„O Götter! Ich lasse Dich —“

Aber Ursus wurde ungeduldig, näherte sich der Thür des Schlafzimmers und rief, den Kopf hineinbeugend: „O Chilon Chilonides!“

„Pax tecum! pax! pax!“ antwortete Chilon. „O, bester aller Christen! Ja, ich bin Chilon, aber das ist ein Irrtum — ich kenne Dich nicht!“

„Chilon Chilonides,“ entgegnete Ursus, „Dein Herr, Vinicius, läßt Dich zu sich rufen.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Über einen empfindlichen Schmerz erwachte Vinicius. Im ersten Augenblick fand er sich nicht zurecht; sein Kopf summerte, und es lag wie Nebel vor seinen Augen. Doch allmählich kehrte die Besinnung wieder, und er erblickte endlich durch den Nebelschleier die Gestalten dreier um ihn beschäftigter Männer. Zwei von ihnen kannte er, es waren Ursus und jener Greis, den er weggestoßen hatte, als er Lygia hinaustrug. Der dritte, ein Unbekannter, hielt seinen linken Arm und betastete ihn vom Ellbogen bis zum Schulterblatt, was ihm große Schmerzen verursachte. In der Meinung, man wolle sich an ihm rächen, stieß er durch die Zähne hervor: „Tötet mich!“

Doch die Männer schienen seine Worte nicht zu beachten. Ursus hielt lange Streifen weißes Leinen in der Hand.

Der Alte sagte eben zu dem Manne, welcher den Arm des Vinicius befühlte: „Glaucus, weißt Du auch genau, daß die Kopfwunde nicht tödlich ist?“

„Die Kopfwunde ist leicht, ehrwürdiger Crispus," erwiderte Glaucus. „Zur Zeit, da ich noch als Sklave bei der Flotte diente, und später, da ich in Neapel wohnte, heilte ich viele Wunden, und mit dem Gelde, das mir diese Beschäftigung eintrug, kaufte ich mich und die Meinigen frei. Als dieser Mann" — hierbei blickte er auf Ursus — „dem Jüngling das Mädchen wieder entriß und ihn an die Mauer drückte, suchte er sich offenbar mit dem Arme zu schützen, dadurch brach er ihn zwar, bewahrte sich aber vor einer tödlichen Wunde.“

„Du hast schon manchen von den Brüdern gepflegt," erwiderte Crispus, „deshalb habe ich auch gleich Ursus um Dich geschickt.“

„Ursus, der mir unterwegs bekannte, daß er gestern mich töten sollte.“

„Diese Absicht gestand er mir früher — ich aber, der Dich und Deine Liebe zu Christus kennt, erklärte ihm, daß nicht Du der Verräter bist, sondern jener Unbekannte, der ihn zu einem Morde überreden wollte.“

„Ich hielt ihn für einen Engel, aber er ist ein böser Geist," bemerkte Ursus seufzend.

„Das kannst Du mir später erzählen," sagte Glaucus, „jetzt müssen wir an den Vermundeten denken.“ Er neigte sich abermals über Vinicius, um dessen Arm einzurichten, wobei der Kranke in Ohnmacht fiel. Erst nachdem Glaucus mit seinen Hantierungen fertig war, erwachte er und erblickte Lygia.

Sie stand dicht an seinem Lager und hielt einen kleinen kupfernen mit Wasser gefüllten Eimer, in welchen Glaucus von Zeit zu Zeit einen Schwamm tauchte, womit er ihm den Kopf neigte.

Vinicius traute seinen Augen nicht. Ihn dünktete, er träume, oder das Fieber zaubere ihm diese herrliche Vision vor — erst nach einer Weile vermochte er zu flüstern: „Lygia!“

Bei dem Tone seiner Stimme bebte das Eimerchen in ihrer Hand; aber sie wandte ihm die traurigen Augen zu. „Der Friede sei mit Dir!“ erwiderte sie leise.

So stand sie vor ihm, Mitleid und Kummer auf den Zügen.

„Lygia,“ sagte er leise, „Du wolltest nicht, daß man mich töte.“

„Möge Dir Gott die Gesundheit wiedergeben,“ sagte sie sanft.

Diese Worte waren für Vinicius, der alles Unrecht, das er ihr zugefügt hatte, jetzt lebhaft empfand, ein wahrer Balsam.

Er vergaß, daß vielleicht nur die christliche Lehre sie so zu ihm sprechen ließ; er fühlte nur, daß das geliebte Weib sprach, und daß in ihrer Antwort eine besondere Zärtlichkeit, eine geradezu übermenschliche Güte lag, die in ihm eine große Gemütsbewegung hervorrief. Er wurde schwach vor Rührung und Schmerz. Eine Art von süßer Ohnmacht hielt ihn umfangen.

Glaucus hatte die Kopfwunde ausgewaschen und eine heilende Salbe angewendet. Ursus nahm Lygia das Eimerchen ab, sie ergriff eine auf dem Tische bereitstehende Trinkschale, die mit Wasser und Wein gefüllt war, und führte sie an des Verwundeten Lippen.

Vinicius trank gierig, worauf er eine große Erleichterung fühlte. Seit der Verband angelegt war, hatten die Schmerzen nachgelassen; das Bewußtsein kehrte allmählich wieder. „Gieb mir noch zu trinken,” sagte er.

Lygia ging mit der leeren Trinkschale ins Nebenzimmer, und Crispus näherte sich nach einigen mit Glaucus gewechselten Worten dem Lager und sagte: „Vinicius, Gott gestattete Dir nicht, eine schlimme That zu begehen, aber er erhielt Dich am Leben, damit Du in Dich gehest. Der, in dessen Hand der Mensch nur Staub ist, ließ Dich wehrlos in unsere Hände fallen, aber Christus, an den wir glauben, befiehlt uns, auch unsere Feinde zu lieben. Wir haben Deine Wunden verbunden und wollen Gott um Deine baldige Genesung bitten, aber wir können nicht länger über Dich wachen. Verhalte Dich ruhig und denke nach, ob es sich für Dich geziemt, Lygia noch länger zu verfolgen, Lygia, welche Du schon ihrer Beschützer und des Odbaches beraubt hast — und auch uns, die wir Böses mit Guten vergelten?”

„Wollt Ihr mich verlassen?” fragte Vinicius.

„Wir müssen dieses Haus verlassen, da uns hier die Verfolgung des Stadtpräfekten ereilen kann.“

„Eine Verfolgung braucht Ihr nicht zu befürchten,” sagte Vinicius, „ich schütze Euch.“

Crispus wollte ihm nicht sagen, daß es sich hier nicht nur um den Präfekten und dessen Befugnisse handle, sondern auch um ihn, daß sie kein Vertrauen zu ihm hätten und Lygia vor jeder weiteren Anfechtung zu schützen wünschten.

„Herr,” sagte er, „Deine rechte Hand ist gesund, hier sind Täfelchen und Griffel, schreibe Deinen Dienern, heute abend

mit der Sänfte zu kommen und Dich in Dein Haus zu tragen, wo Du Dich wohler fühlen wirst, als hier inmitten unserer Armut. Wir wohnen bei einer armen Witwe, die bald mit ihrem Sohne heimkehren wird; der Knabe kann Deinen Brief besorgen, während wir ein anderes Obdach suchen."

Viniccius erbleichte, denn er sah, daß man ihn von Lygia trennen wolle, und wenn er sie jetzt verlor, war alles aus. Er marterte seinen Geist, um ein Mittel zu finden, Lygia und ihre Beschützer zurückzuhalten. Doch die Zeit war zu kurz. Seine Seligkeit hing daran, ihren Anblick wenigstens einige Tage lang genießen zu können. Gleichwie ein Ertrinkender von jedem Strohhalm Rettung hofft. Es wurde ihm abermals dunkel vor den Augen, dennoch suchte er sich zu fassen und sprach: "Höret mich, Christen! Gestern war ich mit Euch im Ostranum und habe Eure Lehre vernommen, aber selbst wenn ich nie etwas davon gehört hätte, würden mich Eure Thaten doch davon überzeugen, daß Ihr gute und redliche Menschen seid. Saget der Witwe, welche dies Haus bewohnt, sie möge darin bleiben, bleibt auch Ihr und gestattet auch mir zu bleiben. Dieser Mann —" er wendete den Blick auf Glaucus — "möge sagen, ob man mich heute fortbringen kann. Ich bin frank, ich darf meinen Arm während einiger Tage nicht bewegen, und darum erkläre ich Euch, daß ich mich nicht von der Stelle röhre, außer Ihr schleppt mich mit Gewalt fort."

Er brach ab, denn die zerschlagene Brust machte ihm Beschwerden.

"Herr," sagte Crispus, "niemand wird Gewalt gegen Dich anwenden, nur wir müssen eine andere Zufluchtsstätte suchen."

Der junge Mann, welcher so wenig an Widerstand gewöhnt war, runzelte die Stirn und sagte: "Lasset mich doch erst zu Atem kommen." Gleich darauf begann er wieder: "Um Kroton, den Ursus erwürgte, wird niemand fragen; er sollte heut nach Beneventum fahren. Alle werden denken, er sei abgereist. Als ich mit ihm das Haus betrat, sah uns niemand, der einzige Griechen ausgenommen, der mit uns im Ostranum war. Ich will Euch sagen, wo er wohnt; bringt ihn zu mir, damit ich ihm Stillschweigen auferlege, denn er steht in meinem Solde."

"Glaucus wird bei Dir bleiben," sagte Crispus, "und er und die Witwe werden Dich pflegen."

Vinicius runzelte wieder die Stirn, und nachdem er wieder tief Atem geholt hatte, sagte er: „In mein Haus will ich einen Brief an meine Freigelassenen senden und angeben, ich sei ebenfalls nach Beneventum gegangen. Hat der Grieche den Präfekten schon benachrichtigt, dann erkläre ich diesem, ich hätte Kroton getötet, und er sei es, der mir den Arm zerschmettert habe. Beim Schatten meines Vaters und meiner Mutter, das will ich thun. Deshalb könnt Ihr ruhig bleiben, kein Haar soll Euch gekrümmt werden. Bringt mir schnell den Griechen, der Chilon Chilonides heißt. Bedenke wohl, alter Mann, was ich sage. Ich bin Dir Dank schuldig, und Du scheinst gut und redlich zu sein. Sage mir offen, Du fürchtest, ich könnte meine Sklaven rufen, um Lygia zu entführen. Ist dem so?“

„Ja!“ erwiederte Crispus streng.

„So bedenke doch, daß ich vor Euch mit Chilon sprechen und den Brief schreiben werde, in dem ich meine Abreise ankündige, und daß ich später keine anderen Boten mehr haben kann als Euch. — Bedenke das, und reize mich nicht länger.“ Sein Antlitz verzog sich wie im Krampfe und er sprach lebhaft; „Höre mich! Wenn Lygia nicht bleibt, so reize ich mir mit der gesunden Hand den Verband ab, und nehme weder Speise noch Trank — mein Tod aber komme über Dich und Deine Brüder. Warum hast Du mich gepflegt? Warum hießest Du mich nicht töten?“

Lygia, die im Nebenzimmer das ganze Gespräch angehört hatte und überzeugt war, daß Vinicius auch ausführen werde, was er voraussagte, erschrak über seine Worte. Seinen Tod wollte sie um nichts in der Welt. Sie hatte ihn gefürchtet, so lange er stark und mächtig war, jetzt aber, da er schwach und krank lag, erweckte er ihr Mitleid. Wie hätte es auch anders sein können? Vinicius war zu sehr mit ihrem Geschick verslochten, als daß sie ihn hätte vergessen können. Sie hatte oft tagelang an ihn gedacht und zu Gott gesleht, er möge den Augenblick herbeiführen, da sie ihm, dem Religionsgebote zufolge, Böses mit Guten vergelten, Barmherzigkeit für Verfolgung zu teil werden lassen, da sie ihn überzeugen, für Christus gewinnen und erretten könne. Und ihr dünkte, der geeignete Augenblick sei gekommen, ihr Gebet sei erhört worden.

Mit begeistertem Antlitz näherte sie sich darum Crispus, und als ob eine andere Stimme aus ihr spräche, sagte sie:

„Crispus, laß ihn bleiben, und wir wollen ihn nicht verlassen, bis Christus ihn wieder gesund gemacht hat.“

Der alte Presbyter liebte es, überall Gottes Eingebung zu erkennen, und dachte beim Anblick der begeisterten Jungfrau, vielleicht rede eine höhere Macht aus ihr. Chrfürchtig beugte er sein greises Haupt und sagte: „Es geschehe, wie Du sagst.“

Auf Vinicius, der die Augen nie von ihr abgewendet hatte, machte Crispus' Gehorsam tiefen Eindruck. Lygia kam ihm unter den Christen als eine Art Sibylle oder Priesterin vor, der man Gehorsam und Chrerbietung erwies. Auch er empfand Chrfurcht vor ihr. Zur Liebe gesellte sich eine Art Scheu, die ihm seine Liebe beinahe als Unmaßzung erscheinen ließ. Doch konnte er sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sein Verhältnis zu ihr ein anderes sei, daß nicht sie von ihm, sondern er von ihr abhänge, daß er frank, gebrochen hier liege und aufgehört habe, die angreifende, siegende Macht zu sein, und daß er wie ein hilfloses Kind auf ihre Pflege angewiesen sei. Seiner stolzen Natur wäre ein solches Verhältnis zu jeder andern Person demütigend vorgekommen; ihr aber war er dankbar als seiner Königin. Solche Gefühle waren unerhört bei ihm, es waren Gefühle, deren er den Tag zuvor nicht fähig gewesen wäre und die auch jetzt ihn in Erstaunen gesetzt hätten, wäre er ihrer so recht bewußt geworden. Doch er dachte augenblicklich nicht daran, über die Umwandlung nachzudenken; sie schien ihm ganz natürlich. Er war glücklich, daß er bleiben durfte.

Er wollte ihr dankbar sein und empfand etwas, das er nicht zu nennen vermochte; es war einfach Unterwürfigkeit. Sein voriger Zorn hatte ihn so erschöpft, daß er bloß mit den Augen danken konnte. Diese aber leuchteten vor Freude darüber, daß er in ihrer Nähe weilen und sie sehen durste, morgen, übermorgen, vielleicht für lange Zeit. Zu seiner Wonne gesellte sich bald eine Furcht, zu verlieren, was er schon gewonnen glaubte. So groß war sie, daß, als Lygia ihm abermals zu trinken gab und der Wunsch in ihm aufstieg, ihre Hand zu fassen, er sich nicht getraute. Er getraute sich nicht! Er, jener Vinicius, der an Cäsars Gelage trotz ihres Widerstandes sie geküßt hatte, er, der nach ihrer Flucht geschworen, sie bei den Haaren ins Cubiculum zu schleifen oder sie peitschen zu lassen!

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Aber Vinicius fürchtete auch, daß äußere Gewalt seine Freude zerstören könnte. Chilon konnte dem Stadtpräfekten oder seinen Freigelassenen sein Verschwinden anzeigen, und in diesem Falle war der Angriff gegen dieses Haus durch die Stadtwache sehr leicht möglich. Es fiel ihm zwar ein, daß er dann Lygia ergreifen und mit sich nehmen könnte, doch fühlte er zugleich, daß er einer solchen Handlungsweise nicht mehr fähig sei. Er war zwar grausam und verderbt genug, und wenn nötig, unerbittlich; aber er war kein Tigellinus, kein Nero. Das militärische Leben hatte in ihm ein gewisses Gefühl für Gerechtigkeit und Religion und so viel Gewissen hinterlassen, um eine solche That als gemein zu erkennen. In einem Ausbruch von Ärger und im Vollbesitz seiner Kraft wäre er vielleicht hierzu fähig gewesen; jetzt aber war er frank und weich gestimmt. Er fürchtete nur, es möchte sich jemand zwischen ihn und Lygia stellen.

Staunend gewahrte er, daß von dem Augenblicke an, wo Lygia seine Partei ergriff, weder sie noch Crispus irgend eine Sicherung seines Schutzes verlangten, gerade als ob sie für den Fall der Not auf die Hilfe einer übernatürlichen Macht vertrautten. Vinicius, in dessen Geist seit der Rede des Apostels im Ostranum die Begriffe von Möglichem und Unmöglichem verwirrt und unsicher geworden, war selber geneigt, daran zu glauben. Wenn er aber die Dinge nüchtern betrachtete, erinnerte er sich an den Griechen und verlangte nach Chilon. —

Crispus stimmte bei und beschloß, Ursus zu senden. Vinicius bezeichnete dem Lygier den Weg, die Wohnung.

In Rom jemand ausfindig zu machen, war selbst bei den genauesten Angaben nicht leicht. Aber Ursus besaß den Instinkt eines Jägers und kannte die Stadt genau, und so hatte er in kurzer Zeit Chilons Wohnung ermittelt.

Ursus kannte Chilon nicht. Er hatte ihn erst einmal bei Nacht gesehen. Zudem war jener sichere und dreiste Mann, der Ursus hatte überreden wollen, Glaucus zu töten, dem vom Schrecken jetzt doppelt gebeugten Griechen so unähnlich, daß niemand in diesen beiden dieselbe Person vermutet hätte. Als darum Chilon bemerkte, daß Ursus ihn für einen Fremden

hielt, atmete er erleichtert auf; der Anblick der von Vinicius überbrachten Täfelchen beruhigte ihn noch mehr. Außerdem wußte er nun, daß die Christen Vinicius nicht getötet hatten.

„Vinicius wird mich beschützen.“ dachte er, „dem Tode wird er mich nicht überliefern.“

Er fasste sich also und sagte: „Guter Mann, hat mein Freund, der edle Vinicius, keine Sänfte geschickt? Meine Füße sind geschwollen, ich kann so weit nicht gehen.“

„Nein,“ antwortete Ursus, „wir werden zu Fuß gehen.“

„Aber wenn ich mich dessen weigere?“

„Weigere Dich nicht, denn Du mußt gehen.“

„Ich werde gehen, aber nicht weil ich muß. Niemand könnte mich sonst dazu zwingen, denn ich bin ein freier Mann und ein Freund des Stadtpräfekten. Als Weltweiser verfüge ich auch über Mittel, durch die ich Menschen in Bäume und Tiere verwandeln kann. Aber ich gehe — ich gehe! Ich will nur einen wärmeren Mantel mit einer Kapuze nehmen, damit mich die Sklaven in diesem Stadtteil nicht erkennen, weil sie sonst unaufhörlich uns aufhalten würden, um mir die Hände zu küssen.“

Er warf einen anderen Mantel um und zog die weite Kapuze über den Kopf, aus Furcht, Ursus werde seine Züge bei heller Beleuchtung erkennen.

„Wohin führst Du mich?“ fragte er unterwegs.

„Jenseits des Tiber.“

„Ich bin noch nicht lange in Rom, und war noch nicht dort, aber sicher leben auch dort Leute, welche die Tugend lieben.“

Doch Ursus, der ein naiver Mensch war, und Vinicius sagen gehört hatte, daß der Griechen mit ihm am Friedhofe im Ostranium gewesen sei, und hierauf gesehen habe, wie er mit Kroton unter dem Hausthore verschwand, hielt den Schritt an und sprach: „Lüge nicht, Alter, Du warst heute mit Vinicius im Ostranium und unter unserm Thore.“

„Ach,“ sagte Chilon, „Euer Haus steht also jenseits des Tiber? Ich bin noch nicht lange in Rom und weiß nicht recht, wie die verschiedenen Stadtteile heißen. Ganz richtig, mein Freund! Ich war vor Eurem Thore und sah Vinicius im Namen der Tugend an, nicht einzutreten. Ich war auch im Ostranium, und weißt Du warum? Seit langer Zeit arbeite ich nämlich an des Vinicius Befreiung, und wollte

daher, daß er den ältesten der Apostel höre. Möge doch Licht in seine Seele dringen und in Deine! Du bist doch ein Christ und wünschtest, daß die Wahrheit über die Falschheit den Sieg davontrage?"

"Ja!" antwortete Ursus demütig.

"Neuer Mut beselte Chilon. „Vinicius ist ein mächtiger Herr," sagte er, „und ein Freund des Kaisers. Er gehorcht leider noch oft den Eingebungen des bösen Geistes, aber würde ihm auch nur ein Haar seines Hauptes gekrümmmt, so würde der Kaiser dies an allen Christen rächen."

"Eine höhere Macht walitet über uns."

"Ganz richtig! Aber was gedenkt Ihr mit Vinicius anzufangen?" fragte Chilon weiter.

"Ich weiß nicht, Christus befiehlt uns, barmherzig zu sein."

"Das ist recht so! Gedanke stets daran, sonst wirst Du in der Hölle braten, wie eine Wurst in der Pfanne."

Ursus seufzte, und Chilon dachte bei sich, daß er mit diesem Menschen, der im ersten Aufbrausen so fürchterlich sein konnte, immer werde machen können, was er wollte.

Von dem Wunsche getrieben, über das Vorgefallene Näheres zu erfahren, fragte er in strengem Tone: "Was habt Ihr mit Kroton gemacht? Rede und halte Dich streng an die Wahrheit."

Ursus seufzte zum zweiten Mal: „Vinicius wird es Dir sagen."

"Das heißt, daß Du ihn mit dem Messer erstochen oder mit einer Keule erschlagen hast?"

"Ich war unbewaffnet."

Der Grieche konnte sich der Verwunderung über die unmenschliche Kraft des Barbaren nicht enthalten.

"Daz Dich Pluto —! Das heißt, ich wollte sagen, daß Dir doch Christus verzeihen möge! Ich werde Dich nicht verraten, aber hüte Dich vor den Wachen."

"Ich fürchte Christus und nicht die Wachen."

"Und mit Recht. Es giebt keine schwerere Sünde, als den Mord. Ich will für Dich beten, Du mußt aber auch noch das Gelübde thun, nie im Leben mehr an einen Menschen Hand anzulegen."

"Ich habe nicht absichtlich getötet," erwiederte Ursus.

Aber Chilon, der stets für sein eigenes Leben zitterte, ließ es sich noch weiter angelegen sein, dem Lygier den Mord zu verecken und ihn zur Ablegung eines Gelübdes aufzumuntern. In solchem Zwiegespräche legten sie den weiten Weg zurück und standen endlich vor dem Hause. Chilons Herz fing an unruhig zu schlagen. In seiner Angst kam es ihm vor, als ob Ursus ihn mit einem lusternen Blicke messe.

„Für mich ist es ein kleiner Trost, wenn er mich auch nur unabsichtlich totschlägt,“ meinte er bei sich, „und es wäre mir auf alle Fälle lieber, wenn der Schlag ihn träfe und alle Lygier mit ihm. Das wolle Zeus, nämlich wenn er es vermag.“

Während er sich diesen Betrachtungen hingab, zog er seinen Mantel fester um sich, indem er wiederholt versicherte, er fürchte sich vor der Kühle. Als sie dann durch den Flur und den Vorhof in den Korridor gelangten, der zu dem Gärtchen des kleinen Hauses führte, blieb er plötzlich stehen und sagte: „Läßt mich nur Atem schöpfen, sonst bin ich nicht imstande, mit Vinicius zu sprechen und ihm heilsame Ratschläge zu erteilen.“

Obwohl er sich sagte, daß hier keine Gefahr drohe, so zitterten doch seine Beine bei dem Gedanken, vor jenen geheimnisvollen Leuten zu erscheinen, die er im Ostranum gesehen.

Da drangen Töne eines Gesanges an sein Ohr.

„Was ist das?“ fragte er.

„Du behauptest, ein Christ zu sein und weißt nicht, daß wir vor und nach jedem Mahle unsern Erlöser mit unsern Gesängen verehren?“ erwiderte Ursus.

„Führe mich direkt zu Vinicius.“

„Vinicius ist in derselben Stube, wo die andern sind, nebenan sind unsere Cubicula.“

Sie traten ein. In dem Raume war es dunkel; es war ein bewölktter Winterabend, und die Flammen einiger Lämpchen erhellt die Dämmerung nur unvollständig. Vinicius erriet mehr die Gestalt Chilons in dem weiten Kapuzenmantel, als er ihn erkannte, jener aber, das Lager in der Ecke und darauf Vinicius wahrnehmend, stürzte auf ihn zu, ohne die übrigen zu beachten, wie wenn er die Überzeugung hege, daß er bei ihm am sichersten sei.

„O Herr! Warum folgst Du nicht meinem Ratschlage!“ rief er, die Hände faltend.

„Schweige,“ sagte Vinicius, „und höre!“

Er sah Chilon scharf in die Augen und sprach langsam und eindringlich, als wolle er jedes Wort als Befehl aufgefaßt wissen und es für immer dem Gedächtnisse Chilons einprägen.

„Kroton warf sich auf mich, um mich zu ermorden und zu berauben, verstanden? Ich erschlug ihn, und diese Leute hier verbanden die Wunden, die ich im Kampfe mit ihm davontrug.“

Chilon hatte sofort begriffen, was Vinicius wollte, verdeckte die Augen und rief: „Das war ein abgefeimter Gauner, Herr! Ich habe Dich gewarnt, ihm nicht zu trauen. Alle meine Lehren prallten an seinem Schädel ab, wie Erbsen, wenn man sie gegen die Wand wirft. Im ganzen Hades giebt es nicht genug Martern für ihn . . . O Ihr Götter!“ . . .

Er verstummte plötzlich, denn es fiel ihm ein, daß er sich vor Ursus für einen Christen ausgegeben habe.

„Hätte ich nicht die ‚sica‘*) bei mir gehabt, so wäre ich von ihm erschlagen worden,“ fügte Vinicius hinzu.

„Ich segne den Moment, da ich Dir riet, wenigstens ein Messer mitzunehmen.“

Vinicius warf einen forschenden Blick auf den Griechen und fragte: „Was hast Du heute gemacht?“

„Wie? sollte ich Dir, o Herr, noch nicht gesagt haben, daß ich für Dein Wohl ein Gelübde ablegte?“

„Sonst nichts?“

„Ich stand gerade im Begriff, Dich aufzusuchen, als jener gute Mann zu mir kam, um mich zu Dir zu führen.“

„Da hast Du ein Täfelchen. Damit begiebst Du Dich in mein Haus, suchst meinen Freigelassenen auf und übergiebst es ihm. Es steht darauf, ich sei nach Beneventum gereist. — Mündlich kannst Du Demas sagen, ich sei heute früh dahin abgereist, infolge eines dringenden Briefes des Petronius.“

Hierauf wiederholte er mit Nachdruck: „Ich bin nach Beneventum abgereist, verstanden?“

„Ja, Herr, Du bist abgereist. Heute früh habe ich doch bei der Porta Capena Abschied von Dir genommen, und seit Deiner Abreise fühle ich eine solche Sehnsucht nach Dir, daß ich, wenn Deine Großmut diese nicht stillt, mich noch zu Tode

*) Dolch.

trüllern werde, wie die unglückliche Gemahlin*) des Zethos aus Kummer um ihren Hylos.“

Vinicius konnte sich trotz seiner Krankheit eines Lächelns nicht erwehren. Auch war er froh, daß Chilon ihn sogleich verstand, und sagte daher: „Ich will also dazuschreiben, daß man Deine Thränen trockne. Reiche mir ein Lämpchen.“

Chilon, vollkommen beruhigt, näherte sich mit eiligen Schritten dem Kamin und holte eine der brennenden Lampen.

Doch als ihm bei dieser Bewegung die Kapuze vom Kopfe glitt und das Licht auf sein Gesicht fiel, sprang Glaucus plötzlich von der Bank auf und stand, sich rasch ihm nähernd, im nächsten Augenblick vor ihm.

„Erkennst Du mich nicht, Cephas?“ fragte er.

In dem Tone seiner Stimme lag etwas so Schreckliches, daß alle Anwesenden zusammenschauerten.

Chilon hob das Lämpchen empor und ließ es sofort wieder zur Erde fallen, dann sank er in sich zusammen und stöhnte: „Ich bin es nicht, ich bin es nicht! Barmherzigkeit!“

Glaucus aber wendete sich zu den andern, die beim Nachtmahle saßen, und rief: „Das ist der Mann, welcher mich und meine Familie verkaufte und ins Verderben stürzte.“

Den Christen wie auch dem Vinicius war die Geschichte wohlbekannt, und er hatte nur deshalb nicht erraten, wer Glaucus sei, weil er, während des Verbandes vor Schmerz beständig bewußtlos, dessen Namen nicht gehört hatte. Doch für Ursus war dieser Augenblick im Verein mit den Worten des Glaucus wie ein Blitzstrahl in tiefer Dunkelheit. Chilon erkennend, war er mit einem Sprunge bei ihm; er packte ihn bei den Armen, bog diese zurück und rief: „Dieser ist es, der mir eingeredet hat, ich müsse Glaucus ermorden.“

„Barmherzigkeit!“ stöhnte Chilon. — „Herr!“ rief er, den Kopf zu Vinicius wendend, „rette mich! Dir habe ich vertraut, so nimm Dich meiner an ... Deinen Brief liefere ich ab ... Herr! Herr!“

Doch Vinicius, der den Vorgang gleichgültiger als alle andern mit ansah, weil er in des Griechen Angelegenheiten eingeweiht war und dann auch, weil sein Herz kein Mitleid kannte, sagte: „Begebt ihn im Garten! Den Brief kann ein anderer besorgen.“

*) Adon, die in eine Nachtigall verwandelt wurde.

Diese Worte klangen Chilon wie sein Todesurteil in den Ohren. Seine Knochen zitterten unter den gewaltigen Händen des Ursus, Thränen des Schmerzes traten in seine Augen. „Bei Eurem Gotte! Barmherzigkeit!“ rief er, „ich bin ein Christ! — Pax vobiscum! Ich bin ein Christ, und wenn Ihr mir nicht glaubt, so taust mich noch einmal, taust mich noch zweimal, noch zehnmal — Glaucus, das muß ein Verstum sein. Erlaubt mir noch etwas zu sagen! Macht mich zum Sklaven, aber tötet mich nicht! Habt Erbarmen!“

Während seine vor Schmerz erstickte Stimme immer schwächer wurde, erhob sich der Apostel Petrus von seinem Sitz, schüttelte einen Augenblick sein greises Haupt, das er auf die Brust gesenkt hatte, schlug die Augen auf und sagte laut, während ringsum eine tiefe Stille herrschte: „So aber sprach zu uns der Erlöser: So Dein Bruder an Dir sündigt, strafe ihn; wenn er bereut, vergieb ihm. Und wenn er siebenmal des Tages an Dir sündigen würde und siebenmal des Tages wieder käme zu Dir und spräche: es reuet mich, so solltest Du ihm vergeben!“

Es war noch stiller ringsum geworden. Glaucus stand lange Zeit da, das Antlitz in den Händen verborgen, dann ließ er diese sinken und sprach: „Cephas, möge Dir Gott ebenso verzeihen, wie ich Dir im Namen Christi verzeihe.“

Ursus aber ließ Chilons Arme los und sagte: „Möge mir der Erlöser ebenso harmherzig sein, wie ich Dir vergebe!“

Chilon fiel zu Boden und sich mit den Händen stützend, drehte er den Kopf wie eine in der Schlinge gefangene Bestie, um zu sehen, von welcher Seite der Tod komme. Kaum traute er seinen Augen und Ohren und wagte nicht, Vergebung zu hoffen. Seine blauen Lippen bebten vor Schrecken; langsam lehrte sein Bewußtsein wieder.

„Geh in Frieden!“ sagte indes der Apostel.

Chilon erhob sich, konnte aber nicht sprechen. Er näherte sich dem Lager des Vinicius, als wollte er dort Schutz suchen; denn er hatte noch nicht Zeit gehabt, daran zu denken, daß dieser Mann, obwohl er seine Dienste benutzt hatte und zudem sein Mitschuldiger war, ihn verdammt, während jene, gegen die sie gerichtet waren, vergaben. Dies sollte ihm erst später klar werden. Für jetzt sprachen nur Staunen und Zweifel

aus seinen Mienen. Darum wünschte er, obgleich ihm verziehen war, sobald als möglich sich von diesen unbegreiflichen Leuten zu entfernen, deren Güte ihn fast ebenso ängstigte, als es ihre Grausamkeit gethan haben würde. Es war ihm, als würde sich, falls er noch länger bliebe, neuerdings etwas Unerwartetes ereignen; darum sagte er mit gebrochener Stimme zu Vinicius: „Gieb den Brief her, Herr, gieb den Brief her!“

Indem er Vinicius die dargereichte Tafel entriß, machte er den Christen eine Kniebeuge, eine zweite dem franken Manne und eilte, an der Wand sich vorbeidrängend, zur Thür hinaus. In der Dunkelheit des Gartens befiel ihn die neue Furcht, wieder sträubte sich sein Haar; denn er hielt es für gewiß, daß Ursus herausstürzen und im Schutze der Nacht ihn töten würde. Mit dem Aufgebot all seiner Kräfte wäre er gern davongesprungen, aber seine Beine waren zu schwach dazu, im folgenden Augenblicke versagten sie ihm geradezu den Dienst, denn Ursus stand neben ihm.

Chilon fiel mit dem Angesicht zur Erde und begann zu stöhnen: „Ursus, im Namen Christi —“

Aber Ursus sagte: „Fürchte nichts! Der Apostel befahl, Dich über das Thor hinauszubegleiten, weil Du Dich sonst verirren könnest, und Dich heimzuführen, falls Dir die Kräfte mangelten.“

„Was sagst Du da?“ fragte Chilon, das Angesicht erhebend. „Wie, Du willst mich nicht töten?“

„Nein; und wenn ich Dich zu grob angefaßt und Dir wehe gethan habe, so verzeih mir!“

„Hilf mir aufzustehen!“ sagte der Griech. „Du wirst mich nicht töten, Du wirst es gewiß nicht? Bringe mich auf die Straße, dann gehe ich allein weiter!“

Ursus hob ihn auf, als wäre Chilon eine Feder, und stellte ihn auf die Füße; darauf führte er ihn durch den dunklen Gang zum zweiten Hofe und durch den Eingang nach der Straße. Im Korridor sagte sich Chilon immer wieder: „Jetzt ist es um mich geschehen!“ Erst als er sich auf der Straße befand, erholtet er sich und sprach zu Ursus: „Ich kann allein weitergehen.“

„Friede sei mit Dir!“

„Und mit Dir! Und mit Dir! Laß mich Atem holen!“ Nachdem Ursus gegangen war, atmete er mehrmals tief

auf. Er befühlte Brust und Hüften, als wollte er sich überzeugen, daß er noch lebe, und beschleunigte dann seine Schritte.

„Aber warum töteten sie mich nicht?“

Und trotz seines Gespräches mit Curicius über die christliche Lehre, trotz seiner Unterredung mit Ursus am Flusse, trotz allem, was er im Ostranum gehört hatte, konnte er sich diese Frage nicht beantworten.

vierundzwanzigstes Kapitel.

Auch Vinicius war aus dem Vorgefallenen nicht flug geworden und er war im Grunde seines Herzens nicht minder verwundert als Chilon. Die ihm zu teil gewordene Behandlung schrieb der junge Patrizier der Glaubenslehre, noch mehr aber dem Einfluß Lygias und auch ein wenig seinem Ansehen zu. Aber das Verfahren der Christen Chilon gegenüber überstieg geradezu sein Begriffsvermögen. Und unwillkürlich drängte sich ihm die Frage auf: Weshalb haben sie den Griechen nicht getötet? Sie hätten es doch ungestrafft thun können. Er wäre von Ursus im Garten begraben oder in den Tiber gesenkt worden, der in jener Zeit der nächtlichen vom Kaiser begangenen Verbrechen so häufig des Morgens Leichname ans Land warf, daß niemand fragte, woher sie kamen. Außerdem hatten die Christen nach des Vinicius Ansicht das Recht, ihn zu töten. Doch war die Zeit des jungen Patriziers nicht ganz ohne Mitleid, die Athener hatten dem Mitleid einen Altar errichtet und sich lange der Einführung der Gladiatorenkämpfe in Athen widersetzt. In Rom selbst hatte der Besiegte Gnade gefunden, so zum Beispiel Caliceratus, der König der Britannier, der als Gefangener des Claudius, von diesem reichlich versorgt, frei und unabhängig in der Stadt lebte. Aber die Rache für persönliche Kränkung erschien dem Vinicius gerechtfertigt. Er hatte kein Verständnis dafür, daß man auf eine solche Rache verzichten konnte; zwar hatte er im Ostranum gehört, man müsse den Feinden vergeben, diese sogar lieben, doch betrachtete er dies als eine Theorie, die im Leben keine Anwendung fand. Und jetzt fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, die Christen hätten vielleicht den Chilon nur darum verschont, weil sie ein heiliges

Fest feierten, oder weil sie beim jetzigen Stand des Mondes niemand töten dürfen. Hatte er doch gehört, daß es Völker gebe, die nur an bestimmten Tagen einen Krieg beginnen dürften. Aber warum hatten sie in dem Falle den Griechen nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert? Weshalb hatte der Apostel gesagt, wenn jemand siebenmal gesündigt, müsse ihm siebenmal verziehen werden? Weshalb hat Glaucus zu Chilon gesagt: „Möge Dir Gott verzeihen, wie ich Dir verzeihe!“ Ihm dünkte, sie seien Schafe, die früher oder später von Wölfen zerrissen werden müßten; aber der junge Römer war unsätig, Leute richtig zu schätzen, die sich gelassen ihrem Schicksal ergeben. Das eine machte gleichwohl einen tiefen Eindruck auf ihn, er sah, daß die Gesichter aller Anwesenden von tiefinnerer Befriedigung strahlten, und er blickte verständnislos von einem zum andern. Der Apostel trat zu Glaucus, legte seine Hand auf dessen Haupt und sprach: „Christus hat in Dir gesiegt!“

Glaucus aber blickte empor; vertrauensvoll und heiter, als ströme ein großes, unerwartetes Glück auf ihn hernieder; Vinicius, der nur die Freude an der vollzogenen Rache begriffen hätte, sah aus fieberweiten Augen zu ihm hinüber wie zu einem Verrückten. —

Da sah er, und er sah es nicht ohne innerliche Empörung, daß Lygia ihre königlichen Lippen auf die Hand dieses Mannes preßte, der wie ein Sklave aussah, und es war ihm, als sei die ganze Weltordnung umgestoßen. Jetzt kehrte Ursus zurück und erzählte, wie er Chilon auf die Straße hinausgeführt und wegen der ihm möglicherweise zugesfügten Verlezung um Verzeihung gebeten habe, wofür der Apostel auch ihn segnete und Crispus erklärte, dies sei der Tag des Sieges. Als Vinicius von diesem Siege vernahm, ging ihm der Gedankenfaden völlig aus.

Doch als Lygia ihm nach einer Weile abermals einen fühlten Trunk reichte, hielt er ihre Hand für einen Augenblick fest und fragte: „Hast Du mir vergeben?“

„Wir sind Christen. Es ist uns nicht gestattet, Groß im Herzen zu tragen.“

„Lygia!“ sagte er hierauf, „wer auch immer Dein Gott sein mag, ich will ihm hundert Kinder opfern, nur weil er der Deine ist.“

Sie aber antwortete: „Du wirst ihn verehren, wenn Du ihn lieben gelernt haben wirst.“

„Nur darum, weil er der Deine ist,“ wiederholte Vinicius mit schwächerer Stimme.

Er schloß die Lider, von neuer Ohnmacht übermannt.

Lygia ging hinaus, kehrte jedoch bald wieder und beugte sich über ihn, um zu sehen, ob er schlafse. Vinicius fühlte ihre Nähe und öffnete lächelnd die Augen. Sie legte die Hand sanft auf seine Lider, um ihn zum Schlafen zu bringen. Ein wonniges Gefühl durchzuckte ihn; bald aber verschlimmerte sich sein Zustand. Die Nacht war gekommen und mit ihr ein heftiges Fieber. Schlaflos folgte er jeder Bewegung Lygias.

Zuweilen fiel er in eine Art Schlummer, wobei er alles sah und hörte, was vorging, worin aber Wirklichkeit mit Fieberträumen verschmolz. Es war ihm, als sehe er in einem alten verlassenen Friedhofe einen turmartigen Tempel stehen, dessen Priesterin Lygia war. Sie stand auf der Turmspitze, eine Laute in der Hand, von Licht umslossen, gleich den Priesterinnen, die nachts dem Monde zu Ehren Hymnen singen, wie er solche Priesterinnen im Morgenlande gesehen hatte. Er kletterte mit großer Mühe die gewundene Treppe empor, um Lygia fortzutragen. Hinter ihm kletterte Chilon, zähneklappernd vor Angst und beständig rufend: „Läß ab, Herr, sie ist eine Priesterin. Er wird Rache nehmen.“ Vinicius wußte nicht, wer dieser Er sei; fühlte jedoch, daß er einen Gottesraub begehen wollte und empfand furchtbare Angst. Und als er die Valustrade erreichte, die um die Turmspitze lief, stand auf einmal der Apostel mit dem Silberbarte an Lygias Seite und rief: „Erhebe Deine Hand nicht, sie gehört zu mir.“ Dann führte der Apostel Lygia hinweg auf einem Pfad, den Mondesstrahlen bildeten und der zum Himmel empor gerichtet schien. Vinicius aber streckte die Arme nach ihnen aus und bat sie, ihn mitzunehmen.

Hier erwachte er und blickte um sich. Die Lampe brannte trübe, warf aber genügend Licht auf die Gegenstände. Die Christen saßen am Feuer und wärmten sich, denn die Nacht war frostig und das Zimmer kalt. Vinicius sah den Atem dampfend aus ihrem Munde dringen. In der Mitte saß der Apostel; vor seinen Knien befand sich Lygia auf einem Schemel. Um sie herum waren Glaucus, Crispus und Miriam. Zu

äußerst saß auf der einen Seite Ursus, auf der anderen der Miriam Sohn Nazarius, ein hübscher Knabe mit dunklem, langem, über die Schultern herabfallendem Haar.

Lygias Blicke hingen an den Lippen des Apostels. Aller Antlitz war gegen diesen gewandt, während er leisen Tones etwas erzählte. Vinicius betrachtete Petrus mit beinahe abergläubischer Scheu, die nicht viel geringer war als seine Furcht vor ihm während des Traumes. Der Gedanke kam ihm, jener Traum könnte in Erfüllung gehen, dieser silberhaarige Mann, der vor kurzem von fernen Ländern hierher gekommen war, würde ihm Lygia wirklich entziehen, auf unbekannten Pfaden sie entführen. Er war überzeugt, der Greis spreche von ihm, erkläre vielleicht eben, wie er Lygia von ihm entfernen wolle. Es schien ihm unmöglich, daß jener von etwas anderem rede. Seine ganze Kraft sammelnd, begann er darum zu lauschen.

Er war gänzlich im Irrtum, der Apostel sprach von Christus.
„Sie leben nur in diesem Namen,“ dachte Vinicius.

Der Alte schilderte die Gefangennahme des Erlösers. „Es kam eine Rotte mit Dienern des Hohenpriesters, um ihn zu fangen. Auf die Frage des Heilandes: ‚Wen sucht Ihr?‘ antworteten sie: ‚Jesum von Nazareth.‘ Doch als er zu ihnen sprach: ‚Ich bin Jesus von Nazareth,‘ fielen sie zu Boden und wagten nicht Hand an ihn zu legen. Erst nach der zweiten Frage nahmen sie ihn gefangen.“

Hier hielt der Apostel inne, streckte die Hand aus gegen das Feuer und fuhr fort: „Die Nacht war kalt, gleich dieser, dennoch kochte mein Blut. Ich zog ein Schwert, um ihn zu schützen, und hieb einem Diener des Hohenpriesters ein Ohr ab. Ich würde den Meister bis aufs Blut verteidigt haben. Er aber sprach: ‚Stecke Dein Schwert in die Scheide. Soll ich den Kelch nicht trinken, den mein Vater mir gereicht hat?‘ Darauf ergriffen und banden sie ihn.“

Als Petrus bis hierher berichtet hatte, legte er die Hand vor die Augen und schwieg, wie um dem Ansturm seiner Erinnerungen Halt zu gebieten. Ursus jedoch konnte sich nicht beherrschen. Er sprang auf und schürte das Feuer, bis die Funken wie ein Goldregen stoben und die Flamme hoch aufschloß; dann setzte er sich wieder und sagte: „Sei es, wie es wolle, ich . . .“

Er sprach nicht weiter, denn Lygia hatte den Finger vor den Mund gelegt. Sein feuchtender Atem verriet den Sturm, der in ihm tobte. Er war jederzeit bereit, die Füße des Apostels zu küssen; jenen Angriff auf den Erlöser konnte er nicht ertragen. Hätte einer in seiner Gegenwart gegen den Heiland die Hand erhoben, wäre er in jener Nacht mit dabei gewesen, ha! — in Splitter wären die Söldner und Diener des Hohenpriesters geflogen. Thränen traten Ursus in die Augen. Sein innerer Kampf war schwer. Einerseits würde er den Erlöser verteidigt und Lygier zu Hilfe gerufen haben. Andererseits wäre er dadurch gegen den Heiland ungehorsam geworden und hätte die Erlösung der Menschheit verhindert. Das war es, was ihm Thränen in die Augen trieb. —

Nach einer Weile ließ Petrus die Hand von den Augen sinken und vollendete die Erzählung. Vinicius war in einen neuen halbwachen Fiebertraum gefallen. Was er darin hörte, war ein Gemisch von dem, was der Apostel die vorige Nacht im Ostranum von jenem Tage erzählt hatte, wo Christus am See Tiberias erschien, und was ihm seine Fieberträume vorauskelten. Er sah eine Wasserfläche. Darauf schwamm ein Fischerkahn, und im Kahn saßen Petrus und Lygia. Er, Vinicius, schwamm mit allen Kräften dem Kahn zu. Aber der Schmerz in seinem gebrochenen Arme verhinderte ihn, den Kahn einzuholen. Der Wind trieb Wellen in seine Augen; er begann zu sinken und rief verzweifelt um Hilfe. Lygia fiel daraufhin dem Apostel zu Füßen. Dieser wandte den Kahn und hielt ihm ein Ruder hin, das Vinicius ergriff. Mit ihrer Hilfe stieg er in den Kahn, und Lygia, ihn an der Hand ergreifend, sagte: „Komm, ich will Dich führen.“ Und sie führte ihn dem Lichte zu.

Vinicius erwachte wieder, doch der Traum ließ ihn sogleich nicht los, so daß er erst nach und nach zum Bewußtsein der Wirklichkeit gelangte. Lange glaubte er, noch auf dem Wasser zu sein, inmitten einer riesigen Menge, worin er, warum wußte er selber nicht, nach Petronius auszuschauen begann und erstaunt war, ihn nicht zu finden.

Der helle Schein des Kaminfeuers, an dem niemand mehr saß, erwachte ihn vollständig. Olivenholz verbrannte langsam unter der Asche. Pinienspäne, die offenbar kurz zuvor ins Feuer gelegt wurden, loderten empor in heller Flamme, in

deren Scheine Vinicius Lygia nicht weit von seinem Lager entfernt sitzend erblickte.

Ihr Anblick rührte ihn tief. Er erinnerte sich daran, daß sie die vorige Nacht im Ostranum zugebracht und den ganzen Tag hindurch sich seiner Pflege gewidmet hatte. Und jetzt, wo alle ruhten, blieb sie wach. Ihre gesenkten Lider und ihre ganze Haltung zeigten deutlich, wie ermüdet sie war. Vinicius konnte nicht unterscheiden, ob sie schlafte oder in Gedanken versunken sei. Er betrachtete ihr Profil, die im Schoß liegenden Hände, und in seinem heidnischen Geiste dämmerte die Erkenntnis auf, daß neben körperlicher, selbstbewußter Schönheit es noch eine andere, unverweltliche, reine, feusche Schönheit gebe, in der eine Seele ihren Wohnsitz habe.

Er brachte es nicht über sich, dies christliche Schönheit zu nennen; dennoch konnte er Lygia nicht ohne die Religion sich denken, die sie bekannte. Er sagte sich, wenn sie, nachdem alle zur Ruhe gegangen, allein bei ihm wachte, sie, die er verfolgt hatte, so konnte nur ihr Glaube sie dazu bewogen haben. Neue, ihm bisher fremde Empfindungen erwachten in seiner Seele, so daß er über sich erstaunte.

Sie schlug die Augen auf, sah, daß sein Blick auf ihr ruhte, und näherte sich seinem Lager. „Ich bin bei Dir.“

„Ich sah ihm Traume Deine Seele,“ erwiderte er.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte er wohl mit dem Gefühl der Schwäche, aber mit fühllem Kopfe und fieberfrei. Er glaubte, ein leises Gespräch habe ihn geweckt; als er aber um sich sah, fand er Lygia nicht. Ursus kniete vor dem Kamine, schaufelte die Asche zusammen und suchte nach glühenden Kohlen. Nachdem er einige gefunden, blies er sie an und zwar mit dem Blasebalge eines Grobschmiedes. Vinicius erinnerte sich, wie dieser Mann am vorhergegangenen Tage Kroton erwürgt hatte, prüfte mit der dem Liebhaber von Kampfspielen gewohnten Aufmerksamkeit seinen riesigen, cyklopenähnlichen Nacken, seine säulenstarken Glieder.

„Dank, Merkur, daß der mein Genick nicht gebrochen hat,“ dachte Vinicius. „Bei Pollux! Wenn alle Lygier dem gleichen,

so haben die Legionen an der Donau noch lange, schwere Arbeit!"
Dann rief er laut: „He, Sklave!"

Ursus drehte sich um und sagte lächelnd, fast freundlich:
„Gott schenke Dir einen guten Tag, Herr, und gute Gesundheit;
aber ich bin ein freier Mann, kein Sklave.“

Auf Vinicius, der Ursus über Lygias Heimat auszuforschen wollte, machte diese Eröffnung einen unangenehmen Eindruck; denn das Gespräch mit einem freien, wenn auch gewöhnlichen Manne war für einen Römer- und Patrizierstolz weniger abstoßend als die Unterhaltung mit einem Sklaven, dem weder das Gesetz noch die Gewohnheit Menschennatur zuerkannte.

„Dann gehörst Du nicht Aulus?“ fragte Vinicius.

„Nein, Herr; ich diene Lygia, wie ich ihrer Mutter diente aus freiem Willen.“

Dabei steckte er seinen Kopf wieder in den Kamin, um das Feuer anzublasen, auf das er Holz gelegt hatte. Nach einer kurzen Pause sprach er: „Bei uns giebt es keine Sklaven!“

„Wo ist Lygia?“ erkundigte sich Vinicius.

„Sie ist ausgegangen, und ich bin dageblieben, um für Dich zu kochen. Sie wachte die ganze Nacht bei Dir.“

„Warum hast Du sie nicht abgelöst?“

„Weil sie es nicht wünschte, und ich nur zu gehorchen habe.“ Sein Auge nahm jetzt einen düsteren Ausdruck an, und nach einer Pause sagte er: „Wenn ich ihr nicht gehorcht hätte, wärest Du nicht mehr am Leben.“

„Ist es Dir leid, daß Du mich nicht getötet hast?“

„Nein, Herr! Christus hat uns befohlen, nicht zu töten.“

„Aber Atacinus und Kroton?“

„Da konnte ich nicht anders,“ murmelte Ursus. Und mit traurigem Blick betrachtete er seine Hände, die heidnisch geblieben waren, wenn auch das Herz dem Kreuze sich zugewendet hatte. Dann hängte er einen Topf über das Feuer und sah nachdenklich in die Flammen.

„Und es war Deine Schuld, Herr,“ sagte er zuletzt.
„Warum erhobst Du Deine Hand gegen eine Königstochter?“

Da aber wallte der Stolz in Vinicius auf, daß ein gemeiner Mann und ein Barbar dazu nicht allein es wage, vertraulich mit ihm zu reden, sondern auch ihn zu tadeln. Zu den unwahrscheinlichen und ungewöhnlichen Dingen von gestern kam heute noch dies. Weil er aber kraftlos und ohne Sklaven

war, beherrschte sich Vinicius, da der Wunsch obfielte, von Lygias Leben etwas zu wissen. Nachdem er bereits ruhiger geworden war, erkundigte er sich nach dem Kriege der Lygier gegen Vannius und die Sueven. Ursus ließ sich gern in ein Gespräch ein, wenn er auch dem, was Aulus Plautius seiner Zeit erzählt hatte, nicht viel Neues beizufügen wußte. Er war nicht in der Schlacht gewesen, sondern hatte die Geiseln in das Lager des Atelius Hister begleitet.

Er wußte nur, daß die Lygier die Sueven*) und Jazygen geschlagen hatten, ihr König und Führer aber, getroffen von den Pfeilen der letzteren, gefallen war. Unmittelbar danach erhielten sie Nachricht, die Semnonen**) hätten alle Wälder an den Grenzen ihres Landes in Brand gesteckt, weshalb sie eiligst zurückkehrten, um das geschehene Unrecht zu rächen; die Geiseln blieben bei Atelius, der ihnen anfangs königliche Ehren erweisen ließ. Lygia Mutter starb. Der römische Befehlshaber wußte nicht, was mit dem Kinde anfangen. Ursus wäre gern mit Lygia in die Heimat geflohen; doch die Strafen waren durch wilde Tiere und wilde Stämme unsicher gemacht. Dann traf die Nachricht ein, daß lygische Abgesandte Pomponius besucht und ihm ihre Hilfe gegen die Markomannen***) angeboten hätten; und nun schickte Hister Ursus und Lygia dem Pomponius zu. Als sie aber bei ihm angekommen waren, erfuhrn sie, daß keine Gesandten dagewesen seien und blieben in seinem Lager; Pomponius nahm sie mit nach Rom, und nachdem er dort seinen Einzug gehalten, übergab er seiner Schwester Pomponia Graecina die lygische Königstochter.

Obwohl Vinicius aus dieser Erzählung nur sehr wenig Neues erfuhr, hörte er sie doch mit Vergnügen; es schmeichelte seinem großen Familienstolze, daß Lygia königliche Abkunft durch einen erprobten Diener ihres Hauses bestätigt sei. Als Tochter eines Königs konnte sie am Hofe des Cäsar dieselbe Stellung einnehmen, wie die Tochter des ersten römischen Patrizier, um so mehr, als die Nation, deren Herrscher ihr Vater gewesen war, bisher mit Rom nicht im Kriege gelegen

*) Wohnten im heutigen Böhmen und Mähren; die Jazygen 100 v. Chr. bis 172 nach Chr. zwischen Theiß und Donau.

**) Zwischen Elbe und Oder im heutigen Brandenburg.

***) Wohnten in der Zeit, in der unsere Geschichte sich abspielt, im heutigen Böhmen und waren eine Völkerschaft der Sueven.

hatte. Gefährlich konnten die Lygier, obgleich nur Barbaren, den Römern allerdings werden; denn nach den Berichten des Atelius Hister besaßen sie eine bedeutende Kriegsmacht. Das bestätigte denn auch Ursus.

„Wir leben in den Wäldern,“ antwortete er Vinicius, „haben aber so viel Land, daß niemand dessen Grenzen kennt, und ein zahlreiches Volk bewohnt dasselbe. Wir haben aus Holz gebaute Städte, in denen Überfluß herrscht; denn was unsere wilden Nachbarn, die Semnonen, Markomannen, Vandale und Quaden, in der weiten Welt plündern, das nehmen wir ihnen wieder ab. Sie wagen es nicht, bei uns einzufallen, bei günstigem Winde jedoch legen sie unsere Wälder in Asche. Trotzdem fürchten wir weder sie noch den römischen Kaiser.“

„Die Götter verliehen den Römern die Oberherrschaft über die Erde,“ sagte Vinicius streng.

„Die Götter sind böse Geister,“ erwiederte Ursus einfach, „und wo keine Römer sind, da giebt es auch keine Oberherrschaft.“ Dabei betrachtete er das Feuer und sprach wie zu sich selber: „Als der Cäsar Lygia zum Palaste rief, und ich meinte, es könnte ihr ein Leid widerfahren, da fühlte ich das Bedürfnis, nach dem Walde zu gehen und die Lygier zu holen, damit sie ihrer Königstochter zu Hilfe kämen. Und die Lygier würden nach der Donau gezogen sein; denn sie sind tugendhaft, wenn auch Heiden. Dort hätte ich ihnen die frohe Kunde gebracht. Aber wenn je Lygia zu Pomponia Graecina zurückkehrt, will ich mich vor ihr niederwerfen und sie um Erlaubnis bitten, zu meinen Stammesgenossen zurückzukehren zu dürfen. Christus wurde so fern von ihnen geboren; wäre er in unseren Wäldern zur Welt gekommen, wir hätten ihn nicht zu Tode gemartert, das ist gewiß. Wir hätten das Christuskind bewacht, es ihm nie an Zeitvertreib, Schwämmen, Biberhäuten, Ambra fehlen lassen. Was wir bei den Markomannen und Sueven geraubt, hätten wir ihm gegeben, damit es in Reichtum und Bequemlichkeit lebe.“

Während dieses Selbstgespräches stellte er die Speise des Vinicius ans Feuer und schwieg dann. Seine Gedanken waren offenbar in weiter Ferne, in der lydischen Wildnis und blieben dort, bis die Flüssigkeit zu sieden anfing; nun goß er sie in ein flaches Gefäß, ließ sie sorgfältig sich abkühlen und sagte dann: „Glaucus rät Dir, auch Deinen gesunden Arm so wenig

als möglich zu bewegen, und Lygia hat mir deshalb befohlen, Dir die Nahrung zu reichen.“

Lygia befohlen! Darauf gab es keine Einwendung. Es kam Vinicius nicht in den Sinn, sich ihrem Willen zu widersetzen. Er sprach darum kein Wort, und Ursus, der sich an dem Krankenbette niedergelassen hatte, goß das Getränk in eine kleine Schale aus und setzte sie an den Mund des Vinicius. Er that dies mit großer Behutsamkeit und so wohlwollendem Lächeln, daß Vinicius kaum seinen Augen traute, in ihm den schrecklichen Titanen nicht mehr erkannte, der am Tage zuvor Kroton erwürgt, auch ihn gleich einem Orkan erfaßt und ohne Lygias Einspruch sicher auch in Stücke zerrissen hätte. Zum ersten Male grübelte der junge Patrizier darüber nach, was in der Brust eines einfachen Mannes, eines Barbaren, eines Dieners für Empfindungen wohnen könnten.

Aber Ursus erwies sich als ebenso ungeschickt wie mühselige Wärterin. Die Schale verschwand so vollständig zwischen den herkulischen Fingern, daß der kalte Mann nicht wußte, wohin er seinen Mund setzen sollte. Nach einigen ungeschickten Versuchen wurde Ursus ganz verlegen und sagte: „Ei, es würde leichter sein, einen Auerochsen aus seiner Schlinge zu befreien!“

Die Fürsorge des Lygius unterhielt Vinicius, aber dessen letzte Bemerkung interessierte ihn nicht weniger. Er hatte im Cirkus den schrecklichen Ur aus der Wildnis des Nordens gesehen, dem selbst die kühnsten bestiarii nur mit Beben entgegentrat.

„Hast Du je versucht, diese Tiere an den Hörnern zu packen?“ fragte Vinicius erstaunt.

„Während der ersten zwanzig Winter meines Lebens fürchtete ich mich, dann aber kam es nicht mehr vor.“

Und er bediente Vinicius noch ungeschickter als zuvor.

„Ich muß Miriam oder Nazarius darum bitten,“ sagte er endlich.

Aber jetzt erschien Lygias zartes Angesicht hinter dem Vorhang. „Ich will sofort helfen,“ sprach sie.

Nach einer kleinen Weile kam sie aus dem Cubiculum, wo sie offenbar Vorbereitungen für die Ruhe getroffen; denn sie trug eine einfache, bis zum Halse geschlossene Tunika, von den Alten Capitium genannt, und gelöstes Haar. Vinicius, dessen Herz bei ihrem Anblitte rascher schlug, wollte nicht, daß sie sich des Schlafes beraubte; aber sie sprach freudig: „Wohl

habe ich mich eben angeschickt, zur Ruhe zu gehen, zuerst jedoch will ich die Stelle des Ursus versehen.“

Sie nahm die Schale und überreichte die Flüssigkeit dem gerührten und entzückten Vinicius. Er erblaßte, so gewaltig war seine innere Bewegung; in dieser Verwirrung wurde ihm auch klar, daß es für ihn ein über alles teures und preiswürdiges Haupt gebe, dem gegenüber die ganze Welt wertlos sei. Zuerst hatte er sie nur begehrkt, jetzt fing er an, sie aus tiefstem Herzen zu lieben; zuerst war er, wie alle seine Zeitgenossen, im Leben und Fühlen ein blinder, absoluter Egoist gewesen, der nur an sich selber gedacht hatte, jetzt dachte er auch an ein anderes Wesen.

Deshalb bat er sie bald, sich nicht länger seinetwegen zu bemühen, und obgleich er ein unnennbares Glück in ihrer Gegenwart empfand, sagte er doch: „Genug! Gehe zur Ruhe, meine Gottheit!“

„Rede nicht in solchen Worten zu mir,“ entgegnete Lygia, „es schickt sich nicht für mich, solches zu hören.“

Der Ausdruck ihres Gesichtes blieb jedoch freundlich, und sie sagte, daß der Schlaf sie geslossen, sie auch keine Beschwerde fühle und nicht zur Ruhe gehen wolle, bis Glaucus käme. Er lauschte ihren Worten, als wären sie Musik; sein Herz füllte sich mit steigendem Entzücken, wachsender Dankbarkeit, und er war mit sich im Streite, ob er sie ihr nicht bezeigen solle.

„Lygia,“ sagte er nach einem Augenblick des Schweigens, „ich habe Dich bisher nicht gekannt. Jetzt aber weiß ich, daß ich Dich auf falschem Wege zu erlangen suchte; darum sage ich: Kehre zurück zu Pomponia Graecina und sei versichert, daß sich in Zukunft meine Hand nicht gegen Dich erheben soll.“

Ihr Antlitz nahm plötzlich einen traurigen Ausdruck an. „Ich wäre glücklich, könnte ich Pomponia auch nur aus der Ferne sehen; aber jetzt darf ich nicht zu ihr zurückkehren.“

„Weshalb nicht?“ fragte Vinicius erstaunt.

„Wir Christen wissen durch Acte, was auf dem Palatin vorgegangen ist. Hast Du nicht gehört, daß der Cäsar bald nach meiner Flucht, noch vor seiner Abreise nach Neapel, Aulus und Pomponia vor sich beschied und ihnen, weil er meinte, sie hätten mir zur Flucht verholfen, mit seinem Zorne drohte? Glücklicherweise konnte Aulus ihm sagen: „Du weißt, Gebieter, daß nie eine Lüge über meine Lippen gekommen ist; ich schwör Dir

jetzt, daß wir ihr nicht zur Flucht verholzen haben, und daß wir so wenig wissen als Du, was ihr begegnet ist.“ Der Cäsar glaubte ihm und vergaß die Sache. Auf den Rat der Ältesten habe ich auch Pomponia nie geschrieben, wo ich bin, so daß sie jederzeit ruhig beeiden kann, sie wisse nichts von mir. Du wirst dies nicht verstehen, Vinicius; aber es ist nicht erlaubt, zu lügen, selbst dann nicht, wenn es sich um ein Leben handelt. Dies ist die Religion, nach der wir unsere Herzen bilden; darum habe ich Pomponia nicht wieder gesehen, seitdem ich ihr Haus verlassen. Zuweilen nur gelangt die Nachricht zu ihr, daß ich noch am Leben und außer Gefahr sei.“ Sehnsucht ergriff Lygia bei diesen Worten, und ihre Augen wurden feucht, aber sie fand rasch die Ruhe wieder und sagte: „Ich weiß, daß Pomponia ebenfalls nach mir verlangt; aber wir besitzen auch Tröstungen, die andere nicht haben.“

„Ja,“ antwortete Vinicius, „Christus ist Euer Trost, doch ich verstehe das nicht.“

„Sieh auf uns! Für uns giebt es keine Trennung, keinen Schmerz, kein Leiden; treten sie aber an uns heran, so verwandeln sie sich in Freude. Und der Tod selbst, der für Euch das Ende des Lebens bedeutet, ist für uns dessen Anfang — der Austausch eines niedrigeren gegen ein höheres, eines unbeständigen gegen ein dauerndes, ewiges Glück. Sieh, was für ein kostbarer Schatz eine Religion ist, die uns Liebe selbst für die Feinde auferlegt, die uns Falschheit verbietet, die Seele vom Hasse reinigt und unendliche Glückseligkeit nach dem Tode verspricht.“

„Ich hörte diese Lehren im Ostranium und erfuhr sie darin, wie Ihr gegen mich und Chilon gehandelt; Eure Thaten erscheinen mir wie ein Traum, und ich glaube, meinen Augen und Ohren nicht trauen zu sollen. Aber beantworte mir eine Frage: Bist Du glücklich?“

„Ich bin es,“ antwortete Lygia. „Wer Christus kennt, kann nicht unglücklich sein.“

Vinicius betrachtete sie mit einem Ausdrucke, als wollte er sagen: das, was Du eben gesagt, übersteigt jede menschliche Fassungskraft.

„Und wünschest Du nicht zu Pomponia zurückzukehren?“

„Von ganzer Seele wünsche ich es, und es wird geschehen, wenn es Gottes Wille ist.“

„Ich sage Dir darum: Kehre zurück! Und ich schwöre bei meinen Ahnen, daß ich keine Hand gegen Dich erheben werde.“

Lygia dachte einen Augenblick nach und sagte: „Nein, ich darf die mir Nahestehenden keiner Gefahr aussetzen. Der Cäsar ist dem Hause des Plautius nicht gewogen. Kehrte ich zurück, so würde dies in einer Stadt, wo bekanntlich die Sklaven jede Neuigkeit verbreiten, sofort zum Tagesgespräch werden. Auch zu Neros Ohren käme die Neuigkeit. Aulus und Pomponia würden bestraft — die geringste Strafe wäre wohl die, daß man mich ihnen ein zweites Mal entrisse.“

„Das ist richtig,“ erwiderte Vinicius stirnrunzelnd, „das wäre möglich. Nero würde so handeln, einzig um zu zeigen, daß sein Wille zu geschehen habe. Es ist wahr, daß er Dich nur vergessen hat, weil eben nicht er, sondern ich einen Verlust erlitt. Doch vielleicht würde er Dich Aulus und Pomponia nur wegnehmen, um Dich mir zu übergeben, und ich würde Dich zu Aulus zurückführen.“

„Vinicius, wolltest Du mich noch einmal auf dem Palatin sehen?“ fragte Lygia.

„Nein! Du hast recht! Ich redete wie ein Thor! Nein!“

Und vor seinem Geiste öffnete sich ein Abgrund. Er war Patrizier, ein Militärtribun, ein mächtiger Mann; aber über allen Persönlichkeiten der Welt, der er angehörte, stand ein Wahnsinniger, und was dessen Laune und Bosheit fordern mochten, konnte unmöglich vorgesehen werden. Nur Leuten wie den Christen war es möglich, weder mit Nero rechnen, noch ihn fürchten zu müssen. Zum ersten Male wurde es Vinicius klar, daß entweder die Welt verändert, ja umgestaltet werden müsse, oder das Leben zur Unmöglichkeit würde. Mehr aber als alles dieses beschäftigte ihn der Kummer darüber, daß er es war, der sein eigenes und Lygias Leben so verwirrt hatte, daß sich aus diesem Wirrwarr kaum ein Ausweg bot.

Völlig niedergebeugt von diesem Kummer, begann er wieder: „Weißt Du, o Lygia, daß Du glücklicher bist als ich? Wohl lebst Du in Armut, in diesem engen Raum, unter einfachen Leuten, allein Du hast Deinen Glauben und Deinen Christus. Ich aber habe nur Dich, und als ich Dich verloren hatte, da war ich dem Verschmachten nahe und kam mir vor wie ein Bettler ohne Obdach und ohne Nahrung. Mich floh der Schlaf, Speise und Trank widerten mich an. Nur die Hoffnung, Dich

wiederzufinden, hielt mich aufrecht. Denkst Du noch daran, als Du mir einen Fisch in den Sand zeichnetest, und ich vermochte nicht das Zeichen zu deuten? Weißt Du noch, als wir Ball spielten? Schon damals liebte ich Dich, und Du errietest damals meine Liebe . . . Gesegnet sei Dein Vater, Deine Mutter, das Land, das Dich erzeugt! Deine Füße möchte ich umfangen und zu Dir beten, ich möchte Dich verehren, Dir Opfer bringen, Du dreimal Göttliche! Du weißt es nicht und kannst es auch nicht wissen, wie sehr ich Dich liebe."

Bei diesen Worten preßte er die Hand an seine Stirn und schloß die Augen. Seine leidenschaftliche Natur kannte keine Mäßigung, weder im Haß noch in der Liebe. Er sprach mit der Begeisterung eines Mannes, der, keine Selbstbeherrschung kennend, weder Worte noch Gefühle abwägen kann, aber er sprach aufrichtig aus der Tiefe seines Herzens. Es war unverkennbar, daß Schmerz, Entzücken, Verlangen, Ehrfurcht, die sich in seiner Brust angehämmelt, in unaufhaltsamem Wortstrome sich nun Bahn gebrochen hatten. Lygia klangen diese Worte gotteslästerlich; und doch begann ihr Herz so mächtig zu schlagen, daß ihr die Tunika enge zu werden schien. Sie konnte sich des Mitleids mit ihm und seinen Leidern nicht erwehren. Die Ehrfurcht, mit der er zu ihr sprach, rührte sie. Sie fühlte sich geliebt, vergöttert, fühlte, daß dieser unbiegsame und gefährliche Mann jetzt mit Leib und Seele ihr gehöre wie ein Sklave. All das, was sie durch ihn erlitten hatte, schwand aus ihrem Gedächtnis. Wie er so vor ihr lag, verwundet, kraftlos trotz seiner Stärke, voll Demut, voll Verehrung zu ihr aufblickend, da sah sie in ihm die Verkörperung alles dessen, was sie in ihren Träumen je ersehnt, und ihre Seele flog ihm zu, er ward ihr teurer als je zuvor.

Mit einem Male wußte sie, daß ein Augenblick kommen könne, in dem seine Liebe sie umgarnen und gleich einem Wirbelwinde sie davontragen könnte, und wieder überfam sie das Gefühl, als stehe sie am Rande eines Abgrundes. Hatte sie darum das Haus des Aulus verlassen? Sich darum durch die Flucht gereitet? Darum sich in einem verachteten Stadtteil verborgen? Wer war denn dieser Vinicius? Ein Anhänger des Augustus, ein Soldat, ein Höfling Neros. Und was schlimm war, er teilte die Zügellosigkeit des Hofes, die wahnsinnigen Ausschreitungen des Kaisers. Jenes Fest, das

sie nie vergessen konnte, hatte es gezeigt. Er, der ihr noch kindliches Herz aus dem Schlummer gerissen hatte, ging mit anderen zu den Tempeln, opferte verabscheuwürdigen Göttern, denen er, obwohl er selber nicht an sie glaubte, öffentliche Ehren erwies. — Wohl schien eine Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein, allein hatte er ihr nicht gesagt, er werde Christus hassen, wenn sie mehr an Christus als an ihn denke? durfte sie dann den jungen Römer lieben? so fragte sich Lygia. Beging sie denn keine Sünde gegen den Erlöser, gegen seine heilige Lehre, wenn sie ihr Herz dem Vinicius schenkte?

Lygia ging voll innerer Sorge und Angst hinweg. Bisher hatte sie in ihren Gebeten Gott ein ruhiges, wahrhaft reines Herz, rein wie eine Thräne, entgegengebracht. Diese Ruhe war jetzt dahin. In den Kelch der Blume war ein giftig Insekt gedrungen und bewegte sich dort. Selbst der Schlaf konnte ihr keine Hilfe bringen, trotzdem sie die beiden letzten Nächte kein Auge geschlossen hatte. Ihre Träume versetzten sie nach dem Ostranum, wo Nero an der Spitze einer Schar von Anhängern, Bacchantinnen, Corybanten und Gladiatoren mit seinem rosenbekränzten Wagen über eine Menge von Christen hinwegfuhr; Vinicius ergriff sie am Arm, riss sie an die Quadriga, preßte sie an seine Brust und flüsterte ihr zu: „Komm mit uns!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Als Vinicius kräftiger wurde, zeigte sich Lygia seltener an seinem Krankenlager. Eine gewisse Unruhe kam über sie. Wenn sie sah, wie die Blicke des Kranken flehend an ihren Zügen hingen, wenn sie sah, wie er auf ein Wort aus ihrem Munde wartete, wie auf die Erlösung, dann erfüllte tiefes Mitleid ihr Herz. Je mehr sie ihn mied, desto inniger dauerte er sie, desto wärmer wurden die Empfindungen, die sich in ihr für ihn regten. Mit jedem Tage nahm die Verworrenheit zu, die ihr Herz, das so rein wie eine Thräne war, umspinnen hielt. Sie mußte sich aber auch eingestehen, daß ihr sein Anblick mit jedem Tage notwendiger wurde, daß ihr seine Stimme immer teurer wurde, und daß es sie Überwindung kostete, ihm fern zu bleiben. Eines Tages gewährte sie Thränen Spuren an

seinen Wimpern, und die Lust kam sie an, sie mit ihren Küszen zu trocknen. Über sich selbst erschrocken, und von Selbstverachtung erfüllt, brachte sie die folgende Nacht schlaflos zu.

Doch je mehr sich Lygia sagte, daß es für ihn keine Rettung mehr gebe, desto teurer wurde er ihr, desto inniger bemitleidete sie ihn. Gar häufig empfand sie den Wunsch, über sein zukünftiges Leben zu sprechen, und als sie eines Tages an seinem Lager saß, da fing sie wieder an davon zu sprechen, wie nur der christliche Glaube wahres Glück verleihen könne. Vinicius aber, der mit der Zeit kräftiger geworden war, richtete sich auf seinem gesunden Arm empor und legte plötzlich sein Haupt auf ihre Knie.

„Du bist das Glück und das Leben!“ rief er. Da versagte ihr der Atem, und ein Wonnenschauer durchrieselte sie. Sie neigte sich über ihn, so daß ihre Lippen sein Haar berührten, und so verweilten sie eine Weile glückselig in der Liebe verunken, die eines zu dem andern drängte.

Endlich raffte sich Lygia auf und eilte davon. Ihre Pulse flogen, ihr Kopf schwindelte. Dieser Vorgang war der letzte Tropfen, der den schäumenden Kelch zum Überfließen brachte. Vinicius ahnte nicht, wie teuer er diesen süßen Augenblick werde bezahlen müssen. Nach einer im heißen Gebete, in glühenden Thränen verbrachten Nacht rief Lygia Crispus in die ephediumranke Laube und enthüllte ihm dort ihren Seelenzustand. Flehentlich bat sie, man möge ihr erlauben, Miriams Haus zu verlassen, da sie sich selber nicht mehr traue, und die Liebe zu Vinicius nicht mehr aus dem Herzen reißen könne.

Trotz der Aufforderung des Vinicius, Lygia möge jetzt in das Haus des Aulus zurückkehren, wagte sie nicht mehr, dies zu thun.

So blieben nur Ursus und die Ältesten der Gemeinde ihre einzigen leiblichen Beschützer und geistigen Berater.

Crispus, ein alter, strenger Mann, der fortwährend in eine fromme Ekstase versenkt war, widersezte sich dem Plane Lygias, Miriams Haus zu verlassen. Er fand nicht allein keine Worte der Vergebung für diese Liebe, die ihm sündhaft schien, sein Herz schwoll vor Entrüstung bei dem bloßen Gedanken, Lygia, die reine Lilie, hege eine irdische Liebe. Dem Erlöser hatte er sie darbringen wollen, als eine reine Perle,

als ein Kleinod, das kostliche Werk der eigenen Hände des Schöpfers; das Scheitern dieses Vorhabens erfüllte ihn daher mit Kummer und Bitterkeit.

„Gehe hin und siehe zu Gott, daß er Dir Deine Schuld verzeihe,“ sagte er düster. „Fliehe, so lange der böse Geist Dich nicht gänzlich zu Fall gebracht hat! Gott starb für Dich am Kreuze und Du öffnest Dein Herz der Lust und hast einen Sohn der Finsternis lieb gewonnen. Möge Dir Gott verzeihen, aber ich, der ich Dich für eine Auserwählte hielt . . .“

Er hielt inne, denn er gewahrte, daß sie nicht mehr allein waren. Zwei Männer hatten sich der Laube genähert, deren einer der Apostel Petrus war.

Der Gefährte des Apostels warf nun den Mantel zurück, so daß sein kahlköpfiges Haupt sichtbar wurde. Crispus betrachtete aufmerksam das hagere Gesicht des Mannes, die geröteten Augenlider, die gebogene Nase, die unschönen und doch so geistvollen Züge, und er zweifelte nicht mehr, daß er Paulus von Tarsos vor sich habe.

Lygia war in die Knie gesunken. Sie schmiegte ihr gequältes Köpfchen in die Mantelfalten des Apostels und weinte schweigend.

Petrus jedoch sagte: „Der Friede sei mit Euch.“

Und als er das Kind zu seinen Füßen liegen sah, fragte er, was geschehen sei. Crispus erzählte nun alles, was Lygia ihm offenbart hatte, er sprach von ihrem Wunsche, Miriams Haus zu verlassen und von dem eigenen Kummer darüber, daß diese junge Seele, die er gehofft hatte, rein wie eine Thräne zu erhalten, in irdischer Liebe zu einem sündhaften Manne entbrannt sei. Denn Vintcius nehme stets teil an den Verbrechen, den lasciven Vergnügungen des kaiserlichen Hofes.

„Crispus,“ sagte der große Apostel, „weißt Du nicht, daß unser geliebter Meister auf der Hochzeit zu Cana war und die Liebe zwischen Mann und Weib segnete?“

Crispus ließ die Hände sinken, keiner Erwiderung fähig. Lygia aber schmiegte sich schluchzend noch dichter an Petrus; sie fühlte, daß sie hier nicht umsonst Zuflucht gesucht habe.

Da hob Petrus ihr thränenüberströmtes Antlitz zu sich empor und sprach: „Meide ihn, so lange sein Auge sich der Wahrheit verschließt, daß er Dich nicht auf Abwege führe, aber bete für ihn, und wisse, daß Deine Liebe keine Sünde ist. Und

gräme Dich nicht, denn ich sage Dir, die Gnade des Erlösers hat Dich nicht verlassen, und Tage der Freude werden noch für Dich kommen!" Dann legte er beide Hände auf ihr gesenktes Haupt und segnete sie.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Petronius an Vinicius:

„Habe Erbarmen, carissime, und ahne in Deinen Briefen weder die Lacedämonier noch Julius Cäsar nach. Wenn Du wenigstens schreiben würdest: *veni, vidi, vici!**) verstände ich den Lakonismus. Dein Brief bedeutet aber nichts als: *veni, vidi, fugi;***) da sich ein solches Ende Deines Unternehmens mit Deiner Natur nicht vereinigen läßt, muß ich noch Näheres darüber erfahren. Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu können, als ich las, jener Lygier habe Kroton so leicht in die Unterwelt befördert, wie ein kaledonischer Hund einen Wolf in den Schluchten von Hibernia erwürgt. Dieser Mensch ist wert, mit Gold aufgewogen zu werden, und wenn er es versteht, kann er leicht ein Günstling des Kaisers werden. Sobald ich nach der Stadt zurückkehre, lasse ich mir eine Bronzestatue nach ihm machen. Wahrhaft athletische Gestalten werden immer seltener in Italien sowohl als auch in Griechenland. Die Orientalen kann man gar nicht rechnen und die Germanen sind wohl groß gewachsen, allein ihre Muskeln sind zu sehr mit Fett bedeckt. Bemühe Dich zu erfahren, ob es in der Heimat des Lygius noch mehr solcher Riesen giebt; denn sollte es Dich oder mich einmal treffen, öffentliche Spiele geben zu müssen, so wäre es gut, wenn wir wüßten, wo die geeigneten Athleten zu finden sind.

Doch gepriesen seien die Götter des Morgen- und Abendlandes, daß Du noch lebend aus solchen Händen entkamst. — Jene Grabstätte, die Behandlung durch die Christen, Lygias abermalige Flucht, alles setzt mich in Erstaunen; ich verstehe weder die Christen, noch Dich, noch Lygia. — Die Pläne, die

*) Kam, sah und siegte, schrieb Julius Cäsar nach dem Siege bei Zela an den römischen Senat.

**) Kam, sah und floh.

im Kopfe des Feuerbart entstehen, sind so veränderlich wie die Herbstwinde. Da wir augenblicklich in Beneventum weilen, hegt er den lebhaften Wunsch, direkt nach Griechenland zu gehen. Tigellinus rät ihm indessen, wenigstens auf kurze Zeit seinen Aufenthalt in Rom zu nehmen, um das Volk, das sich nach ihm unendlich sehne (es sehnt sich aber nach Belustigungen und Brot), von einer Empörung abzuhalten. Für Dich wäre es gut, wenn Du Dich uns anschließen wolltest, um etwas Zerstreuung zu haben. Schreibe bald ausführlich — und lebe wohl."

Vinicio empfand anfänglich nicht die geringste Lust, auf diesen Brief zu antworten. Nachdem er aus dem jenseits des Tiber gelegenen Hause nach der Carinae in seine prächtige „insula“ zurückgekehrt war, fühlte er sich vollständig erschöpft und empfand in den ersten Tagen ein gewisses Behagen über seine schöne Umgebung. Dies währte indessen nicht lange. Alles, was ihm bisher das Leben angenehm gemacht hatte, beachtete er kaum mehr, es verlor jedes Interesse für ihn.

Die fortwährende Einsamkeit wurde ihm mit der Zeit unerträglich. Alle die, mit denen er sonst verkehrte, befanden sich mit Nero in Beneventum. So saß er allein in seinem großen Hause, den Kopf voll schwerer Gedanken, das Herz voll Empfindungen, über die er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Um sich etwas zu zerstreuen, beschloß er dennoch an Petronius zu schreiben.

„Du willst, daß ich ausführlich schreibe, doch weiß ich nicht, ob ich dies bei meinem Zustande werde thun können. Du weißt von meinem Aufenthalt bei den Christen, von dem neuen Verschwinden Lygias. Es sind das Menschen, wie sie die Welt bisher noch nicht gesehen hat, und ihre Lehre ist bis jetzt noch nicht gelehrt worden. Etwas anderes vermag ich Dir nicht zu sagen. Glaube mir, wenn ich mit meinem zerschmetterten Arme in meinem eigenen Hause gelegen hätte, so hätte ich wohl größere Bequemlichkeit gehabt, aber kaum so sorgfältige Pflege, meine Schwester, mein Weib hätte mich kaum zärtlicher pflegen können, als es Lygia that. Wenn auch die Christen ihre Mitmenschen lieben, stehen sie doch unserm Leben, unsern Göttern und . . . unsern Missethaten feindlich gegenüber. Lygia floh daher vor mir, da ich zu der sündigen Welt gehöre.“

Bon ihrer heimlichen Entfernung schrieb ich Dir schon. Sie ließ mir jedoch ein Kreuz zurück, das sie aus Buchsbaumzweigen zusammengebunden hatte. Beim Erwachen fand ich es neben mir auf meinem Lager. Jetzt ist es in dem Lararium,^{*)} und so oft ich mich ihm näherte, überkommte mich eine solche Ehrfurcht, eine solche Scheu, als ob ich vor etwas Göttlichem stünde.

Ich sage Dir, nichts widerstrebt meiner Natur so sehr als diese Lehre, und doch erkenne ich mich nicht mehr, seit meiner ersten Begegnung mit Lygia, ja schon seit dem Tage, an dem sie jenes geheimnisvolle Fischzeichen in den Sand machte. Ist dies Zauberei, ist dies Liebe? Circe verwandelte durch ihre Berührung die Körper der Menschen, mir aber wurde die Seele verwandelt durch Lygia und ihre wunderbare Lehre. —

Als ich von den Christen in mein Haus zurückkehrte, erwartete man mich gar nicht; man glaubte mich in Beneventum. Die größte Unordnung herrschte. Nicht ein Sklave war nüchtern, und die meisten Sklavinnen waren betrunken, sie feierten ein ausgelassenes Fest im Triclinium. Den Tod hätten sie eher erwartet als mich. Du weißt, daß ich mit fester Hand die Zügel meines Hauses führe; sie warfen sich bis auf den letzten auf die Knie. Im ersten Augenblick wollte ich nach Ruten und glühenden Eisen rufen, allein eine tiefe Scham ergriff mich gleich darauf und ein tiefes Mitleid mit diesen bedauernswerten Menschen; es sind noch alte Sklaven darunter, die noch mein Großvater in den Zeiten unter Augustus vom Rheine brachte. Ich verzich auf meinen Sklaven und desto williger sind sie jetzt. Paulus von Tarsos sagte mir nämlich an dem Tage, als ich die Christen verließ: „Die Liebe ist ein festeres Band als die Strenge.“

Ich kam zu der Überzeugung, ich vermöchte Lygia niemals so sehr zu lieben, wie ich sie liebe, wenn sie wie Nigidia, wie Poppaea, wie Crispinilla oder wie unsere anderen Geschiedenen wäre, wenn sie unkeusch, so unbarmherzig und so leichtfertig wie diese wäre. Doch weil ich das alles in ihr liebe, was sie von mir trennt, wirst Du begreifen, in welchem Chaos ich mich befinden, in welcher Finsternis ich lebe, wie schwer es mir wird, den richtigen Weg zu finden. Die Hoffnung, Lygia nochmals wiederzusehen, hält mich aufrecht. Ein Zusammensein mit

^{*)} Raum für die schützenden Hausgötter, „lares domestici.“ Sueton.

Augustianern wäre mir jetzt unerträglich, und der einzige Trost in meinem Schmerze und in meinem Kummer ist mir der Gedanke, daß ich Lygia nahe bin, daß ich durch den Arzt Glaucus, der mir seinen Besuch zugesagt hat, und durch Paulus von Tarsos von Zeit zu Zeit hören werde. Ich würde Rom nicht verlassen, selbst wenn mir die Herrschaft über Ägypten angeboten werden sollte. Zum Schlusse wisse noch, daß ich dem Bildhauer befahl, für Gulo ein Grabmal zu machen. Ich weiß nicht weshalb, aber so oft ich jetzt an ihn denke, empfinde ich Reue und mache mir Vorwürfe. Du wirst wohl über mich staunen, aber ich schreibe die Wahrheit. Lebe wohl!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Vinicio erhielt keine Antwort. Petronius schrieb nicht, da er voraussetzte, der Kaiser werde bald die Rückkehr nach Rom befehlen. Thatsächlich verbreitete sich auch dieses Gerücht in der Stadt und erregte unter dem Volke, das sich nach Schaustellungen und nach Verteilung von Korn und Oliven sehnte, große Freude. In Ostia waren große Vorratskammern. Durch Helius, den Freigelassenen des Nero, wurde die Nachricht von der Rückkehr dem Senat überbracht. Der Kaiser hatte sich mit seinem Hofstaate an dem Vorgebirge Misenum eingeschifft, legte jedoch an allen Küstenstädten an, teils um auszuruhen, teils um im Theater aufzutreten. Während dieser Zeit lebte Vinicius einsam in seinem Hause, dachte an Lygia und überdachte die Erlebnisse, die auf ihn eingestürmt waren und ganz neue Ideen in ihm erweckt hatten. Nur Glaucus sah er zeitweise, dessen Besuch ihm stets willkommen war, da er mit ihm über Lygia sprechen konnte. Der Arzt mußte zwar den neuen Zufluchtsort nicht, allein er versicherte Vinicius, sie stehe unter der Obhut der Altesten, die wie Väter über sie wachten.

Die während des Winters ziemlich leere Stadt schien wieder neues Leben zu gewinnen. Viele kehrten von ihrem Winteraufenthalt zurück. Der Frühling nahte heran; unter dem Hauche der aus Afrika kommenden Winde schmolz der Schnee auf dem Albanergebirge, die Rasenplätze grünten, es sprohten Blumen empor und der Campus Martius und die Fora waren mit Menschen angefüllt, die sich der wärmenden Sonnenstrahlen

erfreuten. Auf der Via Appia entfaltete sich ein lebhafter Verkehr reichgeschmückter Wagen. Ausflüge nach dem Albanergebirge wurden unternommen. Eines Tages erblickte Vinicius inmitten der vielen prächtigen Wagen Chrysotemis in der herrlichen Karosse des Petronius. Zwei molossische Hunde sprangen voran; eine Schar junger Männer und alter Senatorn, deren Amt sie in der Stadt festhielt, umgaben das Gefährt. Chrysotemis, welche die vier korinthischen Ponnies selbst leitete, beglückte alle ringsumher mit ihrem Lächeln und teilte leichte Schläge mit der goldenen Peitsche aus. Als sie jedoch Vinicius gewahrte, hielt sie an und lud ihn zu sich in ihren Wagen und dann in ihr Haus zu einem Feste, das die ganze Nacht währe. Hierbei betrunk sich Vinicius so sehr, daß es ihm gar nicht zum Bewußtsein kam, als man ihn nach Hause brachte. Vinicius verkehrte nun eine Zeitlang mit Chrysotemis, die versicherte, daß Petronius und der Lautenschläger ihr verleidet seien; doch als sie ihm die erste Eifersuchtsscene lieferte, weil er zwei syrische Mädchen gekauft hatte, entließ er sie plötzlich. Alles was er that, war nur wie zum Troß gegen Lygia, schließlich gelangte er zu der Überzeugung, daß er sie nicht mehr aus seinem Herzen zu reißen vermöge, daß der Gedanke an sie ihn bei allen seinen Thaten, bei guten wie schlechten, beeinflusse. Bitterkeit, Unzufriedenheit ergriffen ihn. Schließlich verlor er jede Lebensfreude und verfiel in eine Apathie, aus der ihn selbst nicht die Nachricht von der Ankunft des Kaisers aufzurütteln vermochte. Nichts erregte seine Anteilnahme und erst als Petronius seine Sänfte schickte und zu einem Besuche einzulud, raffte er sich auf.

Allen freundlichen Begrüßungen gegenüber verhielt sich Vinicius anfänglich kalt. Erst nach und nach brachen die zurückgehaltenen Gefühle sich Bahn, eine wahre Flut von Worten entströmte seinem Munde. Nochmals schilderte er alle Begebenheiten seit der Abreise des kaiserlichen Hofes.

Während Vinicius so redete, hatte Petronius unverwandt dessen verändertes Gesicht, dessen Hände betrachtet, dann erhob er sich, näherte sich ihm und deutete mit dem Finger auf dessen Haare. „Weißt Du,“ fragte er, „daß Du an den Schläfen graue Haare bekommen hast?“

„Wohl möglich,“ antwortete Vinicius; „es sollte mich nicht wundern, wenn alle meine Haare grau würden.“

„Hier walten Zauberkünste,“ sagte Petronius nach einer Pause. „Wie wäre es, wenn Du Dich zum Beispiel an die Serapis-Priester wenden würdest? Es giebt unter ihnen, wie unter allen Priestern, Betrüger, etliche aber unter ihnen haben doch schon wunderbare Geheimnisse ergründet. Die Christen sind eine neue Sekte. Bei der göttlichen Bewohnerin der paphischen Haine, die Lebensfreude leidet unter all dem. Du bewunderst die Güte und die Tugend dieser Menschen, ich aber sage Dir: die Christen sind Feinde unseres Lebens, unserer Freuden. Rechne einmal unsere Feinde zusammen: Krankheiten, der Kaiser, Tigellinus, die Verse des Cäsar, die Schuster, welche über die Abkömmlinge der Quiriten herrschen, die Freigelassenen, die im Senate sitzen. Bei Castor, wir haben schon an diesen genug.“

„Ich werde versuchen,“ entgegnete Vinicius.

„Ach, Du Verräter!“ rief Petronius lachend. „Durch die Sklaven erfährt man alles. Du hast mir Chrysotemis entrissen.“

Vinicius machte eine verächtliche Handbewegung.

„Jedenfalls danke ich Dir dafür,“ ergriff Petronius wieder das Wort. „Du hast Eunice abgelehnt, mich von Chrysotemis befreit, für beides bin ich Dir dankbar. Nun höre weiter. Du siehst vor Dir einen Menschen, der stets früh aufstand, badete, speiste, Satiren schrieb, in seine Prosa-Schriften Verse einslocht, der sich aber wie der Cäsar langweilte. Und kennst Du den Grund hierfür? Ich suchte das in der Ferne, was mir nahe lag. Ich sage mir daher: Ich will die Freuden des Lebens wie ein Becher voll des herrlichsten Weines bis zur Neige kosten. Das ist meine Lebensphilosophie.“

„Das ist nichts Neues, dieser Philosophie hast Du stets gehuldigt.“

„Doch jetzt vermag ich sie zu begründen, und dazu war ich früher nicht imstande.“

So redend, rief er Eunice. Sie erschien, in weiße Gewänder gehüllt, nicht mehr die frühere Sklavin, nein, strahlend in Glück und Liebe.

Petronius öffnete die Arme und rief: „Komme!“

Sie eilte auf ihn zu und setzte sich zu ihm. Vinicius bemerkte, wie sich ihre Wangen mit rosigem Hauch bedekten, wie ihre Augen feucht schimmerten. In welch wunderbarer Weise verkörperten doch diese beiden die Liebe und das Glück. Petronius nahm aus einer flachen Schale, die nebenan auf

dem Tische stand, eine Handvoll Beilchen, streute sie auf Eunices Haupt und sagte: „Glücklich der, dem sich die Liebe gleich mir in solcher Gestalt offenbart . . . Zumeilen dünkt es mich, wir seien ein Götterpaar . . . Eunice,“ rief er weiter, „erteile den Befehl, man möge das Mahl zurichten und die Kränze bereithalten, die uns schmücken sollen. — Ich bot ihr die Freiheit an,“ wandte er sich an Vinicius, nachdem Eunice gegangen war, „aber sie antwortete mir: „Ich bin glücklicher als Deine Sklavin, als wenn ich ein Weib des Cäsar wäre.“ Ich ließ sie jedoch ohne ihr Wissen freisprechen. Der Prätor gewährte mir die Vergünstigung, ihre Anwesenheit dabei nicht zu fordern. Sie selbst ahnt nicht, daß im Falle meines Ablebens ihr dieses Haus mit allen Kleinodien, die Gemmen ausgenommen, gehören werden. Die Liebe ändert die meisten Menschen. Einst liebte ich Verbenaduft, jetzt ziehe ich mir Beilchenduft vor, weil Beilchen Eunices Lieblingsblumen sind. Und Du bist noch bei Deinem Nardenduft geblieben?“

„Die Liebe hat Dir nur die Nasenlöcher verändert, indem Du jetzt Beilchenduft vor Verbenaduft vorziehst,“ erwiderte Vinicius, „mir aber hat die Liebe die Seele verändert. Lygia ist grundverschieden von Deiner Eunice.“

Petronius zuckte mit den Achseln: „Wenn Du so denkst, dann fehlt mir jegliches Verständnis für Deine Liebe.“

„Du hast recht,“ entgegnete Vinicius erregt, „wir verstehen uns längst nicht mehr.“

Die Sklaven meldeten in diesem Augenblick, das Mahl sei bereit, und beide begaben sich nach dem Triclinium.

Petronius ließ sich nun auf einem Polster neben Eunice nieder, und nachdem ihm ein Sklave einen Kranz von Aneemonen aufs Haupt gesetzt hatte, sagte er folgendes: „Suche sobald als möglich den Cäsar auf und komme mit uns nach Cyprus; es ist durchaus nicht vorsichtig von Dir gehandelt, daß Du noch nicht auf dem Palatinus warst, Tigellinus wird dies sicher zu Deinem Nachteil ausnützen. Wir müssen uns überhaupt eine Ausrede, auch wegen Lygia, zurechtlegen, denn Nero wird sicher nach ihr fragen, und Dich hat Krankheit an Dein Bett - gefesselt! Du mußt dem Cäsar etwas einzureden suchen. Meines Erachtens ist etwas im Spiele, denn Tigellinus verkündet, daß er nicht nur etwas Großes, sondern etwas Außerordentliches für den Cäsar ausgedacht habe!“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Als Nero nach Rom zurückkehrte, war er mißmutig und wäre am liebsten gleich nach Achaja abgereist. Doch nachdem er in dem Tempel der Besta von einer plötzlichen Ohnmacht befallen worden war, änderte er seine Entschlüsse und ließ dem Volke verkünden, daß er angesichts der betrübten Mienen der Bürger beschlossen habe, bei ihnen zu bleiben und ihre Freuden und Leiden zu teilen wie ein Vater, der seine Kinder liebe. Auch versprach er öffentliche Schauspiele und Getreidespenden. Das Volk zog nun scharenweise vor die Thore des Palatinus, um dem göttlichen Cäsar zu huldigen. Cäsar aber unterbrach das Würfelspiel, an dem er sich mit den Augustianern ergoßte, und sagte: „Es war nötig, die Reise aufzuschieben. Ägypten und die Herrschaft über den Orient können mir, der Prophezeiung gemäß, nicht entgehen, also wird auch Achaja mir nicht verloren sein. Ich werde den Isthmus von Korinth durchstechen lassen, in Ägypten will ich Denkmale errichten lassen, im Vergleich zu denen die Pyramiden sich wie Kinderspielzeug ausnehmen. Eine Sphinx werde ich aufstellen lassen, die noch siebenmal größer als jene bei Memphis ist, und meine Gesichtszüge soll sie tragen. Die nachfolgenden Zeitalter werden nur von mir und meinen Monumenten reden.“

„Durch Deine Dichtungen hast Du Dir schon ein Monument gesetzt, das nicht nur siebenmal, sondern dreimal siebenmal größer ist als die Pyramide des Cheops.“ erwiderte Petronius. „Durch Deine Gesänge soll Dir eine Bildsäule gleich jener des Memnon*) gesetzt werden, auf daß auch Deine Stimme beim Aufgang der Sonne erschalle. Die benachbarten Meere Ägyptens werden in alle Ewigkeiten von Schiffen wimmeln, worauf Scharen von Menschen aus den drei Weltteilen den Hymnen Deiner Säule lauschen werden.“

„Doch wer vermöchte dies zu thun?“ fragte Nero.

„Aber Du kannst Befehl geben, daß man Dich als Quadrigalenkfer in Basalt aushaue!“

„Ja, Du hast recht, das werde ich thun, damit mache ich der

*) Die Memnonsäule wurde von dem Pharao Amenophis 1500 vor Christus aufgeführt; 27 vor Christus wurde sie durch ein Erdbeben zerstört.

Welt ein Geschenk. In Ägypten vermähle ich mich mit Luna, die jetzt Witwe ist, dann bin ich in der That ein Gott."

"Und uns gibst Du Sterne zu Weibern, wir aber schaffen eine neue Konstellation, die den Namen Nero führen soll. Den Bitellius magst Du mit dem Nil verheiraten, damit sie ein Hippopotamosgeschlecht erzeugen. Dem Tigellinus schenke die Wüste und die Königswürde über die Schakale."

"Und was bestimmt Du für mich?" fragte Vatinius.

"Für die herrlichen Spiele in Beneventum soll Dich Apis segnen und der Sphinx darfst Du ein Paar Schuhe anfertigen, damit nicht ihre Täzen in der nächtlichen Kühle erstarren, und Sandalen für die Kolosse, die die Alleen zu den Tempeln schmücken. Domitius Afer soll Schatzmeister werden wegen seiner Ehrenhaftigkeit, und ich bin unglücklich, daß Du Göttlicher die Reise verschoben hast."

Nero aber erwiderte: "Ich mußte dies thun, denn Besta selbst flüsterte mir ins Ohr: 'Verschiebe die Reise!' Dies geschah so unerwartet, daß ich tief erschrak und zu Boden gesunken wäre, wenn mich nicht jemand gestützt hätte. Wer war dies?"

"Ich," antwortete Vinicius.

"Ah, Du grimmiger Ares! Warum warst Du denn nicht in Beneventum? Ich hörte, Du seist krank gewesen. Ist es wahr, Kroton habe Dich ermorden wollen?"

"So ist es! Ein Barbar, der stärker war als Kroton, kam mir zu Hilfe."

"Stärker als Kroton? Nicht möglich! Kroton war der stärkste aller Menschen, und jetzt ist Syphax aus Althiopien der stärkste."

"Ich sage Dir, Cäsar, was ich mit meinen Augen sah."

"Wo ist dieser Mann? Ist er nicht rex nemorensis*) geworden?"

"Ich weiß es nicht, Cäsar, ich verlor diesen Riesen aus den Augen, und wegen meiner Krankheit konnte ich nicht nach ihm forschen."

"Bemühe Dich, ihn für mich ausfindig zu machen."

"Das werde ich thun," rief Tigellinus.

"Wie steht es denn mit jenem Mädchen, das ich Dir schenkte?" fuhr Nero weiter fort.

Vinicius geriet in Verwirrung, aber Petronius kam ihm

*) Vorsteher des Tempels der Diana von Aricia von Remi im Albanergebirge.

zu Hilfe. „Ich gehe eine Wette ein, Herr, daß er sie bereits vergessen hat, siehst Du seine Verwirrung? Strafe ihn dafür, daß Du ihn nicht zum Feste bittest, das Tigellinus zu Deinen Ehren an den Thermen Agrippas geben will.“

„Nein, ich thue es nicht, ich muß mich dankbar zeigen, daß er mich im Tempel der Besta gestützt hat. Ich sehe auch noch das Vertrauen in Tigellinus, daß es dort an Scharen von Schönheiten nicht mangeln wird.“

„Wie sollten die Charitinnen fehlen, wenn Amor anwesend ist!“ entgegnete Tigellinus.

„Langeweile quält mich,“ sagte Nero. „Ich bin, dem Willen der Götter folgend, in Rom geblieben; aber ich mag die Stadt nicht leiden. Ich werde nach Antium gehen, damit ich in diesen engen Straßen und Gassen unter den Einsturz drohenden Häusern nicht ersticke. Die ungesunde Luft dringt selbst in meinen Palast und meinen Garten. O, daß ein Erdbeben Rom zerstörte, daß ein erzürnter Gott die Stadt dem Erdboden gleich mache! Ich wollte dann zeigen, wie eine Stadt werden soll, die der Mittelpunkt der Welt und meine Residenz ist.“

„Cäsar,“ fragte Tigellinus, „sagtest Du nicht, daß doch ein erzürnter Gott Rom zerstören möchte?“

„Ja, und was dann?“

„Nun, bist Du nicht selbst ein Gott?“

Nero machte eine Handbewegung, die seinen Überdruß erkennen ließ, und sagte: „Wir werden uns Deine Veranstaltungen am Teiche des Agrippa betrachten. Dann gehe ich nach Antium. Ihr seid alle kleinlich, darum versteht Ihr nicht, daß ich des unendlich Großen bedarf.“

Er schloß die Augen, zum Zeichen, daß er Ruhe bedürfe, und die Anwesenden zogen sich zurück.

Petronius wandte sich zu Vinicius und sagte: „Du bist also eingeladen, an dem Vergnügen teilzunehmen. Feuerbart hat die Reise aufgegeben, aber er wird verrückter als je. Versuch auch Du in dieser Verrücktheit Unterhaltung und Vergessen zu finden. Wohl! Wir haben die Welt besiegt und darum ein Recht, uns zu freuen. Bei Diana von Ephesus! Könntest Du doch Deine zusammengezogenen Brauen und Dein Angesicht sehen, das so sehr das alte Blut der Quiriten verrät! Jeder andere in Deiner Nähe gleicht nur einem Freigelassenen. Wahrhaftig, wäre nicht jene Religion, Lygia wäre heute in Deinem

Hause. Versuch noch einmal mir zu beweisen, daß die Christen nicht Feinde des Lebens und der Menschheit sind. Sie haben gut gegen Dich gehandelt, Du magst ihnen dafür dankbar sein; aber ich an Deiner Stelle würde anderswo mein Vergnügen suchen. Du bist ein hübscher Junge, und Rom ist voll geschiedener Frauen.“

„Mich wundert, daß Dich nichts quält.“

„Wer sagt Dir denn, daß mich nichts quält? Ich leide beständig, aber ich bin nicht in Deinen Jahren. Zudem hänge ich an Dingen, für die Du keinen Sinn hast. Ich liebe die Bücher, die Dir gleichgültig sind; ich liebe die Poesie, die Dich langweilt; ich liebe Töpferarbeiten, Edelsteine und viele andere Dinge, die Du nicht anschaußt; und endlich habe ich Eunice gefunden, die ihresgleichen sucht. Ich fühle mich in meinem Hause unter Meisterwerken wohl, doch aus Dir wird niemals ein Mann von ästhetischem Sinne. Daß mir das Leben nichts Besseres bieten kann, als ich bereits gefunden, dessen bin ich gewiß. Du aber erkennst es selbst nicht an, daß Du noch immer hoffen und suchen kannst. Wenn der Tod an Dich herantritt, wirst Du, trotz Deines Mutes auf der einen und Deines Grames auf der anderen Seite, darüber erstaunt sein, die Welt verlassen zu müssen; ich aber werde den Tod als eine Notwendigkeit hinnehmen mit der Gewißheit, daß das Leben nichts anderes bieten kann, was ich nicht genossen hätte. Ich eile nicht und zögere nicht, werde jedoch versuchen, bis ans Ende fröhlich zu sein. Es giebt heitere Skeptiker auf der Welt. Die Stoiker gelten mir als Thoren; aber der Stoicismus mäßigt wenigstens die Leiden, während Deine Christen Traurigkeit in die Welt bringen. Weißt Du, was ich erfahren habe? Während der von Tigellinus veranstalteten Festlichkeiten am Teiche des Agrippa werden Frauen und Töchter aus den ersten Häusern Roms, selbst vestalische Jungfrauen zugegen sein; es wird dort bunt zugehen. So ist unser Cäsurentum.“

Vinicio begann mit einer Palme sein Haupt zu fächeln und blickte vor sich hin wie ein Mensch, der stets nur von einem einzigen Gedanken erfüllt ist. „Mich kann dies alles nicht reizen.“

„Und wer hätte Dich so verändert, wenn nicht die Christen? Leute, deren Standarte das Kreuz ist! Griechenland war schön und schuf die Weisheit; wir erzeugten die Macht. Und womit

kann die christliche Lehre Deine Gedanken bereichern? Wenn Du es weißt, so erkläre Dich, denn bei Pollux, ich kann es nicht ahnen."

"Du fürchtest, wie es scheint, daß ich am Ende noch ein Christ werde," sagte Vinicius achselzuckend.

"Ich fürchte, daß Du Dein Leben selber zerstörst. Kannst Du kein Griechen sein, so sei ein Römer. Genieße und freue Dich! Unsere Thorheiten haben einen gewissen Sinn; sie wecken den Sinn für das Individuelle. So verachte ich den Feuerbart, weil er ein griechischer Komiker ist. Würde er sich für einen Römer halten, so müßte ich anerkennen, daß er ein Recht besitzt, sich den Wahnsinn zu erlauben. Versprich mir aber, daß Du mir Deinen Christen, die Dich gepflegt haben, Grüße ausrichtest. — Auf Wiedersehen am Teiche des Agrippa!"

Dreizigstes Kapitel.

Prätorianer umgaben die Haine beim Teiche des Agrippa, damit nicht allzu viele Zuschauer den Cäsar und seine Gesellschaft belästigen möchten. Wer sich in Rom irgendwie durch Reichtum, Schönheit oder Geist auszeichnete, war bei diesem Feste zugegen, das an Großartigkeit alles schon Dagewesene übertreffen sollte. Tigellinus wollte Nero für den Aufschub seiner Reise nach Hellas entschädigen, alle übertreffen, die je Nero bewirkt hatten, und beweisen, daß keiner wie er es verstände, Feste zu geben. Zu diesem Zwecke hatte er schon in Neapel und später in Beneventum Vorbereitungen getroffen und aus den fernsten Ländern Raubtiere, Vögel, seltene Fische und Pflanzen, Gefäße und Anzüge kommen lassen, um die Pracht des Festes zu erhöhen. Die Einkünfte ganzer Provinzen wurden verschwendet, um tolle Pläne zu verwirklichen. Doch der mächtige Günstling besann sich nicht. Sein Einfluß wuchs ja täglich. Nicht, daß Nero ihn anderen vorgezogen hätte; aber Tigellinus wußte sich immer mehr unentbehrlich zu machen. Petronius übertraf ihn weit an seinem Schliff, an Geist und Wit, verstand es besser, ein angenehmes Gespräch zu führen. Zu seinem Unglück übertraf er auch den Cäsar an Unterhaltungsgabe und erregte dadurch dessen Eifersucht. Zugem war er

nicht in allem ein willfähriges Werkzeug, und Nero fürchtete sein Urteil in Angelegenheiten des Geschmackes. Vor Tigellinus dagegen brauchte Nero sich nie Zwang anzuthun. Schon Petronius' Ehrentitel arbiter elegantiarum verlebte Neros Eitelkeit; denn wem sonst als Nero allein gebührte dieser Titel? Tigellinus war klug genug, seine eigenen Mängel einzusehen. Da er mit Petronius, Lucan und mit anderen durch Abstammung, Talent oder Wissen Bevorzugten sich nicht messen konnte, suchte er sie durch Willfährigkeit bei Diensten zu übertrumpfen, vor allem aber durch einen Aufwand, dessen Pracht Nero in Entzücken versetzen musste. Tigellinus hatte sich entschlossen, das Fest auf einem riesigen Floß aus vergoldeten Balken sich abspielen zu lassen. Die Ränder des Flosses waren mit Muscheln verziert, die aus dem Roten Meere und dem Indischen Ocean stammten und in allen Farben des Regenbogens glänzten. Am Ufer des Teiches waren Palmengruppen, Lotoshaine und blühende Rosensträucher, in der Mitte Fontänen wohlriechenden Wassers, Statuen von Gottheiten und goldene oder silberne Käfige voll buntfarbiger Vögel verborgen. In der Mitte des Flosses erhob sich ein Riesenzelte, oder richtiger, nur ein Zeltdach, um den Ausblick frei zu lassen. Dieses Dach bestand aus syrischem Purpurstoff und ruhte auf silbernen Säulen. Unter dem Dache standen Tische für die Gäste, schwer beladen mit alexandrinischem Glase, Krystall und Vasen, deren Glanz die Augen blendete und deren Preis ein unermesslicher war — ein Raub aus Italien, Griechenland und Kleinasiens. Das Floß hatte infolge der darauf angebrachten Pflanzen das Aussehen einer Insel oder eines Gartens. Ringsum waren mit Gold- und Purpurstricken Kähne in Gestalt von Fischen, Schwänen, Möwen und Flamingos angebunden, worin an bemalten Nudern Sklaven und Sklavinnen saßen, von ausgefuchter Schönheit, die Haare nach orientalischer Sitte aufgeputzt oder durch goldene Netze zusammengehalten. Sobald Nero das Floß in Begleitung Poppäas und der Augustianer bestiegen und sich unter das Zeltdach gesetzt hatte, sanken die Ruder ins Wasser, die Kähne bewegten sich, zogen die Stricke straff und das Floß samt den Gästen fuhr in Kreisen auf dem Teiche herum.

Aus den Hainen am Ufer, aus phantastischen Konstruktionen, die für dieses Fest gebaut und im Dickicht verborgen

waren, drang Musik und Gesang in die Umgebung, und die Hörner und Trompeten klangen von einem Ende des Teiches zum anderen.

Nero, zwischen Poppaea und Pythagoras sitzend, war entzückt; das „schwimmende Fest“ gefiel ihm; denn es war etwas Neues. Zudem wurden Gerichte aufgetragen, wie sie selbst Apicius*) noch nicht ausgedacht hatte, und so vielerlei Weine, daß Otho, der nur achtzig Sorten aufzustellen pflegte, beschämt ins Wasser gesprungen wäre, hätte er Zeuge dieses Festes sein können.

Außer den Frauen saßen auch die Augustianer an der Tafel. Vor allen glänzte Vinicius durch seine männliche Schönheit. Früher hatten Gestalt und Antlitz zu sehr an den Berufssoldaten erinnert; geistige und körperliche Dual aber hatten seine Züge so gemeißelt, als ob die Meisterhand eines Künstlers sie geschaffen hätte. Die Gesichtsfarbe war weniger gebräunt, die Augen schienen größer geworden zu sein und blickten melancholisch drein. Nur die Gestalt hatte die frühere strohende Kraft bewahrt, aber auf dem mächtigen Nacken des Legionisten saß der Kopf eines griechischen Gottes, oder eines stolzen, schaffinnigen und verfeinerten Patriziers. Petronius sah, wie alle Augustianerinnen auf Vinicius wohlgefällig blickten, Poppaea und die Vestalin Rubria nicht ausgenommen, die der Cäsar beim Feste zu sehen wünschte.

Die Weine wurden in mit Bergschnee**) gefüllten Kübeln gekühlt und desto mehr erhitzten sich die Herzen und Köpfe der Festteilnehmer. Der Wasserspiegel war jetzt wie besät mit Blütenblättern und von den kleinen Booten flogen Tauben und andere Vögel Indiens und Afrikas auf, die an silbernen oder himmelblauen Fäden befestigt waren. Die Sonne hatte ihren Lauf beinahe vollendet, der Tag war warm, fast heiß, der See schlug Wellen unter dem Schlage der Ruder, die nach dem Takte

*) Apicius lebte zur Zeit des Augustus und Tiberius. Plinius der Ältere nennt ihn eine gastronomische Kapazität, einen großen Liebhaber von Nachtigallenbraten und von jungen gelehriger Vögel. Seine Gaftmahlzeiten kosteten bis zu 600 000 Sesterzien (135 000 Mark). Sein zehn Millionen Mark betragendes Vermögen reichte nicht lange aus und er beging schließlich Selbstmord.

**) Die Römer wußten den Schnee auf besondere Art zu erhalten und Nero soll, nach Plinius, der Erfinder davon sein.

der Musik eingesetzt wurden, in der Lust war nicht der geringste Hauch zu spüren, ganz unbeweglich lag der Hain, wie versunken in das, was auf dem Wasser zu sehen und zu hören war. Das Floß bewegte sich fortwährend im Kreise, und immer lärmender wurden die trunkenen Gäste darauf. Das Festmahl hatte noch nicht das Ende erreicht, und dennoch beachtete man nicht mehr das Ceremoniell. Der Kaiser selbst machte den Anfang, indem er den Vinicius, der neben der Vestalin Rubria lagerte, aufstehen hieß, dessen Platz einnahm und ihr etwas leise ins Ohr sagte. Vinicius dagegen fand sich bald neben Poppäa ein. Sie reichte ihm nach einigen Augenblicken ihren Arm hin und hieß ihn die locker gewordene Armpange befestigen. Und als er dies mit etwas zitternder Hand that, blickte sie ihn errötend mit ihren großen Augen an. Die Sonne wurde größer und röter und verbarg sich hinter dem Haine; der größte Teil der Gäste war trunken. Das Floß kam näher ans Ufer, wo zwischen den Gefräuchern und Blumen Gruppen von Männern zu sehen waren, die auf Flöten, mehrstimmigen Rohrpfeifen bliesen oder die Trommel schlugen, und Gruppen Dryaden und Hamadryaden. Die Dämmerung senkte sich hernieder, aus dem Zelte drangen Schreie und Lobgesänge zu Ehren Lunas, dann plötzlich ward der Hain durch tausend Lampen erhellt. Bei der Annäherung des Flosses wurden die Festteilnehmer von den am Ufer stehenden Frauen und Töchtern der ersten Häuser Roms begrüßt. Ein wilder Taumel erfasste jetzt alle. Nero und die Augustianer verschwanden im Hain und suchten die versteckt liegenden Häuschen und Grotten. Niemand wußte, wo Nero war, niemand wußte, wer Senator, Tänzer oder Musiker sei. Man schlug mit den Tyrussstäben auf die Lampen, um sie zu verlöschen. Einige Teile des Haines wurden finster, doch überall hörte man laute Schreie, Lachen, Geslüster und das schnelle Atmen der vom Laufen ermüdeten Brust. Rom hatte etwas Ähnliches bisher nicht gesehen.

Vinicius war zwar nicht betrunken, wie bei jenem Gelage im Palaste des Cäsar an der Seite Lygias, aber auch er war geblendet und trunken von all dem, was um ihn her vorging, und schließlich ergriff auch ihn die fiebrhafte Lust. Als er eine Anzahl junger Mädchen erblickte, die von einer Diana angeführt wurden, eilte er ihnen entgegen, weil er die Göttin näher betrachten wollte, und plötzlich stand ihm das Herz in der

Brust. In der Göttin mit dem Halbmonde auf dem Kopfe glaubte er Lygia zu erkennen.

Sie umringten ihn in tollem Reigen und dann flohen sie plötzlich wie ein Rudel Rehe, offenbar in der Absicht, ihn zur Verfolgung zu verleiten. Er blieb stehen und sah, daß die sich nährende Diana nicht Lygia war. Mit verschleiertem Antlitz stand sie vor ihm, legte ihre Hände auf seine Schultern und während ihr heißer Atem ihn traf, flüsterte sie: „Ich liebe Dich! Komm! Niemand sieht uns!“

Vinicio erwachte wie aus einem Traume. „Wer bist Du?“ fragte er.

„Errate es!“

Bei diesen Worten drückte sie durch den Schleier ihre Lippen auf die seinen und wandte den Kopf wieder ab.

Doch ihr Kuß brannte auf den Lippen des Vinicius und erfüllte ihn mit Ekel. Sein Herz und seine Seele weilten wo anders, und auf der ganzen Welt existierte niemand für ihn außer Lygia.

Daher schob er die Verschleierte von sich und sagte: „Wer Du auch sein mögest — ich liebe eine andere, Dich will ich nicht.“

Sie aber legte ihren Kopf auf seine Schulter und sagte: „Lüste den Schleier!“ . . .

Doch in diesem Augenblick raschelte es im Myrtenlaub, und die Gestalt verschwand wie ein Traumbild, aber aus der Entfernung vernahm man ihr seltsames unheil verkündendes Lachen.

Petronius stand vor Vinicius. „Ich habe alles gesehen und gehört,“ sagte er.

„Laß uns von hier fortgehen,“ entgegnete Vinicius.

Und sie entfernten sich durch den Hain und durch die Kette der berittenen Prätorianer und begaben sich zu ihren Säften.

„Ich trete bei Dir ein!“ sagte Petronius.

Beide stiegen ein, sprachen aber kein Wort unterwegs. Erst als sie im Atrium des Vinicius waren, sagte Petronius: „Weißt Du, wer das war?“

„Rubria?“ fragte Vinicius und schüttelte sich, schon durch den Gedanken mit Widerwillen erfüllt, da Rubria eine Vestalin war.

„Nein.“

„Wer denn also?“

„Die Diva Augusta.“ Nach einer kleinen Pause fuhr Petronius weiter fort: „Ich störte Euch absichtlich, denn wenn

Du die Augusta erkannt und dann noch zurückgewiesen hättest, wärest Du unrettbar verloren gewesen — Du, Lygia und vielleicht auch ich.“

Aber Vinicius brauste auf: „Ich habe Rom, Cäsar, die Feste, Augusta, Tigellinus und Euch alle satt! Ich erstickt hier! Ich kann so nicht leben!“

„Du verlierst den Kopf, den Verstand, Vinicius.“

„Ich liebe nur eine von der ganzen Welt!“

„Und was folgt daraus?“

„Ich will keine andere Liebe, ich will Eure schamlosen Feste nicht, ich will Euer lasterhaftes Leben und Eure Schandthaten nicht.“

„Was geht mit Dir vor? Du bist ein Christ?“

Da preßte der junge Mann mit beiden Händen seine Schläfen und rief voll Verzweiflung: „Noch nicht! Noch nicht!“

Einunddreißigstes Kapitel.

Petronius ging achselzuckend und sehr unzufrieden nach Hause. Es war offenbar, daß er und Vinicius sich nicht mehr verstanden, ihre Seelen sich entfremdet hatten. Einst hatte Petronius unbeschränkten Einfluß auf den jungen Krieger ausgeübt. In allem war er ihm Vorbild gewesen; meistens bedurfte es nur einiger ironischer Worte von seiner Seite, um Vinicius zu zügeln oder zu etwas zu drängen. Damit war es aus. So groß war die Veränderung, daß Petronius seine frühere Methode gar nicht mehr versuchte; er fühlte, daß Wit und Ironie wirkungslos abgleiten würden an den neuen Grundsätzen, die die Liebe und die Berührung mit dem Christenglauben in das Herz des Vinicius gesenkt hatten. Der alte Skeptiker erkannte, daß ihm der Schlüssel zu dieser Seele verloren gegangen sei. Diese Erkenntnis erweckte in ihm Mißvergnügen, sogar Furcht, die sich durch die Ereignisse der Nacht noch steigern mußte.

„Ist es nicht vorübergehende Laune, sondern ernstlicher Wunsch der Augusta,“ dachte Petronius, „so muß sich eines von zwei Dingen ereignen — entweder wird ihr Vinicius nicht widerstehen und dann durch irgend ein zufälliges Ereignis zu

Gründe gehen, oder, wie es heute den Anschein hatte, er wird sie abweisen und dann gewiß seinem Verderben entgegenseilen, und ich, als sein Verwandter, wohl mit ihm; denn die Augusta wird ihren Haß auf die ganze Familie ausdehnen und die Macht ihres Einflusses für Tigellinus in die Wagschale werfen. Von jeder Seite besehen, es ist eine schlimme Sache!"

Petronius war ein mutiger Mann und hatte keine Furcht vor dem Tode; aber da er nichts vom Tode erwartete, war dieser ihm natürlich auch nicht willkommen. Nach langem Nachdenken kam er endlich zum Schluß, es möchte wohl das Beste und Sicherste sein, Vinicius durch eine Reise aus Rom zu entfernen. Und könnte er ihm Lygia mit auf den Weg geben, so würde er es mit Vergnügen thun. Doch hoffte er, es möchte nicht so schwer halten, Vinicius auch ohne sie zum Antritt der Reise zu überreden. Er wollte auf dem Palatin die Nachricht verbreiten, Vinicius sei frank, um die Gefahr von seinem Neffen und sich selber abzuwenden. Die Augusta wußte ja nicht, ob sie von Vinicius erkannt worden sei; sie mochte vermuten, daß dies nicht der Fall gewesen, weil ihre Eitelkeit bisher sich nicht verletzt gezeigt hatte. In Zukunft jedoch konnte die Sache anders ablaufen und war es notwendig, die Gefahr zu vermeiden. Petronius wünschte vor allem Zeit zu gewinnen; war der Cäsar einmal in Achaja, sank Tigellinus, der von Kunst nichts verstand, auf die zweite Stelle herab und verlor seinen Einfluß. In Griechenland war sich Petronius des Sieges über jeden Gegner bewußt. Mittlerweile wollte er über Vinicius wachen und ihn zur Reise drängen. Einige Tage lang beschäftigte er sich mit dem Plane, bei Nero ein Edikt zu erwirken, das die Christen aus Rom verwiese; Lygia würde dann die Stadt mit ihren Glaubensgenossen verlassen und Vinicius etwas später. Überredung war dann auch nicht mehr nötig. Die Sache schien möglich. Es hatten vor nicht langer Zeit die Juden aus Haß gegen die Christen sich empört, und Claudius, der zwischen ihnen noch nicht zu unterscheiden vermochte, hatte die Juden ausgewiesen. So konnte Nero diesmal die Christen ausweisen. Nach jenem „schwimmenden Feste“ sah Petronius Nero täglich auf dem Palatin und in anderen Häusern. Ihm einen solchen Gedanken nahe zu bringen, war leicht; denn Nero widersezte sich niemals einer Einflüsterung, die irgend jemand Leid und Verderben

brachte. Nach reiflicher Überlegung faßte Petronius einen festen Plan. Er wollte in seinem Hause ein Fest veranstalten und bei dieser Gelegenheit den Cäsar zur Erlassung des Edikts überreden. Dabei trug er sich mit der nicht unwahrscheinlichen Hoffnung, daß Nero ihm die Ausführungen übertragen werde. Lygia wollte er mit allen der Geliebten des Vinicius gebührenden Ehrfurcht nach Bajä senden, hier konnten dann beide das Christentum verehren und sich darüber besprechen, soviel sie wollten.

Vinicius besuchte er fleißig; einmal konnte er sich trotz aller römischen Selbstsucht einer gewissen Anhänglichkeit an den jugendlichen Tribun nicht erwehren; dann wünschte er ihn zur Reise zu überreden. Vinicius heuchelte Krankheit und erschien nicht auf dem Palatin, wo jeden Tag neue Reisepläne gemacht wurden. Endlich hörte Petronius aus Neros eigenem Munde, daß er nach drei Tagen nach Antium sich begeben werde. Den folgenden Morgen begab er sich sofort zu Vinicius, um ihm Mitteilung davon zu machen; dieser zeigte ihm eine Liste der dorthin geladenen Personen; ein Freigelassener Neros hatte sie ihm gebracht.

„Mein Name steht darauf,“ sagte er, „und der Deine auch. Du wirst bei Deiner Rückkehr dasselbe Verzeichnis vorfinden.“

„Wäre ich nicht unter den Geladenen,“ antwortete Petronius, „so würde das meinen Tod bedeuten; ich hoffe nicht, daß sich das noch vor der Reise nach Achaja ereignet. Ich werde Nero dort von großem Nutzen sein. Raum sind wir nach Rom gekommen,“ erklärte er mit einem Blick auf die Liste, „so müssen wir es schon wieder verlassen, um uns auf der Straße nach Achaja weiterzuschleppen. Aber wir müssen gehen; das ist nicht nur eine Einladung, es ist ebenso Befehl.“

„Und wenn einer nicht gehorchen wollte?“

„Dann würde er in einer anderen Form zu einer bedeutend weiteren Reise eingeladen werden — zu einer Reise, von der niemand wiederkehrt. Wie schade, daß Du auf meinen Rat hin Rom nicht rechtzeitig verließest! Jetzt mußt Du nach Antium.“

„Ich muß nach Antium. Merfst Du, in welcher Zeit wir leben, was für elende Sklaven wir sind!“

„Hast Du beachtet, daß nur heute — ?“

„Nein, Du hast mir erklärt, daß die christliche Lehre eine Feindin des Lebens ist, weil sie dasselbe in Fesseln schlägt. Können diese aber härter sein, als die unsfern? Du sagtest: „Griechenland schuf die Weisheit und Schönheit, Rom die Macht.“ Wo ist unsere Macht?“

„Hole Chilon und unterhalte Dich mit ihm. Ich habe heute keine Lust, zu philosophieren. Beim Herkules! Ich schuf diese Zeiten nicht und bin auch nicht dafür verantwortlich. Sprechen wir jetzt von Antium! Große Gefahr erwartet Dich daselbst und es wäre Dir vielleicht leichter, Deine Kraft mit Ursus zu messen, der Kroton erwürgte, als dorthin zu gehen; aber Du kannst nicht abschlagen.“

Vinicius sagte mit leichter Handbewegung: „Gefahr! Wir alle wandern im Schatten des Todes, und jeden Augenblick sinkt ein Haupt in sein Dunkel.“

„Soll ich Dir alle jene aufzählen, die sich noch ein bißchen gesunden Verstand bewahrt hatten und darum trotz der Zeiten eines Tiberius, Caligula, Claudius und Nero achtzig und neunzig Jahre alt wurden? Nimm Dir einen Mann wie Domitius Afer zum Vorbilde, er ist in Ruhe alt geworden, obwohl sein ganzes Leben ein Gewebe von Verbrechen und Gemeinheit darstellt.“

„Vielleicht eben aus diesem Grunde,“ antwortete Vinicius. Dann überflog sein Blick das Verzeichnis und er las: „Tigellinus, Batinus, Sextus Africanus, Aquilinus Regulus, Suilius Perulinus, Epirus Marcellus und so fort. Welch eine Versammlung von Mördern und Schurken! Und solche Leute regieren die Welt! Würde es nicht besser für sie passen, eine ägyptische oder syrische Gottheit in den Dörfern auszustellen und ihr Brot durch Wahrsagerei und Tanz zu gewinnen?“

„Oder gelehrte Affen, rechnende Hunde, einen Flöte blasenden Esel sehen zu lassen,“ fügte Petronius dazu. „Es ist richtig; sprechen wir über wichtigere Dinge. Nun merke auf und höre auf mich. Ich habe auf dem Palatin gesagt, Du seiest frank und unfähig, das Haus zu verlassen, und trotzdem findet sich Dein Name auf dem Verzeichnis. Dies beweist, daß jemand meine Erzählungen nicht glaubte und den wahren Sachverhalt zu erfahren suchte. Nero kümmert sich nicht um dergleichen; denn für ihn bist Du ein Soldat, der keine Idee von Poesie oder Musik hat, mit dem er höchstens im Cirkus von den

Rassen sprechen kann. Es muß demnach Poppäas Sache gewesen sein, Deinen Namen auf die Liste zu bringen. Dies bedeutet, daß ihr Verlangen nach Dir keine vorübergehende Laune war."

"Sie ist eine kühne Augusta!"

"Freilich ist sie kühn; denn sie wird unrettbar zu Grunde gehen. Sie fängt bereits an, „Rotbart“ zu langweilen; er zieht ihr jetzt Rubria vor; Du aber mußt mit Poppäa mögliche Vorrichtungen gebrauchen, denn wer die Augusta beleidigt, den erwartet ein wenig leichter Tod, es ist dann besser für Dich, Du öffnest Dir die Albern oder Du stürzest Dich in Dein Schwert. Denke übrigens daran, daß Poppäa Lygia auf dem Palatin gesehen hat. Sie wird darum ohne Schwierigkeit vermuten, warum Du so hohe Gunst zurückweisest und Lygia in ihre Gewalt zu bekommen suchen, selbst wenn sie unter der Erde wäre. Du wirst Dich und sie dazu dem Verderben preisgeben. Verstehst Du das?"

Vinicio hörte zu, als ob ihn etwas anderes beschäftige, und sprach zuletzt: "Ich muß sie sehen."

"Wen? Lygia?"

"Lygia."

"Weißt Du, wo sie ist?"

"Nein."

"Du willst also von neuem anfangen, nach ihr an alten Begräbnisstätten und jenseits des Tiber zu suchen?"

"Ich weiß es nicht, aber ich muß sie sehen."

"Nun gut; obwohl Lygia eine Christin ist, mag sie mehr Schärffinn äußern, als Du; sie wird es gewiß, wenn sie nicht Deinen Untergang herbeiführen will."

Vinicio zuckte mit den Achseln. „Sie rettete mich aus der Hand des Ursus.“

"So eile. Feuerbart wird seine Abreise nicht verschieben und Todesurteile können auch von Antium kommen."

Aber Vinicio hörte nicht. Nur ein Gedanke beschäftigte ihn, das Zusammentreffen mit Lygia; über die möglichen Wege dachte er nach.

Da trat ein Zwischenfall ein, der jede Schwierigkeit heben konnte. Chilon kam unerwartet in sein Haus.

Er trat ein, elend, den Hunger im Gesicht und in Lumpen gehüllt; aber die Diener, eingedenk des früheren Befehls, ihn zu jeder Tages- oder Nachtzeit vorzulassen, wagten nicht, ihn

zurückzuweisen; und so ging er geradenwegs zum Atrium und sprach zu Vinicius: „Mögen die Götter Dir Unsterblichkeit verleihen und mit Dir die Herrschaft über die Welt teilen!“

Im ersten Augenblick wandelte Vinicius die Lust an, ihn zur Thür hinauswerfen zu lassen, dann aber kam ihm der Gedanke, der Grieche wisse vielleicht etwas von Lygia, und die Neugierde überwand seinen Widerwillen. „Du bist es?“ fragte er daher. „Was willst Du?“

„Es geht mir schlecht, Sohn des Zeus! Echte Tugend ist eine wenig begehrte Ware, und ein Weiser muß froh sein, wenn er in fünf Tagen einen Schöpsenkopf kaufen kann, den er mit Thränen hinunterspülen mag, wenn er Lust hat. Was Du mir gabst, bezahlte ich Altractus für Bücher. Ach Herr! Ich bin bestohlen worden, ich bin zu Grunde gerichtet. Die Sklavin, die meine Lehre niederschreiben sollte, ist geflohen und Deine Sesterzien nahm sie mit. Da sagte ich mir: Wohin soll ich gehen, wenn nicht zu Dir, Serapis, für den ich gern mein Leben hingeben!“

Dies schien aber Vinicius wenig zu rühren. „Wozu kommst Du und was bringst Du?“ fragte er trocken.

„Herr! Ich weiß, wo die göttliche Lygia jetztwohnt. Ich will Dir das Haus zeigen!“

„Wo ist sie?“ fragte Vinicius lebhaft.

„Bei Linus, dem Oberpriester der Christen. Ursus ist auch dort, doch arbeitet er zur Nachtzeit beim Bäcker Demas. — Linus ist alt — also wenn man das Haus zur Nachtzeit umstellt, ist Lygia Dir wehrlos preisgegeben.“

Dem Patrizier stieg das Blut zu Kopfe, er empfand Widerwillen gegen seinen Helfershelfer. Am liebsten hätte er ihn zertreten wie eine Giftschlange oder wie ein eßles Gewürz. Er sah ihn mit kalter Grausamkeit an: „Deinen Rat werde ich nicht befolgen. Doch sollst Du den verdienten Lohn empfangen, im Ergastulum lasse ich Dir dreihundert Sesterzien im Geiste — und in Wirklichkeit dreihundert Rutenstreiche geben.“

Chilon ward totenbläß, als er dies hörte. Er warf sich auf die Knie und winselte: „Wofür? Perserkönig? Wofür denn? Kolos des Erbarmens! Pyramide der Gnade! Ich bin alt, hungrig und elend! Ich habe Dir Dienste geleistet. So dankst Du mir?“

„Ebenso wie Du den Christen,“ versetzte Vinicius.

Und er rief den Dispensator.*). Dieser fasste den Griechen beim Haarschopf und schleppete ihn ins Ergastulum.

„Herr! Herr! Fünfzig, nicht dreihundert! Fünfzig sind genug,” winselte Chilon, „um Christi willen!”

Als Vinicius allein zurückblieb, fühlte er sich froh, wie lange nicht. Er war mit sich zufrieden. Der Sieg, den er über sich selbst erfochten hatte, erfüllte ihn mit freudiger Zuversicht. Er meinte durch die Selbstüberwindung einen großen Schritt Lygia näher zu sein.

Doch im nämlichen Augenblick trat der Dispensator ein: „Herr, der Greis ist ohnmächtig geworden, vielleicht sogar tot.”

„Suche ihn zu beleben, dann führe ihn herein.”

Als Chilon nach einer längeren Zeit erschien, war er bleich wie eine Wand, und von seinen Füßen sickerte Blut auf den Mosaikboden des Atriums.

„Dank Dir, Herr!” sagte er, in die Knie sinkend. „Du bist groß und barmherzig!”

„Hund!” sagte Vinicius. „Nur um Christi willen, dem auch ich das Leben verdanke, habe ich Dir verziehen.”

„Herr, ich will Dir und ihm dienen!”

„Schweige und erhebe Dich! Du sollst mit mir kommen und mir das Haus zeigen, wo Lygia wohnt.”

„Herr, ich bin wirklich hungrig,” ächzte Chilon. „Ich gehe — ich gehe gern, aber ich habe keine Kraft.”

Nun ließ ihm Vinicius zu essen geben, ein Goldstück und einen Mantel reichen. Doch Chilon war so geschwächt, daß ihn auch nach dem Imbiß die Füße nicht trugen, und die Haare stiegen ihm zu Berge bei dem Gedanken, daß Vinicius seine Schwäche für Widerstand halten und ihn nochmals geißeln lassen werde.

„Sobald der Wein mich erwärmt hat, gehe ich aufrecht bis Großgriechenland,” brüstete er sich zähneklappernd.

Endlich erholt er sich soweit, um den Weg antreten zu können. Linus wohnte nicht weit von Miriam in Transtiberim. Chilon zeigte auf ein von einer Mauer umgebenes, epheum-sponnenes Haus und sagte: „Hier ist es, Herr!”

„Gut,” erwiderte Vinicius. „Jetzt kannst Du Deines Weges gehen, aber zuvor höre mich an! Ich verlange von

*) Hausmeister.

Dir, daß Du vergißt, wo Miriam und Glaucus wohnen, verstanden? Einmal im Monat magst Du zu mir kommen und Dir von meinem Freigelassenen zwei Goldstücke ausfolgen lassen. Doch wie ich erfahre, daß Du den Christen nachspionierst, lasse ich Dich zu Tode prügeln."

Chilon verneigte sich und sprach: „Ich vergesse, wie Du befohlen hast.“

Doch als Vinicius um die Straßenecke verschwunden war, ballte er die Fäuste und schüttelte sie drohend. „Bei Ate und den Furien! Ich vergesse nicht!“ Dann sank er ohnmächtig zu Boden.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Vinicius begab sich geradeswegs in das Haus der Miriam. Auf der Schwelle kam ihm deren Sohn, der Knabe Nazarius, entgegen, der bei seinem Anblick in Verlegenheit geriet. Doch Vinicius grüßte ihn freundlich und ließ sich zu seiner Mutter führen.

In der Stube traf er außer Miriam noch Petrus, Glaucus, Crispus und Paulus von Larsos, welcher vor kurzem aus Freßellae zurückgekehrt war. Beim Eintritt des jungen Tribuns malte sich auf den Gesichtern aller lebhaftes Erstaunen, er aber sagte: „Ich grüße Euch im Namen Christi, den Ihr verehrt.“

„Sein Name sei gepriesen in Ewigkeit,“ antworteten sie.

„Ich habe mich von Euren Tugenden und Eurer Güte überzeugt, ich komme daher als Freund.“

„Sei uns als Freund begrüßt,“ erwiederte Petrus. „Seze Dich zu uns, Herr, und nimm als Gast an unserm Mahle teil.“

„Gern will ich Euer Guest sein,“ versetzte Vinicius, „doch zuvor hört mich an, daß Ihr sehet, daß ich es aufrichtig meine. Ich weiß, wo Lygia wohnt, ich war eben vor des Linus Hause. Wisset, ich habe ein Anrecht auf Lygia. Der Kaiser schenkte sie mir. Und in meinen Häusern in Rom habe ich an fünfhundert Sklaven. Es wäre mir daher leicht gewesen, ihre Zufluchtsstätte umzingeln und sie ergreifen zu lassen, ich habe es aber nicht gethan und werde es auch nicht thun.“

„Der Segen des Herrn ruht sichtbar auf Dir und läutert Dein Herz,“ sagte Petrus.

„Ich danke Dir, aber hört mich noch weiter. Ich habe es nicht gethan, aber ich leide Qualen der Sehnsucht. Und daher komme ich zu Euch, die Ihr Vater- und Mutterstelle an Lygia vertretet, und ich sage Euch, gebt sie mir zum Weibe, und ich schwöre, daß ich sie niemals hindern werde, Christus zu bekennen, ja, ich will selbst Christ werden.“

Vinicio sprach voll Entschlossenheit und trug das Haupt hoch bei seinen Worten, doch er war sehr bewegt und bebte leise am ganzen Körper.

„Ich weiß, wie groß die Hindernisse sind, die uns trennen,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „aber ich liebe Lygia wie meine eigenen Augen. Ich bin kein Heuchler und obwohl ich weiß, daß es sich um meine Zukunft handelt, so sage ich die Wahrheit. Ein anderer würde vielleicht rufen: ‚Taufst mich!‘ ich aber bitte: Erleuchtet mich! Ich fühle mich innerlich verwandelt, seit ich Euch und Eure Lehre kennen gelernt habe, aber mitunter erfassen mich noch Zweifel. Sagt, was bringt Ihr der Welt? Seid Ihr Feinde des Lebens? Feinde der Liebe, des Glücks? Muß man Bettler sein, wenn man Christ sein will? Verstreut mir die Schatten! Petronius sagte mir einst, Griechenland gab uns Weisheit und Schönheit, Rom die Macht — und nun sagt, was Ihr bringt?“

„Wir bringen das Licht und die Liebe,“ erwiderte Petrus.

Und Paulus von Tarsos fügte hinzu: „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und ich hätte die Liebe nicht, so wäre ich tönendes Erz oder wie eine klingende Schelle.“

Den greisen Apostel aber dauerte die gequälte Seele, die wie ein gefangener Vogel nach Licht und Luft schmachtete. Indem er die Hände über Vinicius ausstreckte, sprach er: „Wer anflopft, dem wird aufgethan — und über Dir ist die Gnade des Herrn. Darum segne ich Dich, Deine Seele und Deine Liebe im Namen des gekreuzigten Erlösers.“

Vinicio aber neigte sich und etwas Außerordentliches geschah. Der stolze Nachkomme der Quiriten drückte einen Kuß auf die Hand des alten Galilläers.

Petrus aber freute sich, denn er sah, daß die Saat auf guten Boden gefallen war und daß sein Fischerneß wieder eine Seele eingefangen hatte.

Einige Augenblicke verweilten alle in gerührtem Schweigen, dann sagte der junge Patrizier: „Der Cäsar fährt in wenigen

Tagen nach Antium, und ich habe den Befehl, ihn zu begleiten. Ihr wißt, daß Ungehorsam den Tod bedeuten würde, ich muß also fort. Doch wenn ich Gnade vor Euren Augen gefunden habe, so kommt mit mir, damit Ihr mich in der Lehre unterweisen könnt; dort droht Euch keine Gefahr, denn in dem Menschengetümmel könnt Ihr Eure Lehre am Hofe des Cäsar selbst verkünden. Man sagt ja, Acte sei Christin und auch unter den Prätorianern befinden sich Christen. In Antium besitze ich eine Villa, dort können wir uns versammeln und Euren Worten lauschen."

Nach kurzer Beratung wurde beschlossen, daß Paulus von Tarbos den jungen Tribun begleiten solle; Petrus, der jetzt der Hirt des ganzen Bundes war, konnte nicht fort von Rom. Während die Männer noch sprachen, sah man Miriam, mit der der Apostel vor einiger Zeit leise Worte gewechselt und die sich hierauf entfernt hatte, im Garten wieder auftauchen; hinter ihr kam Lygia.

Das junge Mädchen trat ahnungslos ins Zimmer und blieb beim Anblick des Geliebten wie angewurzelt stehen. Ein helles Rot stieg in ihre Wangen und sie sah erschreckt und erstaunt die Anwesenden der Reihe nach an.

Doch sie sah nur freundliche Gesichter, der Apostel näherte sich ihr und fragte: "Liebst Du ihn noch, Lygia?"

Da bebten ihre Lippen, wie die eines Kindes, dem das Weinen nahe ist, das sich schuldig fühlt und doch weiß, daß es seine Schuld gestehen muß.

"Antworte!" sagte Petrus.

Und demütig, zu des Apostels Füßen niedergleitend, flüsterte sie: "Ja, ich liebe ihn!"

Im nächsten Augenblick kniete Vinicius an ihrer Seite. Petrus legte ihnen segnend die Hände auf und sagte: "Liebet Euch im Herrn und zu seinem Preise, denn kein Arg ist in Eurer Liebe."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Im Garten mit Lygia auf und ab schreitend, sagte Vinicius mit beredten Worten alles das, was er kurz vorher dem Apostel bekannt hatte. Umsonst, sagte er ihr, habe er sie zu vergessen

gesucht, Tag und Nacht habe er ihrer gedacht. Das kleine Kreuz, das sie ihm zurückgelassen habe, sei in seinem Lararium und er zolle ihm göttliche Verehrung. Nur aus Liebe habe er so schlimm gehandelt. Schon im Hause des Aulus sei seine Liebe zu ihr entbrannt. Jetzt habe er ihren Aufenthaltsort wieder durch Chilon erfahren und nun werde sie wohl nicht mehr vor ihm fliehen, wie aus dem Hause Miriams.

„Nicht vor Dir bin ich geflohen!“ entgegnete Lygia.

„Weshalb denn ergriffst Du die Flucht?“

Ihre irisblauen Augen zu ihm erhebend, erwiderte sie tief errötend: „Du weißt es —“

Im Übermaß des Glückes verstummte Vinicius eine Weile, dann aber erzählte er Lygia weiter, wie ihm allmählich die Augen aufgegangen waren und er eingesehen habe, daß sie ganz anders sei wie alle Römerinnen. Nur schwer gelang es ihm, ihr das klar zu machen, was ihn bewegte, ihr darzuthun, daß sie ihn überzeugt habe, es gebe auf der Welt außer der körperlichen Schönheit noch eine andere, es gebe noch eine seelische Schönheit. Voll Entzücken lauschte sie seinen Worten, als er ihr erklärte, er liebe sie noch inniger, weil sie vor ihm geflohen sei und an seinem Herde werde sie ihm heilig sein. Ihre Hände fassend, schaute er ihr mit einer Zinnigkeit in die Augen, als ob er gar nicht ausdrücken könne, welches Glück sie ihm gewähre, und gerade, als ob er sich vergewissern wolle, daß er sie gefunden habe, daß sie ihm nahe sei, wiederholte er nur immer ihren Namen:

„O, Lygia! O, Lygia!“

„O, Marcus,“ sagte Lygia, „glaube mir, ich bete für Dich und nur Christus hat Dich auf den Weg der Erkenntnis geführt.“

Eben schritten sie an dem mit Epheu bewachsenen Gartenhäuschen vorbei und näherten sich der Stelle, wo sich Ursus, nachdem er Kroton getötet, auf Vinicius gestürzt hatte.

„Hier,“ sagte der junge Mann, „wäre ich ohne Dich verloren gewesen.“

„Bergiß das Schreckliche!“ entgegnete Lygia, „und verzeihe Ursus!“

„Könnte ich denn auf Ursus böse sein, da er Dich befreite? Wäre er mein Sklave, ich würde ihm die Freiheit schenken.“

„Wenn er ein Sklave wäre, hätten ihn Aulus und Pompontia schon freigelassen, er bleibt bei mir aus freien Stücken.“

„Lygia, Lygia!“ rief Vinicius wieder, „noch nie ist ein Weib in dem Hause ihres Gatten so geehrt worden, wie Du in meinem Hause geehrt werden wirst.“

Schweigend schritten sie dahin. Unter der Cypressse, dicht vor dem Hause, blieben sie schließlich stehen. Lygia lehnte sich an die Brust des Vinicius, der nun mit bebender Stimme bat: „Gebiete Ursus, in das Haus des Aulus zu gehen, Deine kleinen Besitztümer, Dein Spielzeug aus Deiner Kindheit zu holen und es zu mir zu tragen.“

Doch Lygia, deren Antlitz wie eine Rose erglühete, antwortete mit leiser Stimme: „Ach, Marcus, das würde gegen die Sitte verstößen!“

„Das weiß ich wohl. Die Pronuba*) trägt gewöhnlich hinter der Braut alle diese Sachen. Ich möchte alles mit mir nach Antium nehmen; thue es mir zuliebe, diva; thue es, carissima!“

„Pomponia soll darüber entscheiden,“ sagte Lygia.

Und aufs neue verstummtten beide, als ob das Glück und die Seligkeit ihnen die Sprache raubte. Lygia stand da im Schatten des Baumes wie eine Blume, sie hatte die Augen niedergeschlagen, ihre Brust hob und senkte sich rasch. Vinicius schaute bewundernd auf sie. Die Herzen der beiden jungen Menschen klopften fast hörbar, und in ihrem wortlosen Entzücken glaubten sie im Paradiese der Liebe zu sein.

Da erschien Miriam unter der Thür und lud zum Mahle ein . . .

Vierunddreißigstes Kapitel.

Als am Abend dieses Tages Vinicius über das Forum nach Hause ging, erblickte er in dem Vicus Tuscus die vergoldete Sänfte des Petronius, die von Bithyniern getragen wurde. Durch eine Handbewegung gebot er zu halten, näherte sich rasch und schaute durch die Vorhänge.

„Träume süß,“ rief er lachend beim Anblick des schlafenden Petronius.

*) Die Matrone, die die Braut begleitete und Standesunterweisungen gab.

„Ah, Du bist es!“ bemerkte Petronius erwachend. „Ja, ich schlummerte ein, da ich die Nacht auf dem Palatinus verbracht habe. Ich will mir soeben mehrere Bücher für Antium kaufen, da ich meine Bibliothek nicht in Unordnung bringen möchte.“

„Sende Deine Sänfte mit den Büchern nach Hause und komme mit mir. Wir wollen dann über Antium reden.“

„Gut,“ entgegnete Petronius und verließ seine Sänfte. „Du wirst doch schon wissen, daß ich schon übermorgen nach Antium reise!“

„Woher sollte ich das wissen!“

„Ja, ja, es ist schon alles bestimmt; Erbse in Olivenöl haben nichts genützt, ein Tuch um den Hals hat nichts genützt, der Rotbart ist heiser. Er verwünscht Rom und flucht der römischen Luft, er ist jederzeit bereit, die Stadt durch Feuer zu zerstören, nach Seeluft verlangt er. In allen Tempeln werden heute Opfer dargebracht zur Wiedererlangung der göttlichen Stimme; und wehe Rom, wehe dem Senate, wenn diese Opfer nicht sofort Erfolg bringen. Weißt Du übrigens, weshalb dieser Affe heiser wurde? Er wollte es unserem Paris im Tanze gleich thun und führte uns die Abenteuer Ledas vor. Dabei geriet er in Schweiß und erkältete sich. Er wechselte fortwährend die Maske, drehte sich wie eine Spindel, schwang die Arme wie ein betrunkener Schiffer. Ein wahrer Ekel ergriff mich, als ich diesen dicken Bauch und diese dünnen Beine sah. Du lebst einsam in Deinem Hause, denkst nur an Lygia und die Christen und weißt gar nicht, was sich auf dem Palatin zugetragen hat. Nero vermählte sich öffentlich mit Pythagoras und trat dabei als Braut auf. Glaubst Du nun, daß dies der höhere Wahnsinn ist, den Nero treibt? Natürlich erschienen die hierzu befohlenen Flamines und verliehen der Ceremonie die nötige Weihe. Ich bin auch zugegen gewesen und wartete, ob nicht einer unserer Götter mit einem Donnerkeil dazwischen fahren wird. Doch Nero glaubt nicht an Götter, und er hat recht.“

„Er ist also Oberpriester, Gott und Gottesleugner in einer Person,“ sagte Vinicius.

„Freilich,“ gestand Petronius lachend. „Daran hatte er noch gar nicht gedacht.“

Inzwischen waren sie bei Vinicius angelangt, und nachdem

dieser Befehl erteilt hatte, das Nachtmahl zu bereiten, wandte er sich zu Petronius und sagte: „Wir vermögen nichts an dem ganzen Wahnsinn, den Nero treibt, zu ändern.“

„Recht hast Du,“ entgegnete Petronius, „so lange Nero herrscht, gleichen die Menschen Schmetterlingen. Bestrahlt sie die Sonne, flattern sie umher, kommt ein kalter Windstoß, sind sie dem Tode verfallen. Doch lassen wir das, gestatte mir, Eunice mit Deiner Sänfte holen zu lassen. Müde bin ich nicht und wir wollen fröhlich sein. Befiehl den Kitharaspiegern, beim Nachtmahle zu erscheinen.“

„Erinnerst Du Dich, Petronius, noch jenes Tages, da wir zusammen im Hause des Aulus Plautius waren? Erinnerst Du Dich noch dieser Psyche, dieses herrlichen Mädchens, das an Schönheit unsere Göttinnen überragt?“

Petronius schaute Vinicius verwundert an: „Du wirst doch von keiner anderen als von Lygia reden?“

Doch Vinicius rief: „Hier siehst Du Lygias Verlobten!“
„Was, Du? . . .“

Doch Vinicius ließ Petronius nicht zu Ende reden, sondern sprang auf und rief, der Dispensator möge kommen. „Versammle meine Sklaven hier vor mir, auch nicht einer soll fehlen,“ befahl er hierauf diesem.

„Du hast Dich Lygia angelobt?“ ergriff jetzt Petronius wieder das Wort.

Doch er vermochte nicht länger darüber zu staunen, denn das große Atrium glich jetzt einem Bienenstocke. Keuchende Alte, kräftige Männer, Frauen, Knaben und Mädchen eilten herbei. Jeden Augenblick kam eine neue Schar; in den Korridoren ertönten Rufe in den verschiedensten Sprachen. Schlieflich standen sie in Reihen zwischen den Säulen an den Wänden entlang. Vinicius, der an das Impluvium getreten war, wandte sich zu seinem Freigelassenen Demas und sagte: „Alle, die seit zwanzig Jahren in meinem Hause dienen, haben morgen vor dem Prätor zu erscheinen, der ihnen die Freiheit verkünden wird. Diejenigen, die kürzere Zeit hier sind, erhalten drei Goldmünzen und eine Woche hindurch doppelte Rationen. Sende in jedes Ergastulum Botschaft, daß die Strafen erlassen, die Leute von den Fesseln befreit werden sollen. Wisset, daß für Euch ein Tag des Glückes angebrochen ist, ich will nur fröhliche Gesichter sehen.“

Tiefes Schweigen herrschte, die Sklaven trauten ihren Ohren nicht. Plötzlich aber streckten sie die Hände empor und riefen wie aus einem Munde: „Aa, Herr, aaa!“

Vinicio entließ sie durch eine Handbewegung.

„Morgen,“ wandte er sich an Petronius, „lasse ich sie noch einmal im Garten zusammenkommen und gebiete einem jeden, ein Zeichen in den Sand zu ziehen. Lygia wird diejenigen freilassen, die das Zeichen des Fisches ziehen.“

„Das Zeichen des Fisches! Ach ja, ich erinnere mich, was Chilon darüber sagte. Das Glück findet ein jeder da, wo er es zu sehen glaubt. Möge Dir Flora viele Jahre hindurch Blumen auf Deinen Pfad streuen. Ich wünsche Dir alles das, was Du Dir selbst wünschest. Nur noch eine Frage! Bist Du schon Christ geworden?“

„Bis jetzt noch nicht, doch Paulus von Tarsos wird mich auf meiner Reise nach Antium begleiten; die Taufe empfange ich später. Deine Behauptung, die Christen seien Feinde jeder Lebensfreude, bewahrheitet sich nicht.“

„Um so besser für Dich und Lygia!“

„Höre,“ sagte Vinicio weiter, „diese Lehre wird die ganze Welt erobern und ihr allein wird es gelingen, eine Umwandlung hervorzubringen, auch Octavia war Anhängerin dieser Lehre. Nein, zucke nicht verächtlich mit den Achseln, denn wer kann wissen, ob Du nicht binnen Jahresfrist, ob Du nicht schon in kurzer Zeit freudigen Herzens die heilige Taufe empfängst.“

„Ich?“ rief Petronius, „nein, bei dem Sohne der Leto, das wirst Du nicht erleben. Ich habe meine Gemmen, meine Kammern, meine Kunstgeräte und meine Eunice. In den Olymp glaube ich nicht, aber ich will ihn mir auf Erden bereiten und mich so lange des Lebens freuen, bis mich der Pfeil des göttlichen Bogenschützen trifft, oder bis ich mir auf Befehl des Kaisers die Adern öffnen muß. Ich liebe ebenso sehr Beischenduft wie ein bequemes Triclinium, ja, ich liebe sogar unsere Götter . . . mir sind sie wert — als rhetorische Figuren, und ich liebe vor allem Achaja, wohin ich mich mit unserem feisten, dünnbeinigen, unvergleichlichen, göttlichen Cäsar, diesem Augustus, diesem Periodonices, diesem herkulischen Nero geben werde!“

Darauf sang er mit halblauter Stimme:

„Umwinden will ich mit Myrten mein Schlachtschwert.*)
Gleich Harmodios und Aristogeiton . . .“

Doch bei der Meldung, Eunice sei angekommen, brach er plötzlich ab. Gleich darauf wurde das Nachtmahl aufgetragen, währenddessen die Kitharaspieler ihre Weisen ertönen ließen, dann erzählte Vinicius von Chilon, und wie dieser den Gedanken in ihm erweckt habe, sich an den Apostel zu wenden — ein Gedanke, der eigentlich in ihm aufgetaucht sei, da Chilon die Rutenstreiche erhielt.

„Da der Erfolg ein guter war, muß auch der Gedanke ein guter genannt werden,“ bemerkte Petronius in schlaftrunkenem Tone, sich mit der Hand über die Stirn fahrend. „Was jedoch Chilon betrifft, so hätte ich ihm fünf Goldmünzen gegeben, aber vielleicht waren ihm die Rutenstreiche auch dienlich. Wer kann es wissen, ob nicht in kurzer Zeit Senatoren sich vor ihm beugen werden, wie vor unserem Pechdrahtzieher Vatinius. Gute Nacht!“

Den Kranz vom Haupte nehmend, erhob er sich mit Eunice, um heimzugehen. Kaum waren die beiden fort, so eilte Vinicius in sein Bücherzimmer und schrieb an Lygia:

„Sobald Du Deine herrlichen Augen auffschlägst, soll dieser Brief Dir ‚Guten Morgen‘ wünschen. Deshalb schreibe ich jetzt, ob schon ich Dich morgen sehen werde. Cäsar geht übermorgen nach Antium und ich, eheu! muß ihn begleiten. Ich sagte Dir schon, daß Ungehorsam den Tod bedeuten würde; gegenwärtig habe ich nicht den Mut, zu sterben. Allein wenn Du willst, daß ich nicht gehorche, so schreibe nur ein Wort und ich bleibe. Petronius wird mich schon herausreden. Heute im Rausche meiner Wonne habe ich alle meine Sklaven beglückt; diejenigen, die zwanzig Jahre in meinem Hause gedient haben, führe ich morgen vor den Prätor und gebe sie frei. Du, meine Teure, solltest mit mir zufrieden sein, da diese Handlung mit Deiner Religion in Einklang steht; sodann thu’ ich das Dir zuliebe. Sie müssen Dir für die Freilassung danken. Ich werde es ihnen sagen, daß sie Dir danken und Deinen Namen preisen. Ich übergebe mich Dir und dem Glücke als Sklave. Gott gebe, daß ich nie von solcher Knechtschaft erlöst werde. Antium sei

*³) Volkslied aus Harmodios und Aristogeiton.

verwünscht samt der Reise des Feuerbart. Tausendmal glücklich will ich mich preisen, weil ich nicht so weise wie Petronius bin; sonst würde ich vielleicht auch nach Griechenland müssen. Inzwischen wird die Trennung von Dir die Erinnerung an Dich versüßen. Wenn immer ich einen Augenblick mich losreißen kann, will ich in den Sattel steigen und romwärts fliegen, um meine Augen durch Deinen Anblick zu besetzen, meinen Ohren den Wohlklang Deiner Stimme zu gönnen. Wenn ich aber nicht kommen kann, so bringt Dir ein Sklave meinen Brief. Sei mir gegrüßt, Du meine Göttin! Ich umschlinge Deine Füße. Zürne nicht, weil ich Dich Göttin heiße. Wenn Du zürnst, so will ich gehorchen; doch heute kann ich Dich nicht anders nennen. Aus vollster Seele wünsche ich Dir Glück zu der Wohnung, in die Du als Herrin einziehen wirst." —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In Rom war es bekannt, daß der Cäsar auf seiner Reise Ostia, oder vielmehr das größte Schiff der Welt, das aus Alexandria mit einer Ladung Korn dort angekommen war, sehe, und sich dann von Ostia aus auf die Via Littoralis nach Antium begeben wolle. An der Porta Ostiensis sammelte sich daher schon am frühen Morgen des zur Reise festgesetzten Tages sowohl der einheimische Pöbel als auch der aller Völker der Erde massenhaft an, um am Gefolge des Cäsar seine Schaulust zu befriedigen, die beim römischen Volke schier unersättlich war. Die Reise nach Antium war weder schwierig noch lang. Dort erhoben sich zahlreiche Paläste und Villen, die in der vornehmsten Weise gebaut und ausgestattet waren, und alles boten, was die Bequemlichkeit nur verlangen konnte, selbst den ausgesuchtesten Luxus jener Zeit. Der Cäsar pflegte jedoch auf seinen Reisen alles mitzunehmen, woran er irgend ein Vergnügen fand, von seinen Musikinstrumenten und Hausrat an bis zu Statuen und Mosaikarbeiten; dies geschah selbst dann, wenn er nur kurze Zeit, nur zur Ruhe und Erholung zu bleiben gedachte. Er war daher stets von einer Legion Bedienter begleitet, die Abteilungen der Prätorianer

und Anhänger nicht mit eingerechnet, von denen jeder noch sein besonderes Gefolge von Sklaven hatte.

Am frühesten Morgen dieses Tages kamen Hirten von der Campania, mit sonnenverbrannten Gesicht und Ziegenfellen an den Füßen, und trieben fünfhundert Eselinnen durch die Thore, damit Poppaea am Tage nach ihrer Ankunft in Antium in deren Milch ihr Bad nehmen konnte. Der Pöbel blickte mit Entzücken und Hohn auf die langen Ohren, die in Wolken von Staub sich hin und her bewegten, und hörte mit Vergnügen auf das Knallen der Peitschen und das wilde Geschrei der Hirten. Nachdem die Eselinnen vorüber waren, stürzten zahlreiche Knaben herbei, reinigten die Straße sorgfältig und bedeckten sie mit Blumen und Piniennadeln. Das Volk flüsterte sich mit einem gewissen Stolze zu, die ganze Straße nach Antium würde so mit Blumen bestreut, die teils aus den umliegenden Gärten genommen, teils von den Händlern an der Porta Mugionis um hohen Preis geliefert worden seien. Nach den ersten Morgenstunden nahm das Gedränge beständig zu. Viele hatten ihre ganze Familie mitgebracht, breiteten Mundvorräte auf die zum neuen Tempel der Ceres bestimmten Steine und aßen ihr Prandium unter freiem Himmel. Da und dort fanden sich ganze Gruppen zusammen, geleitet von Personen, die gereist waren. Sie sprachen von der gegenwärtigen Lustfahrt des Cäsar, von seinen künftigen Reisen, vom Reisen überhaupt. Matrosen und alte Soldaten erzählten wahre Wunderdinge, die sie in fernen Feldzügen über Länder gehört hatten, die nie eines Römers Fuß betreten.

Die Leute, die nie die Grenze der Appischen Straße überschritten, lauschten mit Erstaunen den märchenhaften Erzählungen von Indien und Arabien, von den Britannien umgürtenden Inseln, von jenem kleinen, von bösen Geistern bewohnten Eilande, auf dem Briarius den schlafenden Saturn eingekerkert hatte, von den in Eis erstarnten Ländern der Hyperboreer, von dem Bischen und Brüllen des Oceans, wenn darin die Sonne niedertauche. Fabeln dieser Art fanden bereiten Glauben unter dem Pöbel, Fabeln, die ja selbst Männer wie Tacitus und Plinius als Wahrheit hinnahmen. Es wurde auch von dem Schiffe gesprochen, zu dessen Besichtigung der Cäsar gehe, ein Schiff, das Weizenvorrat für zwei Jahre gebracht hatte, dabei nicht zu erwähnen der vierhundert Reisenden, einer ähnlichen

Anzahl Soldaten und einer Menge wilder Tiere für die Sommerspiele. Dies alles nahm das Volk für den Kaiser ein, der nicht nur für dessen Ernährung, sondern auch für dessen Vergnügen besorgt war. Deshalb wartete seiner eine begeisterte Begrüßung.

Inzwischen zeigte sich eine Abteilung numidischer Reiter, die der prätorianischen Wache angehörten. Sie trugen gelbe Gewänder, rote Gürtel und große Ohrringe, die auf die dunklen Gesichter einen goldigen Schimmer warfen. Die Spitzen ihrer Bambusspeere glitzerten wie Feuerflammen im Sonnenlichte. Nachdem sie vorüber waren, entstand eine prozessionsartige Bewegung. Die Menge drängte sich vorwärts, um sie noch länger zu sehen; jedoch die Prätorianer zu Fuß bildeten zu beiden Seiten des Thores Spalier und gestatteten niemand den Durchgang. Nun kamen Wagen mit purpurnen, roten und violetten Zelten, mit Byssuszelten, aus Fäden weiß wie Schnee gewoben; mit orientalischen Teppichen, mit Tischen von Citrum, mit Mosaiktafeln, mit Küchengeräten, mit Käfigen voll Bögeln des Ostens, Nordens und Westens, deren Hirn und Zungen für die kaiserliche Tafel bestimmt waren, mit Amphoren voll Wein, mit Körben voll Früchten. Alle andern Gegenstände jedoch, die wegen ihrer Verbrechlichkeit auf Wagen nicht befördert werden konnten, wurden von Sklaven getragen. Hunderte von Leuten zogen vorüber, die allerlei Kunstgeräte, Statuen aus korinthischem Erz trugen — da waren welche mit etruskischen, andere mit griechischen Vasen; wieder andere trugen goldene oder silberne Geräte oder Gefäße aus alexandrinischem Glase. Kleine Abteilungen von Prätorianern zu Pferde und zu Fuß bildeten den Schutz dieser Sklaven, die von zahlreichen Aufsehern bewacht wurden; jeder von diesen hielt eine Peitsche, an der Blei oder Eisenstückchen befestigt waren, in der Hand. Der lange Zug dieser Männer, die mit unendlichem Ernst und größter Aufmerksamkeit die verschiedensten Gegenstände dahintrugen, machte den Eindruck einer feierlichen, religiösen Prozession; dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als die Musikinstrumente des kaiserlichen Hofs vorübergebracht wurden. Was war da nicht alles zu sehen! Die Harfe, die griechische Laute, die Laute der Hebräer und Ägypter, die Lyra, die Phorminx, die Kithara, schneckenförmig gewundene Hörner, Lüben, Cymbeln, Flöten, Posaunen und Trompeten. Wenn man auf diese An-

zahl von Instrumenten aus Gold und Bronze blickte, die mit kostbaren Steinen und Perlen in der Sonne schimmerten, glaubte man, Apollo oder Bacchus befände sich auf einer Reise durch die ganze Welt. Jetzt kamen prächtige Karosse mit malerischen Gruppen von Akrobaten, Tänzern, Tänzerinnen, Thyrsusstäbe in der Hand; dann folgten die Sklaven, die zum Luxus auf die Reise mitgenommen wurden, nämlich eine große Zahl Knaben und kleine Mädchen aus Griechenland und Kleinasien, letztere mit langen Haaren oder Locken in goldenen Neuzen, alle schön wie Amoretten. Jetzt war von der Schönheit nicht viel zu sehen, da sie auf den Gesichtern eine dicke Schicht Schminke zum Schutze der zarten Haut gegen die Winde der Campania aufgelegt hatten. Wieder kam eine Abteilung Prätorianer: riesenhafte, bartige Sigamber mit blauen Augen und rotblonden Haaren. *Imaginarii*^{*)} mit dem römischen Adler, mit Tafeln voll Inschriften, mit Bildsäulen der germanischen und römischen Götter und mit Statuen und Büsten des Kaisers schritten voran. Die sonnenverbrannten Glieder dieser Söldner ragten mächtig unter dem Fell und Panzer hervor und schienen so recht dazu geeignet, die dieser Schutztruppe zugeteilte schwere Rüstung zu tragen. Die Erde schien den gleichmäßigen Tritten nachgeben zu wollen. Mit dem Bewußtsein ihrer Kraft, selbst dem Kaiser gegenüber, blickten sie voll Verachtung auf den Straßenpöbel, ohne daran zu denken, daß sie selbst in Ketten nach Rom gebracht worden waren. Raum waren die Sigamber vorüber, so wurden die gefesselten Löwen und Tiger des Nero vorübergeführt, damit er jederzeit in der Lage war, Dionysus nachzuahmen und sie an seinen Wagen zu spannen. Hindus und Araber führten diese wilden Tiere an Stahlketten, die aber derart mit Blumen umwunden waren, daß sie wie Blumengewinde aussahen, jedes dieser Tiere hatte zwei Führer. Die durch Tierbändiger gezähmten Bestien schauten mit ihren grünlischen Augen auf die Menge, fletschten ihre Zähne, richteten zuweilen ihre mächtigen Häupter empor und zogen schnaubend die Nüstern ein, wobei sie beständig ihre rauhen Zungen in dem gewaltigen Machen hin und her bewegten.

Nun kamen die kaiserlichen, mit Elfenbein eingelegten und mit Perlen gezierten Wagen, goldene und purpurne, strahlend

^{*)} Bannerträger.

im Glanze der kostbarsten Kleinodien. Wiederum folgten Prätorianer in römischer Rüstung und italische Kriegsfreiwillige; *) hierauf zogen ganze Scharen besonderer zum persönlichen Dienste erwählter Sklavinnen und Knaben vorüber, und in der Ferne verkündeten Rufe der Menge das Nähen des Kaisers.

Unter den Zuschauern war auch der Apostel Petrus, der den Cäsar sehen wollte. Lygia, das Gesicht von einem dichten Schleier verhüllt, und Ursus, der beste Schutz für das junge Mädchen in dieser zügellosen, unbändigen Volksmenge. Ohne sich lange zu befinden, hatte der Lygier einen der Steine ergriffen, die zum Bau des Cerestempel benutzt werden sollten, und ihn dem Apostel gebracht, damit dieser sich darauf stellen und alles besser sehen konnte. Wohl murerten die Leute, als Ursus sich zwischen ihnen Bahn mache; als er jedoch ohne Anstrengung einen Stein herbeitrug, den sonst kaum vier der stärksten Männer emporzuheben vermochten, wich die Empörung einer großen Bewunderung, und ringsumher ertönte der Ruf: „Macte!“

Jetzt kam der Kaiser in Sicht. Er saß in einer Karosse, die so überdacht war, daß die Menge ihn sehen konnte und von sechs weißen idumäischen Hengsten gezogen wurde. Obwohl die Karosse geräumig genug war, um mehrere Personen aufzunehmen, saß der Kaiser nur allein darin, um die Aufmerksamkeit der Menge auf sich allein zu lenken. Nur zwei mißgestaltete Zwergen lauerten zu seinen Füßen. Er trug eine weiße Tunika und eine amethystfarbige Toga. Ein Lorbeerfranz **) schmückte sein Haupt. Um den Hals hatte er wie gewöhnlich ein seidenes Tuch geschlungen, das er zeitweise mit seiner fetten, durch rötliche Härchen bedeckten Hand zurecht rückte. Den Epilatoren gestattete er niemals, diese Härchen auszuzupfen, da nach einer Prophezeiung dadurch ein Zittern

*) Durch Augustus waren die Einwohner von Italien vom Kriegsdienst befreit. Die prätorianische Wache wurde auch, soweit sie nicht aus Ausländern bestand, aus Freiwilligen gebildet. Die italischen Kohorten waren größtenteils Freiwillige und standen in Afien.

**) Der Lorbeerfranz war das Zeichen der Triumphatoren und ersetzte dem Monarchen in Rom das Diadem oder die Krone; von Julius Cäsar behauptete die böse Welt, er sei froh, seine Gläze auf diese Weise verbergen zu können.

der Finger und dadurch eine Beeinträchtigung des Lautenspiels herbeigeführt würde. Ein Gemisch von bodenloser Eitelkeit, von Ermüdung und Langeweile malte sich wie immer auf seinem Gesicht, das furchterregend und lächerlich zugleich war. Während der Fahrt wendete er fortwährend den Kopf nach beiden Seiten, schloß zuweilen die Augen, und achtete dann wieder auf die Begrüßungen.

Fortwährend ertönten Rufe: „Sei gegrüßt, Göttlicher, Cäsar, Imperator, Du Unvergleichlicher, Du Apollo!“ Nero lächelte.

Plötzlich zog eine Wolke über sein Antlitz. Zum Spotte war das römische Volk stets geneigt und kannte darin keine Rücksicht, selbst über beliebte und große Männer übte es Kritik. Man wußte allgemein, daß bei dem Einzuge des Julius Cäsar in Rom der Ruf laut wurde: „Bürger, hütet Eure Weiber, der kahlköpfige Betrüger kommt.“ Auch jetzt hörte man unter den Beifallsrufen die Worte: „Ahenobarbus, Ahenobarbus, was hast Du mit Deinem roten Bart gemacht? Fürchtest Du, Rom könne sich an ihm entzünden?“

Hinter Steinhaufen und Tempelvorsprüngen verborgene Personen riefen: „Matricida! Nero! Drestes! Alkmäon!“^{*)} Wieder andere riefen: „Wo ist Octavia! Gib Deinen Purpur zurück!“ Und Poppaea, die dicht hinter dem Kaiser in einer Sänfte getragen ward, wurde mit dem Zurufe empfangen: „Flava coma.“^{**)} Dem feinen Ohr des Kaisers entging nichts. Langsam hob er seinen geschliffenen Smaragd an das Auge und suchte nach den Rufen, um sich deren Aussehen in das Gedächtnis einzuprägen. Unwillkürlich blieb sein Blick auf dem Apostel haften, der noch immer auf dem Steine stand. Während einiger Augenblicke schauten sich diese beiden Männer fest in die Augen, der gewaltige Herrscher, der gleich einem blutigen Traume dahingehen sollte, und der schlichte, in unscheinbare Gewänder gehüllte Greis, der mit seiner Lehre auf ewige Zeiten Besitz ergriff von der ganzen Erde. Hinter der prunkvollen Sänfte der Poppaea, die von acht Afrikanern getragen wurde, kam wiederum ein ganzer Hofstaat von Dienerinnen und Dienern,

^{*)} Diese beiden sind Personen der griechischen Sage. Drestes erschlug seine Mutter Clytämnestra und Alkmäon seine Mutter Eriphyle.

^{**) Goldhaar, Bezeichnung für Straßendirnen.}

und wieder eine Reihe Wagen mit allerlei Sachen zum täglichen Gebrauche. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Augustianer in einer endlos scheinenden Reihe vorüberzogen und dabei eine Pracht und einen Glanz entfalteten, daß sie mit ihren Wagen und Säufsten einer schillernden Schlange zu vergleichen waren. Der nachlässig daschende Petronius wurde mit seiner schönen Sklavin in einer Sänfte getragen und das Volk jubelte ihm zu, Tigellinus fuhr in einer von Pommies gezogenen Karosse. Das Gefolge war geradezu endlos. Es schien, als ob alles, was reich, glänzend und von irgendwelcher Bedeutung in Rom war, nach Antium auswandern wolle. Auf seinen Reisen nahm Nero stets tausend Karosßen mit, und das Gefolge war fast so zahlreich wie eine Legion.*). Nicht nur die Persönlichkeiten wurden bewundert, sondern auch die Pferde, deren Baumzeug und die Dienerschaft. Augen und Sinne waren geblendet von dem Flimmern des Goldes, dem purpurnen und violetten Farbenschimmer, den strahlenden kostbaren Steinen, von dem Glanze des Brokates, der Perlen, des Elfenbeins. Wohl gab es unter den Zuschauern gar viele mit leeren Magen und mit vor Hunger eingesunkenen Augen. War es daher zu verwundern, daß der Kaiser öffentlich beschimpft wurde?

Unter den letzten des Gefolges befanden sich Licinianus und Piso, denen Beifall geflatscht, Batinus, der ausgepfiffen, und Bitellius, der ausgelacht wurde; den Konsuln gegenüber verhielt man sich gleichgültig, so auch als Licinius und Lekanius vorüberzogen, doch als Tullius Senecio und Vestinius ankamen, flatschte die ganze Menge Beifall, obwohl niemand wußte, aus welchen Gründen, wurden sie dennoch vom Volke geliebt. Endlich kam Vinicius in einer Karosse. Bei dem unerwarteten Anblick des Apostels und Lygias sprang er aus dem Wagen und begrüßte die beiden mit vor Glück strahlendem Antlitz.

„Lygia! wie soll ich Dir danken, daß Du gekommen bist!“ rief Vinicius. „Nun kann ich Dich nochmals begrüßen, ehe wir scheiden, doch nicht auf lange. Ich werde auf dem ganzen Wege parthische Pferde unterbringen, um an den freien Tagen recht schnell zu Dir gelangen zu können. Lebewohl!“

„Lebewohl, Marcus! möge Christus mit Dir sein.“ entgegnete Lygia.

*) Zur Zeit der Kaiser hatte eine Legion zwölftausend Mann.

Vinicius führte noch Lygias Hand an seine Lippen, zum großen Erstaunen der Umstehenden, die sich nicht erklären konnten, daß einer der glänzenden Augustianer einem gleich einer Sklavin gekleideten Mädchen eine solche Ehrenbezeugung erweise.

„Lebewohl!“

Rasch setzte Vinicius dem Gefolge nach, das einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte.

Der kaiserliche Zug entchwand immer mehr den Blicken der Zuschauer, eine goldschimmernde Staubwolke verhüllte ihn; der Apostel, Lygia und Ursus sahen ihm lange nach, bis Demas, der Müller, bei dem Ursus des Nachts arbeitete, sich näherte. Er führte dem Apostel die Hand und bat ihn, in seiner Wohnung eine Erfrischung zu nehmen; diese sei nahe dem Emporium, und sie müßten hungrig und müde sein, da sie den größten Teil des Tages am Thore zugebracht hätten.

Sie gingen mit ihm und lehrten, nachdem sie in seinem Hause geruht und sich erquikt hatten, erst gegen Abend nach dem Stadtteil jenseits des Tiber zurück. Sie wollten den Strom auf der ämilianischen Brücke überschreiten und gingen deshalb durch den Clivus Publicus über den Aventin zwischen den Tempeln der Diana und Merkur. Von dieser Höhe aus sah der Apostel auf die ihn umgebenden und die in der Ferne verschwindenden Gebäude. In Schweigen versunken, erwog er die riesige Ausdehnung und gewaltige Macht dieser Stadt, der das Wort Gottes zu verkünden er gekommen war. Bisher hatte er wohl die Herrschaft Roms und seiner Legionen in den verschiedenen Ländern, die er durchreist hatte, schon gesehen; aber das waren nur vereinzelte Glieder jener Macht, die ihm heute zum ersten Male in der Gestalt Neros verkörpert erschienen war. Was war Rom? Eine riesenhafte, räuberische, heutegierige, ungezügelte, bis ins Mark verderbte, doch in ihrer außergewöhnlichen Kraft unangreifbare Stadt. Was war Cäsar? Ein Brudermörder, ein Muttermörder, ein Frauenverführer, den eine Schar blutiger Schatten verfolgte, die seinem Hofe an Zahl durchaus nicht nachstand. Dieser Verworfene, dieser Komiker, aber auch dieser Herr von dreißig Legionen und durch sie der Herr der Welt, diese mit Gold und Scharlachmänteln bedeckten Höflinge, die des nächsten Morgens ungewiß waren, aber bis zu ihrem Ende doch mächtiger als Könige — sie alle zusammen genommen bildeten eine Art höllischen Reiches voll Ungerechtig-

keit und Bosheit. In der Einfalt seines Herzens wunderte sich Petrus, daß Gott dem Satan so unbegreifliche Gewalt gegeben habe, die Erde zu bedrücken, zu verkehren, zu zertrüten, ihr Blut und Thränen auszupressen, sie fortzureißen wie ein Wirbelwind, auf ihr zu toben wie ein Orkan. Sein Herz ängstigte sich bei diesem Gedanken, und er sprach im Geiste zu seinem Meister: „O Herr, wo soll ich anfangen in dieser Stadt, in die Du mich gesandt hast? Ihr gehören Meere und Länder, die Tiere des Feldes und alle Wesen des Wassers, sie besitzt Königreiche und Städte und dreißig Legionen, die sie bewachen; ich aber, o Herr, bin ein Fischer auf einem kleinen See! Wie soll ich ihre Bosheit besiegen?“

„Die ganze Stadt scheint in Brand zu stehen,“ unterbrach jetzt Lygia.

Die Sonne neigte sich eben in wunderbarer Pracht zum Untergange. Ihre Scheibe war schon halb hinter dem Janiculum verschwunden, und der Horizont schimmerte in rötllichem Glanze. Etwas rechts sahen sie die langgezogenen Mauern des Cirkus Maximus; darüber die hohen Paläste des Palatin und vor sich, jenseits des Forums Boarium und des Velabrum, den Gipfel des Kapitols mit dem Tempel des Jupiter. Die Mauern und Säulen alle, die höchsten Spitzen der Tempel waren wie eingetaucht in das goldene und purpurne Abendlicht. Die aus der Ferne sichtbaren Teile des Flusses schienen in Blut verwandelt; und in dem Maße, als die Sonne sank, wurde der Schimmer röter und röter.

„Die ganze Stadt scheint in Brand zu stehen!“ wiederholte Lygia.

Petrus hielt die Hand vor die Augen und sagte: „Der Zorn Gottes ruht auf ihr!“

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Vinicio an Lygia:

„Der Sklave Phlegon, durch den ich Dir diesen Brief sende, ist ein Christ und zuverlässig; er hat aus Deinen Händen, Geliebte, die Freiheit erhalten. Ich schreibe aus Laurentum, wo wir der Hitze wegen rasten. Die herrliche Villa befindet sich ja hier, die Otho seiner Poppaea zum Geschenke machte, und

auf die sie keinen Verzicht leistete, als sie ihn verließ . . . Wie anders bist Du gegen alle hier weilenden Frauen! Ich liebe und bewundere Dich mit ganzer Seele! Nero ist hier der Gast Poppäas; sie hat ihm einen glänzenden Empfang bereitet. Unter den wenigen der Augustianer, die sie zu sich eingeladen hatte, war auch Petronius und ich. Nach dem Mahle führten wir auf goldenen Booten auf das Meer, das so still war, als ob es schlafte, und das so blau war wie Deine Augen, Du Göttliche. Wir führten selbst die Ruder. Es schmeichelte offenbar der Augusta, daß Konsuln oder die Söhne von Konsuln ihr Boot leiteten. Der Cäsar selbst saß in purpurner Toga am Steuer und sang eine Hymne zur Verherrlichung des Meeres. Sklaven aus Indien, die in anderen Booten uns folgten und auf Seemuscheln spielten, begleiteten den Gesang, während ringsumher unzählige Delphine auftauchten, als ob die Musik sie aus dem Reiche der Amphitrite angelockt habe. Ich dachte an Dich und hätte am liebsten alles, was mich umgab, Dir zu Füßen gelegt. Willst Du mit mir an irgend einem Platze am Meeresstrande, fern von Rom, leben, meine Augusta? Ich besitze in Sicilien viel Land mit einem Walde aus Mandelbäumen. Die Mandelbäume haben rosafarbige Blüten im Frühling, und der Wald zieht sich bis an das Meer, so daß die Zweige der Bäume ins Wasser tauchen. Dort will ich Dich lieben und die Lehre preisen, die mir Paulus verkündet, denn ich weiß nun, diese Lehre ist keine Feindin der Liebe und des Glückes. Petronius weiß, daß Paulus sich unter meinen Leuten befindet, und will ihn sprechen. Auch Seneca, der durch Gallio von letzterem gehört, hat den gleichen Wunsch geäußert. Schon erbleichen die Sterne, o Lygia, nur Lucifer steht am Himmel in vollem Glanze. Bald wird die Sonne ihre rötllichen Strahlen über das Meer ergießen. Alles schläft um mich her. Ich aber gedenke Deiner in Liebe. Die Morgenröte bricht an; ich grüße sie und grüße Dich, sponsa mea!"

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Minicius an Lygia:

"Warst Du, Geliebte, mit Aulus und Pomponia noch nicht in Antium, so werde ich glücklich sein, Dir diesen Ort zu

zeigen. Auf dem ganzen Wege von Laurentum nach hier erhebt sich eine Villa neben der andern an dem Gestade des Meeres; Antium selbst eine endlose Reihe von Villen und Hallen, die sich bei heiterem Himmel im Meer spiegeln. Auch ich habe hier ein Besitztum, mit der Aussicht nach dem Meere und einen Olivengarten und einen Cypressenwald hinter der Villa. Das alles wird einst Dir gehören, o Lygia! Der alte Menikles, dem die Verwaltung des Besitztums obliegt, hat zwischen die Myrtensträuche ganze Frisbüsché gepflanzt, und als mein Blick darauf fiel, dachte ich an den Garten bei Pomponia und Aulus, als ich neben Dir saß. Die Schwertlilien werden Dir auch die Heimat Deiner Kindheit in Erinnerung rufen und schon deshalb wirst Du Antium und meine Villa lieben lernen. Gleich nach unserer Ankunft wurde das Mahl eingenommen, und ich war lange mit Paulus zusammen. Zuerst sprachen wir von Dir, und dann unterwies er mich in der heiligen Lehre. Lygia, glaube mir, selbst wenn ich wie Petronius im Schreiben bewandert wäre, könnte ich Dir nicht darthun, was meine Seele und mein Gemüt bewegte. Niemals hätte ich geglaubt, daß es so viel Schönes, so viel Erhebendes auf der Welt geben könne; und die meisten unter den Menschen haben keine Ahnung davon. Gestern las der Kaiser seine „Zerstörung Trojas“ vor und beklagte sich, daß er noch niemals eine brennende Stadt gesehen habe. Er erklärte, er beneide Priamos, der Zeuge der Zerstörung und des Brandes von Troja war; den Vorschlag des Tigellinus, Antium in Flammen aufgehen zu lassen, wies er entschieden zurück, denn Rom sei es, das durch seine Ausdünstungen der Subura und des Esquilinus, die bis zum Palatinus hinaufsteigen, ihn heißer mache. Die brennenden Paläste Roms würden einen hundertmal großartigeren Anblick bieten als Antium. Die Dichtung werde dann die Gesänge Homers noch übertreffen, und gab noch eine ausführliche Beschreibung, wie er Rom wieder ausbauen werde. —

„Thue es, thue es, göttlicher Cäsar,“ rief die von Weintrunkene Bande.

„Dazu müßte ich ergebenere Freunde haben!“ entgegnete der Kaiser.

Ich gestehe Dir, daß es mir bange wird um Dich, carissima, da ich Dich in Rom weiß, denn dem Kaiser und seinen Freunden traue ich solche wahnsinnige Ausschreitungen zu. Doch ich seze

meine Hoffnung auf Christus; ich werde seinen Namen preisen, sobald Du, Geliebte, meine Schwelle überschritten haben wirst, dann werden wir ihm dienen, solange unser Lebensfaden reicht. Ich liebe Dich und grüße Dich von ganzer Seele. Lebewohl!"

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ursus schöpfte mit zwei an einem Stricke angebrachten Amphoren Wasser aus einer Eisterne, sang dabei ein Ingisches Lied, und betrachtete Lygia und Vinicius, die sich zwischen den Cypressen in dem Garten des Linus ergingen. Kein Lästchen rührte sich, ein unendlicher Friede herrschte unter dem goldgefärbten Abendhimmel, und Hand in Hand wandelten die jungen Menschen auf und ab.

"Droht Dir keine Gefahr, Marcus, weil Du Antium ohne Wissen des Cäsar verlassen hast?" fragte Lygia.

"Nein, Geliebte," entgegnete Vinicius. "Nero verkündete, er werde sich zwei Tage mit Terpnos einschließen, um seine neue Dichtung in Musik zu setzen. Das thut er häufig, und während dieser Zeit denkt er nur an seine Gesänge. Ich vermag den Weg von Antium nach Rom schneller zurückzulegen, als irgend ein reitender Bote des Kaisers. Auf der ganzen Strecke habe ich Pferde bereit stehen, die ich wechsle sobald sie müde sind. Ich mußte Dich sehen, meine Teure!"

"Mir ahnte, daß Du kommen werdest. Zweimal sandte ich Ursus nach Deinem Hause. Linus verlachte mich schließlich und auch Ursus that dasselbe."

Statt des gewöhnlichen dunklen Gewandes trug Lygia eine weiße Stola,*) ein Beweis, daß sie Vinicius erwartet hatte.

Innig küßte Vinicius die Hand der Geliebten, dann setzten sie sich, eng aneinandergeschmiegt, auf die Steinbank zwischen wilden Neben und schauten schweigend in die allmählich erbleichende Abendröte. Einen besonderen Zauber übten die Ruhe und der Frieden um sie her auf Lygia und Vinicius.

"Wie schön ist es hier, wie wunderbar ist doch die Welt," sagte Vinicius leise, "ich kann Dir nicht sagen, Geliebte, wie

*) Frauenkleidung, über dem Hemd zu tragen, reichte bis an die Füße hinunter.

glücklich ich mich fühlte. Niemals hätte ich gedacht, daß ich auf diese Art lieben könnte. Bisher hielt ich Leidenschaft und Verlangen für Liebe; nun fühle ich zum ersten Male in meinem Leben, daß es auch eine selbstlose Liebe giebt, daß ich mein Herzblut opfern würde Deinetwillen. Auch die Natur ist so friedlich und kein Windhauch bewegt die Blätter der Bäume. Jetzt begreife ich auch die heitere Ruhe der Pomponia Graecina und die Deine. Christus verleiht sie denen, die an ihn glauben."

"Mein geliebter Marcus!" begann Lygia, indem sie ihr Köpfchen an dessen Schulter legte. Allein sie vermochte nicht weiter zu reden. Freude, Dankbarkeit bewegten sie so sehr, daß die Stimme ihr versagte und Thränen in die Augen traten.

Mit leiser zärtlicher Stimme fing Vinicius nach längerem Schweigen wieder an: "Du bist die Seele meiner Seele, Du bist mir das Teuerste auf der Welt. Unsere Herzen werden zusammen schlagen, und gemeinsam wollen wir zu Christus beten. O Lygia, kann es etwas Schöneres geben, als Gott gemeinsam zu preisen, als nach einem gemeinsamen Leben in dem Gedanken zu streben, daß man sich im Jenseits finden werde? In zwei, in dreihundert Jahren werden sich der Lehre alle Völker beugen. Jupiter wird vergessen sein, nur christliche Bethäuser werden noch bestehen, in denen die Menschen ihren einzigen Gott anbeten, ihren Christus verehren werden. Ich wohnte auch dem Gespräch zwischen Paulus und Petronius bei. Weißt Du, was Petronius zum Schlusse sagte?"

"Lieber Marcus, wiederhole mir die Worte des Paulus," bat Lygia.

"Petronius plauderte und scherzte an einem Abend in meinem Hause in seiner gewohnten Weise. Da wandte sich Paulus zu ihm und sagte: 'Wie kannst Du, o weiser Petronius, es leugnen, daß Christus lebte und von den Toten auferstanden ist? Zu jener Zeit warst Du noch nicht auf der Welt, doch Petrus und Johannes sahen ihn, auch ich habe ihn auf dem Wege nach Damaskus gesehen. Kannst Du uns beweisen, daß wir Lügner sind, dann ist unser Zeugnis ohne Wert.' Darauf erwiderte Petronius, dies liege ihm fern, er wisse, daß sich sehr viele unwahrscheinliche Dinge ereigneten, doch weise er alles zurück, was ihm seine Lebensweise verderben könnte und was gegen die Gesetze der Schönheit verstößt. Wenn auch möglicherweise die römischen Götter nicht die wahren seien, so führe er

doch ein Leben ohne Sorgen und reich an Schönheit und Frohsinn. Hierauf ergriff Paulus wieder das Wort und sagte: „Nur aus äußerlichen Rücksichten verschmähst Du unsere Religion, doch bedenke, o Petronius, ob Euer Leben in der That frei von Sorge ist! Weder Du noch irgend einer der Reichen und Mächtigen weißt, wann er seine Augen schließt, und sage, wäret Ihr nicht alle glücklicher, wenn der Kaiser dem Glauben anhinge, der Liebe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit lehrt? So viele wunderbare Tempel und kostbare Bildsäulen habet Ihr Euren schlimmen, rachsüchtigen, ehebrecherischen Gottheiten errichtet, weshalb solltet Ihr dies nicht weiter thun zu Ehren des einig einzigen Gottes der Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit? Sezen nicht selbst reiche Leute ihre Kinder aus, um die Sorge der Kindererziehung los zu sein? Sind das nicht schämliche Verhältnisse, die durch Euer treuloses Eheleben herbeigeführt werden? Stauenet Ihr nicht selbst über jede „univira“? Wohl bist Du reich, doch weißt Du, ob Dir nicht schon morgen alle Deine Besitztümer genommen werden; läufst Du nicht stets Gefahr, in die Wüstenei der Pandataria verbannt zu werden? Wirst Du nun, o Petronius, behaupten, der christliche Glaube sei gegen jede Lebensfreude? Du wärst viel glücklicher, wenn sich diese heilige Lehre über die Welt verbreitete, wie sich die Macht Roms über die ganze Welt verbreitet hat.“ So sprach Paulus, o Lygia, Petronius aber entgegnete: „Das ist nichts für mich, ich ziehe Eunice Deiner Lehre vor, Du kleiner Jude.“ Darauf entfernte er sich, Müdigkeit vorschüttend.“

Ohne ihr Haupt von Vinicius' Schulter zu erheben, blickte Lygia sinnend auf die in Silber getauchten Wipfel der Cypressen, während sie sagte: „Marcus, Du schreibst mir über Sicilien, wohin auch Aulus und Pomponia sich zurückzuziehen gedenken, und . . .“

„Ja, Geliebte,“ unterbrach sie Vinicius, „unsere Besitzungen liegen nebeneinander. Ein wunderbares Land ist Sicilien, die Luft ist dort weit milder als in Rom, wonnig und duftendfüllt sind dort die Nächte; ein frohes, ewig heiteres Leben winkt uns. In Olivenhainen werden wir wandeln und in deren Schatten ruhen.“

Lygia erfasste seine Hand und versuchte sie an ihre Lippen zu führen, doch er erlaubte es nicht, sondern flüsterte wie trunken

vor Glück: „Nein, Lygia, nein! An mir ist es, Dich zu ehren, lasst mich Deine Hand küssen.“

„Marcus, ich liebe Dich von ganzem Herzen!“

Da plötzlich wurde die nächtliche Stille durch ein donnerähnliches Geräusch unterbrochen; Lygia erbebte. Vinicius sprang empor und sagte: „Die Löwen brüllen in den Bivarien.“*)

So war es auch. Gleich einem Donner ertönte das Gebrüll der wilden Tiere, von denen eines dem andern Antwort zu geben schien. Oft befanden sich in den Arenen von Rom mehrere tausend Löwen. Gar häufig in der Nacht stießen sie mit ihren mächtigen Schädeln an die Gitter ihrer Käfige, um durch laute Klagetöne ihrem Sehnen nach der Wüste und Freiheit Ausdruck zu verleihen.

Da nahm Vinicius Lygia in seine Arme und flüsterte ihr zu: „Fürchte Dich nicht, Geliebte. Die Kampfspiele werden bald ihren Anfang nehmen, daher sind alle Bivarien überfüllt.“

Doch das Gebrüll der Löwen wurde lauter und lauter; langsamem Schrittes kehrten beide in das Haus des Linus zurück.

Neununddreißigstes Kapitel.

Petronius feierte in Antium täglich neue Siege über die Augustianer, die um die Gunst Cäsars buhlten. Tigellinus hatte fast allen Einfluß verloren. In Rom freilich war er unentbehrlich, denn keiner verstand es besser als er, lästige Personen aus dem Wege zu räumen und deren Güter einzuziehen; niemand konnte die ungeheuerlichen Gelüste des Kaisers besser befriedigen als er. In Antium aber, dessen Marmorpaläste sich im Meere spiegelten, lebte der Kaiser wie ein Hellene. Den ganzen Tag wurden Gedichte gelesen, musiziert und Theater gespielt, und unter diesen Verhältnissen mußte Petronius das Übergewicht behaupten. Nero suchte seinen Gefährten, fragte ihn bei seinen künstlerischen Schöpfungen um Rat und bezeugte ihm eine innigere Freundschaft als jemals zuvor. Es gab Augenblicke, wo er selbst Tigellinus leicht

*) Behälter für lebende wilde Tiere.

hätte verderben können, aber er zog es vor, ihn auszulachen. Gar mancher fühlte sich in seinem Innern beglückt darüber, daß nun ein Mann wieder die Macht in Händen hatte, der die Menschen zu beurteilen wußte, der zwar mit skeptischem Lächeln die Schmeicheleien seiner bisherigen Feinde hinnahm, der aber, sei es aus Trägheit, sei es infolge seiner höheren Bildung, weder rachsüchtig war, noch seine Macht zum Schaden und Nachteil für andere ausnutzte. Der römische Senat atmete auf, denn seit sechs Wochen war kein Todesurteil mehr verhängt worden. Sowohl in Antium als auch in Rom lobte man die raffinierte Lebensführung des Kaisers und seines Günstlings und erzählte sich Wunderdinge; jedermann begrüßte es mit Freuden, daß sich der Cäsar verfeinerte und nicht verrohte. Nero wiederholte oft, daß es nur zwei Männer von Geist am Hofe gäbe, die fähig seien, einander zu verstehen: er und Petronius.

Ungefähr acht Tage nach der Rückkehr des Vinicius aus Rom las Nero im engeren Kreise einen Passus aus seiner Dichtung „Der Brand von Troja“ vor. Als er geendet hatte und die Ausrufe der Bewunderung verhallt waren, fragte er Petronius um sein Urteil.

„Schlechte Verse, nur wert, ins Feuer geworfen zu werden.“

Den Anwesenden schien das Herz vor Entsetzen zu stocken. Seit seiner Kindheit hatte Nero solche Worte nicht zu hören bekommen. Nur das Antlitz des Tigellinus strahlte vor Freude. Vinicius aber, der bleich wie der Tod wurde, glaubte, Petronius sei berauscht, obwohl sich dieser nie zu betrinken pflegte.

Nero aber sagte mit seiner süßesten Stimme, in der jedoch verlebte Eitelkeit nachslang: „Was erscheint Dir daran gefehlt?“

Petronius eilte auf ihn zu. „Schenke diesen hier keinen Glauben,“ rief er, indem er auf die Anwesenden zeigte, „sie verstehen nichts davon. Um die Wahrheit zu sagen, die Verse wären gut genug für Virgil, gut genug für Ovid, ja sogar gut genug für Homer, aber sie sind nicht gut genug für Dich. Du darfst so etwas nicht schreiben. Der Brand, den Du beschreibst, brennt nicht, Dein Feuer ist nicht heiß genug. Höre nicht auf die Schmeicheleien des Lucanus. Hätte er diese Verse verfaßt, so würde ich ihn für einen Genius halten, bei Dir aber lege ich einen anderen Maßstab an. Und weißt Du weshalb? Weil Du alle an Geist überragst. Wem die Götter

so viel gaben wie Dir, von dem kann man mehr fordern. Aber Du bist träge, Du schlafst lieber nach dem Brandium statt fleißig zu sein. Du könntest die Welt mit einem Werke beschenken, wie es bisher noch nicht dagewesen ist, darum muß ich Dir sagen: schreibe besser!"

Petronius sprach dies in völlig ungezwungenem und doch tadelndem Tone, der Kaiser aber schaute ihn mit entzückten, thränenfeuchten Augen an.

"Die Götter haben mir nicht nur Gaben verliehen," sagte er, "sie beschenkten mich mit noch etwas Wertvollerem, sie gaben mir einen treuen Freund."

Bei diesen Worten streckte er seine fette, mit roten Härchen bedeckte Hand aus, um an einem aus Delphi geraubten, goldenen Kandelaber die Verse zu verbrennen.

Doch Petronius fiel ihm in die Arme und verhinderte dadurch, daß die Flamme den Papyrus ergriff. "Nein, nein!" rief er. "Wenn die Verse auch nicht gut sind, so gehören sie doch der Menschheit an. Überlasse sie mir!"

"Dann gestatte mir, sie Dir in einer Kapsel überreichen zu lassen, die nach meiner Angabe angefertigt wird," entgegnete Nero, indem er Petronius umarmte. "Ja, Du hast recht," fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, "mein 'Brand Trojas' ist matt. Jeder Bildhauer braucht ein Modell zu seinen Götterbildern; ich aber hatte kein Vorbild. Ich habe nie eine brennende Stadt gesehen."

"Cäsar," unterbrach jetzt Tigellinus, "ich habe es schon einmal gesagt, Du hast nur zu befehlen und ich verbrenne Antium oder die Schiffe in Ostia, oder ich erbaue eine hölzerne Stadt am Fuße des Albanergebirges, in die Du selbst die Brandfackel schleudern magst, wenn es Dir gefällt."

Nero warf ihm einen verächtlichen Blick zu. "Brennende Holzbaracken soll ich mir ansehen? Dein Hirn ist verbrannt, Tigellinus! Auch scheinst Du mein Talent und meine 'Trojade'*) nicht besonders hoch zu schätzen, da Du ihr nicht mehr opfern möchtest."

Tigellinus war bestürzt.

Wie um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte Nero: "Der Sommer ist nahe. Da wird es wieder in

*) Das Nero'sche Gedicht „Der Brand von Troja“.

Rom übel riechen! Und leider, zu den Spielen werden wir dahin zurückkehren müssen."

Als der Kaiser an diesem Tage die Augustianer entließ, näherte sich ihm Tigellinus und flüsterte: „Gestatte mir noch zu bleiben, Cäsar, wenn auch nur einen Augenblick.“

Als Vinicius mit dem Freunde die Villa des Kaisers verließ, sagte er: „Du hast mich heute nicht wenig erschreckt. Ich dachte, Du seiest berauscht. Bedenke, daß Du mit Tod und Leben spielfst.“

„Ja, das ist meine Arena,“ lächelte Petronius. „Er wird mir seine Verse in einer Dose schicken, die wohl wertvoll aber entsetzlich geschmacklos sein wird. Ich werde sie meinem Arzte geben zur Aufbewahrung von Abführmitteln, die Verse selbst sind schon ein solches Mittel. Und das Beste ist, daß Tigellinus mich wird nachahmen wollen. Das kann gut ausfallen. Ich stelle mir ihn vor, wie einen pyrenäischen Bären, der auf dem Seile tanzt! Ich werde lachen wie Demokritos. Wenn ich wollte, könnte ich Tigellinus vernichten und an seiner Stelle Präfekt der Prätorianer werden; ich hätte dann den Feuerbart selbst in meinen Händen. Aber ich ziehe mir mein ruhiges gegenwärtiges Leben, selbst mit des Cässars Versen, der Mühe vor.“

„Welche Geschicklichkeit, sogar Tadel in Schmeichelei zu verwandeln! Aber sind jene Verse wirklich so schlecht? Ich bin kein Sachverständiger.“

„Sie sind nicht schlechter als andere. Lucan hat in einem Finger mehr Talent als ‚Rotbart‘ überhaupt. Er besitzt übrigens eine außerordentliche Vorliebe für Poesie und Musik. In zwei Tagen werden wir die in Musik gesetzte Hymne auf Aphrodite, die er heute oder morgen beendigen wird, zu hören bekommen. Wir werden einen kleinen Kreis bilden, nur ich, Du, Tullius Senecio und der junge Nerva. Daß ich, wie ich sagte, nach dem Feste Neros Verse in ähnlicher Weise benützen würde, wie Bitellius die Flamingofedern, ist nicht wahr. Zuweilen sind sie beredt, Hekubas Worte, sogar rührend. Manchmal thut er mir leid. Bei Pollux! Welch wunderbare Mischung! Nicht einmal Caligula erreichte diese Stufe des Wahnsinnes.“

„Wer kann wissen, wozu die Verrücktheit ‚Rotbart‘ noch bringen wird?“ fragte Vinicius.

„Wahrlich niemand. Er mag Dinge vollbringen, daß spätere Jahrhunderte bei dem bloßen Gedanken daran noch

schaudern. Aber gerade das ist es, was mich interessiert; und obwohl ich wie Jupiter Ammon in der Wüste mehr als einmal von ihm verletzt wurde, glaube ich, daß ein anderer Cäsar dies noch hundertmal öfter gethan hätte. Paulus, Dein kleiner Jude, ist beredt — ich gestehe es ein; und wenn Leute wie er jene Religion verkünden, müssen unsere Götter sich ernstlich verteidigen, wollen sie nicht eines Tages gefangen weggeführt werden. Es ist wahr, wenn zum Beispiel der Cäsar ein Christ wäre, würde sich alles viel sicherer fühlen. Aber Dein Prophet von Tarros, der mich zu überzeugen suchte, dachte nicht, daß gerade die Ungewißheit meinem Leben einen Reiz verleiht. Wer dem Würfelspiele nicht ergeben ist, wird sein Vermögen nicht verlieren; dennoch spielen die Menschen. Es liegt ein gewisses Vergnügen darin, eine Zerstörung des Besitzes. Ich kannte Söhne von Rittern und Senatoren, die aus freiem Willen Gladiatoren wurden. Du sagst, ich spiele mit dem Leben und das ist wahr; aber ich spiele, weil es mir gefällt, während die Tugenden der Christen mir Licht bringen würden, wie die Abhandlungen des Seneca. Darum verwendet Paulus seine Redksamkeit umsonst. Ahnend erkenne ich die Wahrheit dessen, was sie sagen. Wir sind wahnwitzig und eilen dem Abgrunde zu; etwas Unbekanntes kommt uns aus der Zukunft entgegen, unter uns bricht etwas, um uns stirbt etwas — zugegeben! Trotzdem werden wir uns im Tode folgen; bis dahin wollen wir nicht das Leben als eine Bürde betrachten und nicht dem Tode dienen, ehe er uns ergreift. Das Leben ist um seinetwillen, nicht um des Todes willen da."

"Ich bedaure Dich, Petronius."

"Bedaure vielmehr Dich selbst, als mich. Früher warst Du froh unter uns; während des Feldzuges nach Armenien sehntest Du Dich nach Rom."

"Und auch jetzt sehne ich mich nach Rom."

"Das ist wahr; denn Du liebst eine christliche Vestalin jenseits des Tiber. Ich bin darüber weder verwundert, noch tadle ich Dich. Mehr staune ich darüber, daß trotz einer Religion, die Du als eine Fülle von Glück beschreibst, und trotz der Liebe, die bald gekrönt werden wird, die Traurigkeit von Deinem Gesicht nicht gewichen ist. Pomponia Graecina ist immer nachdenkend."

"Ein sehnendes Verlangen erfüllt meine Seele, eigentüm-

Licherweise fürchte ich, fern von Lygia, es möchte ihr Gefahr drohen. Ich weiß nicht, welche Gefahr und woher sie kommen mag; doch ich fühle es, wie das Nahen eines Gewitters."

"In zwei Tagen werde ich Dir die Erlaubnis zu ermitteln suchen, Antium zu verlassen, so lange es Dir beliebt. Poppäa ist etwas ruhiger und soviel ich weiß, droht Lygia von ihrer Seite keine Gefahr."

"Gerade heute fragte sie mich, was ich in Rom zu thun hätte, obwohl meine Abreise ein Geheimnis ist."

"Paulus lehrte mich," sagte Vinicius, "dass Gott uns zuweilen warnt; doch sei es nicht erlaubt, an Vorzeichen zu glauben. Ich suche zwar diesen Glauben in mir zu unterdrücken, vermag ihm aber doch nicht ganz zu widerstehen. Laß Dir erzählen, was mir begegnete, damit es mir leichter um das Herz wird. Lygia und ich saßen beisammen in einer Nacht, so ruhig wie diese, und entwarfen Zukunftspläne. Wir fühlten uns unsagbar glücklich und zufrieden. Plötzlich begannen die Löwen zu brüllen. Wohl ist das nichts Besonderes in Rom, dessen ungeachtet habe ich seit jener Zeit keine Ruhe mehr. Mir scheint, als ob jenes Brüllen Unglück verkünde. Du weißt, dass ich nicht furchtsam bin; aber der Vorfall jener Nacht erfüllt mich in der Dunkelheit stets mit Schrecken. Das Brüllen kam so befremdend und unerwartet, dass ich die Löne noch jetzt vernehme und mein Herz in beständiger Furcht ist, als ob Lygia vor irgend etwas Schrecklichem, selbst vor jenen Löwen meines Schutzes bedürfe. Meine Seele ist gemartert. Erlange mir die Erlaubnis, Antium zu verlassen, oder ich gehe ohne sie. Ich kann nicht länger bleiben, ich wiederhole es, ich kann nicht."

"Söhne der Konsuln oder deren Frauen werden den Löwen in der Arena nicht vorgeworfen," sagte Petronius lachend. "Ein anderer Tod mag Dich erwarten. Wer weiß indes, ob es Löwen waren? Germanische Auerochsen brüllen nicht weniger fein. Was mich betrifft, verachte ich Vorzeichen und Schicksale. Die letzte Nacht war warm und ich sah Sterne fallen wie Regen. Mancher sieht hierin einen schlimmen Vorboten; aber ich dachte: Wenn unter diesen Sternen der meine ist, werde ich wenigstens der Gesellschaft nicht ermangeln!" Er schwieg und fügte nach einem Nachdenken hinzu: "Wenn Dein Christus von den Toten auferstanden ist, so wird er vielleicht Euch beide vor dem Tode bewahren."

„Er möge es thun,“ antwortete Vinicius und wendete seinen Blick nach dem sternbesäten Himmel.

Vierzehntes Kapitel.

Nero spielte und sang zu Ehren der „Herrin von Eupern“ eine Hymne eigener Dichtung und Komposition. Diesmal war er bei Stimme und bemerkte, daß sein Vortrag die Zuhörer wirklich gefangen nahm. Dieses Bewußtsein schwollte seine Seele so hoch, daß er gleichsam inspiriert schien und endlich vor Ergriffenheit bleich wurde. Es war gewiß das erste Mal, daß ihn nicht nach fremdem Lobe verlangte. Er setzte sich nieder und blieb lange schweigend, die Hand auf die Zither gestützt, das Haupt vornübergebeugt. Plötzlich sprang er auf und sagte: „Ich bin ermüdet und sehne mich nach Luft. Inzwischen sollen die Zithern gestimmt werden.“ Dabei legte er ein seidenes Tuch um seinen Hals. „Ihr begleitet mich,“ befahl er Petronius und Vinicius, die in einer Ecke der Halle saßen. „Gieb mir Deinen Arm, Vinicius, denn ich bin erschöpft, und Petronius wird mit mir über Musik plaudern.“

Als sie die mit Alabaster verzierte, safranbestreute Terrasse betraten, atmete Nero auf.

„Hier fühle ich mich wohler,“ sagte er. „Ich bin bis in die Tiefe meiner Seele erschüttert, und dennoch bin ich mir bewußt, daß ich mit diesem Gesang öffentlich auftreten und Triumphe feiern könnte.“

„In Rom, in Achaja, wo Du willst! Ich bewundere Dich, Göttlicher!“ rief Petronius.

„Das weiß ich. Du bist zu streng, um Dich zu Schmeicheleien hinreissen zu lassen. Du bist aufrichtig wie Tullius Senecio, doch hast Du mehr Verständnis für Kunst, als er. Nur Du allein in ganz Rom verstehst mich! Wenn ich singe, wenn ich spiele, bin ich der Welt entrückt. Die Musik hebt mich über mich hinweg, macht mich erst allmächtig. Ich sehe neue Reiche, neue Berge und Meere, ich empfinde nie gekannte Wonnen! Ich fühle die Götter, ich sehe den Olymp . . . Eine milde, reine Lust umweht mich, und wie von einem Nebelschleier umhüllt, thut sich meinen Blicken etwas Unnennbares auf; das aber hell und leuchtend ist, wie die Strahlen der Sonne . . . der ganze

Sphäros umtönt mich und ich sage Dir" (hier bebte Neros Stimme vor Erregung), „dann fühle ich mich, ich, der Cäsar und Gott, klein wie ein Körnchen im Staube.“

„Ich begreife es. Die wahren Künstler fühlen sich der Kunst gegenüber klein . . .“

„Die heutige Nacht stimmt mich ernst, Petronius, daher will ich Dich als Freund einen tiefen Blick in meine Seele thun lassen. Glaubst Du, daß ich blind bin? Glaubst Du, daß ich nicht weiß, was man in Rom über mich spricht? Daß man mich Muttermörder, Gattenmörder nennt, einen Tyrannen, ein Ungeheuer, weil ich Todesurteile unterschrieb, die Tigellinus durchaus von mir verlangte. Ich weiß es, man hält mich für grausam, und doch, niemand wird es glauben, wenn die Musik mein Ohr umschmeichelt, dann fühle ich mich weich und gut wie ein Kind in der Wiege; die Menschen haben keine Ahnung, wie gut ich eigentlich bin.“

Petronius zweifelte keinen Augenblick daran, daß Nero in diesem Augenblick wahr spreche, und daß die Musik in dessen Seele, die gewöhnlich von dem frassesten Egoismus, von den lasterhaftesten Instinkten erfüllt war, edlere Regungen erwecke, er antwortete daher lebhaft:

„Die Menschen sollten Dich, Cäsar, so genau kennen, wie ich Dich kenne. Doch Rom hat Dich nie zu würdigen gewußt.“

Der Kaiser stützte sich schwer auf den Arm des jungen Tribuns, als drücke ihn die erlittene Unbill zu Boden. Dann sagte er: „Niemand ahnt, auch Du nicht, was für ein Künstler ich bin! Wie öde wird diese Welt sein, wenn ich nicht mehr sein werde. Ich leide, Petronius! Du glaubst nicht, wie sehr ich leide. Wie schwer ist es, die Bürde der höchsten Macht und des größten Talentes zu tragen!“

„Ich nehme von ganzem Herzen teil an Deinen Leiden, Göttlicher,“ sagte Petronius, „und das Gleiche fühlt Vinicius, der Dich von jeher vergöttert hat.“

„Ich konnte ihn auch immer leiden, obwohl er dem Mars dient und nicht den Mäusen.“

„Jetzt dient er hauptsächlich Aphroditen,“ erwiederte Petronius, der nun die weiche Stimmung des Kaisers zu Gunsten seines Neffen ausnützen wollte. „Er ist verliebt wie Troilus in Bressida,“ lachte er. „Erinnerst Du Dich der lygischen Geisel, o Göttlicher, die Du ihm schenktest? Er wollte sie zu

seiner Geliebten machen, doch sie ist tugendhaft wie Lucretia, darum will er sie heiraten. Er seufzt, klagt und magert vor Sehnsucht ab, doch als echter Soldat wartet er auf die Be- willigung des Kaisers.“

„Ich erinnere mich sehr wohl. Weshalb sollte ich ihm die Genehmigung versagen? Das Mädchen ist hübsch, bis auf die etwas zu schmalen Hüften.“ Dann wandte er sich huldvoll lächelnd zu Vinicius. „Du fährst morgen nach Rom,“ sagte er, „heiratest Deine Lygierin und kommst mir ohne Ehering nicht vor die Augen!“

„O, Herr, Dank, von ganzem Herzen Dank,“ stammelte Vinicius.

„O, wie beglückend ist es doch, die Menschen glücklich zu machen,“ rief Nero. „Mein ganzes Leben hindurch möchte ich nichts anderes thun.“

So sprechend wandte er sich der Villa wieder zu, und die beiden folgten ihm, hochbeglückt über den errungenen Sieg.

In dem Atrium der Villa bemühte sich der junge Nerva und Tullius Senecio, die Augusta zu unterhalten, während Terpnos und Diodorus die Instrumente stimmten. Nero ließ sich sofort auf einen mit Schildkrot eingelegten Sessel nieder und erteilte dem neben ihm stehenden griechischen Knaben leise einen Befehl. Der Knabe entfernte sich und kehrte sofort mit einem goldenen Kästchen wieder. Nero öffnete es und entnahm ihm ein Halsband aus wunderbaren Opalen, indem er bemerkte: „Diese kostlichen Juwelen passen für den herrlichen Abend.“

„In ihrem Farbenspiel gleichen sie der Morgenröte,“ bemerkte Poppäa, in der festen Annahme, das Halsband sei für sie bestimmt.

Nero spielte einen Augenblick mit diesen Steinen, dann sagte er: „Vinicius, überbringe dieses Halsband in meinem Namen der jungen Lygischen Königstochter, die, meinem Wunsche gemäß, Dein Weib werden soll!“

Aus Poppäas Augen brach ein zornesfüllter und zugleich erstaunter Blick, der vom Kaiser zu Vinicius hinüberschweifte, und schließlich an Petronius haften blieb. Doch dieser, sich lässig über die Lehne seines Stuhles beugend, fuhr mit der Hand sanft über die Saiten der Harfe.

Nachdem Vinicius dem Kaiser für die prächtige Gabe gedankt hatte, näherte er sich dem Petronius und sagte: „Wie

soll ich Dir für das danken, was Du heute für mich gethan hast!"

"Opfere der Euterpe ein paar Schwäne, lobe den Gesang des Kaisers und gräme Dich nicht über die bösen Ahnungen," entgegnete Petronius. "Von jetzt an wird das Gebrüll der Löwen Deinen Schlaf ebensowenig stören wie den Schlaf Deiner lygischen Lillie, dessen bin ich gewiß. Der Kaiser greift zur Forminga, jetzt heißt es wieder den Atem anhalten, zuhören und Thränen vergießen."

Da plötzlich drang aus der Vorhalle lauter Lärm. Der Vorhang wurde zurückgerissen und Faon, der Freigelassene des Cäsar, stürzte in den Saal und hinter ihm der Konsul Lecanius.

Nero runzelte die Brauen.

"Verzeihe, göttlicher Imperator!" rief Faon atemlos, "Rom brennt! Der größte Teil der Stadt steht schon in Flammen!"

Alle sprangen bei dieser Nachricht von ihren Sitzen auf, und Nero legte die Forminga nieder.

"O Ihr Götter! Ich werde eine brennende Stadt sehen und meine Trojade beenden!" Hierauf wendete er sich zum Konsul: "Kann ich den Brand noch sehen, wenn ich gleich aufbreche?"

"Herr!" versetzte der Konsul, der bei Neros Worten totenbleich geworden war, "ein Flammenmeer wogt über der Stadt; das Volk erstickt im Rauch, die Menschen brechen ohnmächtig zusammen, wenn sie nicht, von Wahnsinn ergriessen, ins Feuer stürzen. — Rom ist verloren, Herr!"

Einen Augenblick herrschte ein unheimliches Schweigen, dann brach Vinicius in den Schreckensruf aus: "Vae misero mihi!"

Und der junge Krieger stürmte, die Toga abwerfend, in der Tunika aus dem Palaste.

Nero wieder erhob seine Hände und rief: "Wehe Dir, Du heilige Stadt des Priamus."

Einundvierzigstes Kapitel.

Vinicius nahm sich kaum Zeit, einigen Sklaven den Befehl zu erteilen, ihm zu folgen. Er warf sich auf sein Pferd und sprengte in tiefer Nacht durch die menschenleeren Straßen

Antiums, in der Richtung nach Laurentum zu. Er vermochte die schreckliche Nachricht kaum zu fassen. Sein unbedecktes Haupt tief auf den Hals des Tieres beugend, raste er dahin, nur mit der Tunika bekleidet, weder rechts noch links blickend, aufs Geratewohl, ohne irgend ein Hindernis zu berücksichtigen, ohne zu bedenken, daß er sich an irgend etwas den Kopf zer-schmettern könne.

Der vom Glanze des Mondes umflossene Reiter und sein Pferd erschienen mitten im Schweigen und der Ruhe wie Traum-gestalten. Der idumäische Hengst schoß mit herabhängenden Ohren und gestrecktem Halse pfeilschnell an den bewegungslosen Cypressen und den weißen Villen zwischen denselben vorüber. Der Hufschlag auf den Steinstießen schreckte die Hunde auf; sie verfolgten die ungewohnte Erscheinung mit ihrem Gebell und begannen, durch deren Schnelligkeit gereizt, den Mond anzuheulen. Die Sklaven, welche Vinicius folgten, aber weit geringere Pferde hatten, blieben bald hinter ihm zurück. Gleich einem Sturmwind durchraste er das schlafende Laurentum, wandte sich hierauf nach Ardea, wo wie in Altria, Bovillae und in der Nähe von Ustrinum seit seiner Ankunft in Antium immer frische Pferde für ihn bereit standen, damit er in denkbar kürzester Zeit die Strecke zwischen Antium und Rom zurücklegen konnte. So trieb er denn sein Roß zur letzten Anstrengung an. Hinter Ardea erschien ihm der Himmel im Nordosten wie mit einem rosigem Schimmer übergossen; dies konnte die Dämmerung sein, denn die Zeit war schon vorge-rückt und die Sonne mußte bald aufgehen. Vinicius jedoch glaubte darin den Glanz der Feuersbrunst zu erkennen und konnte einen Schrei des Zornes und der Verzweiflung nicht unterdrücken. Er erinnerte sich an das Wort des Konsul Lecanius: „Die ganze Stadt ist ein Flammenmeer,“ und während eines kurzen Moments fühlte er sich dem Wahnsinn nahe; er hatte alle Hoffnung verloren, Lygia zu retten oder Rom zu erreichen, ehe es in einen Schutthaufen verwandelt war. Seine Gedanken waren schneller als der eilige Schritt seines Pferdes; sie flogen vorwärts wie eine Vogelschar, schwarz, ungeheuer, die Verzweiflung erregend. Zwar wußte er nicht, in welchem Stadtteile das Feuer ausgebrochen war, doch sagte er sich, daß das Viertel jenseits des Tiber mit seinen dicht-geräumten Häusern, Holzlagern, Vorratshäusern und Schuppen,

in denen die Sklavenmärkte abgehalten wurden, zuerst ein Raub der Flammen werden konnte. In Rom zählten die Feuersbrünste nicht zu den Seltenheiten; während derselben wurden häufig Gewaltheiten und Diebstähle verübt, besonders in den von einer dürftigen und halb barbarischen Bevölkerung bewohnten Teilen. Was mochte also jetzt dort jenseits des Tiber vorgehen, wo sich Gefindel aus allen Teilen der Welt zusammenfand? Der Gedanke an des Ursus übermenschliche Kraft leuchtete in Vinicius auf; aber was konnte die Leistung eines Mannes, und wäre er auch ein Titan, gegen die zerstörende Macht des Feuers thun?

Die Furcht vor einer Empörung der Sklaven drückte Rom gleich einem Alp seit Jahren schon. Man sprach davon, daß Hunderte aus den Tausenden jener Leute der Zeit des Spartakus gedachten und nur auf einen günstigen Augenblick warteten, um die Waffen gegen ihre Bedrücker und Rom zu ergreifen. Und nun schien dieser Augenblick gekommen. Vielleicht wüteten Mord und Totschlag in den Straßen mit dem Feuer gemeinsam. Es war sogar möglich, daß die Prätorianer selbst in die Stadt geeilt waren und dort auf Geheiß des Cäsar mordeten. Bei diesem Gedanken sträubte sich das Haar auf dem Haupte des Vinicius vor Entsezen. Er erinnerte sich der Unterhaltungen über brennende Städte, die in letzter Zeit mit auffallender Beharrlichkeit bei Hofe sich wiederholt hatten; der Klagen des Cäsar, daß er genötigt sei, eine brennende Stadt zu beschreiben, ohne ein wirkliches Feuer gesehen zu haben; der verächtlichen Antwort, die Tigellinus auf das Anerbieten geworden war, Antium oder eine aus Holz gebaute Stadt zu verbrennen; er gedachte seiner Äußerungen über Rom und die höchst übelriechenden Gassen der Subura. Ja! der Cäsar hatte befohlen, die Stadt anzuzünden. Er allein konnte so etwas gebieten, Tigellinus es ausführen. Brannte aber Rom, wie er befohlen, wer bürgte dann dafür, daß nicht auf denselben Befehl auch die Bevölkerung niedergemehelt werde? Das Ungeheuer war einer solchen That fähig. Feuersbrünst, ein Sklavenaufstand und Gemetzel! Welche Entfesselung zerstörender Elemente, menschlichen Wahnsinns! — Welch furchtbare Chaos! Und Lygia befand sich mitten drin!

Die Seufzer des Vinicius mischten sich mit dem Schnauben des Pferdes; das Tier, welches die stets steigende Straße nach

Aricia galoppierte, war völlig erschöpft. Wer wird sie der brennenden Stadt entreißen? Wer kann sie retten? Vinicius legte sich auf sein Pferd, fuhr sich mit der Hand in die Haare und war daran, vor Schmerz den Nacken des Tieres zu zerbeißen. Gerade jetzt rief ein Reiter, welcher ebenfalls wie ein Sturmwind, aber nach der entgegengesetzten Richtung, Antium zu, dahinjagte: „Rom ist verloren.“ und trieb sein Pferd zu noch größerer Eile. An das Ohr des Vinicius schlug nun mehr ein Wort: „Götter!“ Die übrigen verschlang der Hufschlag der Pferde. Aber dieser Ausruf: „Götter!“ brachte ihn zur Besinnung.

Vinicius erhob das Haupt, streckte die Arme zum sternenhübschten Himmel und begann inbrünstig zu beten:

„Nicht zu Euch ruße ich, deren Tempel brennen, sondern zu Dir! Du selbst hast auch gelitten. Du allein bist barmherzig! Du allein hast den Schmerz verstanden, Du kamst auf diese Welt, die Menschen Erbarmen zu lehren; zeige es jetzt! Wenn Du bist, wie Petrus und Paulus Dich erklären, so rette Lygia für mich, nimm sie in Deine Arme, trage sie aus den Flammen! Du hast die Macht dazu! Gieb sie mir und ich will Dir mein Blut geben. Willst Du dies nicht mir zuliebe thun, so thue es ihretwegen. Sie liebt Dich und vertraut auf Dich. Du versprichst Leben und Glück nach dem Tode und dies Glück wird ewig währen. Lygia aber wünscht noch nicht zu sterben. Laß sie leben! Nimm sie in Deine Arme, trage sie aus Rom! Du kannst es, wenn Du willst! . . .“

Er brach ab, weil er fühlte, sein Gebet könne schließlich zur Drohung werden, er fürchtete die Gottheit in dem Augenblick zu beleidigen, da er deren Gnade und Barmherzigkeit am meisten bedurfte. Der Gedanke allein erschreckte ihn, und um dieser Gefahr zu entgehen, trieb er sein Pferd wieder an, zumal jetzt die weißen Mauern Aricias, das am halben Wege nach Rom lag, sich im Mondlicht schimmernd vor ihm erhoben.

In höchster Eile passierte er den Tempel des Merkur, welcher sich in einem Haine vor der Stadt befand. Das Volk wußte offenbar von der Katastrophe; denn eine ungewöhnliche Bewegung herrschte vor demselben. Vinicius sah im Vorbeireiten große Mengen auf den Stufen und zwischen den Säulen. Die Leute waren mit Fackeln versehen und stellten sich unter den Schutz der Gottheit. Die Straße war nun nicht mehr so

frei und menschenleer wie um Ardea. Wohl eilte das Volk größtenteils auf Nebenpfaden zum Haine, doch fanden sich auch auf der Landstraße Gruppen, die schnellstens dem dahinrasenden Reiter auswichen. Vinicius ritt durch Aricia mit Windesschnelle, brachte manche Personen zu Falle, während andere von den Husen zertreten wurden. Ausrufe umtosten ihn, wie: „Rom brennt! Rom ist im Feuer! Mögen die Götter Rom schützen!“

Das Pferd strauchelte, aber von starker Hand gezügelt, blieb es vor einem Wirtshause stehen, wo ein anderes für Vinicius bereit gehalten wurde. Einige seiner Slaven befanden sich vor dem Gasthöfe; gerade als ob sie die Ankunft ihres Herrn erwartet hätten, beeilten sie sich, ein frisches Pferd vorzuführen. Vinicius, der gerade eine Abteilung von zehn berittenen Prätorianern erblickte, welche offenbar neue Kunde aus Rom nach Antium brachten, eilte auf sie zu und fragte:

„Welcher Stadtteil steht in Flammen?“

„Wie nennst Du Dich?“ fragte der Decurio.

„Vinicius, Kriegstribun und Augustianer. Antworte bei Deinem Haupte!“

„Das Feuer brach in den Kramläden am Circus Maximus aus. Als wir ausgesandt wurden, stand das Centrum der Stadt in Flammen.“

„Und wie steht's mit dem Transsiber?“

„Dorthin war das Feuer noch nicht gekommen, aber es ergreift immer neue Stadtteile. Die Menschen gehen zu Grunde vor Hitze und Rauch, eine Rettung ist unmöglich.“

Vinicius warf sich auf das eben gebrachte, frische Pferd und raste davon. Er ritt nun Albanum zu, Alba Longa und dessen herrlichen See rechts lassend. Die Landstraße von Aricia zog sich unterhalb des Berges hin, welcher den Horizont und das auf der anderen Seite liegende Albanum verdeckte. Doch Vinicius wußte, daß er vom Gipfel aus nicht nur Bovillae und Ustrianum, wo wieder frische Pferde für ihn bereit standen, sondern auch Rom sehen könne. Demn jenseits Albanum streckte sich zu beiden Seiten der Appischen Straße die flache, niedere Campania hin, worauf sich zwar die Bogen der Aquädukte erhoben, aber nichts die Aussicht hinderte.

„Vom Gipfel aus werde ich in die Flammen sehen,“ sagte er und gab seinem Pferde aufs neue die Peitsche.

Bevor er noch die Höhe erreicht hatte, wehte ihm ein

Windhauch Brandgeruch entgegen. Zugleich begann sich der Gipfel der Anhöhe zu vergolden.

„Das Feuer!“ dachte Vinicius.

Der Tag graute schon und auf allen Höhen zeigte sich ein goldener, rosiger Schein. Als Vinicius den Gipfel erreichte, bot sich ihm ein furchtbarer Anblick.

Die ganze Niederung war mit Rauch bedeckt, der wie eine Riesenwolke über der Stadt lagerte; jenseits der grauen Ebene auf den Hügeln standen die Häuser in Flammen. Das Feuer stieg nicht säulenartig empor, wie dies beim Brande eines einzelnen, wenn auch noch so umfangreichen Gebäudes der Fall ist; es glich eher einem langgezogenen Gürtel, ähnlich den Streifen der Morgenröte. Darüber erhob sich eine Rauchmasse, stellenweise tiefschwarz, stellenweise rosig, dann wieder rot wie Blut, in sich selbst unheimliches Leben zeigend, hier aufgebläht, dort eingepreßt, sich krümmend wie eine sich windende und dehnende Schlange. Diese ungeheure Rauchmasse schien zuweilen den Feuerstreifen überdecken zu wollen, der dann schmal wurde wie ein Band; später aber beleuchtete das Feuer von unten her den Rauch und verwandelte dessen niedriger liegende Wolken in Feuerwogen. Beide Erscheinungen reichten von einer Seite des Horizonts bis zur anderen und machten dessen unteren Teil unsichtbar, wie zuweilen ein ausgedehnter Wald eine Strecke Landes unsichtbar macht. Von den Sabinerbergen war keine Spur zu erblicken.

Vinicius schien es für den Augenblick, als brenne nicht nur die Stadt, sondern die Welt und es könne kein lebendes Wesen sich aus diesem Rauch- und Flammenmeer retten.

Der Wind wehte mit zunehmender Macht aus der Region des Feuers, brachte den Geruch verbrannter Gegenstände und so viel Rauch mit sich, daß er selbst hier das Naheliegende verhüllte. Es war Tag geworden und die Sonne beleuchtete die den Albanersee umgebenden Spitzen. Aber ihre glänzend goldenen Morgenstrahlen erschienen heute röthlich, wie überzogen vom Rauche. Vinicius ritt von Albanum hinab, was für ihn so viel bedeutete, als in ein Gebiet immer dichteren und un durchsichtigeren Rauches zu gelangen. Die Stadt Albanum selbst war vollständig darin begraben. Die geängstigten Bürger hatten sich auf die Straßen begeben. Wie schrecklich war der Gedanke an das Innere Roms, wenn man schon in Albanum

schwer nach Atem ringen mußte. Verzweiflung ergriff Vinicius auf neue und sein Haar sträubte sich; aber er versuchte stark zu sein.

„Es ist unmöglich,“ dachte er, „daß eine Stadt an allen Seiten zugleich brennt. Der Wind kommt von Norden und treibt deshalb den Rauch nur nach dieser Richtung, auf der anderen Seite ist keiner. Jedenfalls wird es Ursus Arbeit kosten, mit Lygia durch das Thor beim Janiculum zu gelangen, um sich und sie zu retten. Es ist ebenso unmöglich, daß eine ganze Bevölkerung zu Grunde gehe und die weltbeherrschende Stadt samt ihren Bewohnern vom Angefichte der Erde verschwinde. Selbst in eroberten Städten, in denen Brand und Mezeleien zusammen wüteten, entkommnen immer einige Personen, warum sollte es also gewiß sein, daß Lygia zu Grunde gehe? Nein, Gott wacht über sie, er, der selbst den Tod besiegt hat.“

Indem er sich diese Gründe einreden wollte, fing er an zu beten und machte, seiner festgewurzelten Gewohnheit gemäß, Christus die feierlichsten Versprechungen, auch Geschenke und Opfer wollte er ihm bringen. Erst als er Albanum, dessen Bewohner von den Dächern und Bäumen aus nach Rom sahen, hinter sich hatte, wurde er ruhiger und gewann wieder ruhiges Blut. Jetzt fiel ihm auch ein, daß Lygia nicht nur von Ursus und Linus, sondern auch vom Apostel Petrus beschützt wurde. Dieses einfache Bewußtsein gab seinem Herzen Trost. Petrus war für ihn ein unbegreifbares, fast übermenschliches Wesen. Der wunderbare Eindruck, den der Apostel durch seine Rede im Ostranum auf ihn gemacht, war geblieben, davon hatte er auch bei Beginn seines Aufenthaltes in Antium an Lygia geschrieben. Die nähere Bekanntschaft mit dem Apostel während seiner Krankheit hatte diesen Eindruck bei Vinicius nur erhöht und ihn in festen Glauben umgewandelt. Weil Petrus seine Liebe gesegnet und ihm Lygia versprochen hatte, darum konnte diese nicht in den Flammen untergehen. Die Stadt möchte zusammenbrennen, aber kein Funke würde auch nur auf ihre Kleider fallen. Der Einfluß einer schlaflosen Nacht, eines tollen Rittes, andere Umstände versetzten den jungen Krieger in einen Zustand außerordentlicher Gehobenheit; alles schien ihm darin möglich: Petrus würde zu den Flammen sprechen, sie mit einem Worte öffnen und alle unbeschädigt, wie durch eine Feuergasse von dannen gehen. Petrus sah ja künftige Er-

eignisse voraus, darum ohne Zweifel auch diesen Brand; wie wäre es möglich, daß er die Christen nicht gewarnt und aus der Stadt geführt hätte und somit auch Lygia, die er liebte wie sein eigen Kind? Eine jeden Augenblick anschwellende Hoffnung zog in Vinicius' Herz. Waren sie geslossen, so konnte er sie in Bovillae treffen, oder ihnen auf der Landstraße begegnen. Das geliebte Antlitz konnte auf einmal sichtbar werden in dem Rauche, der sich immer weiter über die Campania verbreitete.

Es schien ihm um so gewisser, als er eine stets wachsende Zahl von Menschen traf, die die Stadt verlassen hatten und sich nach dem Albanergebirge begaben; sie waren dem Feuer entronnen und wollten den Bereich des Rauches verlassen. Ehe er nach Ustrianum kam, mußte er wegen der zunehmenden Menge den Gang seines Tieres mäßigen. Er begegnete Fußgängern mit Bündeln auf dem Rücken, bepackten Reitern, beladenen Maultieren und Gefährten, Säufsten, in denen Sklaven die reicheren Bürger trugen. Ustrianum war mit Flüchtigen aus Rom so überfüllt, daß es schwer hielt, sich hindurch zu drängen. Auf dem Marktplätze, unter den Portikus der Tempel, auf den Straßen hielten sich Scharen Geflohener auf. Man errichtete an verschiedenen Orten Zelte, die ganzen Familien Obdach boten, andere ließen sich unter freiem Himmel nieder, schreiend, zu den Göttern rufend, oder ihr Schicksal verfluchend. Es war in dem allgemeinen Schrecken schwierig, etwas zu vernehmen. Leute, an die Vinicius dennoch eine Frage stellte, gaben entweder keine Antwort oder erwiderten mit halb verwirrtem Blick, daß Rom und die Welt zu Grunde gingen. Neue Massen von Männern, Weibern und Kindern kamen jeden Augenblick aus der Richtung von Rom hinzu; dies vermehrte die Unordnung und das Geschrei. Einige, die sich unter der Menge verirrt hatten, suchten verzweifelt nach Verlorenen, andere schlügen sich um einen Lagerplatz. Halbwilde Schafhirten aus der Campania drängten sich in die Stadt, um Nachricht einzuziehen oder durch Plünderung Gewinn zu erzielen, was bei der allgemeinen Verwirrung nicht schwer hielt. Sklaven jeder Nationalität und Gladiatoren fielen da und dort in die Stadt ein, raubten in Villen und Häusern und kämpften mit den zum Schutze der Bürger abgesandten Soldaten.

Der Senator Junius, den Vinicius im Gasthause von

einer Abteilung batavischer Sklaven umgeben sah, war der erste, der Genaueres von der Feuersbrunst berichten konnte. Das Feuer war beim Cirkus Maximus ausgebrochen, in jenem Teile, der den Palatin und cölsichen Hügel berührt, verbreitete sich aber mit rasender Schnelligkeit und ergriff das ganze Centrum der Stadt. Nie seit Brennus war ein so schreckliches Unglück über Rom hereingebrochen. —

„Der Cirkus ist vollständig niedergebrannt, wie auch die benachbarten Buden und Häuser,“ sagte Junius; „der aventinische und cölsiche Hügel stehen im Feuer. Die den Palatin umgebenden Flammen haben die Carinae erreicht.“

Junius besaß an der Carinae eine prächtige insula, die eine Sammlung von wahren Kunstwerken enthielt, die ihm teuer waren; darum nahm er bei den letzten Worten eine Handvoll schmutzigen Straßenstaubes, bestreute damit sein Haupt und seufzte verzweifelnd.

Vinicius berührte seine Schulter. „Mein Haus ist auch an der Carinae,“ sagte er; „aber wenn alles zu Grunde geht, dann mag es das gleiche Schicksal teilen.“ Weil es ihm jedoch einfiel, daß Lygia auf seinen Rat zu Aulus gegangen sein möchte, forschte er weiter: „Und der Vicus Patricius?“

„Steht im Feuer,“ erwiderte Junius.

„Der Transtiber?“

Junius sah ihn erstaunt an. „Was kümmert uns der Transtiber,“ sprach er, mit den Händen seine schmerzenden Schläfen pressend.

„Der Transtiber ist mir wichtiger, als alle anderen Viertel Roms,“ rief Vinicius heftig.

„Der Weg führt durch die Via Portuenis beim Aventin; aber die Hitze wird Dich ersticken. Der Transtiber? Ich weiß nichts davon. Das Feuer hatte ihn noch nicht erreicht; ob es jetzt auch noch nicht dort ist, wissen die Götter allein.“ Junius zögerte darauf einen Augenblick, dann flüsterte er Vinicius zu: „Du wirst mich nicht verraten; darum sage ich Dir, es ist keine gewöhnliche Feuersbrunst. Man ließ es nicht zu, daß der Cirkus gerettet wurde. Gewisse Leute ließen in der Stadt umher und warfen brennende Fäden in die noch nicht brennenden Gebäude. Wieder andere riefen, die Stadt sei absichtlich angezündet worden. Wehe der Stadt und uns allen. Es läßt sich nicht sagen, was dort vorgeht. Die Leute kommen in den

Flammen um oder morden sich gegenseitig im Gedränge.“ Und wieder brach er in die Worte aus: „Wehe, wehe der Stadt und uns!“

Binicius sprang auf sein Pferd und eilte die Appische Straße dahin. Sein Ritt glich jetzt einem Ringen durch einen Strom von Menschen und Fuhrwerken, der sich aus der Stadt ergoß. Die von dem ungeheuren Brände erfaßte Stadt lag vor Binicius wie ein Gegenstand auf seiner Hand. Aus diesem Rauch- und Feuermeer drang eine schreckliche Hitze; das Geschrei des Volkes konnte dem Knistern und Zischen der Flammen nicht wehren.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Je mehr Binicius sich Rom näherte, desto mehr erkannte er, wie schwierig es sei, nach der Mitte der Stadt vorzudringen. Die Appische Straße wimmelte von Menschen. Die Häuser, Felder, Friedhöfe, Gärten und Tempel zu beiden Seiten derselben waren in Lagerplätze verwandelt. Am Tempel des Mars nahe der Porta Appia waren die Pforten von der Menge eingeschlagen worden, damit diese für die Nacht ein Dödach habe. In den Friedhöfen fanden blutige Kämpfe statt, weil die einen größere Denkmäler in Beschlag nehmen wollten, die anderen aber sie verteidigten. Ustrianum mit seinem Durcheinander bot einen Vorgeschaud von dem, was in der Hauptstadt selbst vorging. Jede Rücksicht auf Gesetz, auf Familienbande, auf gesellschaftlichen Rang hatte aufgehört. Gladiatoren, betrunken vom Weine, dessen sie im Emporium habhaft geworden, rannten wild brüllend auf den Plätzen herum, warfen beiseite, wer ihnen in den Weg kam, traten die Leute mit Füßen und raubten sie aus. Ein Haufe von Barbaren, die zum Verkaufe auf dem Markte gestanden hatten, waren entwichen. Für sie bedeutete der Brand Roms zugleich das Ende der Knechtschaft und die Stunde der Rache. Während die Bewohner der Stadt, deren ganze Habe in den Flammen zurückgeblieben, in Verzweiflung die Hände zu den Göttern erhoben und um Rettung flehten, stürzten jene Sklaven mit Freudengeheul mitten unter sie, rissen ihnen die Kleider vom Leibe und schleptten jüngere Weiber hinweg; darin wurden sie von Sklaven unterstützt, die

schon länger in Rom gedient hatten, von Kerlen, deren ganzes Eigentum der wollene Gürtel um die Hüften war, von unheimlichen Gestalten aus den Hintergäßen, die kaum je bei Tage auf den Straßen sich hatten sehen lassen. Die Bande, aus Asiaten, Afrikanern, Griechen, Thraziern, Germanen und Briten bestehend, heulte in allen bekannten und unbekannten Sprachen und raste umher, toll vor Freude, daß die Stunde gekommen, die sie für jahrelanges Elend entschädigen sollte. Mitten unter dieser wogenden Menge glänzten im Schein der Sonne und des Feuers die Helme der Prätorianer, in deren Schutz der friedfertige Teil der Flüchtlinge sich gestellt hatte, und die mit der rasenden Menge Kampf um Kampf zu bestehen hatten. Vinicius hatte eroberte Städte gesehen, doch niemals ein Schauspiel gleich diesem Chaos von Verzweiflung, Thränen, Dual, Ächzen, wilder Lust, Tollheit, Raserei und Zügellosigkeit. Über den Häuptern dieser rasenden Menge loderte das Feuer an den Hügeln der größten Stadt des Erdkreises empor, versengte die Luft und füllte sie mit Rauch an, über welchem der blaue Himmel verschwand. Mit wachsender Schwierigkeit, jeden Augenblick sein Leben aufs Spiel setzend, erzwang der junge Tribun sich den Weg zum Appischen Thore. Dort angelangt, mußte er sehen, daß es infolge des Gedränges sowie der furchterlich sengenden Hitze unmöglich war, durch den Stadtteil von Porta Capena das Innere Roms zu erreichen.

Die Brücke bei der Porta Trigilia, gegenüber dem Tempel der Bona Dea war damals noch nicht vorhanden; wer also auf die andere Tiberseite gelangen wollte, hatte zuerst bis zum Pons Sublicius vorzudringen, das heißt, den Aventin zu umgehen und folglich einen Teil der Stadt zu durchqueren, der jetzt ein Meer von Flammen zu sein schien. Das war eine Unmöglichkeit. Vinicius sah ein, daß er von der Richtung von Ustrianum zurückreiten, von der Appischen Straße abbiegen, den Fluß unterhalb der Stadt kreuzen und von da der Via Portuensis zustreben müsse, um direkt Transtiber zu erreichen. Der Entschluß war nicht leicht auszuführen; denn der Wirrwarr auf der Appischen Straße nahm jeden Augenblick zu. Er mußte sich mit dem Schwerte den Weg zu bahnen suchen. Vinicius hatte keine Waffen; er hatte Antium sogleich verlassen, als die Kunde vom Brande Roms dort eingetroffen war. Beim Brunnen des Merkur sah er einen ihm bekannten Centurio, der

an der Spitze einiger vierzig Soldaten die Vorhalle des Tempels verteidigte. Er befahl ihm zu folgen. Der Centurio erkannte in ihm den Tribun und Augustianer und gehorchte.

Vinicius übernahm selber den Befehl über die Abteilung. Er vergaß Paulus' Lehren betreffs der Nächstenliebe und durchritt die Menge mit einer Hast, die manchem übel bekam, der nicht zeitig genug auszuweichen vermochte. Flüche und ein Hagel von Steinen folgten ihm und seinen Leuten. Er achtete nicht darauf, sondern suchte sobald wie möglich weniger belebte Wege zu erreichen. Die Schwierigkeit wuchs von Minute zu Minute. Leute, die sich gelagert hatten, wollten nicht ausweichen und äußerten Flüche gegen den Cäsar und die Prätorianer. Bisweilen nahm die Menge eine drohende Haltung an. Vinicius vernahm Rufe, die Nero der Brandstiftung beschuldigten und ihm sowie Poppaea mit dem Tode drohten. Die Worte „sanio“, „histrio“,* Muttermörder flogen herum. Einige schrieen, man solle Nero in den Tiber werfen, andere, Roms Geduld sei zu Ende. Es war leicht zu sehen, daß nur ein Anführer fehlte, um diese Drohungen zu offenem Aufruhr zu steigern. So aber wandte sich die Wut der Menge gegen die Prätorianer, deren Aufgabe, Vinicius einen Weg zu bahnen, dadurch erschwert wurde, daß die Straßen durch Barrikaden von geretteten Waren, Kisten, Proviantfässern, kostbaren Möbeln, Gefäßen, Kinderwiegen, Betten, Karren und Handgepäck verstopft war. Da und dort entstand ein Handgemenge, wobei die Prätorianer ihrer Bewaffnung wegen leicht Sieger blieben. Nachdem sie mit Mühe die Via Lata, Numitria, Ardea, Lavinia und Ostia durchschritten hatten, an den Villen, Gärten, Friedhöfen und Tempeln vorbeigeslogen waren, erreichte Vinicius endlich den Vicus Alexandri, wo er den Tiber kreuzte. Die Luft war dort weniger heiß und raucherfüllt. Von Flüchtlingen, die in großen Scharen ihm begegneten, vernahm er, daß nur bestimmte Gassen vom Transtiber brannten, daß aber nichts dem Feuer Einhalt thun könne, da gewisse Leute es absichtlich weiter trügen und jeden Löschversuch hinderten, indem sie vorgaben, auf Befehl zu handeln. Der junge Krieger war nun überzeugt, daß Nero die Stadt habe in Brand stecken lassen, und die Rache, wonach das Volk schrie, schien ihm ge-

*) Hanswurst, Schauspieler.

recht und verdient. Was hätte Mithridates oder sonst einer der ärgsten Feinde Roms Ärgeres thun können? Das Maß war übervoll; Neros Tollheit war ins Ungeheure gewachsen. Das Leben des Volkes war durch ihn in Gefahr. Vinicius glaubte, Neros Stunde habe geschlagen, die Trümmer dieser Stadt müßten das possenreißende Scheusal samt seinem Verbrechen mit sich reißen! Sollte ein Mann sich finden, der bereit wäre, sich an die Spitze eines verzweifelten Volkes zu stellen, so würde dieses Schicksal den Cäsar in den nächsten Stunden schon ereilen. Verwegene Rachegedanken flogen durch Vinicius' Sinn. Wenn er der Mann sein wollte? Seine Familie, die sich einer langen Reihe von Konsuln rühmte, war in ganz Rom wohlbekannt. Ein Mann, war alles, was die Menge brauchte. Damals bei der Hinrichtung der vierhundert Sklaven des Präfekten Pedanius Secundus stand Rom am Rande des Aufruhrs und des Bürgerkrieges. Was stand erst jetzt zu erwarten, angesichts dieses entsetzlichen Unglücks, wie Rom ein solches nie erlebt hatte? Wer jetzt die Quiriten unter Waffen riefe, dachte Vinicius, würde ohne Zweifel Nero stürzen und den Purpur erlangen. Warum sollte er es nicht thun, der energischer und jünger als die anderen Augustianer war? Wohl war Nero der Herr von dreißig an den Grenzen des Reiches stationierten Legionen; doch würden denn diese Legionen und ihre Anführer bei der Nachricht vom Brände Roms sich nicht empören? In diesem Falle stände Vinicius der Weg zum Throne offen. Unter den Augustianern ging sogar das Gerücht um, ein Wahrsager habe Otho die Krone geweissagt. Worin war ihm denn Otho überlegen? Vielleicht würde Christus selber mit seiner göttlichen Macht ihm zu Hilfe kommen; wohl möglich, daß die Eingebung Christi Werk war. „O, wäre es so!“ rief er in Gedanken aus. Er würde an Nero Lygias Gefahr und seine Angst um sie rächen; das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit würde beginnen, Christi Lehre vom Euphrat bis zu Britanniens Nebküsten herrschen; er würde Lygia in Purpur kleiden und sie zur Herrin der Welt machen.

Allein diese Gedanken, die gleich Funken aus einem brennenden Hause durch seinen Kopf geflogen waren, verloschen wie Funken. Vor allem mußte Lygia gerettet werden. Vinicius war jetzt auf dem Schauplaße der Katastrophe; Angst ergriff ihn neuerdings, und angesichts dieses Meeres von Feuer

und Rauch, mitten in dieser gräßlichen Wirklichkeit erstarb die Hoffnung, Petrus möchte Lygia gerettet haben, gänzlich in seiner Seele. Verzweiflung bemächtigte sich seiner, als er die Via Portuensis erreichte, die geradeswegs zum Transtiber führte. Er raste weiter bis zum Thore, wo er durch Flüchtlingse die Aussage bestätigt fand, dieser Stadtteil stehe noch nicht in Flammen, jedoch sei das Feuer an mehreren Stellen über den Flüß gedrungen.

Trotzdem war der Transtiber in Rauch gehüllt und das Gedränge in den Straßen machte ein Vordringen um so schwieriger, als hier größere Mengen von Gütern fortgeschafft wurden. Die Hauptstraße war an vielen Stellen gänzlich verstopft; in der Nähe der Naumachia Augusta waren Berge von Hausrat angehäuft. Enge Gassen konnten des dichten Rauches wegen schlechterdings nicht benutzt werden. Die Bewohner flohen zu Tausenden. Mehr als einmal stießen zwei entgegengesetzte Ströme von Menschen in engen Gassen aufeinander und brachten sich gegenseitig zum Stehen. Man schlug aufeinander los und trat sich mit Füßen. Familien verloren sich im Handgemenge; Mütter riefen verzweifelt nach ihren Kindern. Vinicius standen die Haare zu Berge, wenn er daran dachte, was erst in der Nähe des Feuers geschehen mußte. Der Lärm machte es unmöglich, etwas zu erfragen oder zu verstehen.

Von Zeit zu Zeit flogen neue Rauchsäulen von jenseits des Flusses herüber, schwarzer, schwerer Rauch, der am Boden hintrieb und Häuser und Menschen in nächtliches Dunkel hüllte. Doch der Wind trieb ihn wieder hinweg und dann spornte Vinicius sein Pferd und flog der Straße zu, wo Linus' Haus stand. Die Julihütze, vermehrt durch die Glut der brennenden Stadtteile, wurde unerträglich. Der Rauch schmerzte die Augen; die Lunge fand keine Luft mehr. Jene Bewohner, die, darauf rechnend, das Feuer werde sich auf das andere Ufer beschränken, bis jetzt ihre Häuser nicht verlassen hatten, flohen nun auch, so daß das Gedränge von Minute zu Minute anschwoll. Die Prätorianer, die Vinicius begleiteten, blieben allmählich zurück. Ein Kerl im Gedränge schlug mit einem Hammer das Pferd des Tribuns, das sich hoch aufbäumte und den Gehorsam verweigerte. Man erkannte an der reichen Tunika den Augustianer und begann zu schreien: Tod Nero und seinen Mordbrennern! Die Gefahr war groß, tausend Hände suchten Vinicius zu

fassen, doch sein scheu gewordenes Pferd trug ihn hinweg, indem es zu Boden trat, was ihm nicht auswich. Im nächsten Augenblick hüllte eine neue Rauchwolke die Straßen in Finsternis. Vinicius erkannte, daß hier ihm das Pferd nur hinderlich sei. Er sprang herab und stürzte zu Fuß vorwärts, indem er sich an den Mauern entlang bewegte und zuweilen stehen blieb, bis die fliehende Menge vorbei war. Im stillen sagte er sich, daß seine Mühe vergeblich sei. Lygia konnte schon entflohen sein. Leichter wäre es, am Meeresufer eine Nadel zu finden, als Lygia in diesem Chaos. Dennoch wollte er bis zum Hause des Linus vordringen, und sollte es sein Leben kosten. Oft blieb er stehen und rieb sich die Augen. Einen Zipfel seiner Tunika riß er los, bedeckte sich Nase und Mund damit und eilte weiter. Je näher er dem Flusse kam, desto fengender wurde die Glut. Vinicius wußte, daß der Brand zuerst im Cirkus Maximus ausgebrochen war, und glaubte daher, die Hitze röhre von dort her und vom Forum Boarium und dem Velabrum, die beide, da sie in der Nähe des Cirkus sich befanden, gleichfalls in Flammen stehen mühten. Allein die Glut wurde unerträglich. Ein Greis, der auf Rücken floh, rief ihm zu: „Geh nicht zur Brücke des Cestius; die ganze Insel ist eine Flamme.“ Es war der letzte Flüchtlings, dem Vinicius begegnete. Zum Vicus Iudeorum einbiegend, worin des Linus Haus stand, sah Vinicius Feuer durch den Rauch züngeln. Nicht nur die Insel brannte, sondern auch der größere Teil der Straße, wo Lygias Wohnung stand.

Der junge Tribun erinnerte sich, daß Linus' Haus von einem Garten umgeben war. Zwischen diesem Garten und dem Tiber lag ein kleines, nicht bebautes Feld. Dies beruhigte ihn einigermaßen. Das Feuer mochte dort aufgehalten worden sein. In dieser Hoffnung stürzte er vorwärts, obschon jeder Luftzug ihn nicht nur in Rauch einhüllte, sondern mit einer Unzahl Funken bedeckte, die dann weiter flogen und das andere Ende der Straße anzünden konnten, ihm dadurch seinen Rückweg abschneidend.

Endlich erblickte er durch den Rauch hindurch die Cypressen in Linus' Garten. Die Häuser jenseits des unbebauten Feldes brannten lichterloh; doch des Linus kleine insula stand noch unversehrt da. Vinicius warf einen dankerfüllten Blick zum Himmel empor und stürzte auf das Haus zu, obschon die bloße Lust ihn zu verbrennen drohte. Die Thür war geschlossen;

er stieß sie ein und sprang ins Haus. Nichts regte sich im Garten; auch das Haus schien leer zu sein.

„Vielleicht haben Rauch und Hitze sie ohnmächtig gemacht," dachte Vinicius. Und er rief: „Lygia! Lygia!"

Ein tiefes Schweigen folgte. Nichts war zu hören als das Prasseln der Flammen in der Ferne.

„Lygia!"

Jetzt drang wieder jener furchtbare Ton an seine Ohren, den er schon einmal im Gärchen vernommen hatte. Offenbar war das Vivarium beim Tempel der Askulap auf der benachbarten Insel in Brand geraten, so daß die wilden Tiere ein Angstgebrüll ausstießen. Ein Schauder überlief Vinicius. Zum zweiten Male, da sein ganzes Trachten in Lygia aufging, mußten diese schrecklichen Stimmen, die Herolde des Unglücks, einander Antwort geben!

Doch dieser Eindruck war ein kurzer, denn das Feuer, schrecklicher als das Brüllen der wilden Tiere, hieß ihn an anderes denken. Keine Antwort erlangt auf seine Rufe; doch konnte Lygia ohnmächtig oder der Erstickung nahe sein. Vinicius stürzte in die inneren Gemächer. Das kleine Atrium war leer und raucherfüllt. Nach der Thüre tastend, die in die Schlafräume führte, erblickte er das Flämmchen einer kleinen Lampe, und erkannte, hinzutretend, das Lararium, worauf statt der Laren ein Kreuz stand. Eine Kerze brannte zu Füßen desselben. Durch den Kopf des Katechumenen blitze der Gedanke, das Kreuz sende ihm die Kerze, womit er Lygia finden werde. Er griff nach ihr und suchte die Cubicula. Er stieß den Vorhang weg, hielt die Kerze hinein und schaute sich um.

Niemand war darin. Vinicius war überzeugt, Lygias Schlafgemach gefunden zu haben; denn ihre Gewänder hingen an der Mauer, und auf dem Bett lag ein Capitium. Vinicius riß es an sich, drückte die Lippen darauf und legte es über den Arm, indem er die Suche fortsetzte. Das Haus war klein, so daß er in kurzer Zeit jeden Raum, selbst den Keller, durchsucht hatte. Nirgends war eine lebende Seele zu finden. Augenscheinlich hatten Lygia, Linus und Ursus mit anderen Anwohnern der Straße ihr Heil in der Flucht gesucht.

„Ich muß sie unter der Menge außerhalb der Stadtthore suchen," dachte Vinicius.

Er war zwar nicht besonders erstaunt darüber, ihnen nicht

auf der Via Portuensis begegnet zu sein, da sie den Transsiber auf entgegengesetztem Wege, dem Batikanischen Hügel entlang, verlassen haben konnten. In jedem Falle waren sie wenigstens vor dem Feuer gerettet. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Die fürchterliche Gefahr, womit die Flucht verbunden, erkennend, tröstete er sich doch mit Ursus' übermenschlicher Kraft.

"Nun muß ich fliehen," sprach er zu sich, "und durch die Gärten des Domitius hindurch die Gärten der Agrippa zu erreichen suchen, wo ich sie finden werde. Der Rauch ist dort nicht so erstickend, weil vom Sabinerhügel der Wind weht!"

Der Augenblick war gekommen, wo er auf seine eigene Rettung bedacht sein mußte. Der Feuerstrom wälzte sich näher von der Insel her. Die Rauchsäulen hüllten die Straße in tiefe Finsternis. Die Kerze erlosch im Lustzuge. Vinicius verließ das Haus und sprang mit höchster Schnelligkeit der Via Portuensis zu, woher er auch gekommen war. Das Feuer schien ihm nachzujagen, indem es ihn bald in Rauch hüllte, bald mit Funken überdeckte, die auf seinem Nacken, in den Haaren und auf der Tunika weiterglommten. Die Tunika begann da und dort von ihm abzubröckeln; er achtete nicht darauf, sondern rannte vorwärts, um nicht zu ersticken. Seine Zunge war wie von brennender Asche belegt; Kehle und Lungen brannten wie Feuer. Das Blut strömte in den Kopf hinauf, so daß jeder Gegenstand, sogar der Rauch ihm rot erschien. Er dachte: „Das heißt lebendig verbrennen; besser, ich werfe mich zu Boden und ersticke.“ Das Springen schmerzte ihn mehr und mehr. Haupt, Hals und Schultern tropsten von Schweiß, der wie fiedendes Wasser brannte. Hätte er nicht in Gedanken Lygias Namen wiederholt, hätte er nicht ihr Capitium um den Mund geschlungen, so wäre er zu Grunde gegangen. Bald wird es ihm unmöglich, die Straßen zu erkennen, welche er durchrannte. Das Bewußtsein verließ ihn zusehends; er wußte nur noch das eine Wort: Fliehen; denn Lygia erwartete ihn, Lygia, die Petrus ihm zum Weibe versprochen. Und mit einem Male stand vor ihm, wie eine Vision vor dem Tode, die Gewißheit, daß er Lygia sehen, sich mit ihr vermählen und dann sterben müsse. —

Und weiter rannte er wie trunken, von einer Seite zur andern taumelnd. Inzwischen hatte sich der Anblick des Riesenbrandes etwas verändert. Was bis jetzt bloß geglimmt, stand

nun in hellen Flammen. Der Wind brachte keinen Rauch mehr. Ein Wirbelwind fengender Luft räumte den Rauch aus den Straßen, Millionen von Funken mit sich führend, so daß Vinicius durch eine Feuerwolke zu fliehen schien. Allein um so besser fand er seinen Weg und als die letzte Kraft ihn verlassen wollte, sah er das Ende der Straße vor sich. Das gab ihm neue Kraft. Um die Ecke biegend, erkannte er den Weg zur Via Portuenfis und zum Codetanischen Felde. Die Funken verfolgten ihn nicht länger. Wenn er die Via Portuenfis erreichte, war er gerettet, ob er auch dort zusammenfiel.

Am Ende der Straße sah er wieder eine Wolke vor sich, die den Ausgang versperrte. „Wenn das Rauch ist,” dachte er, „so komme ich nicht hindurch.“ Die letzte Kraft aufbietend, stürzte er vorwärts und warf sogleich die Tunika von sich, die, von den Funken in Brand gesteckt, wie das Hemd des Jesus an seinem Leibe brannte. Sein einziger Schutz war nunmehr das Capitium. Näher kommend, erkannte er, daß die Wolke, die er für Rauch gehalten, eine Staubwolke war, woraus ein Wirrwarr von Stimmen ihm entgegendorang.

„Der Pöbel plündert die Häuser,“ dachte Vinicius, indem er in der Richtung, woher die Stimmen kamen, weiter rannte. In jedem Falle waren dort Menschen, die ihm helfen konnten. Von weitem schrie er nach Hilfe. Das war die letzte Anstrengung, deren er fähig war. Seine Augen wurden noch röter, der Atem ging ihm aus, die Füße versagten den Dienst — er fiel nieder. —

Doch er war gehört und gesehen worden. Zwei Männer eilten mit Wasserschläuchen auf ihn zu. Vinicius war nur erschöpft, nicht bewußtlos. Gierig griff er nach dem einen Schlauch und trank ihn halb leer.

„Hab Dank,“ sagte er. „Stellt mich auf die Füße, ich kann allein gehen.“

Sie goßten ihm Wasser über den Kopf, erhoben ihn vom Boden und trugen den Geretteten zu den übrigen, die, ihn umringend, angelegerlich nach seinem Befinden sich erkundigten.

Dieses Mitgefühl setzte Vinicius in Erstaunen. „Wer seid Ihr?“ fragte er.

„Wir brechen die Häuser ab, damit das Feuer nicht bis zur Via Portuenfis dringe,“ erwiderte einer der Arbeiter.

„Ihr kamt mir zu Hilfe, als ich gefallen war. Habt Dank!“

„Wir dürfen keinem die Hilfe versagen.“ antworteten mehrere Stimmen.

Vinicio, der seit frühem Morgen nichts als rohe, mordende und raubende Banden gesehen hatte, blickte jetzt mit großer Aufmerksamkeit in die ihn umgebenden Gesichter und sagte: „Christus belohne Euch.“

„Sein Name sei gepriesen!“ antwortete ein Chorus von Stimmen.

„Linus?“ fragte der Tribun. Doch er konnte die Frage nicht beenden, denn eine Ohnmacht übermannte ihn. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem Garten auf dem Codetanischen Felde, umringt von Männern und Frauen.

„Wo ist Linus?“ waren seine ersten Worte.

Er erhielt lange keine Antwort, endlich sagte eine ihm bekannte Stimme: „Er zog vor zwei Tagen durch das Nomentumische Thor nach dem Ostranium. Friede sei mit Dir, o Perserkönig.“

Vinicio erhob sich in sitzende Stellung und erkannte Chilon.

„Dein Haus ist wohl verbrannt, Herr,“ fuhr der Griech fort; „die Carinae sind in Flammen; doch Du wirst stets so reich wie Midas bleiben. O, welch ein Unglück! Die Christen, o Sohn des Serapis, haben lange schon voraus verkündet, daß Rom durch Feuer untergehen werde. Linus ist mit Jupiters Tochter im Ostranium. O, welch ein Unglück für die Stadt.“

Ein neuer Schwächeanfall erfaßte Vinicio. „Sahst Du sie?“ fragte er.

„Ich sah sie, Herr. Christus und alle Götter seien gepriesen, daß ich Deine Wohlthaten mit guter Nachricht bezahlen kann. Allein ich werde Dir noch besser vergelten, o Cyrus; das schwöre ich bei diesem brennenden Rom!“

Es war Abend geworden. Doch der Garten wurde von dem wachsenden Brände tageshell erleuchtet. Nicht nur einzelne Teile, sondern die ganze Stadt schien der Länge und Breite nach in Flammen aufzugehen. So weit das Auge sah, war der Himmel hellrot: eine rote Nacht in der Weltgeschichte.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Das Feuer der brennenden Stadt rötete den Himmel, so weit das menschliche Auge reichen konnte. Der Mond stieg jetzt voll hinter den Bergen herauf und nahm, von dem blendenden Lichte der Flammen beleuchtet, die Farbe glühenden Metalles an. Er schien mit Verwunderung auf die weltbeherrschende, nun dem Untergang geweihte Stadt zu blicken. An den rosenfarbenen Weiten des Himmels gliherten rosaarbene Sterne, aber im Gegensatz zu den gewöhnlichen Nächten war diesmal die Erde schöner als der Himmel. Rom beleuchtete gleich einer Riesenfackel die ganze Campania. In dem blutigen Rot konnte man die entfernten Berge, Städte, Villen, Tempel, Denkmale und Aquädukte sehen, die sich von den benachbarten Hügeln nach der Stadt zogen; auf den Aquädukten hatten sich Scharen von Menschen gesammelt, teils um ihrer Sicherheit willen, teils um den Brand zu betrachten.

Inzwischen hatte das schreckliche Element neue Stadtteile ergriffen. Man konnte nicht mehr zweifeln, daß verbrecherische Hände das Feuer verbreiteten, da fortwährend neue Brandstätten sichtbar wurden und zwar an Stellen, die vom eigentlichen Feuerherd entfernt lagen. Von den ursprünglich zuerst bewohnten Höhen Roms ergossen sich die Flammen wie Meerewellen in die mit Häusern dicht besetzten Niederungen — zu Gebäuden mit fünf oder sechs Stockwerken, voll Läden, Buden, transportablen Amphitheatern aus Holz, so gebaut, daß sie verschiedenartigen Schaustellungen dienen konnten, zu Lagerhäusern mit Holz, Oliven, Korn, Nüssen, Pinienzapfen, deren Kerne den armelsgen Teil nährten, und Kleidern, welche des Cäsars Kunst zeitweise unter den in den engen Gassen zusammengelaufenen Böbel verteilen ließ. Wo das Feuer, wie hier, Übersluß an leicht brennbaren Stoffen fand, folgte ein Ausbruch desselben dem andern; mit unerhörter Geschwindigkeit ergriff es die ganze Straße. Die außerhalb der Stadt Gelagerten und auf den Aquädukten Stehenden konnten aus der Farbe der Flammen erraten, was brenne. Die entfesselte Windsbraut entführte Tausende und Millionen brennender Walnuß- und Mandelschalen, welche, gleich einer Schar glänzender Schmetterlinge plötzlich in die Luft geschleudert, mit Geräusch zersprangen,

oder, vom Winde fortgetrieben, in anderen Stadtteilen, auf Aquädukten und Feldern außerhalb Roms niederfielen. Jeder Gedanke an Rettung schien ausgeschlossen; die Verwirrung nahm beständig zu; während die einheimische Bevölkerung durch alle Thore ins Freie floh, lockte das Feuer Tausende aus der Nachbarschaft, Bewohner der kleineren Orte, Bauern, halbwilde Hirten der Campania hinein, in der Hoffnung auf Beute. Der Ausruf: „Rom geht zu Grunde!“ wlich nicht von den Lippen der Menge; mit dem Untergange der Stadt schien jedes Gesetz aufgehoben, jedes Band gelöst zu sein, das sonst das Volk als Ganzes zusammengehalten hatte. Die Niedrigen, der Mehrzahl nach Sklaven, kümmerten sich nicht mehr um die Vornehmen. Die Zerstörung der Stadt allein konnte sie frei machen; daher nahmen sie an manchen Plätzen eine drohende Haltung an. Raub und Diebstahl häuften sich. Nur das Schauspiel der untergehenden Stadt schien noch die Aufmerksamkeit zu fesseln und den Ausbruch einer allgemeinen Mezelei zurückzuhalten, sicher aber würde sie auf den Trümmern beginnen. Zahlreiche Sklaven, uneingedenk, daß Rom außer seinen Tempeln und Mauern eine ansehnliche Kriegsmacht besaß, warteten auf das Lösungswort und den Führer. Der Name Spartakus*) ward vielfach genannt, aber Spartakus lebte nicht mehr. Endlich bewaffneten sich auch Bürger, so gut sie konnten. An allen Thoren wurden die abenteuerlichsten Gerüchte verkündet. Die einen erklärten, daß Vulkan auf Befehl des Jupiter die Stadt durch unterirdisches Feuer zerstöre; daß Besta sich wegen des Verhaltens der Rubria räche. Leuten dieser Denkungsart fiel es nicht ein, etwas zu retten; sie belagerten die Tempel und riefen die Barmherzigkeit der Götter an. Doch wurde auch vielfach wiederholt, der Cäsar habe befohlen, Rom zu verbrennen, um von den in der Subura aufsteigenden Dünsten frei zu sein und eine neue Stadt, Neronia, erbauen zu können. Diese Vorstellung versezt das allgemeine Volk in Wut, und wenn, wie Vinicius meinte, ein Führer sich gefunden und diesen Ausbruch des Hasses benutzt hätte, würde Neros Stunde geschlagen haben.

*) Spartakus war der Anführer des dritten Sklavenkrieges 73—71 vor Chr., sammelte 100 000 Mann, wurde schließlich geschlagen, wobei 60 000 Sklaven und auch S. fielen; 6000 wurden gefreizigt, der Rest von Pompejus vernichtet.

Man erzählte sich auch, der Cäsar sei toll geworden und wolle den Prätorianern und Gladiatoren befehlen, über das Volk herzufallen, ein allgemeines Gemetzel anzurichten. Manche schworen bei den Göttern, „Rotbart“ werde alle wilden Tiere loslassen. Es gab solche, die in den Straßen Löwen mit brennenden Mähnen, wütende Elefanten und Auerochsen, die das Volk in Masse zertraten, gesehen haben wollten. In dieser Aussage lag auch etwas Wahres; die Elefanten hatten bei Annäherung des Feuers an manchen Stellen die Bivarien gesprengt und stürzten nach gewonnener Freiheit in wildem Schrecken fort, alles, was ihnen im Wege stand, gleich einem Sturm zerstörend. Die öffentlichen Berichte schätzten die in den Flammen Umgekommenen auf ein Zehntel der Bevölkerung. Und in der That waren ihrer sehr viele. Manche stürzten sich, nachdem sie ihr Hab und Gut und Angehörigen verloren hatten, aus Verzweiflung selbst ins Feuer. Andere wurden vom Rauche erstickt. In der Mitte der Stadt, zwischen dem Kapitol auf der einen und dem Quirinal, Biminal und Esquilin auf der anderen Seite, sowie zwischen dem Palatin und dem cöllischen Hügel, wo die Straßen am dichtesten gefüllt waren, begann der Brand an vielen Stellen zugleich; weil aber ganze Massen nach einer Richtung flohen, so verschloß ihnen eine neue Feuermauer unerwartet den Weg, und sie starben eines schrecklichen Todes in den Flammen.

In dem Schrecken, der Unordnung und Verwirrung wußten die Leute nicht mehr, wohin sie fliehen sollten. Die Straßen waren mit Geräten der verschiedensten Art und mit Waren bedeckt, welche viele enge Straßen einfach abschlossen. Auf jenen Märkten und Plätzen der Stadt, an deren Stelle das slavische Amphitheater sich erhob, beim Tempel der Hertha, dem Porticus Silvia und höher hinauf bei den Tempeln der Juno und Lucinia, zwischen dem Clivus Virbius und dem alten esquilineischen Thore breitete sich ein Feuermeer aus, daß jeder, der hier eine Zufluchtsstätte suchte, vor Hitze umkam. An Orten, welche die Flammen nicht erreicht hatten, wurden Hunderte von verkohlten Körpern gefunden, obgleich manche dieser Unglücklichen, um sich gegen die Hitze zu schützen, flache Steine herausgerissen und sich darunter halb begraben hatten. Wohl keine der im Centrum wohnenden Familien blieb vollzählig; daher vernahm man die Mauern entlang, an den Thoren, auf den

Landstraßen verzweifelnde Frauen mit Wehklagen die teureren Namen derer rufen, die im Gedränge oder Feuer umgekommen waren.

Und während die einen hilfesuchend sich an die Götter wandten, lästerten sie die andern wegen dieses schrecklichen Unglücks. Alte Männer, die vom Tempel des Jupiter Liberator kamen, streckten ihre Hände aus und schrieen: „Bist Du ein Liberator, so rette Deine Altäre und die Stadt!“ Vorzugsweise lehrte sich die Wut gegen die alten römischen Götter, welche nach der Ansicht des gemeinen Volkes gehalten waren, mit größerer Sorgfalt als andere über die Stadt zu wachen. Sie hatten sich als machtlos erwiesen und wurden daher beschimpft. Als deshalb auf der Via Asinaria ägyptische Priester mit einer Statue der Isis erschienen, die sie aus dem Tempel bei der Porta Cölimontana gerettet hatten, stürzte sich ein Haufen unter dieselben, hielt den Wagen an, zog ihn zum Appischen Thore, ergriff hier das Bild der Göttin und stellte es im Tempel des Mars auf. Die Priester des Mars wollten ihnen Widerstand leisten, wurden aber von dem Pöbel überwunden. In anderen Teilen der Stadt rief das römische Volk zu Serapis, Baal oder Jehovah, deren Anhänger aus allen Gassen um die Subura und den Transtiber kamen und mit ihrem Geschrei und ihrer Verwirrung die Felder erfüllten. In einzelnen Haufen lag auch etwas wie Triumph, und als einige Bürger in ihren Chor einstimmten und den „Herrn der Welt“ priesen, suchten andere, hierüber aufgebracht, sie mit Gewalt zu unterdrücken. Man hörte auch Hymnen, von Männern in der Blüte des Lebens, Greisen, Frauen und Kindern gesungen, — wunderbar schöne, feierliche Hymnen, deren Inhalt niemand verstand, in denen sich aber stets die Worte wiederholten: „Siehe, der Richter kommt am Tage des Zornes und der Klage!“ So umringte eine Menge obdach- und schlaflosen Volkes die brennende Stadt wie eine sturmgepeitschte See.

Aber weder Verzweiflung, noch Gotteslästerung, noch feierliche Gesänge konnten der Zerstörung Einhalt thun. Das Zerstörungswerk vollzog sich unaufhaltsam, so vollkommen, so erbarmungslos, wie das Verhängnis selbst. Beim Amphitheater des Pompejus entzündeten sich die Niederlagen von Hanf und Seilen, deren man eine Menge im Cirkus, in der Arena und für alle Arten von Maschinen gebrauchte, die bei den öffent-

lichen Spielen benutzt wurden. Zugleich flammten auch die anstoßenden Gebäude auf, worin sich Tonnen mit Leer befanden, das zum Schmieren der Seile bestimmt war. Binnen weniger Stunden war dieses Stadtviertel, das an das Marsfeld stieß, von glänzend gelben Flammen so intensiv beleuchtet, daß die vor Schrecken fast bewußtlosen Zuschauer glaubten, selbst die Ordnung von Tag und Nacht habe in dem allgemeinen Ruin aufgehört und sie schauten in den hellen Sonnenschein hinein. Dann überzog ein blutigroter Schein alles, so daß die anderen Farben vollständig verblaßten. Aus deren Flammenmeer schossen riesenhafte Feuersäulen zum erhitzten Himmel empor, und Feuerstrahlen teilten sich, oben angelangt, in Zweige und Fasern; ungehemmt trug sie der Wind davon wie goldene Fäden, Haare oder Funken, und segte damit über die Campania zum Albanergebirge hin. Wie loderndes Feuer floß der Tiber hin. Die unglückselige Stadt war in einen Ort des Grauens verwandelt. Der Brand nahm an Ausdehnung zu, bemächtigte sich der Hügel im Sturme, überzog die Ebene, verheerte die Thäler, zischte, prasselte und krachte über den zusammenbrechenden Trümmern.

Bierundvierzigstes Kapitel.

Der Weber Macrinus, in dessen Wohnung Vinicius gebracht worden war, trug Sorge für ihn und reichte ihm Kleider und Nahrung. Als der junge Tribun sich wieder völlig gefräftigt hatte, erklärte er, er wolle sofort, noch in dieser Nacht, seine Nachforschungen wieder aufnehmen und Linus suchen. Durch Macrinus, der ein Christ war, wurde Chilons Behauptung bestätigt, daß sich Linus mit Clemens, dem ältesten Priester, in das Ostranum begeben habe, wo Petrus eine ganze Schar der Bekänner des neuen Glaubens taufen sollte. In diesem Stadtteil war es auch unter den Christen bekannt, daß Linus vor zwei Tagen einem gewissen Gaius die Obhut über sein Haus anvertraut hatte. Für Vinicius war dies ein Beweis, daß weder Lygia noch Ursus im Hause zurückgeblieben waren, und daß sie sich gleichfalls in das Ostranum begeben haben mußten.

Dieser Gedanke gewährte ihm große Erleichterung. Linus war ein alter Mann, dem es schwer werden mußte, täglich von der Tibervorstadt nach dem entlegenen Nomentanischen Thore und wieder zurückzugehen; aller Wahrscheinlichkeit nach wohnte er daher während der zwei Tage bei einem Glaubensgenossen außerhalb der Stadt, und Lygia sowie Ursus befanden sich wohl bei ihm. Auf diese Weise waren sie sicherlich der Feuersbrunst entgangen, welche die Gegend jenseits des Esquilinus verschont hatte. Vinicius sah in all dem eine Fügung Christi, dessen Schutz er über sich fühlte. Sein Herz war mit größerer Verehrung als je erfüllt, und er gelobte sich im tiefsten Innern, ihm für diese offenkundigen Zeichen der Gnade sein ganzes Leben zu weihen. Um so mehr drängte es ihn, nach dem Ostranum zu eilen. Er würde dort Lygia finden und Petrus und dann beide auf eines seiner Güter bringen. Mochte Rom brennen; in einigen Tagen mußte alles ein Haufen Asche sein. Warum sollte er in der Nähe des rasenden Pöbels verbleiben, statt auf seinen Landgütern, von Scharen treuer Diener beschützt, ländliche Ruhe zu genießen und in Frieden, von Petrus gesegnet, unter den Fittichen Christi zu leben? O, wenn er sie fände!

Das war freilich nicht leicht. Vinicius gedachte der Hindernisse, welche ihm auf der Appischen Straße begegnet waren, des Umweges, auf dem er die Via Portuenis erreicht hatte. Er beschloß daher, diesmal in entgegengesetzter Richtung die Stadt zu umgehen; doch Macrinus und Chilon rieten ihm davon ab. Das Feuer hatte zwar diesen Stadtteil verschont; doch stand zu erwarten, daß alle Marktplätze und Straßen dicht mit Menschen und Gütern gestopft seien. Nach einem Zaudern entschloß sich Vinicius den von Chilon geratenen Weg durch den Ager Vaticanus zur Porta Flaminina zu gehen, dort den Fluß zu überschreiten und außerhalb der Stadtmauern, jenseits der Gärten des Acilius sich zur Porta Salaria durchzuzwängen.

Macrinus mußte zur Bewachung seines Hauses zurückbleiben; doch verschaffte er zwei Esel, die auch Lygia zur Weiterreise dienlich sein könnten. Überdies wollte er einen Sklaven mitgeben; doch Vinicius schlug es aus, in der Annahme, die erste begegnende Abteilung von Prätorianern würde sich unter seinen Befehl stellen.

Er und Chilon setzten sich in Bewegung. Es gab wohl auf ihrem Wege da und dort Stockungen; allein sie wanden

sich zwischen den Karren mit geringer Schwierigkeit hindurch, weil der größere Teil der Anwohner dem Meere zu geflohen war. Vinicius trieb sein Tier zur höchsten Leistung an, während Chilon sich hinter dem Tribun hielt und beständig mit sich selbst sprach.

„Wohl, wir haben das Feuer hinter dem Rücken, so daß es uns die Schultern wärmt. Noch nie war die Straße so hell beleuchtet. O Zeus! Wenn Du keinen Wolkenbruch auf dieses Feuer niedersendest, so hast Du keine Liebe zu Rom. Menschen vermögen dieses Feuer nicht zu löschen. Solch eine Stadt, der Griechenland und die ganze Welt dienstbar waren! Und nun mag der erste beste Grieche, der hinzukommt, in Roms Asche Bohnen braten! Wer hätte das ahnen können! Nun ist's zu Ende mit Rom und der Römerherrschaft! Wer immer gern auf den Trümmern derselben umherwandeln und sie auspeisen möchte, mag ruhig pfeifen. O Götter, solch eine weltbeherrschende Stadt auspeisen!“ Indem er sich auf diese Weise unterhielt, schaute er von Zeit zu Zeit nach den Flammen. Sein Antlitz strahlte vor boshafter Freude. „Rom geht unter,“ fuhr er fort. „Nie wird es neu erstehen. Wohin will die Welt nun ihr Getreide, ihre Oliven, ihr Geld senden? Wer soll nun Gold und Thränen von der Erde erpressen? Marmor brennt nicht, aber er zerbröckelt im Feuer. Das Kapitol wird zu Schutt und der Palatin wird zu Schutt. O Zeus! Rom war der Schafshirt, die andern Nationen waren die Schafe. Wenn der Schafshirt Hunger hatte, schlachtete er ein Schaf, aß das Fleisch, und Du, o Vater der Götter, bekamst als Opfergabe das Fell. Wer soll nun, o Wolfensammler, dies Schlachten besorgen? Rom brennt so gewiß, o Vater, als wenn Du es mit Deinem Blize in Brand gesteckt hättest.“

„Vorwärts!“ drängte Vinicius. „Was thust Du dort?“

„Ich weine über Rom, Gebieter, über Jovis Stadt.“

Schweigend ritten sie nebeneinander. Tauben, deren eine Menge in den Villen und kleineren Städten der Campania gehalten wurden, sowie andere Vögel von der Küste und aus den Bergen hielten augenscheinlich die Helle für Sonnenlicht und flogen scharenweise blindlings ins Feuer. Vinicius brach zuerst das Schweigen.

„Wo warst Du beim Ausbruche des Feuers?“

„Eben war ich im Begriffe, o Gebieter, zu meinem Freunde

Euricius zu gehen, der einen Kramladen beim Cirkus Maximus besaß. Ich saß gerade über die Lehre Christi nach, als der Ruf ertönte: Feuer! Die Leute drängten sich um den Cirkus aus Neugierde und Angst; doch als die Flammen den Cirkus und andere Häuser ergriffen, dachte jeder nur an seine Rettung."

"Sahst Du jemand Brandfackeln in die Häuser werfen?"

"Was habe ich nicht alles sehen müssen, o Urenkel des Aneas! Ich sah Leute, die sich mit dem Schwerte den Weg bahnten; ich sah Schlachten; menschliche Eingeweide wurden auf dem Pflaster zertreten. Wärest Du Zeuge gewesen, Du hättest denken müssen, Barbaren hätten die Stadt eingenommen und ein Blutbad angerichtet. Überall hörte man schreien, das Ende der Welt sei da. Viele verloren den Kopf und blieben wie angewurzelt stehen, bis die Flammen sie umloderten. Einige wurden wahnhaftig, andere heulten vor Verzweiflung. Ich sah auch solche, die vor Lust heulten. O Gebieter, es giebt auf Erden so viele schlechte Menschen, welche die Wohlthat Eurer milden Herrschaft nicht würdigen und jene gerechten Gesetze nicht lieben, kraft deren Ihr ihnen alles nehmt und es für Euch behaltet. Diese Leute werden sich mit dem Willen Gottes nicht aussöhnen!"

Vinicius war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um den Hohn in Chilons Worten herauszufühlen. Wohl zum zehnten Male wiederholte er die Frage: "Aber sahst Du sie in der That mit eigenen Augen im Ostranum?"

"Ich sah sie, o Sohn der Venus. Ich sah das Mädchen, den gutmütigen Lygier, den heiligen Linus und Petrus, den Apostel."

"Vor dem Brände?"

"Vor dem Brände, o Mitras!"

Zweifel an Chilons Wahrheitsliebe stiegen in Vinicius auf; er zügelte sein Tier, blickte den Griechen drohend an und fragte: "Was hattest Du dort zu schaffen?"

Chilon war verwirrt. Freilich hatte er, wie so viele andere, die Überzeugung, mit Rom müsse auch die Römerherrschaft untergehen. Aber er stand wehrlos Vinicius gegenüber und erinnerte sich, unter welcher Drohung der Tribun ihm verboten hatte, die Christen, vor allem Linus und Lygia zu überwachen. "Gebieter," sagte er, "warum willst Du mir nicht glauben, daß ich die Christen liebe? Ich bin zur Hälfte

ein Christ; darum ging ich nach dem Ostranium. Pyrrho lehrte mich, Tugend höher zu schätzen als Philosophie; deshalb hänge ich mich mehr und mehr an tugendhafte Leute. Zudem bin ich arm und litt, als Du in Antium warst, über meinen Büchern häufig Hunger; darum saß ich vor den Mauern des Ostraniums; denn die Christen, ob schon arm, teilen mehr Almosen aus, denn alle andern Bewohner Roms zusammen."

Dieser Grund leuchtete Vinicius ein, so daß er weniger streng fragte: „Weißt Du, wo Linus gegenwärtig wohnt?"

„Du straftest mich einst hart für meine Neugierde," erwiderte der Grieche.

Vinicius sagte nichts weiter, sondern ritt vorwärts.

„Gebieter," ließ sich Chilon nach einer Weile vernehmen, „ohne mich würdest Du das Mädchen nicht gefunden haben. Du wirst doch den bedürftigsten Weisen nicht vergessen?"

„Du sollst in Ameriola ein Haus mit einem Weinberge haben."

„Hab Dank, o Herkules! Mit einem Weinberge? Hab Dank! O ja, mit einem Weinberge!" Plötzlich zügelte Chilon an der Naumachia sein Tier und sagte: „Ein guter Einfall kam mir soeben. Zwischen dem Janiculus und dem Batikanischen Hügel, jenseits der Gärten der Agrippina, giebt es Höhlen, weil man Steine und Sand zum Bauen des Cirkus Neros dorther nahm. Nun höre! Kürzlich haben die Juden, deren es, wie Du weißt, im Transtiber eine Menge giebt, begonnen, die Christen grausam zu verfolgen. Du wirst Dich erinnern, daß sie zur Zeit des Claudius so große Störungen verursachten, daß Cäsar gezwungen war, sie aus Rom zu verbannen. Allein sie kamen zurück und unter Poppäas Schutz sich sicher fühlend, belästigen sie jetzt die Christen ärger denn je. Ich war selbst Zeuge davon. Zwar ist noch kein Edikt gegen die Christen erlassen worden, doch behaupten die Juden vor dem Präfekten, die Christen ermordeten Kinder, beteten einen Esel an und lehrten eine Religion, die vom Senate nicht anerkannt sei. Sie schlagen die Christen, überfallen deren Gebetshäuser so grimmig, daß jene gezwungen sind, sich zu verbergen. Die Synagogen existieren im Transtiber offen, indes die Christen, um der Verfolgung zu entgehen, nur heimlich beten dürfen und sich in zerfallenen Hütten und in Sandgruben versammeln müssen. Die Christen von Transtiber haben für sich die

Höhle gewählt, die infolge des Cirkusbaues entstanden ist. Jetzt, wo die Stadt untergeht, sind die Christen im Gebet versunken. Ohne Zweifel werden wir eine große Anzahl derselben in der Höhle finden; es wäre gut, wenn wir dorthin gingen. Im schlimmsten Falle erhalten wir dort Nachricht, wo Linus und Lygia stecken."

"Du hast recht, geh voran!"

Chilon lenkte sogleich nach links, dem Vatikanischen Hügel zu. Für einen Augenblick verbarg der Abhang das Feuer, so daß die beiden im Schatten ritten, während die benachbarten Höhen hell erleuchtet waren. Als sie den Cirkus hinter sich hatten, bog Chilon wieder links ab, und die beiden fanden sich in einer Art Gasse, die vollständig finster war. Eine Menge Lichter slackerten in dieser Finsternis.

"Dort sind sie," sagte Chilon. "Es sind ihrer mehr als jemals, weil andere Beihäuser verbrannt oder voll Rauch sind."

"Ich höre Gesang," gab Vinicius zur Antwort.

Wirklich drangen Stimmen singender Menschen aus dem dunklen Eingange. Ein Licht nach dem anderen verschwand. Aus Seitengängen kamen beständig neue Gestalten, so daß Vinicius und Chilon sich bald mitten in einer großen Schar befanden. Chilon sprang vom Esel herab, winkte einem Knaben zu, der in der Nähe saß, und sagte: "Ich bin ein christlicher Priester und Bischof. Halte die Tiere, Du wirst dafür meinen Segen und Vergebung Deiner Sünden erhalten."

Ohne auf Antwort zu warten, warf er ihm die Zügel zu und folgte mit Vinicius der vorwärtschreitenden Schar.

Bald gelangten sie in eine grubenförmige Höhlung, deren Wände deutlich zeigten, daß hier Steine gebrochen wurden, denn die Brüche waren noch frisch. Es war hier weniger finster als im Eingange, weil außer Kerzen und Laternen noch Fackeln brannten, in deren Schein Vinicius eine Menge kniender Beter mit erhobenen Armen sah. Lygia, Linus und Petrus waren nicht zu sehen unter diesen feierlich ernsten Gesichtern. Auf dem einen Antlitz lag Schrecken, auf dem anderen Hoffnung. Im Weiß der emporblickenden Augen spiegelte der Fackelschein sich wieder, Schweiß rann von den bleichen Stirnen. Die einen sangen Hymnen, die anderen riefen in fieberhafter Erregung den Namen Jesus an, viele schlügen an die Brust.

Augenscheinlich erwarteten sie irgend ein Zorneszeichen des Himmels.

Inzwischen war die Hymne zu Ende. Über der Versammlung, in der Nische, die durch Entfernung eines riesigen Steinblocks entstanden sein mußte, erschien Crispus, blaß, erbarmungslos, fanatisch. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, in Erwartung tröstender Worte. Er segnete die Gemeinde und begann mit lauter, beinahe schreiender Stimme: „Beweint Eure Sünden, denn die Stunde ist da! Sehet, der Herr sandte das Feuer der Zerstörung auf Babylon herab, auf die Stätte der Verworfenheit und des Verbrechens. Die Stunde des Gerichtes hat geschlagen, und die Stunde des Zornes und der Rache. Der Herr hat versprochen zu kommen, bald werdet Ihr ihn schauen. Nicht als Lamm, das sein Blut für Eure Sünden hingab, wird er erscheinen, sondern als furchtbarer Richter, der in seiner Gerechtigkeit Sünder und Ungläubige in den Pfuhl schleudert. Wehe der Welt, wehe den Sündern! Keine Gnade erwartet sie. Ich schaue Dich, Christus! Sterne fallen in einem Regen zur Erde, die Sonne hat sich verfinstert, die Erde öffnet gähnende Schlünde, die Toten entsteigen ihren Gräbern. Du aber erscheinst mit Posaunengeschmetter und Legionen von Engeln, unter Donner und Blitz. Ich schaue, ich höre Dich, Christus!“

Er schwieg darauf und erhob die Augen, die auf eine ferne, furchtbare Erscheinung zu starren schienen. Ein dumpfes Getöse erlangt in diesem Augenblick durch die Höhle: einmal, noch einmal, zum zehnten Mal. In der brennenden Stadt brachen ganze Straßen zusammen. Doch die meisten Christen hielten dieses Getöse für ein deutliches Vorzeichen einer furchtbaren Stunde. Der Glaube an Christi Wiederkunft und das Ende der Welt war allgemein unter ihnen verbreitet, besonders seitdem der schreckliche Brand ausgebrochen. Entsetzen faszte die Gemeinde. Viele schrieen: „Der Tag des Gerichtes! Sehet, er ist da!“ Die einen vergruben ihr Antlitz in die Hände und glaubten die Erde in ihren Grundfesten erschüttert und Tiere der Hölle aus den Schlünden auf die Sünder losstürzen zu sehen, die anderen riefen: „Christus, erbarme Dich uns! Erlöser, sei uns gnädig!“ Viele bekannten laut ihre Sünden; einer warf sich dem andern in die Arme, um in der Stunde der Trübsal nicht allein zu sein.

Daneben sah Vinicius Gesichter, die in den Himmel entzückt schienen, mit einem Lächeln, das nichts Irdisches hatte; sie zeigten keine Furcht. Aus einer Ecke drangen Angstruhe in unbekannten Sprachen. Einer schrie: „Wacht auf, die Ihr schlafet!“ Alle übertönte Crispus: „Wachet, wachet!“

Bisweilen jedoch trat Stille ein, als ob jeder den Atem anhalte und auf das Schreckliche harre, das da kommen sollte. Dann wurde der dumpfe Krach ferner, in Trümmer fallender Häuser hörbar, und neues Ächzen, neue Rufe ertönten: „Entsagt irdischen Gütern, denn in kurzem wird keine Erde mehr unter Euren Füßen sein! Entschägt irdischer Liebe, denn der Herr wird verdammen, wer Weib und Kind mehr liebt als ihn. Wehe dem, der das Geschöpf mehr liebt als den Schöpfer! Wehe dem Reichen! Wehe dem Prasser! Wehe dem Unkeuschen! Wehe dem Gatten, dem Weibe, dem Kinde!“ Plötzlich erscholl ein noch lauterer Krach als jeder fröhliche. Alle fielen zur Erde und hielten die Arme in Kreuzesform vor sich, um sich durch dieses Zeichen vor bösen Geistern zu schützen. Bange Stille herrschte, zuweilen unterbrochen durch die ängstlich geslüsterten Rufe: „Jesus! Jesus! Jesus!“ und das Wimmern der Kinder.

In diesem Augenblick ertönten über der hingestreckten Gemeinde die Worte: „Friede sei mit Euch!“ Sie kamen von Petrus, dem Apostel, der kurz zuvor die Höhle betreten hatte. Beim Klange seiner Stimme wich jede Angst aus den Herzen der Beter, wie die Furcht aus einer Herde weicht, wenn der Hirte erscheint. Die Gestalten erhoben sich von der Erde; die näheren sammelten sich um seine Knie, als suchten sie bei ihm Schutz. Er streckte die Hände über sie aus und sagte: „Warumzaget Ihr in Eurem Herzen? Wer von Euch weiß, was geschehen wird, ehe die Stunde kommt? Der Herr hat Babylon mit Feuer gezüchtigt, doch seine Gnade ruht auf jenen, die er in der Taufe gereinigt hat. Ihr, deren Sünden im Blute des Lammes getilgt sind, werdet mit seinem Namen auf den Lippen sterben. Friede sei mit Euch!“

Nach Crispus' erbarmungslosen Worten wirkte diese Rede des Apostels auf alle wie Balsam. Statt der Furcht vor Gott ergriff Liebe zu ihm ihre Seelen. Sie fanden den Christus, den sie durch die Erzählungen des Apostels lieben gelernt hatten, wieder; also nicht einen unerbarmherzigen Richter, sondern ein mildes, geduldiges Lamm, dessen Erbarmen menschliche

Bosheit tausendsach übersteigt. Trost drang in aller Herzen, erleichtert blickten sie dankbar zu Petrus auf. Von allen Seiten hörte man rufen: „Wir sind Deine Schafe, weide uns!“ Närher bei ihm Knieende batzen: „Verlaß uns nicht in der Stunde der Trübsal!“

Vinicius saßte den Mantel des Apostels, kniete nieder und sagte: „Rette mich, Herr! Ich habe im Rauche des Feuers und im Gedränge des Volkes nach ihr gesucht; nirgends fand ich sie. Allein ich glaube, daß Du sie mir wiedergeben kannst.“

Petrus legte die Hand auf das Haupt des jungen Kriegers und sagte: „Vertraue, und komme mit mir!“

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Die Stadt brannte weiter. Der Cirkus Maximus lag in Trümmern. In den Stadtteilen, wo das Feuer ausgebrochen war, stürzten ganze Straßen und Gassen der Reihe nach ein. Bei jedem Falle erhob sich sofort für kurze Zeit eine Feuersäule gen Himmel. Der Wind hatte sich gedreht, wehte jetzt kräftig von der Seeseite her und trug Flammenbüschel, Feuerbrände und glühende Asche zum Cölius, Esquilin und Biminal. Noch sorgte die Obrigkeit für Hilfe. Auf Befehl des Tigellinus, der vor drei Tagen von Antium herbeigeeilt war, wurden Häuser auf dem Esquilin niedgerissen; das Feuer erreichte somit leere Stellen und erlosch dort. Das geschah aber nur, um einen Rest der Stadt zu erhalten; zu retten, was brannte, fiel niemand ein. Es war auch nötig, vor weiteren Folgen des Verderbens zu schützen. In der Stadt waren unermessliche Schätze, die man dem Sammelfleiß von Jahrhunderten verdankte, herrliche Tempel, die wichtigsten Denkmäler römischer Vergangenheit und römischen Ruhmes. Am Abend des zweiten Tages hatte die Lühe der brennenden Stadt das ganze Firmament überzogen; Rom glich einem riesigen Scheiterhaufen.

In der allgemeinen Unordnung und Autoritätslosigkeit hatte man nicht daran gedacht, für neue Zufuhr zu sorgen. Erst nach Tigellinus' Ankunft ergingen dafür Befehle nach Ostia; die Haltung des Volkes war inzwischen drohend geworden.

Das Haus bei Aqua Appia, wo Tigellinus einstweilen wohnte, war von früh bis abends von Weiberscharen umlagert,

die nach „Brot und Obdach“ schrieen. Die ungeheuren Verüte an Lebensmitteln waren zum größten Teile mitverbrannt. Schon machte sich der Hunger fühlbar, und die Bevölkerung begann eine drohende Haltung anzunehmen. Vergebens bemühten sich die Prätorianer, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es wurden jetzt aus Ostia und der Umgegend Brote und Mehl zusammengebracht und der erste Transport im Emporium untergebracht. Das Volk erstürmte von seiten des Aventis die Thore und schlepppte alles heraus. Bei Mondschein und Funkenregen balgte man um die Brote, das Mehl wurde verschüttet in dem Wirrwarr, und die Wege vom Emporium bis zu den Bogen des Drusus und Germanicus waren wie beschneit. Die dem Wahnsinne nahen Scharen fluchten dem Kaiser, den Augustianern, den Soldaten, und der Aufruhr wuchs von Stunde zu Stunde.

Seit den Zeiten des Brennus war Rom von keiner ähnlichen Katastrophe heimgesucht worden. Der gegenwärtige Brand hatte einen bedeutenderen Umfang angenommen; damals war wenigstens das Kapitol stehen geblieben, diesmal war es von einem Flammengürtel umgeben. Der Marmor brannte zwar nicht, aber des Nachts sah man die Säulenreihen des Jupitertempels glühen wie glimmende Kohlen. Die furchterliche Julihölle machte das Unglück noch unerträglicher, in der von Feuer und Sonne durchglühten Luft konnte man kaum atmen; dazu die Rauchwolken, die alle Überlebenden (man sprach von zehntausend Toten) zu ersticken drohte; die Obdachlosen zählten mehrere Hunderttausend.

Tigellinus schickte einen Boten nach dem andern nach Antium, durch die er den Kaiser anslehen ließ, zu kommen, um durch sein Erscheinen die verzweifelte Bevölkerung zu beruhigen. Doch Nero wollte nachts eintreffen, um den Effekt, den die glühende Stadt machte, gleich voll auf sich einwirken zu lassen. Inzwischen vertrieb er sich in Aqua Albana die Zeit mit dem Tragöden Aliturus, bei dem er Miene und Haltung einübte, und mit welchem er lange über die Gebärde stritt, die bei den Worten „O Du heilige Stadt, die Du bestimmt schienst, länger als der Ida zu dauern,“ die passendste sei. Dem Kaiser war die Frage, ob er dabei beide Hände emporwerfen, oder ob er nur die eine heben und die andere mit der Forminga langsam senken sollte, in diesem Augenblicke die wichtigste.

Gegen Mitternacht nahte der gewaltige Zug mit Nero und seinem Hofstaate den Mauern Roms. Sechzehntausend Prätorianer waren der Straße entlang aufgestellt, die auf Ordnung und das aufgeregte Volk in angemessener Entfernung zu halten hatten. Man hörte es nur schreien und pfeifen, auch vereinzeltes Beifallklatschen aus den Reihen des zerlumptesten Gefindels, das beim Brande nichts verloren hatte, doch bald wurde alles von Trompeten- und Hörnerschall übertönt. Beim Ostiathor hielt Nero einen Augenblick an und rief: „Obdachloser Herrscher eines obdachlosen Volkes! Wohin soll ich mein unglückliches Haupt zur Ruhe legen?“

Hierauf bestieg er die besonders für ihn hergerichteten Stufen an der appischen Wasserleitung, wohin ihm die Augustianer, die Zither- und Lautenschläger folgten. Alles war gespannt und man harrte auf bedeutungsvolle Worte aus seinem Munde. Er aber stand stumm und feierlich und starnte in die Flammen. Er trug einen Purpurmantel und einen Kranz von goldenen Lorbeeren, und als Terpnos ihm die goldene Forminga reichte, blickte er, wie Begeisterung suchend, zum flammenden Abendhimmel empor. Und als er so, vom blutroten Feuerschein umflossen, da stand, wies das Volk mit Fingern nach ihm hin.

Da hob er die Hände, berührte die Saiten und begann mit den Worten des Priamus:

„O Nest meiner Väter, o teure Wiege!“

Die Senatoren und Augustianer auf dem Aquädukt schienen entzückt zu lauschen, und als Nero das Lied beendete, ergriff ihn selbst mächtige Rührung. Thränen stürzten aus seinen Augen, sein Antlitz wechselte die Farbe und indem er die Laute klirrend niederfallen ließ, hüllte er sich in seine „syrma“ und ahmte die mit Alliturus einstudierten Mienen nach.

Die Umgebung des Kaisers zollte Beifall, das Volk heulte, das jetzt außer Zweifel war, daß der Kaiser Rom hatte anzünden lassen, um beim Anblick dieses Schauspiels seine Lieder zu singen. Nero lächelte schwermüdig, wie einer, dem großes Unrecht widerfährt, und wandte sich an die Augustianer: „So wird die Dichtkunst von den Quiriten geschätzt.“

„Die Elenden!“ rief Batinius.

Nero sah sich nach Tigellinus um und fragte: „Kann ich auf die Treue der Soldaten bauen?“

„Ja, göttlicher Imperator!“ sagte der Präfekt.

Petronius aber zuckte mit den Achseln. „Auf ihre Treue magst Du rechnen, aber nicht auf ihre Zahl,“ sagte er. „Es ist auf jeden Fall besser, wenn Du hier bleibst, bis das Volk beruhigt ist.“

Die Erregung im Volke wuchs mit jedem Augenblick. Die Leute schleppten Steine, Stangen und altes Eisen herbei und schienen einen Angriff vorzubereiten.

„O Ihr Götter!“ rief Nero. „Ist das eine Nacht! Hier das Flammenmeer, dort das entfesselte Volk! Reicht mir einen dunklen Kapuzenmantel. Wäre es wirklich möglich, daß es zum Kampfe kommen könnte?“

„Herr,“ erwiederte Tigellinus zögernd, „ich that, was ich konnte, aber die Gefahr ist drohend . . . Sprich zum Volke, o Herr, und mache ihm Versprechungen!“

„Ich, der Kaiser, soll zu dem Gefindel sprechen? Nein! Das möge ein anderer in meinem Namen thun. Wer unternimmt es?“

„Ich!“ versetzte Petronius ruhig.

„Gehe, Freund! Du bist jederzeit mein treuester Freund! . . . Gehe und spare die Versprechungen nicht.“

„Die anwesenden Senatoren und Piso, Nerva und Senecio sollen mir folgen,“ sagte Petronius.

Hierauf stieg er bedächtig vom Aquädukt hinab, während ihm die Begleitung ohne Zögern folgte. Unter dem Arkadenbogen blieb Petronius stehen, wohin er sich einen Schimmel bringen ließ, den er bestieg.

Als er dem Volkshaufen ganz nahe gekommen war, trieb er sein Pferd vorwärts, mitten hinein in das Gewirr der drohenden, bewaffneten Menge, als gälte es, sich in einem gewöhnlichen Gedränge den Weg zu bahnen, und diese ruhige Sicherheit verfehlte ihre Wirkung nicht. Man erkannte ihn und zahlreiche Stimmen riefen: „Petronius! Arbitr elegantiarum!“ Und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Petronius! Petronius!“

Der vornehme Patrizier, der sich nie um die Gunst des Volkes bemüht hatte, war nämlich trotzdem sein Liebling. Besonders seit er sich der Sklaven des Pedanius Secundus angenommen hatte, galt er für menschenfreundlich, und auch der Ruf seiner Freigebigkeit war durch seine Diener unter die Leute

gedrungenen. Man war daher gern geneigt, zu hören, was der Kaiser durch ihn sagen ließ, denn alle glaubten in ihm einen Sendboten Neros vor sich zu sehen.

Er nahm die weiße, mit einem Scharlachstreif verbrämte Toga ab und schwang sie über dem Haupte, zum Zeichen, daß er sprechen wolle.

„Stille! Stille!“ rief es von allen Seiten.

Petronius hob sich in den Steigbügeln in die Höhe und sagte mit ruhiger, weithin vernehmbarer Stimme: „Bürger! Wer meine Worte verstanden hat, möge sie den weiter rückwärts Stehenden wiederholen; von allen aber erwarte ich, daß sie sich wie Menschen und nicht wie wilde Tiere in der Arena betragen.“

„Wir hören! Wir hören!“

„Die Stadt wird neu aufgebaut. Die Gärten des Lukullus, des Mäcenas, des Kaisers und der Agrippina werden Euch offen stehen! Von morgen an wird Getreide, Öl und Wein verteilt werden, damit jeder gesättigt wird! Der Kaiser wird Spiele aufführen lassen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, und dabei werdet Ihr reich beschenkt. Ihr sollt reicher sein als bisher!“

Ein Murren entstand unter den Zuhörern, das sich nach allen Seiten hin verbreitete. Dann hörte man Ausrufe des Zornes oder der Zustimmung, die schließlich in einem betäubenden Gebrüll endeten. „Panem et circenses! Panem et circenses!“

Petroniuswickelte sich in seine Toga und stand unbeweglich wie eine Marmorstatue. Der Lärm wurde immer ärger und übertönte das Brausen und Zischen des Feuers. Der Abgesandte des Kaisers aber wartete, da er offenbar noch etwas zu sagen hatte.

Er gebot wieder mit erhobener Hand Schweigen und rief: „Panem et circenses sollt Ihr haben, das versichere ich Euch. Und jetzt bringt ein Hoch auf den Kaiser aus, der Euch nährt und kleidet! — So, und jetzt geht schlafen, Lumpenpack, denn der Tag wird bald anbrechen.“

Nach diesen Worten wandte er sein Roß, schaffte sich Bahn und ritt langsam in das Prätorianerspalier zurück.

„Wie steht's? Was geht dort unten vor? Ist es schon zum Angriff gekommen?“ Mit diesen Worten eilte Nero mit blassem Amtlich Petronius entgegen.

„Bei Pollux!“ erwiderte dieser. „Sie schwitzen und stinken! Reicht mir eine ‚epilemma‘ her, sonst falle ich in Ohnmacht.“ Dann erst wendete er sich zum Kaiser. „Ich habe Ihnen Öl, Wein, Getreide, die Eröffnung der Gärten und prächtige Festspiele versprochen. Sie vergöttern Dich wieder und rießen ‚Hoch‘ mit den ausgetrockneten Lippen. Ihr Götter, wie unangenehm dieser Plebs riecht!“

„Ich danke Dir, Petronius,“ rief Nero begeistert über diese gute Wendung der drohenden Gefahr. „Ich lasse die Gärten öffnen, Getreide verteilen, und bei den Festspielen, die ich veranstalten werde, will ich öffentlich meine Dichtung ‚Der Brand von Troja‘ vortragen.“ Er legte die Hand auf die Schulter des Petronius und fragte, nachdem er eine Weile geschwiegen, in ruhigerem Tone: „Sage aufrichtig, welchen Eindruck machte ich auf Dich, als ich sang?“

„Du warst würdig des Schauspiels, das Schauspiel war Deiner würdig!“

Dann wandte sich Nero dem Brände zu und sagte: „Jetzt lasset uns aber noch eine Weile zusehen und dann Abschied nehmen von dem alten Rom!“

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Die Worte des Apostels hatten den Christen Zuversicht eingesetzt. Sie hielten zwar das Weltende für nahe, dachten jedoch, es stehe nicht unmittelbar bevor, sondern sie würden vorher das Ende von Neros Herrschaft, die in ihren Augen die Herrschaft des Satans war, und Gottes Strafgericht über Neros himmelschreiende Verbrechen erleben. Voll neuer Hoffnung gingen sie auseinander und suchten ihre Unterkunftsorte auf, sofern sie Obdach gefunden hatten. Einige gingen sogar zum Transtiber, denn es hieß, infolge der Umdrehung des Windes sei das Feuer gegen den Fluß hin zurückgewichen.

Auch der Apostel verließ die Höhle und mit ihm Vinicius und Chilon. Der junge Krieger traute sich nicht, Petrus im Gebete zu stören. Schweigend folgte er, nur mit den Augen flehend und zitternd vor Sorge. Viele näherten sich, um die Füße des Apostels und den Saum seines Mantels zu küssen. Mütter hielten ihm ihre Kinder hin; einige knieten im dunklen

Gänge, hoben die Kerzen empor und baten um seinen Segen, andere gingen zur Seite und sangen, so daß Vinicius keine Gelegenheit zur Frage fand. Erst als sie in breitere Gassen gelangten, von wo aus der Brand sichtbar war, segnete Petrus die Umstehenden dreimal und wandte sich dann zu Vinicius: „Fürchte nichts, die Hütte des Steinbrechers ist nahe; darin werden wir Linus, Lygia und ihren treuen Diener finden. Christus, der sie Dir bestimmt hat, rettete sie.“

Vinicius wankte und lehnte das Haupt an die Felswand. Der Ritt von Antium her, die Erlebnisse vor der Stadtmauer, die Suche nach Lygia mitten unter den brennenden Häusern, Mangel an Schlaf und die furchtbare Angst hatten ihn erschöpft. Die Kunde, daß sein Teuerstes auf Erden in seiner Nähe weile, raubte ihm die letzte Kraft. Vor Schwäche zu den Füßen des Apostels niederfallend, umfing er dessen Knie und blieb lange wortlos in dieser Stellung.

„Nicht mir, sondern Christus gieb die Ehre,“ sagte Petrus, jeden Dank abschneidend.

„Welch guter Gott!“ sprach Chilon. „Aber was soll ich mit den Eseln anfangen, die dort unten warten?“

„Steh auf und komm mit mir!“ forderte Petrus den jungen Mann auf.

Vinicius erhob sich. Thränen rannen ihm über die blassen Wangen, seine Lippen bewegten sich wie im Gebete. „Gehen wir!“ sprach er.

Doch Chilon wiederholte: „Was fange ich mit den Eseln an, die dort warten? Vielleicht will der würdige Prophet lieber reiten als gehen?“

Vinicius wußte nicht, was er antworten sollte. Da die Hütte des Steinbrechers in der Nähe lag, sagte er endlich: „Bringe sie zu Macrinus zurück!“

„Verzeihe, Gebieter, wenn ich Dich an das Haus in Ameliola erinnere. Angesichts dieses schrecklichen Feuers könnte eine solche Kleinigkeit leicht vergessen werden.“

„Du wirst es bekommen.“

„O Urenkel des Numa Pompilius, ich zweifle nie daran, nun aber, da dieser hochherzige Prophet Zeuge ist, will ich Dich nicht einmal daran erinnern, daß Du mir auch einen Weinberg versprachst. Pax vobiscum. Ich werde vorsprechen, Gebieter. Pax vobiscum.“

„Friede sei mit Dir," erwiderten sie.

Petrus und Vinicius wandten sich nach rechts, den Hügeln zu. Unterwegs sagte Vinicius: „Meister, wasche mich mit dem Wasser der Taufe, damit ich mich einen wahren Bekennner Christi heißen darf. Aus ganzer Seele liebe ich ihn. Reinige mich bald, denn ich bin bereit. Was Du gebietest, will ich thun; sag mir Deinen Willen!"

„Liebe den Nächsten als Deinen Bruder," antwortete der Apostel; „nur durch Liebe kannst Du ihm dienen."

„Ich fühle es; als Kind glaubte ich an die Götter Roms, obwohl ich sie nicht liebte. Ihn aber, den einen Gott, liebe ich so, daß ich mein Leben für ihn hingeben würde." Zum Himmel blickend, fügte er begeistert hinzu: „Denn er ist der Eine, der allein Gütige und Barmherzige; mag darum diese Stadt untergehen, mag die ganze Welt in Trümmer fallen, ihn allein will ich bekennen und anbeten."

„Und er wird Dich und Dein Haus segnen," schloß der Apostel.

Inzwischen hatten sie einen anderen Höhlweg betreten, an dessen Ende ein mattes Licht blinkte. Petrus deutete darauf und sagte: „Dort steht die Hütte des Steinbrechers, der uns ein Obdach gab, als wir mit dem kranken Linus vom Ostramum zurückkehrten und Rom in Flammen fanden."

Nach einer Weile langten sie vor dieser Hütte an. Es war eher eine Höhle, ausgerundet im Hügel und vorn durch eine Rohrwand begrenzt, die Thür verschlossen; durch eine Öffnung konnte man jedoch ins Innere blicken. Eine dunkle Hünengestalt trat ans Fenster und fragte: „Wer seid Ihr?"

„Diener Christi," antwortete Petrus. „Friede sei mit Dir, Ursus!"

Ursus verbeugte sich tief vor Petrus. Vinicius erkennend, ergriff er dessen Hand und zog sie an die Lippen. „Du, Gebieter! Gepriesen sei das Lamm, um der Freude willen, die Du Lygia bringst."

Ursus öffnete das Thor und sie traten ein. Auf einem Strohbündel lag Linus abgezehrt und weiß wie Elfenbein. Neben dem Feuer saß Lygia mit einer Anzahl an einer Schnur aufgereihter Fische. Die Fische von der Schnur lösend, und glaubend, es sei nur Ursus eingetreten, blickte sie nicht auf. Vinicius trat auf sie zu, rief sie beim Namen und öffnete die

Arme. Sie sprang eilends auf, ein Strahl der Freude trat auf ihr Gesicht. Wortlos warf sie sich in seine Arme, wie ein Kind, das nach tagelanger Sehnsucht und Furcht Vater oder Mutter wiederfindet. —

Vinicio umarmte Lygia und drückte ihre schlanke Gestalt mit solchem Entzücken an seine Brust, als ob sie durch ein Wunder gerettet worden sei. Sie loslassend, fasste er ihren Kopf bei den Schläfen, küßte sie auf Stirn und Augen, umarmte sie wieder, rief ihren Namen, beugte sich auf ihre Hände nieder und grüßte sie mit ehrfurchtsvoller Huldigung. Sein Glück war grenzenlos wie seine Liebe.

Er begann zu erzählen, wie er von Antium hergeslogen sei, sie vor den Stadtmauern, im Rauche des Hauses des Linus gesucht habe, was er gelitten und erlebt, bevor der Apostel ihn hergeführt. „Und nun, da ich Dich gefunden, sollst Du nicht länger in der Nähe des Feuers und des rasenden Pöbels bleiben. Einer schlägt den andern tot, Sklaven haben sich empört und plündern, Gott allein weiß, was Rom noch bevorsteht. Doch ich will Dich, Euch alle retten. Geliebte, laß uns nach Antium reisen, dort ein Schiff besteigen und nach Sizilien segeln. Mein Gut ist Dein Gut, meine Häuser sind Deine Häuser, in Sizilien finden wir Aulus. Ich bringe Dich zu Pomponia wieder zurück, um Dich aus ihren Händen wieder zu empfangen. Hab keine Furcht mehr, o carissima! Christus hat mich zwar noch nicht durch die Taufe gereinigt, allein frage Petrus, ob ich ihm auf dem Wege hierher nicht den sehnlichsten Wunsch ausgesprochen habe, ein wahrer Bekannter Christi zu werden, ob ich ihn nicht gebeten habe, mich zu taufen, und wäre es in dieser Steinbrecherhütte. Glaube mir, glaubt mir alle!“

Strahlenden Gesichts vernahm Lygia diese Worte. Früher, infolge der Verfolgung durch die Juden und jetzt infolge des Brandes und der dadurch verursachten Verwirrung lebten die Christen in beständiger Furcht und Ungewißheit. Eine Reise nach dem ruhigen Sizilien würde jeder Gefahr ein Ende machen und einen neuen, glücklichen Abschnitt ihres Lebens eröffnen. Hätte Vinicio nur Lygia mitnehmen wollen, so würde sie sicherlich der Versuchung widerstanden haben, da sie bei Linus und Petrus zu bleiben wünschte, doch Vinicio sagte zu diesen: „Kommt mit uns, meine Güter sind Eure Güter, meine Häuser sind Eure Häuser.“

Lygia beugte sich nieder, um zum Zeichen des Gehorsams seine Hand zu küssen, und sagte: „Wo Du bist Caius, bin ich Caja.“

Bestürzt darüber, daß sie die Worte gebraucht hatte, die sonst nach römischer Sitte erst bei der Vermählung gewechselt wurden, errötete sie tief und stand nun gesenkten Hauptes im Scheine des Feuers, fürchtend, er möchte übel von ihr denken. Doch aus seinem Antlitz sprach unbegrenzte Verehrung. Zu Petrus gewendet, fuhr Vinicius fort: „Rom brennt auf Befehl Neros. In Antium lagte er, noch nie einen großen Brand gesehen zu haben. Wenn solch ein Verbrechen ihm nicht zu groß ist, was mag da noch alles geschehen! Wer weiß, ob er nicht Truppen herführt und ein allgemeines Blutbad befiehlt? Wer weiß, welche Verbannungen bevorstehen? Wer weiß, ob nicht Bürgerkrieg, Mord und Hungersnot die Folgen des Brandes sein werden? Verbergt Euch darum und helft mir Lygia in Sicherheit bringen. Dort mögt Ihr warten, bis der Sturm vorüber, und dann von neuem hierher eilen, um neues Samenkorn auszustreuen.“

Seine Befürchtungen bestätigend, erscholl aus der Richtung des Batikanischen Feldes her ein Wutgeheul. Gleich darauf kam der Steinbrecher, der Eigentümer dieser Hütte, herein, schloß die Thüre hastig hinter sich zu und berichtete: „Slaven und Gladiatoren haben die Bürger überfallen. Beim Cirkus Neros wird ein Blutbad angerichtet.“

„Hört Ihr?“ fragte Vinicius.

„Das Maß ist voll,“ erwiderte der Apostel. „Wie ein endlos Meer werden Heimsuchungen hereinbrechen. Nimm das Mädchen, das Dir Gott bestimmt hat, und rette es. Linus, den Kranken, und Ursus lasst mit Euch gehen.“

Vinicius, der die Apostel mit all dem Ungestüm seiner jungen Seele lieben gelernt hatte, erklärte: „Ich schwöre, mein Lehrer, daß ich Dich nicht hier Deinem Verderben überlassen will.“

„Der Herr segne Dich für Deinen guten Willen,“ antwortete Petrus, „doch weißt Du nicht, daß der Meister dreimal zu mir sprach: ‚Weide meine Lämmer?‘“

Vinicius entgegnete nichts.

„Wenn Du, dem niemand Sorge um mich befohlen hat, mich nicht dem Verderben überlassen willst, wie magst Du da

wünschen, daß ich meine Herde in den Tagen der Trübsal verlassen soll? Als der Sturm auf dem See tobte, und wir uns fürchteten, da hat er uns auch nicht verlassen. Soll ich, der Jünger, des Meisters Beispiel nicht befolgen?"

Linus erhob nun sein fleischloses Antlitz und fragte: „O Statthalter des Herrn, warum sollte ich Deinem Beispiel nicht folgen?"

Vinicius fuhr mit der Hand über den Kopf, als ob er mit einem Entschluß kämpfte. Lygia bei der Hand fassend, sprach er dann in einem Tone, der die Entschlossenheit eines römischen Kriegers verriet: „Hört mich, Petrus, Linus und Du, Lygia! Ich sprach, wie der menschliche Verstand mir's eingab, doch Ihr habt einen anderen Sinn, der nicht auf die Gefahr, sondern auf die Gebote unseres Erlösers achtet. Ich war im Irrtum; denn noch ist die Binde von meinen Augen nicht genommen, und die frühere Natur regt sich in mir. Allein ich liebe Christus, ich will sein Diener sein, und obschon etwas mir Teureres als mein Leben in Gefahr steht, kniee ich nieder und schwöre, das Gebot der Liebe zu erfüllen und meine Brüder in der Stunde der Heimsuchung nicht zu verlassen." Er fiel auf die Knie. Begeisterung hatte ihn ergriffen, Hände und Augen erhebend, rief er: „Verstehe ich Dich, o Christus? Bin ich Deiner würdig?" Seine Hände zitterten, Thränen glänzten ihm in den Augen.

Da ergriff Petrus ein irdenes Gefäß mit Wasser, trat zu Vinicius heran und sagte feierlich: „Siehe, ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Alle waren in religiöser Begeisterung. Es war, als füllte ein überirdisches Licht die Hütte, als erklinge himmlische Musik. Die Felsen über der Hütte schienen gewichen, Engelchöre schwiebten gleichsam vom Himmel herunter, und hoch oben sahen sie ein Kreuz, und durchbohrte Hände erhoben sich zum Segen.

Draußen aber tobten Mord und Brand.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

In den vornehm gehaltenen Gärten des Cäsar, den früheren des Domitius und der Agrippina, wurden Volkslager errichtet.

Solche fanden sich auch auf dem Campus Martius und in den Gärten des Pompejus, Sallust und Mäcenas, in Porticus, Spiel- und prächtigen Sommerhäusern und in Gebäuden, die als Behausung der Bestien errichtet worden waren. Pfaue, Flamingos, Schwäne, Strauße, Gazellen, afrikanische Antilopen und Wild, Zierden jener Gärten, fielen unter den Messern des Pöbels. Die Mundvorräte trafen jetzt in solcher Fülle von Ostia ein, daß man wie auf einer Brücke über Schiffe, Boote, Barken von einem Ufer des Tiber zum anderen gelangen konnte.

Der Weizen wurde zu dem unerhört niedrigen Preise von drei Sesterzien verkauft und an Arme gratis verteilt. Ungeheure Zufuhren von Wein, Oliven, Kastanien kamen nach; vom Gebirge wurden täglich Schafe und Kinder in die Stadt getrieben. Arme Leute, die sich vor dem Brände in den Gassen der Subura verborgen gehalten und in gewöhnlichen Zeiten vor Hunger beinahe umgekommen wären, führten jetzt ein angenehmes Leben. Die Gefahr des Hungertodes war vollständig beseitigt, schwieriger hielt es, Raub, Mord und Betrug niederzuhalten. Das allgemeine nomadisierende Leben sicherte den Dieben Straflosigkeit, und dies um so leichter, als sie sich für Bewunderer des Cäsar erklärten und ihn, wo immer er sich zeigte, mit Beifall überschütteten. Dazu hatte sich unter dem Druck der Verhältnisse die obrigkeitliche Ordnung gelöst, auch fehlte es an militärischer Kraft, um die Frechheit in einer Stadt zu wehren, unter deren Bewohnern die Hesé der ganzen damaligen Welt war. So kam es zu Thaten, die alle menschliche Einbildungskraft überstiegen. Allnächtlich gab es Kampf und Mord; jede Nacht wurden Knaben und Weiber weggeschleppt. An der Porta Mugionis, wo ein Halteplatz für das von der Campania hergetriebene Vieh war, kam es oft zu Handgemengen, in denen Hunderte ihr Leben verloren. Jeden Morgen waren an die Ufer des Tiber Leichen von Ertrankten angeschwemmt und niemand kümmerte sich darum; infolge der durch das Feuer gesteigerten Hitze verwelten sie rasch und erfüllten die Luft mit üblem Geruch. Krankheiten traten in den Lagern ein, und die furchtsamsten sahen eine furchtbare Seuche voraus. In der Stadt brannte es ohne Aufhören fort. Erst am sechsten Tage, als das Feuer den Esquilin erreichte, wo sehr viele Häuser abgerissen worden waren, schwächte es sich. Aber die Hügel glühender Asche verbreiteten noch so starkes Licht, daß das Volk

nicht an das Ende der Katastrophe glaubte. Und in der That, der Brand schien in der siebenten Nacht in den Gebäuden des Tigellinus an Kraft zu gewinnen, war jedoch wegen Mangel an Brennmaterial von kurzer Dauer. Da und dort fielen verbrannte Häuser zusammen, was ein Emporschlagen von Flammenfählen und Funkenregen bewirkte. Die glühenden Trümmer fingen an sich zu schwärzen. Der Himmel schimmerte nach Sonnenuntergang nicht mehr in blutrottem Lichte, und erst nach Eintreten der Dunkelheit zitterten blaue Flämmchen über der weiten schwarzen Öde, Flämmchen, die von den im Innern glühenden Aschenhaufen ausgingen.

Von den vierzehn Vierteln Roms standen nur mehr vier, einschließlich des Transtiber. Alle anderen waren vom Feuer verzehrt. Als auch die letzte Glut erloschen, zeigte sich eine weit ausgedehnte, graue, düstere, tote Fläche vom Tiber bis zum Esquilin. Daraus ragten Reihen von Käminen empor, wie Säulen auf den Gräbern eines Friedhofes. Dazwischen bewegten sich während des Tages düstere Menschengruppen, von denen die einen nach kostbaren Gegenständen, die anderen nach den Gebeinen ihrer Teuren suchten. Nachts heulten Hunde auf der Asche und den Trümmern der früheren Wohnungen ihrer Herren.

Alle dem gemeinen Volke vom Cäsar erwiesene Güte und Hilfe verhinderte dennoch die üble Nachrede und Entrüstung keineswegs. Nur das Heer der Räuber, Verbrecher und heimatlosen Mörder, die nach Belieben essen, trinken und rauben konnten, war befriedigt. Leute, die all ihr Eigentum und ihre nächsten Angehörigen verloren hatten, ließen sich durch Öffnung der Gärten, Verteilung von Brot und das Versprechen von Spielen und Geschenken nicht gewinnen. Das Unglück war zu groß, zu beispiellos. Die, in deren Seele noch ein Fünfchen Liebe zur Vaterstadt und zu ihrer Geburtsstätte sich fand, gerieten außer sich bei der Nachricht, daß der alte Name „Roma“ zu verschwinden habe, und der Cäsar auf den Trümmern der Hauptstadt eine neue „Neropolis“ errichten wollte. Eine Flut des Hasses machte sich Luft und nahm täglich zu, trotz der Schmeicheleien der Höflinge und der Lügen des Tigellinus. Nero, der für die Gunst des gemeinen Volkes empfindlicher war als jeder frühere Cäsar, dachte mit Schrecken, daß ihm in dem hartnäckigen, tödlichen Kampfe, den er mit den Patriziern

im Senate zu wagen gewillt war, die nötige Unterstützung fehlen könnte. Die Höflinge waren nicht weniger geängstigt, denn jeder Tag konnte sie vernichten. Tigellinus dachte daran, einige Legionen aus Kleinasien herbeizurufen. Batinius, der sonst lachte, selbst wenn man ihn ins Gesicht schlug, verlor den Humor, Vitellius den Appetit.

Manche berieten unter sich, wie die Gefahr abzuwenden wäre, denn es war kein Geheimnis, daß, falls der Cäsar in einem Aufruhr getötet würde, auch keiner der Höflinge davonkäme, Petronius vielleicht ausgenommen. Ihrem Einfluß schrieb man die wahnwitzigen Thaten Neros zu, ihren Einflüsterungen alle Verbrechen, die er beging. Tigellinus beriet sich mit Domitius Afer und selbst mit Seneca, obwohl er diesen hasste. Poppaea, die begriff, daß mit dem Untergange Neros auch ihre Stunde geschlagen hätte, schloß sich der Meinung ihrer Vertrauten und der jüdischen Priester an; denn es war seit Jahren bekannt, daß sie zum Glauben an Jehovah halte.

Eine lange, aber fruchtblose Beratung wurde im Hause des Tiberius abgehalten, das den Brand überlebt hatte. Petronius hielt es für das Beste, daß der Cäsar, die Sorgen hinter sich lassend, nach Griechenland und von da nach Ägypten und Kleinasien sich begebe. Die Reise war ja schon lange geplant, warum sollte man sie verzögern, wo jetzt Rom nur Trauer und Gefahren bot?

Nero nahm den Rat gierig auf, Seneca aber sagte nach einigem Nachdenken: „Es ist leicht zu gehen, schwieriger aber möchte es sein, zurückzufahren.“

„Beim Heraclles,“ antwortete Petronius, „wir können es an der Spitze asiatischer Legionen!“

„Das werde ich thun!“ rief Nero.

Tigellinus jedoch widersehnte sich. Er selber konnte keinen Ausweg finden, und wenn des Arbiters Idee in seinem Kopfe entstanden wäre, hätte er sie zweifellos als die rettende erklär. Der Kern der Frage lag für ihn darin, daß Petronius nicht ein zweites Mal der einzige Mann sein dürfe, der in einem schwierigen Falle alle und jeden rette.

„Höre mich, Gottheit,“ sagte er. „Dieser Rat ist Unheiles voll! Ehe Du Ostia erreichst, bricht ein Bürgerkrieg aus. Wer weiß, ob nicht ein noch lebender Sprößling aus der Seitenlinie des göttlichen Augustus sich zum Cäsar auf-

werfen will, und was könnten wir machen, wenn die Legionen sich auf seine Seite stellen?"

"Wir werden sorgen," sprach Nero, "daß keine Abkömmlinge des Augustus vorhanden sind. Es sind deren ohnedies nicht viele; somit ist es leicht, uns von ihnen zu befreien."

"Gewiß, aber kommen sie allein in Betracht? Erst gestern hörte einer meiner Leute, daß ein Mann wie Trajan Cäsar werden solle."

Nero hob den Blick nach oben, biß sich in die Lippen und rief erzürnt: "Die Undankbaren! Die Unerträglichen! Sie haben doch Korn genug, um Kuchen zu backen! Was verlangen sie noch?"

"Sie wollen Rache!" rief Tigellinus.

Es entstand eine Stille, als der Kaiser plötzlich sich erhob und den Vers citierte:

"Die Herzen rufen nach Rache, und die Rache verlangt ihre Opfer."

Er hielt inne und mit strahlendem Gesichte rief er: "Reicht mir Täfelchen und Griffel! Ich muß den Vers niederschreiben! Habt Ihr gemerkt, wie die Eingebung ganz plötzlich über mich kam?"

"Unvergleichlicher," riefen mehrere Stimmen. —

Nero schrieb den Vers nieder und wiederholte dann: "Ja, die Rache will ihre Opfer haben." Er ließ seinen Blick über die Anwesenden schweifen. "Wie wär's, wenn man das Gerücht aussprengte, Batinius habe den Brand angelegt? Wenn man diesen dem Volke zur Kühlung seiner Rache auslieferte?"

"O Göttlicher! Wer bin ich?" rief Batinius.

"Du hast recht! Dazu bedarf es eines Größeren, als Du es bist! — Vielleicht Bitellius?"

Bitellius wurde blaß, aber er lachte. "Mein Fett könnte schließlich das Feuer neu entfachen," sagte er.

Diese Antwort kaum beachtend, suchte Nero in Gedanken nach einem Opfer, das den Zorn des Volkes wirklich zu schwächen vermöchte. "Tigellinus," sagte er nach einer Pause. "Du hast Rom angezündet."

Die Anwesenden erschraken. Sie fühlten, daß der Kaiser aufgehört habe zu scherzen. Tigellinus wurde blaß. "Ich habe es auf Deinen Befehl angezündet, Herr," sagte er.

Beide sahen sich ins Auge wie zwei Dämonen.

"Tigellinus," fragte Nero, "lebst Du mich?"

„Du weißt es, Herr!“

„So opfere Dich für mich!“

„Göttlicher Imperator,“ versetzte Tigellinus, „Du reichst mir einen süßen Trank, den ich doch nicht an die Lippen setzen kann. Jetzt empört sich nur das Volk; sollen sich auch noch die Prätorianer empören?“

Den Anwesenden stand das Herz vor Entsetzen still. Tigellinus war der Präfekt der Prätorianer und seine Worte klangen wie Drohung. Selbst Nero verstand diese Worte.

Da trat der Freigelassene des Kaisers, Epaphrodit, ein, mit der Meldung, die göttliche Augusta wünsche den Präfekten zu sprechen. Tigellinus verneigte sich und ging aus dem Atrium.

„Ich habe eine Viper an meinem Busen genährt. — Petronius,“ fuhr der Kaiser fort, „gieb Du einen Rat.“

„Mein Rat ist, nach Achaja zu fahren.“

„Ach!“ rief Nero, „ich hatte Besseres von Dir erwartet. Beim Hades —“

„Verzeihe, Göttlicher, aber wenn man Rom behalten will, muß man wenigstens einige Römer am Leben lassen,“ erwiderte Petronius lächelnd.

In diesem Augenblicke traten Poppaea und Tigellinus ein. Letzterer trug sein Haupt stolz wie ein Imperator. Er verneigte sich vor dem Kaiser und sagte ernst: „Höre mich an, göttlicher Imperator, jetzt kann ich Dir mitteilen, was Du suchest. Das Volk schreit nach Rache und will Opfer haben, aber nicht nur eins, nein, Hunderte, Tausende. Du hast doch schon gewiß von Christus gehört, den Pontius Pilatus kreuzigen ließ. Diese Christen hat noch niemand in unseren Tempeln gesehen, sie verachten unsere Götter; niemals besuchen sie das Stadium, sie wollen von den Wettkämpfen nichts wissen, sie spenden Dir keinen Beifall, sie sprechen Dir die Gottheit ab. Kurz, sie sind Feinde des Menschengeschlechts. Das Volk will Rache, blutige Rache. Bisher hat Dich das Volk verdächtigt, aber nicht ich habe die Stadt verbrannt, nicht Du hast es befohlen, die Christen haben es gethan!“

Nero hörte erstaunt zu; sein Schauspielergesicht drückte abwechselnd Schmerz, Zorn, Mitleid und Entrüstung aus. Dann erhob er sich plötzlich von seinem Sessel, warf die Toga ab, die ihm zu seinen Füßen liegen blieb, hob beide Hände in die

Höhe, richtete den Blick nach oben, als ob er den Zorn der Götter herabslehte, und rief dann in tragischem Tone: „Zeus, Apollo, Here, Athene, Persephone und Ihr alle unsterblichen Götter, warum seid Ihr uns nicht zu Hilfe gekommen? Was hat die unglückliche Stadt den Grausamen gethan, daß sie dieselbe in so unmenschlicher Weise verbrannten?“

„Sie sind Feinde des Menschengeschlechts und Deine Feinde,“ sagte Poppäa.

„Sei gerecht und strafe die Brandstifter! Die Götter selbst fordern Rache!“ riefen mehrere Stimmen durcheinander.

Die Stirn des Petronius zog sich in Falten bei dem Gedanken an Lygia und Vinicius. Er wußte wohl, daß es ein gefährliches Spiel sei, den Kaiser oder die Augustianer zu kritisieren, doch wollte er jetzt alles aufs Spiel setzen.

„Das ist schön, daß Ihr Eure Opfer gefunden habt,“ rief er. „Ihr könnt die Leute in die Arena schicken oder mit der Schmerzenstunicla bekleiden; niemand wird Euch hindern, doch hört erst meine Meinung! Wenn Ihr die Christen dem Volke ausliefern wollt, damit es sich an deren Martern ergöze, so thut es — aber habt den Mut, Euch selber einzugestehen, daß nicht sie es waren, die Rom in Schutt und Asche legten. Ihr habt mir den Beinamen arbiter elegantiarum gegeben — und als solcher erkläre ich, daß mich derartige Komödien anwidern. Phy! O, wie mich das an die schlechten Schauspieler an der porta asinaria erinnert, die Götter und Könige wiedergeben, und wenn die Vorstellung beendet ist, Zwiebeln essen und sauer Wein saufen! Ihr aber könnet es Euch gestatten, wirkliche Götter und Könige zu spielen. Bei der göttlichen Klio! Würde es nicht heißen, Nero, der Beherrscher der Welt, Nero, der Gott, der Rom eingeäschert hat, weil er auf Erden so mächtig war wie Zeus im Olymp, Nero, der Künstler, hat die Poesie so über alles geliebt, daß er sogar die Heimat aufopferte! Seit dem Bestande der Welt hat keiner etwas Ähnliches gewagt. O Nero! Was wäre, mit Dir verglichen, Priamus? Was Achilles? Was Agamemnon? Ja, was wären die Götter? Ich beschwöre Dich, Göttlicher, habe Mut! Sei wahr, damit es nicht heiße, Nero ließ Rom anzünden, aber er war nicht großdenkend genug, die große That einzugesten, sondern schob sie aus Furcht auf die schuldlosen Christen!“

Die Worte des Petronius machten einen ungewöhnlichen

Eindruck auf Nero, so daß er sich selbst sagte: entweder sind die Christen gerettet, oder ich selbst bin verloren.

Poppäa und alle Anwesenden hingen an Neros Zügen, der die Lippen aufwarf, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sich in Verlegenheit befand.

Tigellinus, der dies bemerkte, rief lebhaft: „Gestatte, o Göttlicher, daß ich mich entferne! Meine Ohren können es nicht anhören, wenn man Dich verhöhnt, wenn man Dich lächerlich macht, wenn man Dich einen Brandstifter, einen Kleindenkenden und einen Komödianten nennt.“

„Ich habe das Spiel verloren,“ dachte Petronius. Zu Tigellinus aber sagte er, ihn mit der ganzen Verachtung messend, die er als überlegener Geist für den Elenden immer fühlte: „Dich habe ich einen Schauspieler genannt, Dich, Tigellinus, Du beweist es in diesem Augenblicke! Du heuchelst dem Kaiser grenzenlose Ergebenheit, und erst vorhin hast Du mit Deinen Prätorianern gedroht; glaubst Du, wir hätten Dich nicht verstanden?“

Tigellinus war so verwirrt, daß er nicht wußte, was er darauf antworten sollte. Doch Poppäa kam ihm zu Hilfe: „Herr, wie kannst Du gestatten, daß ein Sterblicher so von Dir denkt! Wie kannst Du gestatten, daß man so etwas in Deiner Gegenwart ausspreche!“

„Strafe den Frechen!“ rief Bitellius.

Nero richtete seine verglasten Augen auf Petronius und rief vorwurfsvoll: „So vergeltest Du mir meine Freundschaft?“

„Strafe den Frechen!“ rief Batinus.

„Ja, ja, strafe ihn!“ riefen mehrere Stimmen durcheinander.

Es entstand eine große Bewegung im Atrium, die Nächststehenden begannen von Petronius wegzurütteln. Es entfernten sich sogar Senecio und der junge Nerva. Bald stand er ganz allein da; doch als merke er nichts davon, ordnete er sich die Falten seiner Toga und wartete ruhig auf den Ausspruch des Kaisers.

Nach einer kleinen Pause sagte dieser: „Ihr verlangt seine Bestrafung, doch er ist mein Freund und Gefährte, und wie tief mein Herz auch verletzt ist — ich verzeihe ihm, weil er mein Freund ist.“

„Ich habe verspielt und mein Tod ist sicher!“ sagte sich Petronius.

Der Kaiser erhob sich von seinem Platze und die Sitzung war beendet.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Petronius begab sich nach Hause, Nero und Tigellinus begaben sich in Poppäas Atrium. Hier warteten mehrere Männer, mit denen Tigellinus schon gesprochen hatte. Es waren dies zwei in feierliche Kleider gehüllte Rabbiner, mit der Mitra auf dem Kopfe, mit ihrem Begleiter und Chilon. Beim Anblick des Kaisers hoben sie ihre Hände bis zur Schulterhöhe und neigten ihre Köpfe.

„Sei begrüßt, Du Herrscher der Herrscher, Du König der Könige,“ sagte der älteste, „sei begrüßt, Du Regierer der Welt, Du Beschützer eines ausgewählten Volkes, Du Cäsar, Du Löwe unter den Menschen, dessen Herrschaft einer leuchtenden Sonne, einer Ceder vom Libanon, einer Quelle, einer Palme, dem Balsam von Jericho gleicht! . . .“

„Nennt Ihr mich nicht auch einen Gott?“ fragte der Kaiser. Hier erblaßten die Priester; doch der älteste von ihnen hatte Mut genug zu antworten: „Deine Worte, o Herr, sind süß, sind süß wie die Trauben eines Weinstockes, sind süß wie eine reife Feige, denn Jehovah gab Dir ein gutes Herz. Doch Dein Ahne, der Cäsar Caius, war grausam und dennoch wurde er von unserm Abgesandten nicht als Gott geopfert, und sie würden den Tod der Bekleidigung des göttlichen Gesetzes vorgezogen haben.“

„Dafür ließ sie Caligula den Löwen vorwerfen!“

„Nein, Herr, Cäsar Caius fürchtete den Zorn Jehovahs.“ Und sie erhoben ihre Häupter, denn der Name des mächtigen Jehovah floßte ihnen Mut ein; vertrauend auf seine Hilfe, blickten sie nun dreister in die Augen Neros.

„Ihr klagt die Christen an wegen der Brandlegung Roms?“ fragte der Kaiser.

„Wir, o Herr, klagen sie nur deshalb an, weil sie Feinde der göttlichen Gesetze sind, Feinde des Menschengeschlechtes, Feinde Roms und Deine Feinde . . .“

Nero wandte sich an Chilon: „Wer bist Du?“

„Dein Bewunderer, Osiris, und ein armer Stoiker!“

„Ich hasse die Stoiker,” sagte Nero. „Ich hasse den Traeas, den Musonius, den Cornutus und wie sie alle heißen. Mir ist ihre Sprache ebenso widerwärtig wie ihre Kunstverachtung, ihre freiwillige Armut und ihre Armseligkeit.“

„Herr, Dein Lehrer Seneca hat tausend Stühle aus Citrum. Wenn Du befiehlst, will ich gern zweimal so viel haben. Ich bin Stoiker aus Not. Umwinde meinen Stoicismus mit Rosenkränzen, Du Strahlender, und er wird beim gefüllten Weinfruge die lautesten Lieder Anakreons singen, daß sie alle Epikureer betäuben.“

Nero, dem der Name „Strahlender“ wohlgefiel, lächelte und sagte: „Du gefällst mir!“

„Dieser Mann ist wert, mit Gold aufgewogen zu werden,” rief Tigellinus.

„Deine Freigebigkeit, o Herr, wird meinem Gewicht noch etwas zugeben, sonst nimmt der Wind die Belohnung fort.“

„Gewiß würdest Du dann das Gewicht des Bitellius übersteigen,” warf der Kaiser ein.

„Eheu, Du filberner Triumphbogen, mein Geist ist nicht von Blei.“

„Ich sehe, daß Dein Glaube Dir nicht verbietet, mich einen Gott zu nennen?“

„O, Unsterblicher! Mein Glaube bist Du! Die Christen haben gegen diesen Glauben gefrevelt, darum hasse ich sie.“

„Was weißt Du von den Christen?“

„Erlaubst Du mir Thränen zu vergießen, Göttlicher?“

„Nein,” sagte Nero, „das langweilt mich.“

„Und Du hast dreimal recht, denn Augen, die Dich gesehen haben, sollten ewig trocken bleiben. Herr, schütze mich vor meinen Feinden!“

„Sprich von den Christen,” unterbrach ungeduldig Poppäa.

„Wie Du befiehlst, Ijis!“ erwiderte Chilon. „Als ich zum ersten Male von den Christen und der neuen Lehre hörte, hoffte ich wieder einige Körnchen Wahrheit zu erhaschen, und machte zu meinem Unglück die Bekanntschaft dieser Menschen. Wenn Sophokles meine Erlebnisse kennen würde! Doch was sage ich — mich hört ja ein Größerer als Sophokles!“

„Du Armer!“ rief Poppäa.

„Nein, Herrin, wer in das Antlitz Aphroditens geschaut, ist nicht arm, und ich sehe es in diesem Augenblicke. Doch

vernehmt weiter! In Rom bewarb ich mich um Zutritt zu den Häuptern der Christen, und machte auch die Bekanntheit ihres Oberpriesters und eines zweiten, den sie Paulus nennen. Ich war auf dem Friedhofe, dort sah ich den Sohn des Zebedeus, ich sah den Linus und Kleta und viele andere. Sie versammelten sich vor dem Brände in einem unterirdischen Gewölbe am Vatikanischen Hügel, auf dem Friedhofe hinter der Porta Nomentana, dort halten sie ihre abscheulichen Ceremonien ab, die sie Gottesdienst nennen. Dort sah ich, wie Glaucus Kinder abschlachtete und der Apostel Petrus mit dem Blute die Häupter der Anwesenden besprengte. Dort sah ich auch Lygia, die Pflegetochter der Pomponia Graecina, die sich rühmte, die kleine, göttliche Augusta, Deine Tochter, Osiris, und die Deine, Iesis, berufen zu haben."

"Hörst Du es, mein Kaiser!" rief Poppäa.

"Sollte das möglich sein?" rief Nero.

"Als ich diese frevelhaften Worte vernahm," fuhr Chilon fort, "da übermannte mich der Zorn, und ich sprang auf die Lygierin zu, um sie mit meinem Messer zu durchbohren. Vinicius aber hinderte mich daran, der sie liebt. Sie flüchtete zwar, er suchte sie aber wieder auf. Ich war dabei, als Kroton von dem Sklaven Lygias, Ursus, erwürgt wurde!"

"Beim Herkules!" rief Nero. "Wer den Kroton erwürgte, ist wert, daß ihm eine Bildsäule auf dem Forum gesetzt werde. Aber entweder lügst Du, Alter, oder Du irrst Dich, denn ich weiß, daß Vinicius den Kroton erstach."

"So werden die Götter von den Menschen belogen. Ich war Augenzeuge, als Ursus dem Kroton die Rippen eindrückte. Auch den Vinicius hätte er getötet, hätte Lygia nicht für ihn gebeten. Der Tribun war lange frank, so sehr haben ihn die Christen zugerichtet; jetzt ist er selbst Christ geworden."

"Vinicius?"

"Jawohl."

"Und vielleicht auch Petronius?" fragte Tigellinus.

"Ich bewundere Deinen Scharsblick, Herr! Es wäre nicht unmöglich," rief Chilon, der sich die Hände rieb und wie ein Aal bog; dann fuhr er weiter fort: "Das vergesse ich nicht, was die Christen gethan, ich habe es beim Hades geschworen. O Göttlicher, räche die Grausamkeiten. Ich ließere sie alle aus, alle!"

Poppäa vergaß ihre Feinde nicht. Ihre Begierde nach Vinicius war zwar nichts als eine augenblickliche, unter dem Einfluß der Eifersucht und gefränkten Stolzes entstandene Laune gewesen. Dennoch hatte die Weigerung des schönen Mannes sie schwer verwundet. Sie fühlte sich beleidigt. Schon das allein, daß er es wagte, eine andere ihr vorzuziehen, schien ihr ein Verbrechen, das um Rache schrie. Lygia hatte sie vom ersten Blick an gehaßt, weil die Schönheit der nordischen Blume ihr gefährlich schien. Petronius, der von zu schmalen Hüften gesprochen hatte, mochte dem Cäsar weismachen, was er wollte, nicht aber der Augusta, die beim ersten Blick gesehen hatte, daß in ganz Rom Lygia die einzige sei, die ihr an Schönheit gleich komme, wenn nicht sie übertreffe. Und Lygias Untergang war bei Poppäa beschlossen.

„Ja, räche unser Kind! Herr!“ rief Poppäa.

„Beeilt Euch,“ rief Chilon, „Eile thut not.“

„Wäre es nicht angebracht, Götlicher, sich auch gleich Dunkel und Neffen vom Halse zu schaffen?“ fragte Tigellinus.

Nero dachte einen Augenblick nach. Dann aber sagte er: „Nein, jetzt nicht! . . . Das Volk würde doch nicht glauben, daß Petronius, Vinicius oder Pomponia Graecina Rom in Brand städten, sie hatten zu schöne Besitzungen. Zuerst brauchen wir andere Opfer; jene kommen später an die Reihe.“

„Chilon, Du sollst vorderhand bei mir wohnen,“ sagte der Präfekt.

„Ich liefere sie alle aus, aber beeilt Euch, bevor sie entwischen!“

Neunundvierzigstes Kapitel.

Nachdem Petronius den Kaiser verlassen hatte, ließ er sich nach seiner in den Carinae gelegenen Besitzung tragen, die vom Feuer verschont geblieben war. Ein großer Garten umgab das Wohnhaus von drei Seiten, und an der Vorderseite lag ein kleines Forum. Aus diesem Grunde blieb das Wohnhaus vom Feuer verschont. Deshalb priesen andere Höflinge, die ihre Häuser und damit große Reichtümer und viele Kunstwerke verloren hatten, sein Glück.

Aber der Erstgeborene Fortunas konnte jetzt über die Unbeständigkeit seiner Mutter nachdenken oder über ihre Übellichkeit.

keit mit Kronos, der seine eigenen Kinder verzehrt. „Wäre mein Haus abgebrannt,” sagte er zu sich selber, „und wären damit meine Edelsteine, etruskischen Vasen, mein alexandrinisches Glas und meine korinthische Bronze zu Grunde gegangen, dann könnte Nero die Beleidigung vergessen haben. Bei Pollux! Und doch hing es in dieser Stunde von mir allein ab, Präfekt der Prätorianer zu werden. Ich brauchte ja nur Tigellinus der Brandstiftung zu beschuldigen — und dieses Verbrechen hat er in der That begangen — ihn in die ‚peinliche Tunika‘ zu stecken und dem gemeinen Volke zu überliefern, die Christen zu beschützen, Rom wieder zu bauen. Wer weiß, ob damit nicht eine bessere Zeit für ehrliche Leute begonnen hätte! Ich hätte das Amt nehmen sollen aus Liebe zu Vinicius. Wäre es mir zu anstrengend geworden, so hätte ich ihm die Leitung anvertrauen können, und Nero würde nicht einmal versucht haben, zu widerstehen. Dann hätte Vinicius alle Prätorianer taufen lassen können und den Cäsar dazu, was schadete mir das? Nero, fromm, tugendhaft und barmherzig — das wäre ein unterhaltendes Schauspiel gewesen.“

Der scharfsinnige Petronius sah nun, daß der Anfang vom Ende für ihn gekommen sei, doch wußte er auch, daß das Ende nicht schnell heranrücken würde, denn Nero hatte sich durch die schönen Worte über Freundschaft und Vergebung dem Petronius verpflichtet. Außerdem hatte er ja mit den Christen Zerstreuung genug.

Die „insula“ des Vinicius war eine Beute der Flammen geworden, und der junge Mann wohnte bei Petronius.

„Hast Du Lygia heut gesehen?“ fragte er den Neffen beim Eintreten.

„Ja; ich komme soeben von ihr.“

„Höre, was ich Dir jetzt sage, und verliere keine Zeit mit unnützen Fragen. Beim Kaiser wurde heut beschlossen, den Brand Roms auf die Christen zu schieben, Verfolgung und Mätern stehen ihnen bevor. Nimm Lygia und fliehe mit ihr über die Alpen oder nach Afrika. Eile, denn vom Palatinus hat man es nach Transtiberim näher als von hier.“

Vinicius war Krieger genug, um noch viele Worte zu verlieren, er wußte, um was es sich handelte, und machte sich sogleich auf den Weg. „Ich gehe,“ sagte er.

„Für den Notfall nimm noch einen Beutel mit Gold,

eine Waffe und etliche Deiner Christen mit, und sende mir durch einen Sklaven Nachricht.“

Schön wie eine Göttin trat jetzt Eunice ein und riß Petronius aus dem ernsten Sinn, in das er nach dem Fortgange des Neffen versunken war. In diesem Augenblick vergaß er den Kaiser, die Ungnade, die Augustianer, die den Christen drohende Verfolgung, den Vinicius, Lygia, und blickte nur mit den Augen eines verliebten Ästhetikers auf die wohlgestalteten Formen, dessen Liebe überhaupt nur in solchen Formen entsprang. Sie war mit einem durchsichtigen, violettfarbigen, coa vestis genannten Gewande bekleidet. Sie wußte, daß sie bewundert wurde, sie ließ sich gern alle Liebkosungen gefallen und ihr Gesicht strahlte vor Freuden.

„Was bringst Du, Charis?“ fragte Petronius, beide Hände nach ihr ausstreckend.

„O Herr,“ sagte sie, ihr goldenes Haupt auf seine Schulter legend, „Anthemios ist mit seinen Sängern angelommen und läßt fragen, ob Du ihn heut anhören willst?“

„Mag er warten, beim Mittagsmahl mag er uns einen Hymnus an Apollo vortragen. Inmitten einer großen Brandstätte und großer Aschenhaufen werden wir dem Hymnus lauschen. Bei den Hainen von Paphos! In dieser coa vestis erscheinst Du mir wie eine Aphrodite, mit einem Streifen Himmels bekleidet.“ Nach einer Weile sagte Petronius: „Und wenn wir uns trennen müßten? . . .“

Eunice sah ihn mit erschrockenen Augen an. „Wäre es möglich,“ sagte sie, „dann nimm mich mit!“

„Nein, nicht jetzt; fürchte Dich nicht! Aber es wäre möglich, daß ich eine weite Reise antreten müßte. Sage, Eunice, blüht auf dem Rasen im Garten der Asphodelus?“

„O Herr! Die Cypressen und das Gras sind versengt; die Myrten stehen entlaubt, der Garten ist wie tot.“

„Ganz Rom wird bald wie ein Friedhof aussiehen. Du weißt wohl noch nicht, daß ein Edikt gegen die Christen herausgegeben wird, und daß Tausende von ihnen ihr Leben lassen werden?“

„Wofür will man sie denn strafen, sie sind doch gut und still?“

„Wohl deshalb!“

„Fahren wir aufs Meer; Deine göttlichen Augen sehen Blut nur ungern.“

„Gut, jedoch muß ich erst baden. Komme dann ins Olaotekium, dort kannst Du meine Arme salben! Beim Gürtel der Kypris, noch nie fand ich Dich so schön wie heut!“

Eine Stunde darauf saßen sie an der Tafel mit verschleierten Augen und mit Kränzen von Rosen auf den Häuptern. Knaben in Gestalt von Amoretten bedienten bei der Tafel, die voll goldener Gefäße stand. Aus epheumrankten Gefäßen tranken sie Wein und lauschten dem Apollohymnus und den Harfenklängen des Anthemios. Sie fühlten sich glücklich in ihrer Art von Liebe und kümmerten sich weder um die noch rauchenden Trümmerhaufen noch um das zerstörte Rom.

Doch kaum war der Hymnus beendet, trat der Atrienfis ein und meldete den Centurio mit einer Abteilung Prätorianer.

Da Nero für gewöhnliche Fälle sich der Prätorianer nicht zu bedienen pflegte, wenn er einem Freunde eine Botschaft sandte, so bedeutete diese Botschaft nichts Gutes. Doch Petronius zeigte keinerlei Erregung und sagte wie gelangweilt: „Man hätte mich wenigstens in Ruhe essen lassen sollen. Lasse eintreten,“ wandte er sich an den Vorsteher des Atriums.

Einen Augenblick später hallten schwere Schritte, worauf der Centurio Aper mit dem Helm auf dem Kopf eintrat.

„Edler Herr,“ sagte er, „hier ist ein Schreiben des Kaisers.“

Nachlässig streckte Petronius seine weiße Hand nach dem Täfelchen und reichte es, nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte, Eunice hin. „Er wird heute abend seine Troica vorlesen und ladet mich ein.“

„Ich habe nur den Befehl, diesen Brief abzugeben,“ sagte der Centurio.

„Dann bedarf es keiner Antwort. Willst Du nicht etwas Platz nehmen und einen Becher Wein trinken?“

„Ich danke Dir, edler Herr, den Becher Wein werde ich trinken, aber Platz nehmen kann ich nicht, denn ich bin im Dienst.“

„Warum hat man Dich denn anstatt eines Sklaven gesandt?“

„Ich weiß es nicht, Herr. Möglich, daß man mich aus bestimmten Gründen sandte.“

„Ich verstehe,“ sagte Petronius, „wohl der Christen wegen. Ist es schon lange her, seit man die Verfolgung aufgenommen hat?“

„Mehrere Abteilungen wurden schon am frühen Morgen

nach Transtiberim und nach dem alten Friedhof zwischen der Via Salaria und der Via Nomentana entsandt."

Hierauf verschüttete der Centurio zu Ehren des Mars etwas Wein und trank den Becher leer mit den Worten: „Die Götter mögen Dich damit überschütten, was Du Dir selbst wünschest!"

„Rimm auch den Becher mit," sagte Petronius, Anthemios ein Zeichen gebend, weiter zu spielen.

„Der Feuerbart fängt an, sein Spiel mit mir zu treiben," sagte Petronius zu sich. „Er wollte mich erschrecken! Obwohl ich weiß, daß ich Deiner Rache nicht entgehen werde, darfst Du nicht glauben, daß ich Deine Gnade anslehen werde."

Nach diesem Selbstgespräche machte er den gewohnten Spaziergang und ließ sich Abends stolz und schön, wie ein Gott, auf den Palatin tragen. Die Augustianer, verwundert darüber, daß er eine Einladung erhalten hatte, wichen ihm aus, als sie ihn in ihre Reihen treten sahen; aber er schritt so gleichgültig und selbstbewußt an ihnen vorüber, als wäre nichts vorgefallen.

Der Kaiser that, als bemerkte er ihn nicht und erwiderte seinen Gruß nicht, anscheinend von einem wichtigen Gespräch ganz in Anspruch genommen. Doch später, während des Vortrages, forschte Nero eifrig in den Zügen des Petronius, der bald die Brauen zusammenzog, bald zustimmend mit dem Kopfe nickte, immer aber mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Als der Kaiser geendet hatte, lobte Petronius einzelne Stellen, tadelte andere in der gewohnten Weise, und Nero ließ sich, wie sonst, in ein längeres Gespräch mit ihm ein.

„Im letzten Gesange wirst Du sehen, warum ich gerade dieses Wort wählte," sagte er, als Petronius die Richtigkeit eines bestimmten Ausdruckes angezweifelt hatte.

„Ach so," dachte Petronius, „ich soll also den letzten Gesang noch erleben."

Beim Abschiede fragte Nero mit halbgeschlossenen Augen, die vor boshafter Freude funkelten: „Weshalb ist denn Vinicius nicht erschienen?"

Hätte Petronius gewußt, daß Vinicius mit Engia auf der Flucht sei, hätte er geantwortet: „Er hat sich mit Deiner Erlaubnis verheiratet und ist verreist." Doch als er das ironische Lächeln Neros sah, wurde er über den ersten Gedanken stutzig und sagte: „Deine Einladung traf ihn nicht zu Hause an, Herr."

„Sage ihm, daß ich ihn gern sehe,“ entgegnete Nero, „und trage ihm von mir auf, er solle bei den Spielen nicht fehlen, in denen die Christen auftreten werden.“

Diese Äußerung beunruhigte ihn, Lygias wegen, und es drängte ihn nach Hause zu kommen. Es war dies aber nicht so leicht. Vor dem Hause des Tiberius stand ein dichter, tumultuarischer Volkshaufen, betrunken, wie auf seinem Wege zum Vortrage, wo ihm auf die Rufe der Träger: „Platz für den edlen Petronius,“ die Menge begeistert und mit Beifallklatschen auswich, aber nicht mehr tanzend wie vorhin, sondern wütend und schreiend: „Die Christen für die Löwen!“

„Wie das Vieh!“ dachte Petronius bei sich, „das Volk ist seines Kaisers wert.“

„Ist der edle Vinicius zurückgekehrt?“ fragte er den Thürhüter, und als dies der Sklave bejahte, fühlte er sich lebhaft enttäuscht. „Er hatte sie also nicht mehr retten können!“ dachte er und eilte, die Toga abwerfend, nach dem Atrium, wo Vinicius auf einem Dreifuß saß.

„Du bist zu spät gekommen?“ fragte Petronius.

„So ist es, sie wurde schon Vormittag eingeferkert!“ Ein kurzes Schweigen folgte.

„Hast Du sie gesehen?“

„Ja!“

„Wo ist sie?“

„Im Mamertinischen Kerker!“

Petronius schauderte und er sah Vinicius fragend an.

Dieser verstand ihn. „Nein!“ sagte er. „Nein, sie ist nicht im Tullianum.*“ Ich habe den Aufseher bestochen und er überließ ihr seine Stube. Ursus liegt auf der Schwelle und bewacht sie.“

„Warum hat sie Ursus nicht verteidigt und sie wegführen lassen?“

„Es waren fünfhundert Prätorianer ausgerückt. Der Übermacht mußte er weichen! Auch wehrte ihm Linus ab!“

„Und Linus?“

„Der liegt im Sterben, deshalb ließ man ihn zurück.“

„Und was beabsichtigst Du jetzt?“

*) Der tiefste, schrecklichste Teil des Gefängnisses, der unter der Erde lag und nur eine Öffnung in der Decke hatte. Jugurtha starb dort den Hungertod.

„Sie retten oder mit ihr sterben! Auch ich glaube an Christus!“ sagte Vinicius scheinbar ruhig, doch traurig und niedergeschlagen, daß auch Petronius von Mitleid erfaßt wurde.

„Ich verstehe Dich!“ sagte er, „doch wie willst Du sie retten?“

„Ich habe die Wächter bestochen, um sie vor Belästigungen zu schützen, und ihr, wenn möglich, zur Flucht zu verhelfen!“

„Und wann soll dies geschehen?“

„Ich bekam zur Antwort, dies sei nicht möglich, da sie die Verantwortung fürchten. Würden jedoch die Gefängnisse mit den übrigen Christen angefüllt, dann wäre es eher zu bewerkstelligen, da in diesem Falle die Übersicht verloren gehe. Gehe Du zum Kaiser und bitte ihn.“

Anstatt darauf zu antworten, ließ Petronius zwei dunkle Mäntel und zwei Schwerter bringen. „Nimm jetzt einen Mantel, ein Schwert und unterwegs erfährst Du das Weitere,“ sagte er, „stecke aber für die Wächter hunderttausend Sesterzien ein, gieb schließlich auch mehr, wenn sie nur Lygia freilassen, sonst ist alles zu spät.“

Kurz darauf waren beide auf der Straße.

„Höre jetzt,“ sagte Petronius. „Ich selbst bin in Ungnade gefallen, weil ich die Christen verteidigte, mein Leben hängt nur an einem Faden, andernfalls hätte ich Dir auch nicht geraten, mit Lygia zu fliehen. Das ist Poppäas Rache; weißt Du noch, daß Du ihre Liebe verschmäht hast?“

Die Straßen waren wie ausgefegt um diese späte Stunde, und doch stießen sie noch auf einen trunkenen Gladiator, der an Petronius anrannte und rief: „Die Christen für die Löwen!“

„Armseliger Mensch,“ rief Petronius, „lasse Dir raten und gehe Deines Weges.“

Der Gladiator jedoch faßte Petronius am Arm und rief: „Schreie mit mir, sonst verdrehe ich Dir den Hals: Die Christen für die Löwen!“

Doch Petronius, dessen Nerven schon aufs äußerste gereizt waren, verlor die Geduld und stieß ihm mit den Worten: „Freund, Du stinkst mir zu sehr nach Wein,“ sein kurzes Schwert in die Brust. Darauf nahm er Vinicius am Arm und sagte ganz gleichgültig: „Der Kaiser trug mir auf, Dich zu benachrichtigen, Du sollst an den Spielen teilnehmen, in denen die Christen auftreten werden. Weißt Du nun, was

dies bedeutet? Er will sich an Deinem Anblick weiden, und wohl nur aus diesem Grunde hat man uns bisher verschont." Doch plötzlich, als sie zu dem Mamertinischen Kerker einbogen, sagte Petronius: „Die Prätorianer! Zu spät!"

Wirklich war das Gefängnis von einer doppelten Reihe Soldaten umschlossen. Die Morgendämmerung verfärbte ihre Helme und die Spitzen ihrer Wurfspieße.

Vinicio wurde weiß wie Marmor. „Gehen wir hin!" sagte er.

Bald hielten sie vor den Soldaten. Petronius, der ein ungewöhnliches Gedächtnis besaß, kannte nicht nur die Offiziere, sondern auch fast alle Prätorianersoldaten. Bald entdeckte er einen Bekannten, den Führer einer Kohorte, und winkte ihn zu sich heran.

„Aber was ist denn dies, Niger?" fragte er. „Habt Ihr Befehl, das Gefängnis zu bewachen?"

„Ja, edler Petronius, der Präfekt fürchtet, man könnte sonst versuchen, die Brandstifter zu befreien."

„Seid Ihr beordert, niemand einzulassen?" forschte Vinicio.

„Nein. Die Bekannten dürfen die Gefangenen besuchen, und auf diese Weise bekommen wir noch mehr Christen."

„Dann las mich hinein," sagte Vinicio, und die Hand des Petronius drückend, bat er: „Geh zu Acte, ich werde kommen, um ihre Antwort zu vernehmen."

„Komm!" versegte Petronius.

In diesem Augenblicke ertönte Gesang aus den unterirdischen Räumen, sowie von jenseits der Gefängnismauern. Eine Hymne, erst leise und unverständlich, erklang immer stärker, Männer-, Frauen- und Kinderstimmen bildeten einen harmonischen Chor; das ganze Gefängnis begann in der Stille des Morgens zu erflingen gleich einer Harfe. Es waren jedoch nicht Töne der Sorge oder Verzweiflung; sie hörten sich im Gegenteil an wie Freude oder Triumph. Erstaunt sahen die Soldaten drein. Der erste rosige und goldene Glanz zeigte sich eben am Himmel.

Fünfzigstes Kapitel.

Der Ruf: „Die Christen für die Löwen!" hallte in ganz Rom wieder. Anfangs zweifelte niemand, daß sie wirklich die Brand-

stifter waren, und die Aussicht auf großartige Schauspiele machte den Gedanken auf Rache besonders angenehm. Außerdem war auch die Meinung verbreitet, daß die Götter den Einwohnern Roms zürnen, daher hatte der Brand diese Ausdehnung angenommen und nun sollten piacula*) dargebracht werden. Nach Beratung mit der Sibylle ordnete der Senat feierliche Begehungungen, öffentliche Bitten zu Vulkan, Ceres und Proserpina an. Die Matronen opferten der Juno und ganze Prozessionen gingen zum Meere nach Wasser und besprengten die Statuen dieser Göttin. Die verheirateten Frauen brachten Opfer dar und hielten Nachtwachen. Ganz Rom reinigte sich von den Sünden, opferte und söhnte sich aus mit den Unsterblichen. — Jetzt legte man auch schon neue Strafen an, legte Fundamente für neue Wohnhäuser, Paläste und Tempel; mit großer Eile wurde jedoch ein großes hölzernes Amphitheater aufgeführt, in dem die Christen gemartert werden sollten. Aus allen Länderteilen und größeren italischen Städten wurden wilde Tiere nach Rom gebracht. In Afrika wurden große Treibjagden veranstaltet, an denen sich die Stadtbewohner beteiligen mußten. Aus Asien brachte man Elefanten, Tiger, vom Nil Krokodile und Nilpferde, vom Atlas Löwen, aus den Pyrenäen Wölfe und Bären, aus Hibernien grimmige Hunde, Molosse aus Epirus und riesige Auerochsen aus Germanien. Die Vorstellungen sollten alles bisher Dagewesene in Schatten stellen, und Cäsar selbst wollte die Erinnerung an den Brand in dem Blute der Christen ertränken.

Das aufgebrachte Volk war den Nachtwachen, den Prätorianern bei der Suche nach Christen behilflich und es war nicht schwer, sie zu finden, da sie sich selbst zu erkennen gaben und keinen Widerstand leisteten. Die Widerstandslosigkeit vermehrte nur die Wut des Volkes, das dies für Troß hielt. Die Menge wurde rasend; es kam vor, daß Christen den Prätorianern genommen und in Stücke gerissen wurden. Die Frauen schlepppte man an den Haaren in die Gefängnisse, die kleinen Kinder schlug man an die Mauer oder gegen Steine. Tausende Menschen durchzogen am Tage und abends heulend die Straßen und suchten die Opfer zusammen. Vor den Gefängnissen wurden Böller angezündet, Wein in großen Mengen

*) Sühnopfer.

verabreicht, bacchantische Spiele und Tänze aufgeführt, und diesem schamlosen Treiben mußten die Gefangenen zuschauen.

Tausende Christen saßen in den Gefängnissen und anstatt zu weinen oder den göttlichen Imperator um Gnade anzuflehen, warteten sie geduldig auf ihren Tod und stimmten Lobgesänge zu ihrem einzig wahren Gott an. Auf dem Palatinus wußte man genau, daß auch Flavius, Domitilla, Pomponia Graecina, Cornelius Budens und Vinicius Christen waren, doch wagte man es der Menge nicht zu sagen, daß auch diese zu den Brandlegern gehörten.

Während der nächsten Tage versuchte Vinicius alles Mögliche zur Rettung Lygias. Er suchte alle einflußreichen Augustianer auf, und er, der Stolze, bettelte um Hilfe. Dem Tigellinus ließ er seine sizilianische Besitzung anbieten, doch dieser lehnte alles ab, weil er es mit der Augusta nicht verderben wollte. Terpnos und Diodor strichen wohl große Summen ein, doch thaten sie nichts für Vinicius. Mit Hilfe der Chrysotemis, die jetzt Battinius Geliebte war, suchte man auch die Hilfe dieses Mannes zu gewinnen, wobei es weder an Versprechungen noch an Geld fehlte. Battinius hinterbrachte es dem Kaiser, daß man ihn bestechen sollte — nur Aliturus allein fühlte etwas Mitleid und wagte es, Nero an die eingeferkerte Jungfrau zu erinnern und für sie zu bitten, doch ohne Erfolg. Da wollte Vinicius zum Kaiser und ihn um Gnade anflehen.

Doch Petronius hielt ihn zurück. „Und was thust Du, wenn er ‚Nein‘ sagt, oder mit einem Scherze antwortet oder mit einer schändlichen Drohung? Bedenke, was Sejans Tochter vor ihrem Tode über sich ergehen lassen mußte!“ Auch Petronius hatte nichts unversucht gelassen; das einzige, was zu erreichen war, bestand in Erleichterungen. Durch Acte, die Lygia im Gefängnis auffsuchte, bekam sie bessere Kleidung und Nahrung und wurde vor den Roheiten des ohnedies bestochenen Aufsehers geschützt.

Einundfünzigstes Kapitel.

Und alles hatte fehlgeschlagen. Vinicius stieg sogar so weit hinab, daß er den Beistand der Freigelassenen und Sklaven Neros und Poppäas suchte; er bezahlte ihre leeren Versprechungen

überreichlich und gewann ihren Willen durch die freigebigsten Geschenke. Poppäas ersten Gatten, Rufius Crispus, suchte er auf und erhielt einen Brief von ihm. Ihrem Sohne erster Ehe, Rufius, schenkte er eine Villa in Antium, damit aber ärgerte er nur den Cäsar, der seinen Stieffsohn haßte. Durch einen eigenen Eilboten sandte er einen Brief an Poppäas zweiten Gemahl, Otho, in Spanien. Er opferte Besitz und sich selber, bis er zuletzt einsah, daß er nur ein Spielzeug dieser Leute sei, es ihm leichter geworden wäre, Lygia zu befreien, wenn er sich ihrer Einkerkierung gegenüber gleichgültig gezeigt hätte.

Betronius war derselben Überzeugung. Indes folgte ein Tag nach dem anderen. Das Amphitheater war vollendet. Die „tesserae“ *) zu den ludi matutini **) wurden verteilt. Wegen der unerhörten Zahl der Opfer sollten diesmal diese Morgen Spiele tage-, wochen-, monatelang währen. Man konnte die Christen nicht mehr unterbringen, die Gefängnisse, hieß es, seien vollgefropft und das Fieber wüte darin. Die puticuli, gewöhnliche Löcher für Sklaven, seien überfüllt. So entstand die Furcht, es möchten sich Krankheiten über die Stadt verbreiten, darum Eile!

All diese Gerüchte erreichten auch Vinicius' Ohr und erstickten den letzten Hoffnungssstrahl in seinem Innern. Wäre noch Zeit geblieben, so hätte er sich mit dem Gedanken, daß er noch etwas zu thun vermöge, täuschen können, aber die Zeit war dahin. Die Schauspiele mußten nun beginnen. Lygia konnte sich jeden Tag in einem Cuniculum des Circus befinden, dessen einziger Ausgang in die Arena führte. Vinicius, der nicht wußte, zu was das Schicksal und die Grausamkeit überlegener Macht sie führen werde, besuchte jeden Circus, bestach Wachen und Tierwärter und legte ihnen Pläne vor, die unausführbar waren. Zuletzt erkannte er selber, daß seine Arbeit nur mehr eines erreichen könne, ihr den Tod weniger schrecklich zu machen.

Und gerade dann war es ihm, als habe er statt des Gehirns glühende Kohlen im Kopfe. Er dachte auch gar nicht daran, sie zu überleben, sondern beschloß, mit ihr zu sterben. Doch fürchtete er, der Schmerz würde sein Leben enden, ehe noch die schreckliche Stunde käme. Auch seine Freunde sowie

*) Einlaßkarten. **) Morgen Spiele.

Petronius meinten, daß sich ihm jeden Tag das Reich der Schatten öffnen könne. Sein Gesicht war düster und gleich den in der Lazaria aufbewahrten Wachsmasken. Aus seinen Augen war jeder Ausdruck gewichen, es schien, als habe er kein Verständnis für das, was sich ereignet hatte und noch ereignen könnte. Sprach jemand mit ihm, so hob er die Hände mechanisch empor, und sie an die Schläfe drückend, sah er mit fragendem, erstauntem Blicke auf den Sprecher. Ganze Nächte verbrachte er mit Ursus vor Lygias Gefängnisthür. Befahl sie ihm hinwegzugehen und zu ruhen, so kehrte er zu Petronius zurück und ging bis zum nächsten Morgen im Atrium auf und ab. Häufig fanden ihn die Sklaven mit ausgebreiteten Armen auf den Knien oder mit dem Antlitz auf der Erde liegend. Er betete zu Christus; denn Christus war seine einzige Hoffnung. Alles war ihm fehlgeschlagen. Nur ein Wunder konnte Lygia retten, darum schlug er die Stirne gegen die Steinsiesen und betete um das Wunder. Er wußte aber genug, um zu verstehen, daß des Petrus Gebet kräftiger sei als das seine. Petrus hatte ihm Lygia versprochen, Petrus hatte ihn getauft, Petrus hatte Wunder gewirkt, Petrus sollte Hilfe und Befreiung bringen. Und in einer Nacht ging er, den Apostel aufzusuchen. Die Christen, von denen nur mehr wenige freigekommen waren, hielten diesen sorgfältig, sogar vor Brüdern, verbündet, damit nicht einer der schwächeren im Geiste ihn bewußt oder unbewußt verrate. Vinicius hatte in der allgemeinen Verwirrung und dem Unglück, bei seinen Anstrengungen, Lygia zu befreien, Petrus aus dem Gesichte verloren. Raum einmal zwischen der Zeit seiner Taufe und dem Beginn der Verfolgung hatte er ihn gesehen. Er begab sich zu jenem Steinbrecher, in dessen Hütte er getauft worden war, und erfuhr dort, daß eine Zusammenkunft vor der Porta Salaria in einem Weingarten des Cornelius Budens stattfinden werde. Der Mann bot ihm seine Führung an und sagte zugleich, daß er dort Petrus treffen könne. In der Dämmerung verließen sie das Haus, hatten bald die Mauern hinter sich und kamen durch schilfbewachsene, tiefer liegende Stellen zu dem in einer unbewohnten, einsamen Gegend gelegenen Weingarten. In einem Schuppen waren die Christen versammelt. Vinicius, näher kommend, hörte leise Gebete. Beim Eintritt sah er in düsterem Lampenlicht gegen hundert Personen im Gebet versunken auf den Knien liegend.

Sie beteten eine Art Litanei; ein Chor männlicher und weiblicher Stimmen wiederholte in kurzen Zwischenpausen: „Christus, erbarme Dich unser!“ Tiefe, rührende Trauer klang ihm aus diesem Flehen entgegen.

Petrus war da. Er kniete an ihrer Spitze vor einem hölzernen Kreuz, das an die Wand des Schuppens genagelt war, und betete. Vinicius erkannte aus der Ferne sofort sein weißes Haar und seine erhobenen Hände. Der erste Gedanke des jungen Mannes war, die Versammlung zu durchschreiten, sich dem Apostel zu Füßen zu werfen und zu rufen: „Rette sie!“ Beugte ihm aber der feierliche Eindruck des Gebetes oder Schwäche die Knie, gewiß ist, er ließ sich nieder und wiederholte seufzend und händeringend mit den andern: „Christus, erbarme Dich unser!“ Wäre sein Geist freier gewesen, so hätte er bald herausgefunden, daß nicht sein Gebet einzig von Schmerzenslauten unterbrochen war, daß nicht er allein seinen Jammer, seine Unruhe, seine Kümmernisse hierher gebracht hatte. In dieser Versammlung fand sich keine Seele, die nicht den Verlust teurer Personen zu beklagen gehabt hätte. Und als die eifrigsten und mutigsten Bekänner schon im Gefängnis waren, als jeden Augenblick neue Gerüchte von Beschimpfungen und Märttern der Eingekerkerten laut wurden, als die Größe des Elends jede Vorstellung übertraf, als nur die Handvoll Christen zurückblieb, da war kein Herz mehr zu finden, das nicht für seinen Glauben fürchtete, das nicht zweifelnd fragte: Wo ist Christus? Warum läßt er das Böse mächtiger werden, als Gott ist? Dennoch flehten sie verzweifelnd ihn um Erbarmen an, da in jedem Herzen noch ein Fünfchen Hoffnung glimmt, daß Christus kommen, Nero in den Abgrund schleudern und die Welt regieren werde. Noch blickten sie hoffend zum Himmel, noch beteten sie zitternd. Je öfter Vinicius die Worte wiederholen hörte: „Christus, erbarme Dich unser!“ desto mehr fühlte er jene Bonne, die ihn einst in des Steinbrechers Hütte erfaßt hatte. Jetzt rufen die Versammelten aus dem Abgrund ihrer Sorge zu Christus, jetzt ruft Petrus zu ihm; so mögen denn die Himmel zerreißen, möge die Erde bis in ihren Grund erzittern und er erscheinen in unendlicher Herrlichkeit, Sterne an den Füßen, barmherzig, aber furchtbar. Er wird seine Getreuen aufrichten und den Abgründen befehlen, die Verfolger zu verschlingen.

Vinicio bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und beugte sich zur Erde. Schweigen herrschte ringsum, Furcht schien den Atem der Anwesenden zurückzuhalten. Vinicio glaubte, es müsse sich etwas ereignen, ein Wunder folgen. Er war fest überzeugt, beim Aufsehen und Öffnen der Augen ein Licht zu sehen, vor dem ein sterbliches Auge erblinden müßte, und eine Stimme zu hören, die die Herzen der Feinde verzagen machen würde.

Aber das Schweigen blieb ungebrochen. Endlich vernahm man das Seufzen der Frauen. Vinicio erhob sich und sah mit verwirrten Blicken umher. Statt überirdischen Glanzes beleuchteten den Schuppen nur schwache Schimmer der Laternen, und die durch eine Lochöffnung hereindringenden Mondstrahlen erfüllten ihn mit silbernem Lichte.

Die neben Vinicio Knienden erhoben ihre thränenvollen Augen schweigend zum Kreuze; zuweilen vernahm man noch Klagesaute und von draußen her die warnenden Rufe der Wache.

Petrus stand auf, wandte sich zu den Anwesenden und sagte: „Kinder, erhebet Eure Herzen zum Erlöser und opfert ihm Eure Thränen!“

Dann schwieg er.

Auf einmal hörte man die sorgenvolle Klage einer schmerzgebeugten Frau: „Ich bin Witwe, ich hatte nur einen Sohn, der mich unterstützte. Gieb ihn mir zurück, o Herr!“

Wieder folgte Schweigen. Petrus stand vor den knienden Zuhörern, sorgenschwer, die Verkörperung von Alter, von Schwäche.

Eine zweite Stimme fing jetzt zu klagen an: „Ich allein bin meinen Kindern geblieben; wer wird ihnen Brot und Wasser geben, wenn ich ihnen genommen werde?“

Dann eine dritte: „Linus wurde erst geschont, jetzt haben sie ihn geholt und gemartert, Herr!“

Nun eine vierte: „Sobald wir nach unseren Häusern zurückkehren, werden uns Prätorianer ergreifen; wir wissen nicht, wo wir uns bergen sollen.“

„Weh uns! Wer wird uns beschützen?“

Und so hörte man in der Stille der Nacht Klage um Klage. Der greise Fischer schloß die Augen und schüttelte das weiße Haupt ob all dem Kummer und dem menschlichen

Schmerz. Neues Schweigen trat ein. Die Wächter gaben nur leise Zeichen nach dem Schuppen hin. Vinicius sprang wieder auf, als wolle er sich durch die Menge zum Apostel drängen und Rettung erflehen. Plötzlich sah er sich vor einem Abgrunde, der ihn erbeben machte. Wie, wenn der Apostel seine eigene Schwäche bekennen müßte, bestätigen, daß der römische Cäsar stärker als Christus, der Nazarener? Bei diesem Gedanken entsetzte sich Vinicius, denn er fühlte, daß dann nicht nur seine letzte Hoffnung in den Abgrund sinke, sondern mit ihr er selber und alles, was seinem Leben Halt verliehen, und daß nur Nacht und Tod ihm bleiben würden, eine uferlose See.

Petrus begann nun zu reden, anfänglich mit kaum vernehmbarer Stimme: „Meine Kinder! Auf Golgatha sah ich sie Gott ans Kreuz nageln. Ich hörte die Hammerschläge und sah das Kreuz erhöhen, damit das Volk das Schauspiel seines Todes sehen könne. Ich sah ihn sterben, und ich sah sie seine Seite öffnen. Als ich von der Kreuzigung heimkehrte, rief ich im Schmerz, wie Ihr rufet: „Wehe, wehe! O Herr, Du bist Gott? Warum hast Du solches zugelassen? Warum bist Du gestorben, und warum hast Du die Herzen derer betrübt, die da glaubten, daß Dein Reich komme!“ Aber er, unser Herr und Gott, ist am dritten Tage von den Toten auferstanden; er war bei uns, bis er mit großer Herrlichkeit in sein Reich einging. Und wir, die wir unsere Kleingläubigkeit einsahen, wurden stark im Geiste und säen seit jener Zeit seinen Samen.“

Dann wandte er sich jener Seite zu, von wo die erste Klage gekommen war, und sprach mit stärkerer Stimme: „Warum beklagt Ihr Euch? Gott gab sich selbst der Marter und dem Tode hin, und Ihr wollt nun, daß er Euch bewahre? Ihr Kleingläubigen, habt Ihr so seine Lehre aufgenommen? Hat er Euch denn nichts als das Leben versprochen? Er kommt zu Euch und spricht: „Folget mir nach!“ Er hebt Euch zu sich, und Ihr klammert Euch mit den Händen an diese Erde und rufet: „Herr, rette uns!“ Vor Gott bin ich Staub, aber vor Euch sein Apostel und Statthalter. Ich spreche zu Euch im Namen Christi. Nicht Tod wartet auf Euch, sondern das Leben, nicht Dual, sondern endlose Wonne, nicht Seufzen und Klagen, sondern froher Gesang, nicht Dienstbarkeit, sondern Herrschaft. Ich, der Apostel des Herrn, sage Euch: O Witwe,

Dein Sohn wird nicht sterben; er wird zur Herrlichkeit, zum ewigen Leben geboren. Du wirst wieder mit ihm vereinigt werden! Euch, Ihr Mütter, die sie von den Waisen reißen, Euch, die Ihr die Väter verliert, Euch, die Ihr Euch beklagen, Euch, die Ihr den Tod geliebter Personen sehen müßt, Euch, den Sorgenden, Unglücklichen, Furchtsamen, Euch, die Ihr sterben müßt, erkläre ich im Namen Christi, daß Ihr aus dem Schlafe zu einem glücklichen Leben erwachen werdet, aus der Nacht zum Lichte Gottes. Laßt im Namen Christi die Binde von Euren Augen fallen und Eure Herzen sich erleuchten!"

Nach diesen Worten erhob er wie gebietend seine Hand, und sie fühlten neues Blut in ihren Adern und Zittern durch all ihre Gebeine, denn vor ihnen stand nicht ein schwacher, sorgenbeladener Greis, sondern ein gewaltiger Fürst, der ihre Seele hinriß und aus Erdenstaub und Schrecken hob.

"Amen!" rief eine große Stimmenzahl.

Aus des Apostels Auge strahlte ein immer helleres Licht, Macht ging von ihm aus, Majestät und Heiligkeit. Die Häupter beugten sich vor ihm. Die Verzagten ermannten sich, in die Zweifelnden ergossen sich Ströme des Glaubens. Einige riefen: „Hosianna!“ andere: „Pro Christo!“ Dann herrschte Schweigen. Sommerliches Wetterleuchten erhellt das Innere des Schuppens und die blassen, erregten Gesichter.

Petrus, in seiner Vision verharrend, betete noch lange. In die Wirklichkeit zurückgekehrt, sah er mit leuchtendem Gesichte, inspiriert vom Geiste Gottes, auf die Versammlung und sprach: „Wie der Herr Euren Zweifel gelöst hat, so werdet Ihr in seinem Namen zum Siege gehen.“ Obwohl er wußte, daß sie siegen würden und was aus diesen Thränen sprießen werde, zitterte seine Stimme doch vor Bewegung, als er sie mit dem Kreuze segnete und sprach: „Ich segne Euch jetzt, meine Kinder, die Ihr zur Marter, zum Tode, zur Ewigkeit geht!“

Sie umringten ihn und weinten. „Wir sind bereit!“ waren ihre Worte, „aber Du, o heiliges Haupt, schütze Du Dich; denn Du bist der Statthalter Christi und vollziehest dessen Amt.“

Bei diesen Worten ergriffen sie seinen Mantel; er aber legte ihnen die Hände aufs Haupt und segnete noch jeden einzeln, wie ein Vater seine Kinder, die er auf eine weite Reise schickt.

Dann verließen sie rasch den Schuppen, denn sie hatten Eile, um zuerst heim und von da in die Gefängnisse und nach der Arena zu kommen. Ihre Gedanken gehörten nicht mehr der Erde an, ihre Seelen hatten den Flug ins Jenseits genommen, so wandelten sie hin, wie in einem Traume, in der größten Bereitwilligkeit, die in ihnen wohnende Kraft der Wildheit und Grausamkeit der Bestien entgegenzusehen.

Marcus, der Diener des Pudens, nahm den Apostel mit sich und führte ihn auf einem geheimen Pfad des Weingartens zu seinem Hause. Begünstigt durch die Helle der Nacht, folgte ihnen Vinicius und als sie die Hütte erreicht hatten, warf er sich plötzlich zu des Apostels Füßen.

„Was wünschest Du, mein Sohn?“ fragte Petrus, der ihn erkannte.

Nach dem, was Vinicius im Weingarten gehört hatte, wagte er nicht mehr, Petrus um etwas zu bitten; er umklammerte nur seine Füße mit beiden Händen, drückte seine Stirn seufzend darauf und rief in dieser stummen Art dessen Mitleid an.

„Ich kenne Deinen Kummer. Sie ergriffen das Mädchen, das Du liebst. Bete für sie!“

„Herr,“ schluchzte Vinicius, die Füße noch fester umschließend, „Herr, ich bin ein elender Wurm; aber Du kanntest Christus. Bitte ihn — stelle Dich auf ihre Seite.“ Und vor Schmerz zitterte er wie ein Blatt und schlug seine Stirne gegen die Erde; denn er kannte die Kraft des Apostels und wußte, daß dieser allein Lygia befreien könne.

Petrus war gerührt. Er erinnerte sich, wie einmal auch das Mädchen, von Crispus angegriffen, in ähnlicher Weise um Mitleid flehend, zu seinen Füßen gelegen. Er hatte es damals aufgehoben und getröstet. So machte er es jetzt mit Vinicius. „Mein Sohn,“ sagte er, „ich will für sie beten. Sei jedoch eingedenk der Worte, die ich zu diesen Zweifelnden sprach, daß Gott selber durch die Qual des Kreuzes in seine Herrlichkeit einging, daß nach diesem Leben ein anderes beginnt, ein ewiges.“

„Ich weiß, ich habe es gehört,“ entgegnete Vinicius, der blaß und nach Atem ringend dalag; „aber Du siehst, Herr, ich kann nicht mehr. Wird Blut gefordert, so flehe zu Christus, meines anzunehmen; ich bin Soldat. Er möge die für sie bestimmte Qual an mir verdoppeln, verdreifachen; ich will sie

leiden, nur ihrer schone er. Sie ist noch ein Kind, und er ist mächtiger als der Cäsar; ich glaube, daß er mächtiger ist. Du selber liebest Lygia, Du segnestest uns. Sie ist noch ein unschuldig Kind!" Wieder beugte er sich nieder, lehnte sein Gesicht an Petrus' Knie und wiederholte: „Du kanntest Christus, Herr, Du kanntest ihn. Er wird auch Dich hören; stell Dich auf ihre Seite!"

Petrus schloß die Lider und betete mit tiefem Ernst. Neuerdings erhellt das Weiterleuchten den Himmel. Vinicius sah in seinem Lichte auf des Apostels Lippen, das Urteil über Leben und Tod davon erwartend. Durch die Stille klang Wachtelruf im Weingarten und das einförmige, entfernte Geräusch der Tretmühlen in der Nähe der Via Salaria.

„Vinicius," fragte endlich der Apostel, „glaubst Du?"

„Würde ich hierhergekommen sein, wenn ich nicht glaubte?" erwiderte Vinicius.

„Dann glaube bis ans Ende, denn der Glaube kann Berge versetzen. Solltest Du jenes Mädchen selbst unter dem Schwert der Henker oder zwischen den Zähnen der Löwen sehen, so glaube dennoch, daß Christus es retten kann. Glaube und bete zu ihm und ich will mit Dir beten." Nun erhob er die Augen zum Himmel und betete mit lauter Stimme: „O barmherziger Christus, sieh auf das gequälte Herz und tröste es. O barmherziger Christus, mäßige den Sturm der Verfolgung um des Schwachen willen! O barmherziger Christus, der Du den Vater hastest, den bitteren Kelch an Dir vorübergehen zu lassen, laß ihn an diesem Deinem Diener vorübergehen! Amen!"

Vinicius hob die Hände zum Sternenhimmel empor und stimmte seufzend ein: „Ich bin Dein; nimm mich statt ihrer!"

Der Himmel begann sich im Osten aufzuhellen.

Zweiundfünzigstes Kapitel.

Vinicius begab sich mit erneuter Hoffnung nach dem Kerker. Zwar die Verzweiflung war in der Tiefe seiner Seele noch nicht ganz erloschen, doch er bemühte sich, auf diese Stimme nicht zu hören. Es schien ihm unmöglich, daß die Fürbitte des Statthalters Christi keine Erhörung finden sollte. So traute er sich weder zu hoffen, noch zu zweifeln. „Ich will an

Christi Barmherzigkeit glauben, wenn ich auch Lygia im Rachen eines Löwen sehen müßte," sprach er bei sich. Und er glaubte, obwohl seine Seele bebte und kalter Schweiß seine Schläfen bedeckte. Jeder Herzschlag wurde ihm zum Gebet. Er begann einzusehen, daß der Glaube Berge versetzen könne, fühlte er nun doch selber eine Kraft, die vorher nie in ihm gewesen war. Es war ihm, als vermöchte er jetzt etwas zu thun, das gestern noch unmöglich gewesen. Zuweilen schien ihm jede Gefahr besiegt. So oft Verzweiflung ihn zu fassen drohte, gedachte er jener Nacht und des greisen, zum Gebete himmelwärts gerichteten Antlitzes. „Nein, Christus wird seinen ersten Jünger, den Hirten seiner Herde nicht unerhört lassen. Ich will glauben." Und er eilte als Herold guter Kunde dem Kerker zu. Etwas Unerwartetes begegnete ihm dort.

Alle Prätorianer, denen die Wache vor dem Mamertinischen Kerker oblag, kannten ihn und machten ihm in der Regel keine Schwierigkeiten. Diesmal aber öffnete sich ihre Reihe nicht, sondern ein Centurio trat vor und sagte: „Verzeih, edler Herr! Wir haben heute Befehl, niemand einzulassen."

„Befehl?" wiederholte Vinicius erblassend.

Der Soldat blickte ihn mitleidig an und erwiederte: „Ja, Herr, Befehl des Kaisers. Es sind viele Kranke im Kerker, so daß man wohl fürchtet, Besucher möchten Krankheit in die Stadt tragen."

„Du sagtest aber, der Befehl ist für heute?"

„Die Wache wird um Mittag abgelöst."

Vinicius entblößte schweigend sein Haupt, denn der Pileolus*) schien ihn wie Blei zu drücken.

Der Centurio trat näher und sagte mit gedämpfter Stimme: „Beruhige Dich, Herr, der Wächter und Ursus schützen sie." So sprechend, verbeugte er sich und hatte im Nu mit seinem Schwerte auf den Steinsfliesen die Form eines Fisches gezeichnet.

Vinicius blickte ihn forschend an. „Und Du bist Prätorianer?"

„Bis auch ich dort wohne," antwortete er, nach dem Kerker deutend.

„Auch ich bete Christus an."

„Sein Name sei gepriesen! Ich darf Dich leider nicht

*) Eine Art Hut.

einlassen, doch schreib einen Brief, so will ich ihn dem Wächter übergeben.“

„Hab Dank, Bruder.“

Dem Centurio die Hand drückend, entfernte er sich. Die Morgensonne beschien die Kerkermauern. Mit ihren Strahlen drang Zuversicht neuerdings in sein Herz ein. Jener christliche Prätorianer war ihm ein neuer Beweis der Allmacht Christi.

Zu Hause fand er Petronius, der wie gewöhnlich die Nacht in Tag umgewandelt hatte und vor kurzem heimgekehrt war. Eben hatte er sich gebadet und gesalbt, um schlafen zu gehen.

„Ich habe Neuigkeiten für Dich,“ rief er seinem Neffen zu. „Heute besuchte ich Tullius Senecio, bei dem auch der Cäsar war. Ich weiß nicht, warum Poppaea den kleinen Rufus mitnahm, wohl um Cässars Herz durch seine Schönheit zu befriedigen. Unglücklicherweise war das Kind müde und schlummerte ein, während Nero vorlas, gerade wie es einst Vespaßian erging. Feuerhart bemerkte es und schleuderte einen Becher nach seinem Stieffohn. Das Kind ist schwer verwundet, Poppaea wurde ohnmächtig; der Cäsar aber sagte laut, so daß es alle hörten: „Ich habe diese Brut satt!“ Dies bedeutet Tod, wie Du weißt.“

„Das Strafgericht Gottes hing über der Augusta,“ antwortete Vinicius. „Doch weshalb erzählst Du mir das?“

„Weil Poppäas Zorn Dich und Lygia verfolgte. Mit ihrem eigenen Unglück beschäftigt, verzichtet sie vielleicht jetzt auf Rache und läßt sich leichter beeinflussen. Ich will sie diesen Abend besuchen.“

„Hab Dank. Du gibst mir Hoffnung.“

„Bade jetzt, und geh dann zur Ruhe. Deine Lippen sind blau.“

„Ist der Tag des ersten ludus matutinus noch nicht bestimmt?“ fragte Vinicius.

„In zehn Tagen soll er stattfinden. Doch kommen vor dem Mamertinischen andere Kerker an die Reihe. Je mehr wir Zeit gewinnen, um so besser. Noch ist nicht alles verloren.“

Allein er glaubte das selber nicht, denn seitdem der Cäsar Aliturus jene Antwort gegeben, worin er sich mit Brutus verglich, wußte Petronius, daß Lygia nicht zu reiten sei. Auch verschwieg er mitleidig, daß der Cäsar und Tigellinus beschlossen hatten, die schönsten unter den christlichen Jungfrauen für sich auszuwählen, um sie vor der Marter zu schänden; die

anderen sollten am Tag der Spiele Prätorianern und Tierhütern überlassen werden.

Petronius war überzeugt, Vinicius würde Lygia in keinem Falle überleben, darum bemühte er sich absichtlich, ihm Hoffnung einzuflößen, zunächst aus Zuneigung zu seinem Neffen, dann aber auch, weil er wünschte, daß Vinicius, wenn er doch sterben sollte, nicht von Wachen und Schmerz abge härm̄t und entstellt, sondern in Schönheit sterbe.

„Heute abend will ich ungefähr so zu Augusta sprechen,“ sagte er. „Kette Vinicius seine Lygia, so will ich Dir Rufus retten.“ Und ich werde Wort zu halten suchen. Ein Wort zu Feuerbart im rechten Augenblick gesprochen, kann retten und verderben. Im schlimmsten Falle gewinnen wir Zeit.“

„Ich danke Dir,“ erwiderte Vinicius.

„Du dankst mir am besten durch Essen und Schlafen. Bei Athene! In den größten Gefahren dachte Odysses an Speise und Schlaf. Du aber warst natürlich die ganze Nacht im Kerker?“

„Nein. Ich wollte diesen Morgen hingehen; allein die Wache hat Befehl, niemand einzulassen. Forsche nach, Petronius, ob der Befehl nur für heute oder bis zum Tag der Spiele gilt.“

„Ich werde mich heute erkundigen und Dir morgen früh mitteilen, warum und für wie lange der Befehl gegeben wurde. Doch nun muß ich schlafen, und wenn auch Helios selber vor Trauer in die kimmerischen Regionen herabzusteigen im Begriffe wäre. Folge meinem Beispiel.“

Sie trennten sich. Vinicius aber begab sich in das Bücherzimmer und schrieb einen Brief an Lygia, den er darauf selber dem Centurio überbrachte. Dieser trug ihn sogleich ins Gefängnis und kehrte bald mit einem Gruße Lygias zurück, wobei er versprach, ihre Antwort ihm heute noch zu überreichen.

Vinicius ging nicht nach Hause, sondern setzte sich auf einen Steinblock, um auf Lygias Brief zu warten. Die Sonne stand schon hoch; die Leute strömten haufenweise durch den Clivus Argentarius dem Forum zu. Hausierer riefen ihre Waren aus, Wahrsager boten Vorübergehenden ihre Dienste an, Bürger eilten den Rostrae zu, um Redner zu hören und gegenseitig Neuigkeiten auszutauschen. Als die Hitze zunahm, versammelten sich Scharen von Müßiggängern unter den Vorhallen der Tempel und verscheuchten von dort eine Menge Tauben,

deren weiße Federn im Sonnenlichte glänzten, wenn sie, die Flügel schlagend, davonsflogen.

Hitzé, Lärm und Müdigkeit übermannten Vinicius. Er schloß die Augen. Das eintönige Schreien Mora spielender Knaben und der gemessene Tritt der Wachen schlaferten ihn ein. Einige Zeit kämpfte er dagegen, indem er den Blick an das Gefängnis zu heften sich bestrebte, endlich aber lehnte er sich an einen Stein, seufzte wie ein nach langem Weinen schlaftriges Kind und entschlief.

Bald stellten sich Träume ein. Es war ihm, als trage er Lygia bei Nacht auf seinen Armen durch einen unbekannten Weinberg. Vor ihm erhellt Pomponia mit einer Lampe den Weg. Eine Stimme gleich der des Petronius rief fern hinter ihnen: „Komm zurück!“ er achtete jedoch nicht auf diesen Ruf, sondern folgte Pomponia noch bis zu einer Hütte, auf deren Thürschwelle die Gestalt des Apostel Petrus sichtbar war. Er zeigte Petrus seine Last und sagte: „Herr, wir kommen von der Arena und vermögen sie nicht aufzuwecken. Wede Du sie!“

Und der Apostel antwortete: „Christus selbst wird kommen, um sie aufzuwecken.“

Die Traumbilder wechselten. Er sah Nero und Poppaea. Sie hielt den kleinen Rufius in den Armen, während Petronius den blutenden Kopf des Kindes wusch; er sah Tigellinus Asche auf kostliche Gerichte streuen, worauf Vitellius diese Speisen gierig verschlang. Eine Menge Augustianer saßen an der Tafel. Er selber befand sich an der Seite Lygias. Zwischen den Tischen ließen Löwen umher, deren Mähnen von Blut triefsten, Lygia bat ihn, er möchte sie entfernen, allein er war so kraftlos, daß ihm jedes Glied versagte. Immer wirrer wurden die Bilder, bis endlich alles in Finsternis versank.

Die Hitze und der Lärm auf dem Platze weckten Vinicius schließlich aus dem tiefen Schlafe. Er rieb sich die Augen, die Straße wimmelte von Menschen. Zwei Läufer in gelben Tuniken stießen die Menge mittels langer Stäbe beiseite, um einer kostbaren Sänfte den Weg zu bahnen. Sie wurde von vier kräftigen Ägyptern getragen. In der Sänfte saß ein Mann, in weiße Gewänder gehüllt. Sein Gesicht war nicht erkennbar; denn er hatte eine Papyrusrolle vor Augen und las offenbar mit Aufmerksamkeit.

„Platz für den edlen Augustianer!“ schrieen die Läufer.

Doch die Straße war so belebt, daß die Sänfte eine Weile zu halten hatte. Der Augustianer legte die Rolle weg, beugte sich hinaus und schrie: „Stoßt die Schufte weg. Vorwärts!“ Vinicius erblickend, zog er eilig den Kopf zurück und verbarg sich hinter dem Papyrus.

Vinicius fuhr mit der Hand über die Stirn, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. In der Sänfte saß Chilon.

Inzwischen hatten die Läufer den Weg freigemacht, und die ägyptischen Sklaven standen im Begriff, weiter zu gehen, als der junge Tribun, der auf einmal vieles bis jetzt Unverständliches begriff, an die Sänfte trat. „Sei gegrüßt, Chilon!“ sagte er.

„Jungster Mann,“ erwiderte der Grieche stolz und vornehm, indem er sich bemühte, eine Ruhe zu zeigen, die er nicht besaß. „Sei gegrüßt, doch halte mich nicht auf; denn ich muß zu meinem Freunde, dem edlen Tigellinus.“

Vinicius hielt den Rand der Sänfte fest, blickte ihm forschend ins Auge und fragte mit leiser Stimme: „Hast Du Lygia verraten?“

„Kolos von Memnon!“ rief Chilon erschrocken.

Allein es lag nichts Drohendes in Vinicius' Augen, so daß die Angst des Alten nicht anhielt. Er wußte sich unter dem Schutz des Cäsar und des Präfekten, also unter dem Schutz einer Macht, vor der alle zitterten; er wußte sich von starken Sklaven umgeben und sah Vinicius unbewaffnet und abgehrmt vor sich stehen.

Seine Rechtheit lehrte zurück. Mit einem Blick auf Vinicius' gerötete Augen flüsterte er: „Als ich vor Hunger sterben wollte, ließest Du mich peitschen!“

Schweigen folgte; endlich entgegnete Vinicius demütig: „Ich that Dir unrecht, Chilon.“

Der Grieche schnalzte mit den Fingern, was in Rom Verachtung bedeutete. Laut, so daß alle Umstehenden es hören konnten, sagte er dann: „Mein Freund, wenn Du eine Bittschrift einzureichen hast, so komme morgen früh in meine Wohnung auf dem Esquilin. Nach dem Bade pflege ich Gäste und Klienten zu empfangen.“

Er gab ein Zeichen, worauf die Sklaven die Sänfte aufnahmen. Die Läufer in gelben Tuniken schwangen ihre Stäbe und riefen: „Platz für den edlen Chilon Chilonides. Platz! Platz!“

Dreiundfünftigstes Kapitel.

Lygia nahm in einem langen, eilend geschriebenen Briefe Abschied von Vinicius. Sie wußte, daß niemand Zutritt zum Gefängnisse habe und sie ihn nur von der Arena aus noch sehen werde. Sie bat ihn darum, ausfindig zu machen, wann die Reihe an das Mamertinische Gefängnis käme, und bei den Spielen in der Arena zu sein, weil sie ihn noch einmal im Leben sehen möchte. Keine Spur von Furcht sprach aus ihrem Briefe. Sie schrieb, daß sie und die anderen Christen sich nach der Arena sehnten, wo ihnen Befreiung werde aus der Gefangenschaft. Sie hoffte auch Pomponia und Aulus dort zu sehen und bitte sie, zu erscheinen. Aus jedem Wort sprach Entzücken und jene Loslösung vom Leben, die alle Gefangenen ausszeichnete, jener unerschütterliche Glaube an die Verheißungen jenseits des Grabs.

„Ob mich Christus noch in diesem Leben frei macht, oder ob es erst durch den Tod geschieht,“ schrieb sie, „ist gleich; er hat mich durch den Mund des Apostels Dir versprochen, und darum bin ich Dein.“

Sie bat ihn dringend, ihretwegen nicht bekümmert zu sein, sich nicht vom Schmerze überkommen zu lassen. Ihr Tod sei keine Auflösung des Verlöbnisses. Mit dem Vertrauen eines Kindes versicherte sie Vinicius, daß sie gleich nach ihrer Marter in der Arena Christus sagen werde, ihr Verlobter Marcus sei in Rom zurückgeblieben und sehne sich von Herzen nach ihr. Und Christus, meinte sie, werde ihrer Seele vielleicht erlauben, einen Augenblick zu ihm zurückzukehren, ihm mitzuteilen, daß sie lebe, ihrer Dualen nicht mehr gedenke und selig sei. Ihr ganzer Brief atmete Glück und zuversichtliche Hoffnung. Nur eine Bitte enthielt er, die sich noch mit irdischen Angelegenheiten verknüpfte. Vinicius solle ihren Leib aus dem Spoliarium nehmen und ihn gleich dem seiner Frau an jenem Orte begraben, wo er selber einst ruhen wolle.

Er las diesen Brief mit tiefem Schmerze; zugleich aber schien es ihm unmöglich, daß Lygia unter den Krallen der Bestien zu Grunde gehen könnte, daß Christus sich ihrer nicht erbarmen sollte. Auf ihn gründete sich seine Hoffnung, sein Vertrauen. Zu Hause angelangt, schrieb er, daß er jeden Tag

zu den Mauern des Tullianums kommen wolle, bis Christus dieselben stürze und sie ihm zurückgebe. Er empfahl ihr, zu glauben, daß Christus sie ihm selbst ihm Cirrus geben könne, der große Apostel den Herrn darum gebeten habe, und die Stunde der Befreiung nahe sei. Der befehrte Centurio sollte ihr diesen Brief am Morgen bringen.

Als Vinicius in der Frühe zum Gefängnisse kam, verließ der Centurio seinen Posten, näherte sich ihm und sprach: „Höre mich, Herr! Christus, der Dich erleuchtete, hat Dir eine Gnade erwiesen. Bergangene Nacht kamen Freigelassene des Cäsar und des Präfekten, um christliche Mädchen zur Entehrung auszufuchen. Sie erkundigten sich nach Deiner Verlobten; aber unser Herr hat ihr ein tödliches Fieber gesandt, und sie verließen sie. Gestern abend war sie bewußtlos. Gepriesen sei der Name des Erlösers; denn die Krankheit, die sie vor Schande bewahrte, mag sie vom Tode erretten!“ Vinicius hielt sich mit der Hand an des Soldaten Schulter, um nicht zu sinken; dieser aber fuhr fort: „Danke der Barmherzigkeit des Herrn! Sie ergriffen und marterten Linus; als sie aber sahen, daß er sterben werde, kümmerten sie sich nicht mehr um ihn. Jetzt kannst Du Lygia noch bekommen, und Christus wird ihr die Gesundheit wiedergeben.“

Der junge Tribun stand einige Zeit mit gesenktem Haupte; dann richtete er sich auf und sagte leise: „Das ist gewiß, Centurio! Christus, der sie vor Schande bewahrte, wird sie auch vom Tode retten.“

Er blieb bis zum Abend auf den Mauern des Gefängnisses sitzen, dann kehrte er heim, um durch seine Leute Linus holen und in eine seiner vorstädtischen Villen bringen zu lassen.

Als Petronius alles erfahren hatte, beschloß er, gleichfalls zu handeln. Er hatte die Augusta schon besucht und ging jetzt ein zweites Mal zu ihr. Sie befand sich am Bett des kleinen Rufus. Das Kind lag mit gebrochenem Schädel im Fieber. Die Mutter, voll Schrecken und Verzweiflung, versuchte, dies ihr so teure Leben zu erhalten, glaubte jedoch, daß, wenn ihr dies gelinge, sie bald einen noch schrecklicheren Tod zu erdulden haben werde. Ausschließlich mit ihrem eigenen Leid beschäftigt, wollte sie nichts von Vinicius und Lygia hören; aber Petronius schüchterte sie ein.

„Du hast,” sagte er zu ihr, „eine neue, unbekannte Gottheit beleidigt. Du, Augusta, bist, wie es scheint, eine Verehrerin des hebräischen Jehovah; aber die Christen behaupten, Christus sei dessen Sohn. Überlege darum, ob der Zorn des Vaters Dich nicht verfolge! Wer weiß, ob es nicht seine Rache ist, die Dich trifft? Wer weiß, ob das Leben des Rufius nicht von Deiner Handlungsweise abhängt?“

„Was verlangst Du, daß ich thun soll?“ fragte Poppaea erschrockt.

„Die beleidigte Gottheit versöhnen.“

„Wie?“

„Lygia ist krank; mache Deinen Einfluß auf den Cäsar geltend, sie Vinicius zu geben.“

„Glaubst Du, daß mir dies gelingen könnte?“ meinte sie verzweifelt.

„Du kannst noch etwas anderes thun. Wenn Lygia gestorben, muß sie sterben. Gehe zum Tempel der Besta und fordere von der virgo magna, daß sie sich beim Tullianum gerade zur Zeit einfinde, wenn die Gefangenen zum Tode geführt werden, und befahle, Lygia frei zu lassen. Die Oberpriesterin wird Dich nicht abweisen.“

„Wenn aber Lygia dem Fieber erliegt?“

„Christen behaupten, daß Christus wohl Rache nimmt, aber gerecht ist. Daher mag es sein, daß Du ihn durch den Willen allein schon bestäntigst.“

„Veranlasse ihn, mir ein Zeichen zu geben, daß er Rufius heilen will.“

Petronius zuckte die Achseln. „Ich bin nicht als sein Gesandter gekommen, o Gottheit; ich sage Dir nur: sehe Dich in besseres Einvernehmen mit den Göttern, den römischen und den fremden.“

„Ich will gehen,“ sagte Poppaea mit gebrochener Stimme.

Petronius holte tief Atem. „Vielleicht habe ich etwas erreicht,“ dachte er, und sagte nach seiner Rückkehr zu Vinicius: „Bitte zu Deinem Gott, daß Lygia nicht am Fieber stirbt; denn sollte sie am Leben bleiben, so wird die erste Bestatin befehlen, sie frei zu geben. Die Augusta selbst wird es von ihr fordern.“

„Christus wird sie frei machen,“ antwortete Vinicius mit sieberglänzenden Augen. —

Poppäa, die für die Genesung des Rufius allen Göttern der Welt Hekatomben opfern wollte, ging noch denselben Abend über das Forum zu den Vestalinnen; die Pflege des kranken Kindes hatte sie ihrer getreuen Amme Silvia überlassen, die auch die Augusta selber schon erzogen hatte.

Aber auf dem Palatin war das Urteil über das Kind schon gefällt, und kaum war Poppäas Sänfte hinter dem großen Thore verschwunden, so traten zwei Freigelassene in das Zimmer ihres Sohnes. Einer von ihnen stürzte sich auf die alte Silvia und knebelte sie; der andere ergriff eine Bronzestatue der Sphinx und betäubte damit die Greisin auf den ersten Schlag.

Dann näherten sie sich Rufius. Der kleine, fieberequälte, bewußtlose Knabe, der nicht wußte, was um ihn vorging, lächelte sie an und blinzelte mit seinen schönen Augen, als versuche er, sie zu erkennen. Sie jedoch nahmen der Amme den Gürtel ab, wandten ihn um seinen Nacken und erdrosselten ihn. Das Kind rief noch einmal nach seiner Mutter und starb leicht. Siewickelten es in ein Tuch, setzten sich auf die harrenden Pferde und eilten nach Ostia, wo sie den Leichnam ins Meer warfen.

Poppäa hatte die *virgo magna* nicht getroffen, weil diese mit den anderen Vestalinnen bei Vatinius war, undkehrte deshalb bald zurück. Beim Anblick des leeren Bettes und der totenstarren Silvia fiel sie in Ohnmacht, und als man sie ins Bewußtsein zurückgerufen hatte, begann sie laut zu schreien; ihre wilden Schmerzensrufe erschallten die ganze Nacht und den folgenden Tag.

Am dritten Tage befahl ihr Nero, beim Festmahle zu erscheinen. Und sie erschien. Schön, stumm und unheildrohend saß sie in der amethystfarbenen Tunika wie ein Todesengel an seiner Seite.

Bierundfünzigstes Kapitel.

Bevor die Flavier das Kolosseum erbauten, wurden die Amphitheater vornehmlich aus Holz errichtet und gingen während des Brandes zu Grunde. Nero ließ für die neuen Amphitheater riesige Stämme von den Abhängen des Atlasgebirges übers Meer und den Tiber hinaufschaffen. Tausende Arbeiter

wurden an dem großen Amphitheater Tag und Nacht beschäftigt. Das Volk erzählte sich Wunder von der Pracht der Ausstattung. Es funkelte überall von Bronze, Bernstein, Perlmutter, Elfenbein und Schildpatt; längs der Sitze waren Kanäle angebracht, deren eiskaltes Gebirgswasser eine wohlthuende Kühle verbreitete, und ein riesiges, purpurfarbiges Belarium schützte vor der brennenden Sonne. In gewissen Abständen waren Räucherständer aufgestellt, auf denen arabische Wohlgerüche verbrannten, oberhalb der Bänke befanden sich Werkzeuge zum Besprühen der Zuschauer mit Safrantau und Verbena. Die berühmten Baumeister Severus und Celer wendeten ihr ganzes Wissen und ihre ganze Geschicklichkeit an, um einen den größten Anforderungen entsprechenden Bau aufzuführen.

Am Tage der ersten Vorstellung fand sich das Volk in solcher Menge ein, daß das Hineinströmen stundenlang dauerte. Die wilden Tiere wurden schon seit zwei Tagen nicht mehr gefüttert; man zeigte ihnen blutige Fleischstücke vor den Gittern, um ihren Hunger und ihre Wut zu steigern. Bisweilen erklang ein solcher Sturm wilden Geheuls, daß die vor dem Cirkus Wartenden ihr eigenes Wort nicht mehr hörten und die weniger Gefühllosen vor Schreck erblaßten.

Bei Tagesanbruch erschollen aus dem Kerker des Cirkus laute, ruhig gesungene Hymnen. Das Volk horchte erstaunt auf und rief: „Die Christen! Die Christen!“

In der That waren die Nacht zuvor Abteilungen der Christen ins Amphitheater gebracht worden; doch nicht, wie anfänglich geplant, aus einem Gefängnis, sondern aus jedem einige. Man wußte, die Spiele würden Wochen und Monate dauern, dennoch wurden Zweifel laut, ob man an einem Tage mit den für heute bestimmten Christen fertig würde. Die Morgenhynde erklang von so viel Männer-, Frauen- und Kinderstimmen, daß erfahrene Zuschauer behaupteten, selbst wenn hundert oder zweihundert zugleich in die Arena gestoßen würden, müßten die Bestien müde und satt werden und wären nicht imstande, alle Opfer vor der Nacht zu zerreißen. Andere meinten, eine allzu große Zahl von Opfern würde nur die Aufmerksamkeit zerstreuen und den Genuss des Ganzen beeinträchtigen.

Je näher der Augenblick kam, wo die Vomitoria oder Zugänge zum Innern sich öffnen sollten, desto angeregter und

freudiger wurde die Menge. Man tauschte gegenseitige An-
sichten über diesen und jenen Punkt aus. Es bildeten sich Parteien, die darüber stritten, ob Löwen oder Tiger im Zerfleischen mehr leisten könnten. Da und dort wurden Wetten angeboten und angenommen. Andere besprachen die Gladiatoren, die vor den Christen aufzutreten hatten. Auch hierüber bildeten sich Parteien, je nachdem man den Samnitern oder den Galliern, den Mirmillonen, den Thraziern oder den Retiarii den Sieg voraussagte.

Früh morgens erschienen Abteilungen von Gladiatoren unter Führung ihrer Lehrmeister vor dem Amphitheater. Um nicht zu früh zu ermatten, gingen sie unbewaffnet, zum Teil ganz nackt, zum Teil große Zweige tragend, oder blumenbekränzt, jugendlich, schön, strohend von Kraft. Ihre geölten Körper schienen aus Marmor gemeißelt und riefen das Entzücken derer wach, die Freunde schöner Körperperformen waren. Viele wurden beim Namen gerufen: „Willkommen, Furnius!“ — „Willkommen, Leo!“ — „Willkommen, Maximus!“ — „Willkommen, Diomedes!“ Junge Mädchen blickten bewundernd zu ihnen auf; sie suchten sich das schönste Mädchen aus und antworteten mit Scherzen, als ob keine Sorge sie drücke, warfen Küßhände hin oder riefen: „Umarme mich, bevor der Tod mich umarmt!“

Dann verschwanden sie hinter den Thoren, die sich für manchen von den Gladiatoren nicht wieder öffnen sollten.

Neue Erscheinungen fesselten die Blicke der harrenden Volksmasse. Hinter den Gladiatoren erschienen Mastigophoroi.*.) Hierauf sah man Esel Karren ziehen, auf denen Holzsärge aufgeschichtet lagen; sie zogen dem Spoliarium zu. Aus der Zahl dieser Särge schlossen die Zuschauer auf die Größe des Schauspiels. Nun traten durch das Thor jene Männer, die die Verwundeten zu töten hatten; sie waren so gekleidet, wie man sich Charon oder Merkur vorstellte. Ihnen folgten die Aufseher und Platzanweiser, Sklaven, um Speise und Erfrischungen herumzutragen, und die Prätorianer, ohne deren Schutz Nero niemals ins Amphitheater sich wagte.

Endlich öffnete sich die Bomitoria, und die Menge strömte in die Mitte des Cirkus. Stundenlang floß dieser lebendige

*.) Mit Geißeln bewaffnete Männer, deren Amt es war, die kämpfenden Peitschenhieben aufeinander zu hegen.

Strom, ohne daß das Riesengebäude sich als zu klein erwiesen hätte. Das Geheul der wilden, die menschlichen Ausdünstungen witternder Tiere wurde immer wütender. Dadurch, daß jeder sich seinen Sitz aussuchte, entstand ein Lärm, als ob ein sturmgepeitschtes Meer hier brande.

Der Stadtpräfekt, von seiner Wache umgeben, erschien nun. Nach ihm strömten in ununterbrochener Reihe die Sänten von Senatoren, Konsuln, Prätoren, Adilen, Regierungs- und Palastbeamten, Prätorianeroffizieren, Patriziern und vornehmen Damen. Einigen Sänten gingen Liktoren mit den Fasces voran, andern Scharen von Sklaven. Die Bergoldung der Sänten glißerte im Sonnenschein, desgleichen glänzten die weißen und bunten Gewänder, die Federn, Ohrringe, die Juwelen und der Stahl der Liktorenbündel. Schreiend begrüßte das Volk die Würdenträger. Von Zeit zu Zeit langten neue Abteilungen von Prätorianern an.

Etwas später erschienen die Priester der verschiedenen Tempel; erst nach diesen wurden die geheiligen Jungfrauen Vestas, von Liktoren begleitet, hereingetragen.

Die Menge harrte nur noch auf Cäsar, nach dessen Ankunft das Schauspiel beginnen sollte. Um sich die Volksgunst zu erhalten, ließ Nero nicht lange auf sich warten. Mit ihm kamen Poppaea und die Augustianer. Unter den Augustianern befanden sich Petronius und sein Neffe. Vinicius wußte Lygia frank und bewußtlos; allein da während der letzten Tage jeder Besuch im Gefängniß untersagt gewesen, und die Wachen durch andere ersetzt worden, die nicht den geringsten Verkehr zwischen Gefangenen und Besuchern dulden durften, war der Tribun nicht gewiß, ob sie nicht zu den Opfern dieses ersten Tages gehöre. Man könnte auch ein frankes ohnmächtiges Weib den Löwen vorwerfen.

Da jedoch die Christen, in Tierfelle eingenährt, massenweise die Arena betreten sollten, würde niemand sehen, ob einige mehr oder weniger darunter seien, von einer Erkennung gar nicht zu sprechen. Die Gefängniswärter waren zwar bestochen; mit den Thürhütern war ein Handel abgeschlossen worden, wonach sie Lygia in einen dunkeln Winkel verbergen und sie nachts einem Vertrauten Vinicius' übergeben sollten, der sie schleunigst in die Albanerhügel zu bringen hatte. Petronius, ins Geheimnis gezogen, riet Vinicius, mit ihm ins Amphitheater zu gehen,

dort im Gedränge zu verschwinden und dann sich in die Gewölbe zu schleichen, um dort, damit jede Verwechslung ausgeschlossen sei, den Wärtern Lygia zu zeigen.

Die Wärter ließen ihn durch ein kleines Thor eintreten, das sie selbst auch benützen. Einer derselben, Cyrus, führte ihn jogleich zu den Christen. Unterwegs sagte er: „Ich weiß nicht, Herr, ob Du finden wirst, was Du suchst. Wir fragten nach einem Mädchen, das Lygia heißt, erhielten aber keine Antwort. Vielleicht traut man uns nicht.“

„Sind ihrer viele?“ fragte der Tribun.

„Viele müssen bis morgen warten.“

„Sind Kranke darunter?“

„Keiner, der nicht stehen kann.“

Cyrus schloß eine Thür auf. Sie betraten einen weiten, doch niedrigen und finsternen Raum: das Gitter zwischen der Arena und diesem Raume war die einzige Lichtquelle. Vinicius sah nichts; er hörte nur murmelnde Stimmen aus der Nähe und den wilden Lärm im Zuschauerraume. Als er sich an die Dunkelheit gewöhnt, erblickte er ganze Scharen fremdartiger, Wölfe und Bären gleichender Wesen. Es waren in Tierhäute eingehüllte Christen. Einige standen, andere knieten im Gebete. Da und dort erkannte man an den langen, über das Fell herabfallenden Haaren ein Weib. Wie Wölfe ausschende Frauen hielten in zottige Hüllen genähzte Kinder in den Armen. Doch aus den Fellen ragten heitere Gesichter hervor und Augen, die vor Freude und Fieber glänzten. Es war augenscheinlich, daß der größere Teil dieser Menschen nur einen überirdischen Gedanken hatte, einen Gedanken, der sie gleichgültig gegen alles um sie herum machte. Einige, bei denen Vinicius sich nach Lygia erkundigte, blickten ihn an, als störe er sie aus dem Schlaf, und gaben keine Antwort; andere legten lächelnd den Finger vor die Lippen oder deuteten nach dem Gitter. Da und dort erschraken Kinder vor dem Geheule der Bestien und dem Lärm im Amphitheater und schrieen laut. An Cyrus' Seite ging Vinicius umher, forschte in den Gesichtern, stieß bisweilen mit dem Fuße an Ohnmächtige, denen das Gedränge und die furchtbare Hitze das Bewußtsein genommen hatte, und ging weiter in die dunkle Tiefe dieses Raumes, der allein schon ein riesiges Amphitheater zu sein schien.

Plötzlich blieb er stehen; eine bekannte Stimme drang an

sein Ohr. Er horchte, wandte sich um und ging in der Richtung der Stimme zurück. Ein Lichtstrahl fiel auf das Gesicht des Sprechers und Vinicius erkannte unter einem Wolfsselle den unerbittlichen Crispus.

„Beweint Eure Sünden,“ rief er, „denn die Stunde ist nahe! Wer da vermeint, durch den Tod seine Sünden zu tilgen, begeht eine neue Sünde und fällt dem ewigen Feuer anheim. Mit jeder begangenen Sünde habt Ihr das Leiden des Herrn erneuert; wie dürft Ihr also glauben, das Leiden, das Euch erwartet, werde diese tilgen? Heute werden der Gerechte und der Sünder des gleichen Todes sterben; doch der Herr wird die Seinen finden. Wehe Euch! Die Klauen der Löwen werden Eure Leiber zerreißen, doch nicht Eure Sünden, Eure Rechenschaft. Der Herr hat Erbarmen genug gezeigt, indem er sich ans Kreuz nageln ließ; von jetzt an ist er bloß der Richter, der seine Bekleidigung unbestraft lässt. Wer da meint, durch die Marter seine Sünden zu tilgen, lästert Gottes Gerechtigkeit und wird um so tiefer in die Hölle sinken. Barmherzigkeit hat aufgehört; die Stunde des göttlichen Zornes ist gekommen. In kurzem steht Ihr vor dem furchtbaren Richter, vor welchem der Gerechte selbst zittert. Beweint Eure Sünden; denn der Nachen der Hölle steht offen. Wehe Euch, Gatten und Gattinnen; wehe Euch, Eltern und Kindern!“ Er streckte die fleischlosen Hände aus, unerbittlich selbst in der Todesstunde.

Stimmen erscholl: „Wir beweinen unsere Sünden!“ Dann folgte wieder Stille, die nur von schreienden Kindern unterbrochen wurde.

Vinicius schauderte. Er, dessen ganze Hoffnung in der Barmherzigkeit des Heilandes ruhte, hörte jetzt, die Stunde des Zornes sei gekommen, selbst der Tod in der Arena erwirke kein Erbarmen. Zwar schoß ihm blitzschnell der Gedanke durch den Kopf, Petrus würde in solcher Stunde anders gesprochen haben. Dennoch füllten diese schrecklichen Worte mit Fanatismus diesen finsternen Raum, hinter dessen Gitter das Feld des Martyriums lag. Die Nähe der Marter und die Menge der bereits zum Tode angelleideten Opfer machte ihn schaudern. Der Anblick schien ihm tausendmal furchterlicher als jede Schlacht, deren Zeuge er gewesen war. Die Lust begann erstickend zu werden; kalter Schweiß trat auf seine Stirne. Er fürchtete ohnmächtig zu werden, gleich denen, über deren Leiber

er gestolpert war. Jeden Augenblick konnte das Gitter geöffnet werden. Dies erkennend, rief er laut nach Lygia und Ursus, in der Hoffnung, wenn nicht sie, so würden doch Bekannte antworten.

Wirklich erwiederte eine dunkle, in ein Bärenfell gehüllte Gestalt: „Herr, sie blieb im Kerker zurück. Ich war der letzte, den man hinausführte, und sah sie frank auf dem Lager ausgestreckt.“

„Wer bist Du?“ fragte Vinicius.

„Der Steinbrecher, in dessen Hütte Du getauft wurdest. Vor drei Tagen wurde ich in den Kerker geworfen; heute sterbe ich.“

Vinicius fühlte sich erleichtert. Als er eintrat, war sein Wunsch, Lygia zu finden; nun aber dankte er Gott, daß sie nicht hier war, und sah darin ein Zeichen der Erhörung.

Der Steinbrecher fuhr fort: „Erinnerst Du Dich, Herr, daß ich Dich in den Weinberg des Cornelius führte, als der Apostel in der Hütte predigte?“

„Ja.“

„Ich sah ihn später wieder, am Tage vor meiner Gefangennahme. Er segnete mich und versprach, im Amphitheater zu sein und die Sterbenden zu segnen. Wenn ich ihn und das Zeichen des Kreuzes sehen könnte, würde ich leichter sterben. Wenn Du seinen Platz kennst, so laß es mich wissen.“

Vinicius dämpfte die Stimme, indem er erwiederte: „Er führt unter den Leuten des Petronius, als Sklave verkleidet. Ich weiß nicht, welche Plätze sie eingenommen haben, doch ich will nachsehen. Schaue zu mir hinauf, sobald Ihr die Arena betretet. Ich werde aufstehen und ihnen mein Gesicht zuwenden, so daß Deine Augen ihn finden.“

„Hab Dank. Friede sei mit Dir!“

„Der Heiland sei Dir gnädig!“

„Amen.“

Vinicius verließ das Cuniculum und kehrte ins Amphitheater zurück, wo er seinen Platz nahe bei Petronius und den übrigen Augustianern einnahm.

„Ist sie da?“ fragte Petronius.

„Nein, sie blieb im Kerker.“

„Bernimm meinen Einsfall. Während Du hörst, schaue zu Nigidia hin, damit man glaubt, wir reden von ihrem Haar-

puze. Tigellinus und Chilon schauen auf uns. So höre: Ich Lygia nachts in einen Sarg legen und als Leiche fürtragen. Das weitere erräst Du doch?"

"Ja," erwiderte Vinicius.

Ihr Gespräch wurde von Tullius Senecio unterbrochen, der sich mit der Frage an sie wandte: "Wißt Ihr, ob man den Christen Waffen giebt?"

"Nein, wir wissen es nicht," antwortete Petronius.

"Ich würde es lieber sehen, wenn sie Waffen bekämen," sagte Tullius, "sonst sieht die Arena zu früh wie eine Fleischerbank aus. Welch prächtiges Amphitheater!"

Der Anblick war in der That prächtig, die unteren mit Zügen bedeckten Sitze waren schneeweiss. In einer vergoldeten Loge saß Nero, ein Diamantband um den Hals, eine goldene Krone auf dem Haupte tragend. Neben ihm hatte die schöne finstere Augusta Platz genommen; umgeben waren die beiden von Bestalinnen, hohen Beamten, Senatoren mit gestickten Zügen, Heerführern mit funkelnden Waffen — kurz, alles war da, was Rom an Mächtigen und Reichen besaß. In entfernteren Reihen saßen Ritter, und oben wogte ein Meer gemeinen Volkes. Guirlanden aus Rosen, Lilien, Ephen und Weinblättern verbanden einen Pfeiler mit dem andern.

Man unterhielt sich laut, rief sich beim Namen und sang. Zuweilen erregte ein witziges, von Reihe zu Reihe weiterfliegendes Wort ein stürmisches Gelächter. Viele stampften vor Ungeduld, weil das Schauspiel noch nicht begonnen hatte. Nach und nach wurde das Stampfen allgemeiner und verursachte einen furchterlichen Lärm. Der Stadtpräfekt, mit glänzendem Gefolge die Arena umreitend, gab endlich mit dem Taschentuch das Zeichen, dem ein „A—a—a“ aus tausend Zungen antwortete.

Ein Schauspiel begann in der Regel mit dem Kampf gegen wilde Tiere, worin sich manche nordische und südländische Barbaren hervorhatten. Diesmal waren jedoch zu viele Bestien da, so daß die Andabates den Anfang machten — Männer mit Helmen, ohne Augenöffnung, so daß sie blindlings kämpfen mußten. Eine Schar solcher betrat die Arena, sie schlugen aufs Geratewohl mit dem Schwerte um sich; die Mastigophoroi stießen einige zusammen, so daß sich die Gegner fanden. Die Vornehmeren unter den Zuschauern blickten mit

Verachtung auf dieses Schauspiel; den Pöbel aber belustigten die unbeholfenen Bewegungen der Kämpfer. So oft zwei mit den Achseln aneinander stießen, brach die Menge in ein lautes Gelächter aus. „Links!“ „Rechts!“ schrie man und täuschte bisweilen absichtlich einen Kämpfer. Eine Anzahl von Paaren fanden sich jedoch und der Streit wurde bald blutig. Die Gegner warfen die Schilde weg; einer gab dem andern die Linke, um einander nicht mehr zu verlieren, und kämpfte mit der Rechten, bis der Sieg entschieden war. Wer fiel, hielt die Finger nach oben und bat dadurch um Schonung; beim Beginne eines Schauspiels wurde jedoch fast immer der Tod des Besiegten verlangt, besonders wenn dessen Gesicht verhüllt war, so daß keiner ihn kannte. Nach und nach löste sich alles in Zweikämpfe auf und als schließlich nur zwei übrigblieben, wurden auch sie zusammengestoßen, fielen in den Sand und erstachen sich gegenseitig. Während von allen Seiten „Peractum est“ gerufen wurde, schleppten Cirkusdiener die Leichen hinaus; Knaben verwischten die Blutspuren und streuten Safranblätter über den Sand.

Nun sollte ein Kampf folgen, der nicht nur bei dem Pöbel, sondern bei den Vornehmen mit Spannung erwartet wurde. Während solcher Kämpfe gingen junge Patrizier oft sehr hohe Wetten ein, wobei sie nicht selten ihr ganzes Vermögen verloren. Von Hand zu Hand wanderten Täfelchen, worauf die Namen der Gladiatoren nebst der gewetteten Summe standen. Am meisten Parteigänger fanden die spectati — Kämpfer, die bereits in der Arena aufgetreten waren und gesiegt hatten; doch fanden sich auch solche Wettkämpfer, die große Summen auf neuauftretende Unbekannte setzten, in der Hoffnung, wenn diese siegten, riesige Summen einzustreichen. Cäsar wettete; Priester, Bestalinnen, Senatoren, Ritter wetteten, der Pöbel wettete. Oft kam es vor, daß Leute, die kein Geld hatten, ihre Freiheit zum Pfande setzten. Klopfenden Herzens erwartete man den Ausgang und mehr als einer machte laut den Göttern Gelübde, um dadurch seinem Kämpfer den Sieg zu erslehen.

Sobald die schrillen Klänge der Trompeten ertönten, machte die tiefste Stille dem früheren Lärm Platz. Tausend Blicke hingen an den Riegeln, an die ein als Charon gekleideter Mann hintrat; dreimal schlug er mit einem Hammer auf das Thor, als ob er die dahinter Verborgenen hervorrufen wolle.

Langsam gingen die beiden Thorflügel auseinander, und die Gladiatoren traten in die offene Arena hinaus.

Sie kamen in Abteilungen von je fünfundzwanzig Mann, Thrakier, Mirmillonen, Samniter, Gallier, jede Nation getrennt und alle schwer bewaffnet; zuletzt kamen die Retiarii hervor, in der einen Hand das Netz, in der andern den Dreizack tragend. Beifall erhob sich da und dort bei ihrem Erscheinen, der sich bald in einen allgemeinen Sturm verwandelte. Die Gladiatoren gingen festen, doch elastischen Schrittes längs der Arena herum, indes ihre Rüstungen und Waffen in der Sonne funkelten. Vor Cäsars Podium blieben sie stehen, stolz, ruhig und siegesbewußt. Ein Trompetenstoß stellte die Ruhe wieder her; die Gladiatoren hielten die Rechte empor, schauten zu Cäsar hinauf und schricken, oder besser gesagt, sangen mit gedehnter Stimme:

„Ave Caesar imperator!
Morituri te salutant!“

Hierauf gingen sie schnell auseinander, um ihre Plätze einzunehmen. Sie hatten sich in Abteilungen anzugreifen; zuvor aber war den berühmtesten Fechtern eine Anzahl Einzelkämpfe gestattet, wobei die Kraft, die Gewandtheit und der Mut des einzelnen besser hervortrat. Wirklich trat aus der Abteilung der Gallier ein Kämpfer, der in manchem Streite Sieger geblieben und den Liebhabern seines Gewerbes wohl bekannt war. Helm und Panzer funkelten in der Sonne, so daß er wie ein riesiger Käfer anzuschauen war. Der nicht minder berühmte Retiarius Calendio trat ihm entgegen. —

Das Wettsfeuer erwachte.

„Fünfhundert Sesterzien auf den Gallier!“

„Fünfhundert auf Calendio!“

„Beim Herkules! Tausend!“

„Zweitausend!“

Inzwischen war der Gallier in die Mitte der Arena getreten, hielt das Schwert vor sich hin und wisch zurück, wobei er gesenkten Hauptes den Gegner durch die Bissieröffnung scharf beobachtete. Der Retiarius, schön wie eine Statue und nur mit dem Lendengürtel bekleidet, sprang flink um seinen schwerfälligen Feind herum, indem er das Netz anmutig schwankte, seinen Dreizack bald hob, bald senkte und die spöttischen Verse der Retiarii sang:

„Non te peto pisces peto;
Quid me fugis, Galle?“*)

Allein der Gallier floh nicht, sondern blieb stehen und drehte sich mit kaum merklicher Bewegung ringsum, um den Gegner nicht aus den Augen zu verlieren. In seiner Gestalt und dem ungeheuer großen Kopfe bereitete sich nun etwas vor. Die Zuschauer errieten sofort, daß dieser schwere, stahlgepanzerte Körper auf eine Gelegenheit wartete, um mit einem Streiche den Kampf zu entscheiden. Der Retiarius sprang auf ihn los und wieder zurück, wobei er die dreizackige Gabel so schnell bewegte, daß das Auge kaum zu folgen vermochte. Wiederholte hörte man den Dreizack auf den Schild prallen; der Gallier jedoch zuckte mit keiner Wimper und gab so den Beweis seiner Riesenkraft. Seine ganze Aufmerksamkeit war nicht auf der Gabel, sondern auf dem Neß vereinigt, das wie ein Unglücksvogel über seinem Haupte freiste. Die Zuschauer folgten verhaltenen Atems dem meisterhaft geführten Kampfe.

Der Gallier verharrte noch eine Weile in der Abwehr; dann aber sprang er in plötzlichem Entschluß auf seinen Gegner los. Dieser, nicht weniger flink, wischte dem Schwerte aus, erhob den Arm und warf das Neß.

Der Gallier drehte sich blitzschnell und fing das Neß mit dem Schild auf und beide ließen für einen Augenblick ab. Die Zuschauer schrieen: Macte! Neue Wetten wurden eingegangen; Cäsar hatte bis jetzt sich mit Rubria unterhalten und dem Kampfe wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Nun aber wandte er den Blick mit Spannung der Arena zu.

Der Kampf begann von neuem. Ihre Bewegung war so regelmäßig, so bedacht, daß man versucht war, zu glauben, es handle sich mehr um eine Probe, denn um einen Kampf auf Leben und Tod. Zweimal entwich der Gallier dem Neße und zog sich gegen die Mauer der Arena zurück. Diejenigen, welche auf ihn gewettet hatten, riefen: Frisch darauf! Er gehorchte und griff an. Im Nu war der Arm des Retiarius blutüberströmt und ließ das Neß fallen. Der Gallier holte zum Todesstreich aus. Calendio sprang blitzschnell zur Seite, entging dem Hiebe, stieß seinem Gegner den Dreizack zwischen die Knie, so daß er fiel.

*) Ich will nicht Dich, den Fisch will ich, was fliehst Du, Gallier, mich?

Der Gallier wollte ausspringen; doch schon lag er unter dem Neze, worin jede Bewegung ihn mehr und mehr verstricke. Jeden Versuch, auf die Füze zu gelangen, vereitelte Calendio mit seiner Gabel. Die letzte Kraft aufbietend, stützte der Gallier sich auf den Arm und versuchte, emporzufommen. Umsonst! Der versagenden Hand entfiel das Schwert; er fiel auf den Rücken. Calendio setzte den Dreizack auf den Hals des Be- siegten, stützte beide Hände darauf und wandte sich gegen Cäsars Loge.

Der Cirkus zitterte unter dem Beifallssturm, der sich nun erhob. Jenen, die auf ihn geweitet hatten, war er in diesem Augenblieke mehr als Cäsar; aber gerade deshalb lag ihnen jede Erbitterung über den Gallier fern, der auf Kosten seines Blutes ihre Beutel füllte. Die Stimmen teilten sich, die oberen Sitze stimmten teils für Tod, teils für Gnade. Der Retiarius jedoch harrete nur auf die Zeichen Cäsars und der Bestalinnen.

Zum Unglück für den gefallenen Gladiator war ihm Nero nicht gewogen, der früher einmal gegen den Gallier gewettet und dadurch an Licius große Summen verloren hatte. Dessen eingedenk, streckte er die Hand vor die Loge hinaus und hielt den Daumen nach unten.

Die Bestalinnen thaten sogleich dasselbe. Calendio kniete auf die Brust des Gegners nieder, zog einen kurzen Dolch aus dem Gürtel, entfernte die Rüstung vom Halse des Galliers und rieß ihm die dreikantige Klinge bis ans Hest in die Kehle.

„Peractum est!“ hörte man rufen.

Der Gallier zuckte noch einige Zeit wie ein gestochener Büffel, scharrte mit Fingern und Zehen den Sand auf, streckte sich aus und war tot.

Merkur hatte nicht nötig, mit glühendem Eisen von seinem Tode sich zu überzeugen. Er wurde weggeschafft, und andere Paare traten hervor. Schließlich kämpfte Abteilung gegen Abteilung. Augen und Seele der Zuschauer waren dabei. Man brüllte, heulte, pfiff, klatschte, lachte und trieb die Kämpfenden an. Die Gladiatoren, in zwei Legionen geteilt, fochten wie rasende Tiere; Brust lag an Brust, Leiber waren ineinander geflochten, Glieder frachten in ihren Gelenken, Schwerter ragten aus Brüsten und Eingeweiden hervor, erbleichende Lippen spieen Blutwellen in den Sand. Gegen das Ende des Gemehels begannen einige Neulinge aus dem Gemenge zu entfliehen; allein

die mit Blei versehenen Peitschen der Mastigophoroi trieben sie augenblicklich zurück. Das Blut bildete dunkle Lachen im Sande; ein nackter Körper nach dem andern fiel röchelnd zusammen. Die Toten lagen wie Korngarben umher. Die noch Lebenden stritten auf den Leichen weiter, zerschnitten sich die Füße an zerbrochenen Waffen und fielen. Das Entzücken der Zuschauer war grenzenlos.

Die Besiegten waren fast alle tot. Nur wenige Verwundete knieten in der Mitte der Arena und erhoben, um Schonung flehend, ihre Arme. Die Sieger ernteten Kronen und Olivenkränze.

Eine Pause folgte, die auf Befehl des allmächtigen Nero durch ein Gelage ausgefüllt wurde. Wohlgerüche dampften aus Vasen; ein Regen von Safran und Beilchen schauerte auf die Menge herab. Erfrischendes Getränk, gebratenes Fleisch, süßes Gebäck, Wein, Oliven und Obst wurden verteilt. Man aß, plauderte, jauchzte zu Ehren Cäsars, um ihn zu noch größerer Freigebigkeit zu bewegen. Sobald Hunger und Durst gestillt waren, trugen Hunderte von Sklaven Körbe voll Gaben herbei; Knaben, als Cupido gekleidet, entnahmen verschiedenartige Gegenstände daraus, die sie mit beiden Händen unter die Menge warfen. Als Lotteriebillets zur Verteilung kamen, entstand eine förmliche Schlacht. Man stieß sich und trat sich mit den Füßen; man rief um Hilfe, sprang über die Sitze hinweg und erstickte einander in dem fürchterlichen Gedränge. Wer eine Glückszahl erwischt, hatte Aussicht auf ein Haus mit Garten, einen Sklaven, ein Prachtgewand oder ein wildes Tier, das er an das Amphitheater verkaufen konnte. Die Aufregung wuchs bisweilen so, daß die Prätorianer eingreifen mußten. Nach jeder derartigen Verteilung gab es gebrochene Arme und Beine und zu Tode gedrückte Menschen; die Reicheren nahmen an den Verteilungen der Lose nicht teil.

Inzwischen unterhielten sich die Augustianer auf Kosten des Chilon, der sich vergeblich bemühte, zu beweisen, daß er den Anblick von kämpfenden, Blutlachsen, Fleischfetzen ebenso gut vertrage wie die anderen. Er war leichenblaß und Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

„Ha! Grieche, Du kannst wohl den Anblick zerrissener Menschenhäute nicht vertragen!“ spottete Batinius, ihn beim Bart zupfend.

Chilon fletschte seine letzten zwei gelben Zähne und sagte:
„Mein Vater war kein Flickschuster, darum kann ich sie nicht
fließen.“

„Macte! Habet!“ *) riefen mehrere Stimmen.

Senecio jedoch verhöhnte ihn weiter: „Er ist nicht schuld
daran, daß er an Stelle des Herzens ein Stück Käse im Leibe
hat!“ sagte Senecio.

„Du kannst auch nicht dafür, daß Du an Stelle des
Kopfes eine Schweinsblase hast,“ entgegnete wieder Chilon.

„Möglich, daß man Dich zum Gladiator macht, Du würdest
gut aussehen in der Arena.“

„Würde ich Dich dort finden, fände ich einen Wiedehopf.“

„Und wie steht es mit den Christen,“ fragte Festus aus
Ligurien. „Wolltest Du nicht ein Hund sein und die Christen
in Stücke reißen helfen?“

„Ich möchte nicht Dein Bruder sein!“

„Du mäotische Kupfernase!“

„Und Du ligurischer Maulesel!“

„Deine Haut sucht Dich, vielleicht gerbe ich sie Dir noch
etwas!“

In dieser Art wurde der Alte gehänselt, der aber keine
Antwort schuldig blieb. Nero klatschte Beifall, lachte, rief
wiederholte: „Macte!“ und eiferte die Parteien an.

Jetzt näherte sich auch Petronius, berührte den Arm des
Griechen mit seinem Elfenbeinstöcke, den er stets mit sich führte,
und sagte kalt: „Das ist recht, Philosoph, Du bist jedoch im
Irrtum! Die Götter wollten einen gewöhnlichen Schurken aus
Dir machen, und Du wurdest ein Dämon und deshalb kannst
Du es nicht aushalten.“

Der Alte sah dem Sprecher ins Gesicht, und er fand zum
ersten Male keine beleidigende Antwort. Erst nach einigen Augen-
blicken stammelte er: „Ich werde es aushalten!“ . . .

Da ertönten Trompetentöne zum Zeichen, daß die Pause
beendet sei. Alles begab sich auf die angewiesenen Plätze und
plötzlich verstummte auch die Unterhaltung. In der Arena
wurden Leute sichtbar, die die letzten Reste des Kampfes be-
feitigten und Blutspuren mit Sand bestreuten.

Nun sollten die Christen an die Reihe kommen. Alles war

*) „Gut, den hat's!“

auf's äußerste gespannt, denn die meisten hatten keine Ahnung, wie sich das Schauspiel weiter abspielen sollte.

Der Stadtpräfekt gab ein Zeichen.

Sofort erschien ein Greis in Gestalt eines Charon, derselbe, der auch die Gladiatoren zum Kampfe rief, schritt schnell über die Arena und schlug dreimal mit dem Hammer gegen die Thür.

Durch das ganze Amphitheater ging ein Gemurmel: „Die Christen! Die Christen!“

Da knarrte das Eisengitter. Die Mastigophoroi stießen den üblichen Ruf aus: „In den Sand hinaus!“ und im Nu bevölkerte sich die Arena mit in Tierfellen eingehüllten Gestalten, die einer Schar Waldgeister glichen. Alle liefen schnell, etwas fieberhaft bis in die Mitte des riesigen Kreises. Dort sanken sie sämtlich in die Knie und hoben die Hände in die Höhe. Das Volk, in der Meinung, daß sie um Gnade flehten, war wütend über solche Feigheit; es tobte, es brüllte: „Die Tiere, die Tiere!“ Da aber ereignete sich etwas Unerwartetes. Aus der Mitte der zottigen Schar erklangen nämlich singende Stimmen; zum ersten Male hörte man in einem römischen Cirkus das Lied: „Christus regnat!“ . . .

Das Volk staunte. Die dem Tode Geweihten aber sangen weiter, mit zum Velarium emporgerichteten Blicken. Man sah blasses aber begeisterte Gesichter, und man wußte jetzt, daß sie nicht um Gnade flehten. Sie schienen weder den Cirkus noch das Volk, weder den Kaiser noch den Senat zu sehen; von ihren Lippen erscholl es nur immer lauter: „Christus regnat!“ Das Volk machte erstaunte Gesichter und konnte sich dieses Beitrages nicht erklären; wer ist Christus, fragte ein jeder. Da wurde wieder ein Gitter geöffnet und ganze Herden von Hunden sprangen laut bellend in die Arena. Es waren fahlgelbe, riesige Molosse aus dem Peloponnes, hyänenartig gestreifte Hunde aus den Pyrenäen, ausgehungerte Wolfshunde und hibernische Schäferhunde mit blutunterlaufenen Augen. Ihr Geheul und Gewinsel erfüllte die Luft des Amphitheaters. Die Christen hatten ihren Gesang beendet, knieten unbeweglich und riefen wie aus einem Munde: „Pro Christo! Pro Christo!“ Die Hunde, über die Regungslosigkeit der verummumten Gestalten verwundert, zögerten anfangs, sich auf dieselben zu stürzen. Einige strichen der Mauer entlang, als ob sie unter den Zu-

schauern sich ein Opfer wählen wollten; andere umkreisten fläffend die Arena und schienen irgend einem ungesesehenen Tiere nachzujagen. Das Volk geriet darüber in Wut und begann die Bestien in allen Sprachen aufzuheulen; sie ahnten das Heulen und Bellen der Tiere nach, bis das Amphitheater unter dem wüsten Lärm erdröhnte. Da stürzte einer der Molosse auf eine in den ersten Reihen kniende Frau und riß sie unter sich; das war ein Zeichen für die übrigen Bestien. Die ganze Meute stürzte auf die Knienden. Das Volk verstummte und blickte mit angestrengter Aufmerksamkeit in die Arena, wo sich bald Knauel von Menschen- und Tierleibern bildeten. Das Blut floß in Strömen aus den zerfleischten Leibern. In dem Geheule und Gejämpe vernahm man noch klagende weibliche und männliche wehmütige Stimmen: „Pro Christo!“ Die Hunde rissen sich um die blutenden Körperteile und der Blutgeruch und der Dunst der zerrissenen inneren Teile erfüllten die Luft des ganzen Cirkus. Man sah nur noch wenige Kniende und auch diese wurden alsbald niedergerissen.

Vinicio saß wie ein Toter da, mit verglasten Augen das grausige Schauspiel betrachtend. Obwohl er sicher war, daß Lygia sich nicht unter den Opfern befindet, empfand er namenlose Qual bei dem Gedanken an sie. Er hörte weder das Hundegebell noch das Toben des Volkes, noch den plötzlichen Ruf: „Chilon ist in Ohnmacht gefallen!“

„Chilon ist in Ohnmacht gefallen,“ wiederholte Petronius, den Griechen betrachtend.

Dieser saß da, blaß wie Leinwand, mit rückwärts gebeugtem Kopfe und geöffnetem Munde — ähnlich einer Leiche.

In demselben Augenblicke ließ man wieder neue Scharen Christen in die Arena, auch diese knieten nieder. Die Tiere hatten ihren Hunger gestillt und empfanden keine Neigung mehr zum bloßen Morden; sie legten sich gähnend und mit von Blut triefendem Rachen an der Brüstung der Arena nieder. Das entmenschte römische Volk aber war noch nicht gesättigt und wollte noch mehr des Grauenhaften sehen.

„Die Löwen, die Löwen, laßt die Löwen in die Arena!“ schrie es durcheinander.

Die Löwen sollten für den folgenden Tag aufgespart werden, doch im Amphitheater war das Volk Herr; selbst der Kaiser mußte nachgeben. Der einzige Caligula hatte es gewagt,

dem Willen des Volkes entgegenzuhandeln und ließ es mit Stöcken bearbeiten, aber auch er gab in den meisten Fällen nach. Nero, dem das Beifallklatschen über alles ging, gab nun das Zeichen, die „Cunicula“ zu öffnen; als dies das Volk sah, beruhigte es sich sogleich. Die Löwen kamen einer nach dem andern langsam in die Arena, gelbhaarig, ungeheuer, mit zottigen Mähnen und hungrig. Sie zwinkerten, vom roten Schein des Velariums geblendet, mit den Augen, dehnten träge ihre Leiber und öffneten gähnend die Rachen. Die Hunde drängten sich bei deren Anblick auf einen Haufen zusammen. Zene wurden unruhig; ihre Nüstern blähten, die Mähnen sträubten sich und sie umkreisten ihre Opfer. Dann stürzte sich plötzlich einer auf eine Frauenleiche; er legte ihr die Vorderläufe auf den Leib und begann das erfarrte Blut an den Fleischsehnen mit der stacheligen Zunge zu belecken. Das war für die übrigen Bestien das Zeichen, über die kniende Christenfamilie herzufallen. Sie packten ihre Opfer an den Seiten, am Kreuz und setzten in großen Sprüngen mit ihrer Beute im Rachen über die Arena, um sich einen verborgenen Winkel auszusuchen, um sie in Ruhe zu verzehren. Andere suchten sich unter lautem Gebrülle ihren Raub zu entreißen. Man hörte die Knochen zwischen den Zähnen knacken. Die Menge folgte den Vorgängen in der Arena mit der größten Aufmerksamkeit. Ein Beifalldonner übertönte das Heulen der Hunde, das Jammern der unschuldigen Kinder, die Rufe: Pro Christo, das Volk drängte aus den Reihen nach der Brüstung der Arena und wäre am liebsten hinabgestiegen, um den Löwen behilflich zu sein. Auch Nero, der seinen Smaragd vor dem Auge hielt, folgte mit Aufmerksamkeit und blickte zeitweise auf Petronius, auf dessen Zügen der Ausdruck von Verachtung zu sehen war. Chilon war schon vor einer Weile in einer Sänfte entfernt worden.

Doch neue Opfer wurden aus dem Cuniculum getrieben.

In den obersten Reihen stand der Apostel Petrus und blickte auf die unschuldig blutenden Opfer herab. Niemand beachtete ihn, denn alle waren zu sehr mit den Vorgängen in der Arena beschäftigt; er aber streckte die Hand aus und segnete die Sterbenden. Manche hoben den Blick zu ihm empor, denn alle wußten, wo er stand, und wenn sie hoch über sich das Kreuzzeichen sahen, dann lächelten sie vor dem Sterben. Ihm

aber blutete das Herz. Er sprach: „Herr, Dein Wille geschehe, denn sie sterben als Bekänner der Wahrheit. Dir zum Ruhme, meine armen Lämmer! — Du befahlst mir, sie zu hüten, und ich lege sie in Deine Hände! Du aber zähle die Häupter, o Herr, heile ihre Wunden und vergelte ihnen die Leiden mit himmlischen Freuden!“ Und er segnete sie alle, als wären sie seine Kinder, die er direkt in die Hände Christi übergab.

Nun ließ man auf Befehl des Kaisers, der sich an dem grauenhaften Schauspiel nicht satt sehen konnte, alle übrigen wilden Tiere in die Arena; Tiger vom Euphrat, numidische Panther, Bären, Wölfe, Hyänen und Schakale. Ein wüstes Durcheinander folgte. Die Tiere stürzten aufeinander los und zerfleischten sich gegenseitig; der Blutgeruch, das Heulen des Volkes, das Beifallsklatschen machte die Bestien noch mehr wild. Es entstand ein Wirrwarr, aus dem das Auge nicht mehr herausfinden konnte. Endlich war man ermüdet von dem schauderhaften Anblick, man hatte Blut genügend gesehen und in dem Tumult hörte man die Rufe: „Satis! Satis!“

Doch war es leichter, die Bestien aus ihren Käfigen herauszulassen, als sie wieder hineinzubringen. Aber der Kaiser fand bald ein Mittel, um die Arena auf leichte Art zu säubern. In den Sitzreihen tauchten riesige Numidier auf; mit Federn geschmückt, goldene Ringe in ihren schwarzen Ohrläppchen und Pfeil und Bogen in den Händen. Wieder wurde der Kaiser stürmisch begrüßt. Die Numidier aber sandten Pfeil auf Pfeil in die Arena, bis alles Leben darin erstorben war.

Hierauf stürzten Hunderte Slaven in die Arena und säuberten diese. Die Tierleichen und Menschenüberreste wurden auf Wagen geladen und nach den „puticuli“ genannten Gruben gebracht. In kurzer Zeit war der Cirkus sauber und den frisch aufgefahrenen Sand bestreuten Amoretten mit Blumenblättern.

Neue Wohlgerüche wurden angezündet, während man das Velarium entfernte, da die Sonne tief stand. Erstaunt fragten sich die Zuschauer, welches neue Schauspiel diesen Tag beschließen sollte.

In der That harrte ihrer ein Schauspiel, das keiner erwartet hatte. Der Cäsar war schon früher von seinem Podium verschwunden und erschien nun plötzlich in der blumenüberstreuten Arena, in den Purpurmantel gehüllt, die goldene Krone tragend.

Zwölf Choristen folgten ihm mit Zithern. Er selbst hatte eine silberne Laute und trat feierlichen Schrittes in die Mitte der Arena, verbeugte sich mehrere Male vor den Zuschauern, erhob die Augen und schien auf eine Eingebung zu warten.

Dann griff er in die Saiten und begann also zu singen:

„O strahlender Sohn der Leto,
Du Herrscher von Tenedos, Chios, Chryse,
Bist Du's, in dessen Schutz dereinst
Ilion stand, die heilige Stadt?
Dem Born der Achäer gabst Du sie preis,
Du liehest gescheh'n, daß der heil'ge Altar,
Wo die Flamme zu Deiner Ehre brennt,
Mit trojischen Blut besprengt ward;
Weittreffender Schluß mit silbernem Bogen!
Mütter rießen aus tiefster Brust
Angsterfüllt zu Dir empor
Und flehten um Mitleid für ihre Kinder.
Wohl ein Stein hätte Erbarmen gefühlt,
Du aber, o Smintier,
Bliebst fühlloser als kalter Stein.“

Der Gesang klang allmählich in einer wehmüti gen, schmerzbewegten Elegie aus. Tiefe Stille herrschte in dem Cirkus. Nach einer kurzen Pause hub der Kaiser, sichtlich selbst gerührt, wieder zu singen an:

„Durch den Klang Deiner himmlischen Forming
Konntest zum Schweigen den Jammer Du bringen,
Und die Klagen der hangenden Herzen.
Dieses Liedes düstere Weise
Füllt uns heute die Augen mit Thränen,
Wie die Blume mit Nachtau sich füllt.
Doch er erweckt uns aus Trümmern und Asche
Jenen grausen Tag des Verderbens . . .
Wo weilstest Du, Smintier, an jenem Tage?“

Seine Stimme wurde unsicher und seine Augen feucht. Thränen schimmerten auf den Lidern der Vestalinnen. Schweigend laufte die Menge und brach dann in einen nicht endenwollen den Beifallssturm aus.

Zu gleicher Zeit knarrten durch die Bomitoria die Räder der Karren, worauf die blutigen Überreste der Christen geworfen waren, um alle, Männer, Frauen und Kinder, nach den schrecklichen „puticuli“ genannten Gruben gebracht zu werden.

Petrus, der Apostel, stützte sein greises Haupt auf die zitternden Hände und rief im stillen zum Himmel empor: „O

Herr! O Herr! Wem gabst Du die Herrschaft über die Erde!
Und Du willst hier Deinen Hauptfus errichten?"

Fünfundfünzigstes Kapitel.

Nach beendeter Vorstellung strömte das Volk aus dem Circus, nur die Augustianer blieben zurück und versammelten sich vor dem kaiserlichen Podium, um ihre Lobpreisungen darzubringen. Dies genügte aber dem göttlichen Kaiser nicht, er hatte an Wahnsinn grenzende Beifallsstürme erwartet. Umsonst waren daher jetzt die Lobsprüche und Dankdagungen, umsonst fühten jetzt die Bestalinnen die göttlichen Hände; Rubria hatte sich so geneigt, daß sie mit ihrem rothaarigen Kopfe die kaiserliche Brust berührte. — Nero war jedoch durch diese Schmeicheleien nicht befriedigt. — Es wunderte ihn auch, daß nicht einmal Petronius ein Wort des Lobes über seinen Gesang hatte, dies wäre ihm in diesem Augenblicke eine Wohlthat gewesen. Schließlich rief er Petronius zu sich und sagte: „Rede!“

Petronius erwiederte dagegen fast: „Ich schweige, denn ich kann keine Worte finden. Du überragst Dich selbst.“

„Auch mir kommt es so vor! Aber dieses Volk? . . .“

„Kannst Du denn von diesem zusammengewürfelten Volk verlangen, daß es etwas Poesie versteht?“

„Also auch Du hast es bemerkt, daß der Dank nicht so ausfiel, wie ich ihn verdient hätte?“

„Du hast einen schlechten Zeitpunkt gewählt!“

„Inwiefern?“

„Ihr Gehirn ist von dem Blutgeruch betäubt, die Aufmerksamkeit geht dadurch verloren.“

Nero ballte die Fäuste und sagte: „Ach, diese Christen! Rom verbrannten sie, und jetzt rauben sie mir auch noch den Beifall. Ich muß noch härtere Strafen für sie erdenken.“

Petronius sah, daß er auf diese Weise nichts ausrichten werde und schlug ein anderes Thema an. „Dein Lied war herrlich,“ sagte er, „doch läßt die Metrik im zweiten Vers der dritten Strophe etwas zu wünschen übrig.“

Nero übergoß sich mit Schamröte und etwas gereizt, aber mit gedämpftem Tone sagte er: „Du achtest auf alles! . . . Ich weiß es! . . . Ich werde dies abändern! . . . Außer Dir

hat es sicher niemand bemerkt! . . . Du aber schweige bei Deiner Liebe zu den Göttern . . . wenn . . . Dir Dein Leben lieb ist . . ."

"Du kannst mich, Göttlicher, zum Tode verurteilen, wenn ich Dir im Wege bin, doch drohe mir nicht, ich zittere vor dem Tode nicht," entgegnete Petronius finster und blickte dabei scharf in die Augen des Cäsar.

"Du weißt doch, Petronius, daß ich Dich liebe! Gräme Dich nicht!"

"Das ist ein schlechtes Zeichen!" dachte Petronius bei sich.

"Ich wollte Euch zu einem Festmahle einladen," fuhr Nero fort, "doch werde ich mich einschließen und an dem verfluchten Verse der dritten Strophe arbeiten. Außer Dir könnten es noch Seneca und Secundus Karinas bemerkt haben. Diese werde ich mir vom Halse schaffen."

Auf den Ruf erschienen alshald Seneca, Afratus und Secundus Karinas vor dem Kaiser, denen er mitteilte, daß er beabsichtigte, sie zur Eintreibung von Steuern auszusenden. Alle Ortschaften und berühmten Tempel sollten sie auffuchen und alles Nennenswerte aussprechen. Doch Seneca, der sofort merkte, daß er auch noch Tempelschänder und Räuber werden sollte, versuchte diese Aufgabe von sich zu wälzen.

"Ich muß aufs Land fahren, o Herr," sagte er, "und dort meinen Tod abwarten, ich bin frank und meine Nerven sind zerrüttet."

Die iberischen Nerven Senecas waren noch kräftiger als die chilonischen, er mochte aber auch kränklich sein, denn er war in der letzten Zeit abgemagert, und sein Haar war ganz grau geworden.

Nero merkte dies und mochte sich hierbei denken, daß der Tod nicht mehr lange ausbleiben werde.

"Ich will Dich nicht zu der Reise zwingen, wenn Du frank bist, aber bei der Liebe, die ich zu Dir fühle, will ich Dich in meiner Nähe haben und befehle Dir, Dich in Deinem Hause zu verschließen und dasselbe nicht mehr zu verlassen. Würde ich Afratus und Karinas allein schicken," bemerkte Nero lachend, "dann schicke ich Wölfe unter die Schafe. Einen Borgefeschten muß ich diesen beigeben."

Als sich Domitius Afer hierzu anbot, geriet Nero fast in Ekstase.

„Nein! Nein!“ rief er, „ich würde Merkur beleidigen, wenn ich nicht gleich diesen Gott der Diebe selbst senden würde. Ich brauche dazu einen Stoiker, wie Seneca, oder — wie mein neuer Freund und Philosoph — Chilon.“

Chilon, der sich in frischer Luft von seiner Ohnmacht bald erholt hatte, war ins Amphitheater zurückgekehrt, um den Gesang zu hören.

„Hier bin ich, Du leuchtender Strahl der Sonne und des Mondes; ich war frank, doch Dein Gesang machte mich wieder gesund.“

„Dich sende ich nach Achaja,“ sagte Nero, „Du wirst Dich überzeugen, welche Reichtümer die dortigen Heiligtümer beherbergen.“

„Thue dies, o Zeus! und Du wirst Dich überzeugen, welche ungeheure Gaben Dir die Götter senden werden.“

„Ich würde dies thun, doch will ich Dich des Anblickes der Schauspiele nicht berauben.“

„Baal!“ rief Chilon.

Die Augustianer, erfreut darüber, daß Nero wieder humoristisch wurde, stimmten ihm bei: „Nein, Herr! Beraube diesen männlichen Griechen nicht des Anblickes der Schauspiele.“

„Doch, befreie mich, o Herr, von dem Geschrei der Kapitolinischen Gänse, deren Gehirn zusammengenommen die Schale einer Eichel nicht ausfüllt,“ entgegnete Chilon. „Ich schreibe, Du erstgeborener Sohn des Apollo, eine griechische Hymne Dir zu Ehren, und möchte deshalb mehrere Tage in den Musentempeln verbringen und diese um Eingebung großer Gedanken bitten.“

„O nein!“ rief Nero, „Du willst Dich nur vor den nächsten Vorstellungen drücken. Daraus wird nichts. Schreibe Deine Hymne bei Nacht und flehe Diana um Begeisterung an; als Schwester Apollos wird sie Dir sicher helfen.“

Chilon ließ den Kopf sinken und sah die Umgebung wütend an, die in ein homerisches Gelächter ausbrach.

Der Cäsar wandte sich jetzt an Senecio und Suilius Nerulinus: „Bedenket, daß von den für heut bestimmt gewesenen Christen kaum die Hälfte besiegt ist.“

Darauf erwiederte der alte Aquilus Regulus, der ein großer Kenner in Angelegenheiten des Amphitheaters war:

„Die Schauspiele, in denen die Leute sine armis et sine arte aufstreten, dauern zu lang und sind weniger anziehend.“

„Sie sollen bewaffnet werden,“ entgegnete Nero.

Plötzlich erwachte der abergläubische Vestinus aus seiner Betrachtung und fragte mit geheimnisvoller Stimme: „Habt Ihr nicht bemerkt, daß sie vor dem Tode aufwärts blickten, als ob sie etwas sehen würden, und dann wie ohne Schmerz ihr Leben ließen? Ich bin gewiß, sie sahen etwas.“

Er erhob seine Augen zur Öffnung des Amphitheaters, über dem bereits die Nacht ihr sternbesätes Velarium auszubreiten begann.

Die Anwesenden antworteten ihm mit Gelächter und scherzenden Vermutungen über das, was die Christen im Augenblick des Todes gesehen haben mochten. Indes gab Nero seinem Fackelträger ein Zeichen und verließ den Cirkus, die Vestalinnen, Senatoren, Priester und Höflinge folgten ihm.

Die Nacht war hell und warm. Vor dem Cirkus drängte sich das Volk, welches die Rückkehr des Cäsar abwarten wollte; aber es war mißvergnügt, schwiegend. Hier und da hörte man Beifallrufe, doch bald verstummten sie wieder. Vom Spoliarium führten knarrende Karren die blutigen Überreste der Christen weg.

Petronius und Vinicius legten ihren Weg schweigend zurück.

Erst als sie der Villa des ersteren nahe gekommen, fragte Petronius: „Dachtest Du an das, was ich Dir sagte?“

„Ich dachte daran,“ war die Antwort.

„Glaubst Du, daß dies für mich eine Frage von höchster Wichtigkeit ist? Ich muß sie befreien, trotz des Cäsar und Tigellinus. Dies ist eine Art Schlacht, in der ich den Sieg erringen, eine Art Spiel, das ich gewinnen muß, selbst auf Kosten des eigenen Lebens. Der heutige Tag hat mich in meinem Plane noch mehr bestärkt.“

„Möge Christus Dich belohnen!“

„Du wirst sehen.“

Unterdessen langten sie vor der Villa an und verließen die Sänfte. Da näherte sich ihnen eine dunkle Gestalt und fragte: „Ist der edle Vinicius hier?“

„Er ist hier,“ antwortete Vinicius, „was wünschest Du?“

„Ich bin Nazarius, der Sohn Miriams. Ich komme vom Gefängnisse und bringe Nachrichten von Lygia.“

Vinicius, keines Wortes mächtig, legte seine Hand auf

die Schulter des Jünglings und blickte beim Fackellicht in dessen Auge.

Nazarius ahnte die Frage, die auf seinen Lippen erstarb, und sprach: „Sie lebt noch. Ursus sendet mich, Dir zu sagen, daß sie in ihrem Fieber betete und Deinen Namen wiederholte.“

„Gepréisen sei Christus, der die Macht hat, sie mir wieder herzustellen!“ sagte Vinicius.

Er führte Nazarius nach der Bibliothek, und bald kam auch Petronius, um ihrer Unterredung bei zuwohnen.

„Krankheit rettete sie vor Schande, denn die Hässcher wollen nichts mit Kranken zu thun haben,“ sprach der Jüngling. „Ursus und Glaucus, der Arzt, wachten bei ihr Tag und Nacht.“

„Sind die Wachen dieselben?“

„Sie sind dieselben, und Lygia ist in deren Zimmer. Alle Gefangenen in den tiefer gelegenen Kerkern starben am Fieber oder erstickten in der unreinen Luft.“

„Wer bist Du?“ fragte Petronius.

„Der edle Vinicius kennt mich; ich bin der Sohn jener Witwe, bei der Lygia wohnte.“

„Und ein Christ?“

Der Jüngling schaute fragend nach Vinicius; als er aber diesen beten sah, erhob er das Haupt und antwortete: „Ich bin ein Christ.“

„Wie kannst Du frei in das Gefängnis treten?“

„Ich verdingte mich, Leichname herauszutragen, um so meinen Brüdern beizustehen und Nachrichten aus der Stadt zu bringen.“

Petronius betrachtete aufmerksam das einnehmende Gesicht des Jünglings, seine blauen Augen und sein reiches, dunkles Haar.

„Aus welchem Lande bist Du?“ fragte er.

„Ich bin ein Galiläer, Herr.“

„Würdest Du Lygia gern frei wissen?“

Der Jüngling erhob seine Augen. „Ja, selbst wenn ich mein eigenes Leben opfern müßte.“

Vinicius endete sein Gebet und sprach: „Sage den Wachen, sie sollen Lygia gleich einer Toten in einen Sarg legen. Suche Dir Gehilfen, um sie des Nachts aus dem Gefängnisse zu tragen. In der Nähe der Leichengrube werden Eurer Leute mit einer Sänfte warten; ihnen übergiebst Du den Sarg. Versprich den

Wachen so viel Gold von mir, als ein jeder in seinem Mantel fassen kann.“

Während dieser Worte verlor sein Angesicht die frühere Starrheit, der Soldat erwachte wieder in ihm, dem die Hoffnung seine frühere Willenskraft zurückgab.

Nazarius erglühete vor Entzücken und rief, die Hände erhebend, aus: „Möge Christus ihr Gesundheit geben, denn sie wird frei sein!“

„Glaubst Du, daß die Wachen zustimmen?“ fragte Petronius.

„Die Wachen würden in ihre Flucht einwilligen; um so mehr werden sie uns Lygia als Leiche hinaustragen lassen,“ sagte Vinicius.

„Es ist zwar ein Mann aufgestellt,“ sprach Nazarius, „der die wegzutragenden Körper mit rotglühendem Eisen brennt, um sich von ihrem Tode zu überzeugen. Aber um einige Sesterzien wird er Lygias Angesicht nicht berühren, und für einen Aureus statt ihrer den Sarg brennen.“

„Sage ihm, er würde eine Mütze voll Goldstücke erhalten,“ sprach Petronius.

„Aber kannst Du verlässige Gehilfen erhalten?“

„Es giebt Menschen, die für Geld ihre eigenen Weiber und Kinder verkaufen würden.“

„Wo wirst Du sie finden?“

„Im Gefängnis selbst oder in der Stadt. Sind einmal die Wachen bezahlt, so kann ich hineinführen, wen ich will.“

„Dann nimm mich als einen gemieteten Diener mit,“ sagte Vinicius.

Aber Petronius widersehete sich ernstlich. „Die Prätorianer möchten Dich selbst in der Verkleidung erkennen, und dann ist alles verloren. Geh weder ins Gefängnis noch nach der Leichengrube. Alle, auch der Cäsar und Tigellinus, müssen von ihrem Tode überzeugt sein, sonst werden sie sofort ihre Verfolgung befehlen. Wir können den Verdacht nur auf folgende Weise abwenden: Lygia wird in die Albaner Berge oder noch weiter, nach Sicilien, gebracht, und wir bleiben in Rom. Eine oder zwei Wochen später erkrankst auch Du und wendest Dich an Neros Arzt. Dieser wird Dir raten, in die Berge zu gehen. Dort trefft Ihr Euch und dann —“ Er dachte einige Augenblicke nach und fügte mit einer Handbewegung hinzu: „Mögen andere Zeiten kommen!“

„Möge Christus sich ihrer erbarmen.“ sagte Vinicius.
„Du sprichst von Sicilien, während sie frank und dem Tode nahe ist.“

„So laß sie zuerst in der Nähe Roms verbergen. Die Lust allein wird sie wieder herstellen, wenn sie nur einmal aus dem Kerker befreit ist. Hast Du keinen Verwalter in den Bergen, dem Du vertrauen kannst?“

„Ja,“ antwortete Vinicius rasch. „In der Nähe von Corioli ist ein zuverlässiger Mann, der mich als Kind auf den Armen getragen hat und jetzt noch liebt.“

„Schreibe ihm, daß er morgen komme,“ entgegnete Petronius, Vinicius eine Tafel überreichend. „Ich werde sofort einen Boten senden.“

Er rief seinen Hausmeister und gab ihm die nötigen Befehle. Einige Minuten später jagte ein berittener Sklave durch die Nacht gegen Corioli.

„Es wäre mir lieb, wenn Ursus sie begleitete,“ sagte Vinicius, „ich würde dann ruhiger sein.“

„Herr,“ erwiederte Nazarius, „er ist ein Mann von übermenschlicher Stärke, er kann Gitter zerbrechen und ihr folgen. Es öffnet sich ein Fenster nach einem Abgrund, dessen hohe Felsen von keiner Wache besetzt sind. Ich werde Ursus ein Seil bringen, im übrigen wird er sich selbst helfen.“

„Beim Herkules!“ entgegnete Petronius, „laßt ihn austreten, wann es ihm beliebt; aber nicht mit ihr, auch nicht zwei oder drei Tage später, denn man würde ihm folgen und ihr Versteck auffinden. Beim Herkules! Wollt Ihr sie nochmals zu Grunde richten? Ich verbiete Euch, ihm Corioli zu nennen, oder ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Beide erkannten die Richtigkeit dieser Worte und schwiegen. Nazarius verabschiedete sich mit dem Versprechen, bei Tagesanbruch wiederzukehren.

Er gedachte die Nacht bei den Wachen zuzubringen, doch wünschte er zuvor seine Mutter zu besuchen, die in dieser unsicheren, schrecklichen Zeit in beständiger Sorge um ihn lebte. Nach kurzem Besinnen beschloß er, nicht in der Stadt seine Gehilfen zu suchen, sondern einige Leichenträger, die mit ihm arbeiteten, zu bestechen. Ehe er ging, nahm er Vinicius bei Seite und flüsterte: „Ich werde Euren Plan niemand mitteilen, auch nicht meiner Mutter; nur dem Apostel Petrus, der uns

versprach, vom Amphitheater aus in unser Haus zu kommen, werde ich alles sagen.“

„Hier kannst Du offen sprechen,“ erwiderte Vinicius. „Der Apostel war im Theater bei den Leuten des Petronius. Indes will ich selbst mit Dir gehen.“ Er ließ sich den Mantel eines Sklaven bringen und sie entfernten sich.

Petronius seufzte tief. „Ich wünschte, daß sie dem Fieber erläge,“ dachte er; „für Vinicius wäre das weniger schrecklich. Aber nun bin ich bereit, Asculapius für ihre Gesundheit einen goldenen Dreifuß zu opfern. O Feuerbart, Du willst den Schmerz eines Liebenden in ein Schauspiel verwandeln; Du, Augusta, warst eifersüchtig auf des Mädchens Schönheit und würdest sie lebendig verzehren, seitdem Dein Rufus untergegangen; Du, Tigellinus, möchtest sie mir zum Troß vernichten. Wir werden sehen. Ich sage Euch, daß Eure Augen sie nicht in der Arena erblicken sollen; sie wird entweder eines natürlichen Todes sterben, oder ich entreiße sie Euch wie den Zähnen eines Hundes und zwar auf eine Weise, daß Ihr's nie erfahren sollt. Und so oft ich Euch dann sehe, werde ich denken: das sind die Thoren, die Caius Petronius überlistete.“

Selbstzufrieden begab er sich nach dem Triclinium, um mit Eunice die Abendmahlzeit einzunehmen. Während derselben las ihnen ein Lektor die Idyllen des Theokritus vor. Draußen jagte der Wind die Wolken vom Soracte her, und ein plötzlicher Sturm unterbrach das Schweigen der ruhigen Sommernacht. Von Zeit zu Zeit hallte der Donner von den sieben Hügeln wieder, indes die beiden, dicht aneinander gelehnt, an der Tafel saßen und dem bukolischen Dichter lauschten, der in dorischer Mundart die Liebe der Schäfer feiert. Dann schickten sie sich zur Ruhe an, um des süßen Schlummers sich zu freuen.

Unterdessen kehrte Vinicius zurück. Petronius hörte ihn kommen und ging ihm entgegen.

„Habt Ihr etwas erreicht?“ fragte er. „Ist Nazarius ins Gefängnis gegangen?“

„Ja,“ antwortete der junge Mann, seine vom Regen nassen Haare ordnend, „Nazarius ging, um die Angelegenheit mit den Wachen zu ordnen, und ich habe Petrus gesehen, der mir befahl, zu beten und zu glauben.“

„Das ist gut. Wenn alles glücklich von statthen geht, können wir sie nächste Nacht wegtragen.“

„Mein Verwalter muß mit seinen Leuten bei Tagesanbruch hier sein.“

„Der Weg ist kurz. Gehe jetzt zur Ruhe.“

Aber Vinicius kniete im Cubiculum und betete. —

Mit Sonnenaufgang langte Niger, der Verwalter von Corioli, an und brachte auf Vinicius' Befehl Maultiere, eine Sänfte und vier zuverlässige, unter seinen britischen Sklaven ausgewählte Männer mit, die er, um sein Erscheinen nicht auffällig zu machen, in einem Gasthause an der Subura zurückgelassen hatte. Vinicius, der die ganze Nacht kein Auge geschlossen, ging ihm entgegen. Niger war beim Anblische seines jugendlichen Herrn gerührt, küßte ihm Hände und Augen und sprach: „Mein Teurer, Du bist frank oder irgend ein Leid hat Dir Deine Wangen gebleicht; denn ich erkenne Dich kaum wieder.“

Vinicius führte ihn tiefer in die Kolonade hinein und eröffnete ihm hier sein Geheimnis. Niger lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, und sein mageres, sonnenverbranntes Gesicht verriet große Bewegung, die er auch nicht zu bemühen suchte.

„Dann ist sie eine Christin!“ rief Niger aus, und er schaute fragend in Vinicius' Angesicht, der offenbar ahnte, was der erstaunte Blick des Landmannes bedeutete, und ihm sagte:

„Auch ich bin ein Christ!“

Thränen glänzten jetzt in Nigers Augen. Einige Zeit schwieg er, dann erhob er seine Hände und betete: „Ich danke Dir, o Christus, daß Du die Binde von jenen Augen genommen, die mir die teuersten auf Erden sind.“ Und er umarmte Vinicius, küßte dessen Stirn und weinte vor Glück.

Bald darauf erschien Petronius, begleitet von Nazarius. „Gute Nachrichten!“ rief er schon von ferne.

In der That, die Nachrichten waren gut. Vor allem hatte Glaucus, der Arzt, Lygias Genesung verbürgt, obwohl sie dasselbe Gefängnisfeuer hatte, dem im Tullianum und in anderen Kerkern täglich Hunderte erlagen. Zudem waren die Wachen und der Mann, der die Körper mit rotglühendem Eisen brannte, gewonnen; auch Althys, der Gehilfe.

„Wir machten Öffnungen in den Sarg, um der Kranken das Atmen zu ermöglichen,“ sagte Nazarius. „Gefährlich könnte einzige der Umstand werden, daß sie stöhnen oder sprechen

möchte, wenn wir an den Prätorianern vorbeikommen. Allein sie ist sehr schwach und liegt seit dem frühen Morgen mit geschlossenen Augen da. Glaucus wird ihr einen Schlaftrunk reichen, den er selbst aus Medikamenten bereitete, die ich aus der Stadt holte. Der Deckel wird nicht auf den Sarg genagelt werden, Ihr könnt ihn leicht abheben und die Kranke in die Sänfte bringen. In den Sarg legen wir dann einen Sack voll Sand, den Ihr bereit halten werdet."

Vinicius war beim Hören dieser Worte weiß wie die Wand, aber er lauschte mit einer Spannung, als wolle er alles auf einmal hören, was Nazarius sagte.

"Werden auch andere Leichen aus dem Gefängnis getragen?" fragte Petronius.

"Ungefähr zwanzig starben diese Nacht, und bis zum Abend werden noch mehrere Todesfälle erfolgen," sagte der Jüngling. "Wir werden mit vielen anderen gehen müssen; doch wir zögern und werden uns zur Nachhut schlagen. An der ersten Straßencke wird mein Gehilfe scheinbar erlahmen, und so können wir leicht hinter den anderen eine beträchtliche Strecke zurückbleiben. Erwarte uns beim kleinen Tempel der Lilitina! Möge Gott eine möglichst dunkle Nacht geben!"

"Er wird es thun," sagte Niger. "Der letzte Abend war hell, hernach erhob sich ein Sturm. Heute ist der Himmel klar, aber seit dem Morgen ist es schwül. Jede Nacht wird jetzt windig und regnerisch sein."

"Geht Ihr ohne Fackeln?" fragte Vinicius.

"Die Fackeln werden nur voraus getragen. In jedem Falle haltet Euch in der Nähe des Tempels im Dunkeln, obwohl wir die Leichname gewöhnlich erst vor Mitternacht fortschaffen."

Sie hielten inne. Man vernahm nur Vinicius' raschen Atem. Petronius wandte sich zu ihm. "Ich sagte gestern, für uns beide wäre es am besten, wenn wir zu Hause blieben; jetzt sehe ich, daß mir dies unmöglich ist. Würde es sich um eine Flucht handeln, so wäre die größte Vorsicht nötig, da man sie jedoch als Leiche fortträgt, wird kein Mensch irgend welchen Verdacht schöpfen."

"Das ist wahr," sagte Vinicius. "Ich will dabei sein und sie selber aus dem Sarge heben."

"Ist sie einmal in meinem Hause in Corioli, so bürge ich für sie," sprach Niger.

Hier wurde die Unterredung abgebrochen. Niger begab sich zu seinen Leuten in das Gasthaus, Nazarius verbarg eine Börse voll Gold unter seiner Tunika und kehrte ins Gefängnis zurück. Für Vinicius begann ein Tag voll Unruhe, Aufregung und Hoffnung.

„Das Unternehmen sollte gelingen, denn es ist gut geplant,“ sagte Petronius. „Es könnte nicht besser ausgedacht sein. Du mußt Trauer heucheln und eine dunkle Toga tragen. Entfliehe nicht aus dem Amphitheater, das Volk soll Dich sehen. Die ganze Sache ist so gut geordnet, daß sie nicht fehlschlagen kann. Aber darfst Du Dich auf Deinen Verwalter auch wirklich verlassen?“

„Er ist ein Christ,“ antwortete Vinicius.

Petronius sah ihn erstaunt an; dann zuckte er die Achseln und sagte wie im Selbstgespräch: „Bei Pollux! Wie diese Lehre sich verbreitet und die Herzen der Menschen beherrscht. Man sollte meinen, unter den Schrecken der Gegenwart würde alles zu den römischen, griechischen und ägyptischen Göttern zurückkehren. Doch es ist wunderbar! Bei Pollux! Wenn ich glaubte, daß irgend etwas von unseren Göttern abhängt, würde ich jedem von ihnen sechs weiße Ochsen opfern und dem Jupiter zwölf. Spare gegenüber Deinem Christus kein Versprechen.“

„Ich habe meine Seele gegeben,“ erwiderte Vinicius.

Sie trennten sich. Petronius kehrte ins Cubiculum zurück. Vinicius ging, um von ferne nach dem Gefängnis zu blicken, und wandte sich nach dem Abhang des Batikanischen Hügels — zu der Hütte jenes Steinbrechers, bei dem er aus der Hand des Apostels die Taufe empfangen hatte. Es schien ihm, Christus würde ihn dort eher erhören als an einem anderen Orte. Hier angelangt, warf er sich zur Erde und flehte aus allen Kräften seiner schmerzerfüllten Seele um Barmherzigkeit, so daß er darüber vergaß, wo er war und was er that. Erst am Nachmittag brachte ihn der Schall der Trompeten von Neros Cirkus her wieder zu sich. Er verließ die Hütte und blickte um sich, als wäre er eben vom Schlafe erwacht.

Es war heiß; die Stille wurde nur gestört durch das Geräusch der in der Nähe Arbeitenden und den endlosen Lärm der Heuschrecken. Die Luft war schwül geworden; über der Stadt war der Himmel noch heiter, aber in der Nähe der sabinischen Hügel sammelten sich dunkle Wolken.

Vinicius kehrte heim und wurde von Petronius im Atrium erwartet.

„Ich war im Palast,“ sagte er. „Ich zeigte mich dort mit Absicht und beteiligte mich sogar am Würfelspiel. Anicius giebt diesen Abend in seinem Hause ein Fest und ich versprach zu kommen, doch erst nach Mitternacht, da ich vor dieser Zeit des Schlafes bedürfe. Ich werde mich auch wirklich einfinden, und es wäre gut, wenn Du mich begleiten würdest.“

„Sind keine Nachrichten von Niger oder Nazarius gekommen?“ fragte Vinicius.

„Nein, wir werden sie erst um Mitternacht wiedersehen. Hast Du bemerkt, daß ein Sturm im Anzuge ist?“

„Ja.“

„Für morgen ist eine Schaustellung von gefreuzigten Christen anberaumt; aber vielleicht wird sie durch Regen verhindert.“ Dann trat Petronius näher und sagte, die Hand auf die Schulter seines Neffen legend: „Aber Lygia sollst Du nicht am Kreuze sehen müssen, Du wirst sie nur in Coriolit treffen. Bei Castor! Ich würde den Augenblick ihrer Befreiung nicht für alle Edelsteine Roms eintauschen.“

Der Abend brach an und früher als gewöhnlich begann Finsternis die Stadt zu bedecken, denn der ganze Horizont war mit Gewölfe umzogen. Bei Einbruch der Nacht fiel schwerer Regen nieder, der sich auf den von der Tageshitze erwärmten Steinen in Dampf verwandelte und die Straßen der Stadt mit Nebel erfüllte. Dann trat Windstille ein, worauf kurze, heftige Regenschauer folgten.

„Laß uns eilen!“ sagte endlich Vinicius. „Sie möchten wegen des Sturmes die Leichname früher aus dem Gefängnisse tragen.“

„Es ist Zeit,“ versetzte Petronius.

Sie bekleideten sich mit gallischen Mänteln und Kopfbedeckungen und gingen durch die Gartenthür auf die Straße, Petronius hatte sich mit einem kurzen römischen Messer, sicca genannt, bewaffnet, wie er es bei nächtlichen Ausgängen immer that. —

Die Stadt war wegen des Sturmes menschenleer. Von Zeit zu Zeit zerrissen Blitze die Wolken und beleuchteten mit blendendem Glanze die frischen Mauern der neuerrichteten oder im Bau begriffenen Häuser und die nassen Steinfiesen, mit

denen die Straßen gepflastert waren. Nachdem sie einen weiten Weg zurückgelegt, erhelle ein Blitstrahl den Erdwall mit dem Tempel der Libitina auf der Höhe und einer Gruppe von Maultieren und Pferden an dessen Fuß.

„Niger!“ rief Vinicius mit leiser Stimme.

„Hier bin ich, Herr!“ war die Antwort.

„Ist alles bereit?“

„Ja, Herr, wir fanden uns mit der Dunkelheit hier ein. Verbergt Euch hier unter dem Wall vor dem Regen. Welch ein Sturm! Ich denke, es wird noch Hagel fallen.“

Nigers Furcht war gerechtfertigt. Es begann zu hageln, erst schwach, dann immer stärker und stärker. Die Luft wurde plötzlich kalt. Während sie unter dem Wall standen, der sie vor Wind und Hagel schützte, sprachen sie mitsammen in leisem Tone.

„Sollte uns hier auch jemand sehen,“ sagte Niger, „so wird man doch keinen Verdacht schöpfen, sondern uns für Leute halten, die das Ende des Sturmes abwarten! Aber ich fürchte, daß sie die Leichen nicht vor dem Morgen bringen werden.“

„Der Hagelsturm wird nicht lange dauern,“ erwiderte Petronius, „wir müssen bleiben, selbst bis Tagesanbruch.“

Sie warteten und lauschten, um das Geräusch des nahenden Zuges zu vernehmen. Der Hagelschauer ging vorüber; dann folgte ein heftiger Regenguss. Zuweilen erhob sich ein Wind und brachte von der Leichengrube her den schrecklichen Geruch verwesender Körper, die nahe der Oberfläche und nur nachlässig begraben waren.

„Ich gewahre ein Licht durch den Nebel,“ sagte Niger, „ein, zwei, drei — es sind Fackeln. Gebt acht, laßt die Maultiere keinen Laut von sich geben,“ sprach er zu den Männern.

„Sie kommen,“ flüsterte Petronius.

Die Lichter wurden immer deutlicher, und bald konnte man unter den zitternden Flammen die Fackeln unterscheiden.

Niger machte das Kreuzzeichen und begann zu beten. Unterdessen näherte sich die düstere Prozession und hielt endlich vor dem Tempel der Libitina. Petronius, Vinicius und Niger preßten sich schweigend gegen den Wall, da sie nicht wußten, warum Halt gemacht wurde. Doch die Männer waren nur stillgestanden, um Mund und Angesicht mit Tüchern zu bedecken und den unerträglichen, erstickenden Geruch von sich abzuhalten,

der ihnen von der Leichengrube her entgegen kam; dann erhoben sie die Bahren mit den Särgen und gingen weiter.

Nur ein Sarg blieb vor dem Tempel stehen. Vinicius sprang darauf zu; ihm folgten Petronius, Niger und zwei britische Sklaven mit der Säufste. Aber ehe sie den Sarg in der Dunkelheit erreicht hatten, rief ihnen Nazarius schmerzerfüllt entgegen: „Herr, man brachte sie mit Ursus in das esquiline Gefängniß; wir tragen einen anderen Leichnam. Beide wurden schon vor Mitternacht fortgeführt.“

Petronius kehrte heim, finster wie ein Sturm, und versuchte es auch nicht, Vinicius zu trösten. Er sah ein, daß an eine Befreiung Lygias aus dem esquiline Gefängniße nicht zu denken war. Man hatte sie wohl deshalb aus dem Tullianum genommen, sagte er sich, um sie vor dem Tode zu bewahren und für das Amphitheater, für das sie bestimmt war, zu erhalten. Aus eben diesem Grunde wurde sie auch sorgfältiger als die übrigen bewacht. Petronius bedauerte Lygia und Vinicius aus tiefster Seele, aber es verwundete ihn auch der Gedanke, zum ersten Mal in seinem Leben erfolglos gekämpft zu haben.

„Das Glück scheint mich zu verlassen,“ sagte er sich, „aber die Götter irren, wenn sie glauben, ich werde ein Leben annehmen, wie etwa das des Vinicius ist.“ Dabei wandte er sich zu diesem, der ihn mit stieren Augen anblieb: „Was ist Dir? Du bist im Fieber,“ sprach Petronius.

Vinicius antwortete mit eigentümlicher, gebrochener, zögernder Stimme, gleich der eines franken Kindes: „Aber ich glaube, daß er sie mir zurückgeben kann.“

Über der Stadt verhallten die letzten Donnerschläge.

Sechsundfünzigstes Kapitel.

Ein dreitägiger Regen, während des Sommers in Rom eine seltene Erscheinung, und Hagelschauer, die gegen jede natürliche Ordnung der Dinge bei Tag und bei Nacht niedergegangen, unterbrachen die Spiele. Angst und Schrecken überfamen das Volk. Eine schlechte Weinernte war prophezeit worden, und als einmal gegen Mittag der Blitz die Bronzestatue der Ceres auf dem Kapitol traf, ordnete man Opfer im Tempel des Jupiter Salvator an.

Die Priester der Ceres verbreiteten das Gerücht, die Stadt habe den Zorn der Götter erregt, weil man den Christen gegenüber nicht streng verfahre, und das Volk verlangte, daß man die Spiele fortsetze, ohne Rücksicht auf das Wetter zu nehmen. Ein wahrer Taumel ergriff ganz Rom, als schließlich verkündet ward, die unterbrochenen „ludi“ sollten aufs neue beginnen.

Nun lachte wieder heiterer Himmel über der Stadt. Bei Tagesanbruch füllte sich das Amphitheater mit Legionen Schaulustiger. Der Cäsar erschien pünktlich mit den Bestalinnen und dem Hofe. Das Schauspiel sollte mit Kämpfen der Christen untereinander beginnen. Man hatte diese als Gladiatoren verkleidet und mit allen Arten von Waffen versehen, welche den Fechtern von Beruf beim Angriffe und bei der Verteidigung dienten. Aber der Versuch brachte eine Täuschung mit sich. Die Christen warfen ihre Neße, Spieße, Lanzen, Schwerter zu Boden, umarmten einander und ermutigten sich gegenseitig, Marter und Tod geduldig zu erleiden. Gross und Entrüstung ergriff die Herzen der Zuschauer. Die einen beschuldigten sie der Schwäche und Feigheit, die anderen behaupteten, nur aus Haß gegen das Volk wollten die Christen nicht kämpfen, weil sie ihm die Freude nicht gönnennten, den der Anblick der Tapferkeit gewährt. Schließlich ließ der Cäsar wirkliche Gladiatoren auftreten, die in kurzer Zeit die knienden, wehrlosen Opfer abschlachteten.

Nach Begräumung der Leichname folgte statt der Kampfspiele eine Reihe lebender Bilder aus der Mythologie, des Kaisers eigene Erfindung. Man sah Herkules, der bei lebendigem Leibe auf dem Berge Ota verbrannte. Vinicius zitterte bei dem Gedanken, Ursus könne für die Rolle des Herkules aussersehen sein, aber es schien noch nicht an Lygias treuen Diener die Reihe gekommen zu sein, denn ein anderer, dem Vinicius völlig unbekannter Christ verbrannte auf dem Scheiterhaufen.

Das nächste Bild brachte Bekannte Chilons, dessen Anwesenheit Nero befohlen hatte. Der Tod des Dädalus*) und des Ikarus wurde dargestellt. Als Dädalus mußte Euricius auftreten, jener Alte, der Chilon die Bedeutung des Fischzeichens

*) Dädalus, der nach anderen Angaben von Kreta nach Sicilien fliegen konnte, mußte im römischen Amphitheater ebenso untergehen wie Ikarus.

verraten hatte. Sein Sohn Quartus war da in der Rolle des Ikarus. Mit einer Art Flugmaschine wurden beide in die Höhe gehoben und in die Arena hinabgeschleudert; beide stürzten zerschmettert auf den Boden. Quartus stürzte in so unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Podiums herab, daß der Kaiser und seine nächste Umgebung von dessen Blut bespritzt wurde. Chilon bemerkte in der Luft den herabfallenden Körper und schloß seine Augen, so daß er nur einen dumpfen Schlag hörte. Als er die Augen öffnete und die unförmliche Masse sah, war er wieder einer Ohnmacht nahe. Doch bald kam wieder ein neues Bild. Schreckliche Sachen mußten nun Jungfrauen durch die Gladiatoren in Gestalt von wilden Tieren über sich ergehen lassen. Andere Jungfrauen waren als Priesterinnen der Cybele und Ceres verkleidet, die Danaiden, Dirke und Pasiphae wurden dargestellt. Zum Schluß wurden noch unreife Mädchen auf wilde Pferde geschnallt und von diesen in Stücke zerrissen. Das Volk klatschte ungeheuren Beifall für diese neuen Erfindungen des Kaisers, der ganz entzückt dafäz und auch nicht einen Augenblick den Smaragd vom Auge nahm, als man die unschuldigen Gestalten mit glühenden Eisen brannte, mit Zangen auseinanderriß und sich schließlich über die konvulsivischen Zuckungen der Opfer freute.

Jetzt folgten wieder Bilder aus der römischen Zeit. Man sah einen Mucius Scaevola, der seinen an einen Dreifuß gebundenen Arm im Feuer hielt, das ganze Amphitheater roch nach verbranntem Fleisch, doch dieser Scaevola stand unbeweglich mit zum Himmel erhobenen Augen und betete. Die noch zuckenden Opfer wurden tot gemacht und die Arena wieder gesäubert, während sich der Kaiser mit den Vestalinnen und Augustianern in ein nahe gelegenes Zelt begab und dort das Prandium*) einnahm, auch das Volk war des Sitzens müde und zerstreute sich teilweise. In der Pause wurden Löcher ge graben, die sich über die ganze Arena bis vor des Cäsar Podium hinzogen. Das Volk nahm wieder seine Plätze ein und auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich die Eunica. Man trieb eine Unzahl von nackten, Kreuze tragenden Christen in den Raum. Bald wimmelte es von ihnen. Es waren Greise, die unter der Last einherschwankten, Männer in der Vollkraft

*) Mittagsmahl.

ihrer Jahre, Frauen, Jünglinge und Kinder, die man alle am Anfang der Schauspiele nicht hatte umbringen können. Die Kreuze sowie die Opfer selbst waren mit Blumen bekränzt; mit fieberhafter Schnelligkeit wurden die Opfer an die Kreuze genagelt und aufgestellt, um damit fertig zu sein, wenn der Kaiser auf dem Podium erschien. Den Schall der Hammerschläge hörte man sogar im kaiserlichen Zelte, wo man Wein trank, über Chilon sich lustig machte und mit den Priesterinnen der Besta sich neckte. Und auf der Arena drangen die Nägel durch Füße und Hände, Schaufeln begannen ihr Werk und füllten die Löcher zu, worin die Kreuze steckten.

Unter den Gefreuzigten befand sich auch Crispus. Er sah heut anders aus als sonst. Um seinen abgemagerten Leib schlängelte ein Epheugewinde und sein Haupt trug einen Kranz von Rosen; seine Augen funkelten energisch wie sonst, und sein strenges Gesicht glühte vor heiligem Eifer. Stets zu sterben bereit, freute er sich, daß seine Stunde gekommen sei.

„Danket dem Erlöser,“ sprach er wie immer in schelendem Tone, „weil er Euch gestattet, denselben Tod zu erleiden, den er gestorben ist. Vielleicht wird Euch ein Teil Eurer Sünden darum erlassen werden. Aber zittert immerhin, denn Gerechtigkeit herrscht über den Sternen, und die Sünder erwartet nicht der gleiche Lohn wie die Gerechten.“

Nachdem er so gesprochen hatte, rief eine ruhige, feierliche Stimme von oben herab: „Ich sage Euch, daß Christus Euch in seinen Schoß aufnehmen wird! Habet Vertrauen, denn der Himmel steht für Euch offen.“

Aller Augen wandten sich empor, auch diejenigen, welche schon am Kreuze hingen, hoben ihre bleichen Köpfe, Crispus aber streckte die Hand aus, wie zu einer schelenden Entgegnung. Plötzlich aber hielt er inne und flüsterte: „Der Apostel Paulus.“

Staunend sahen die Cirkusdiener alle Christen, die noch nicht angenagelt waren, auf die Knie fallen.

In demselben Augenblicke näherte sich ein Cirkusdiener dem Apostel und fragte: „Wer bist Du, daß Du es wagst, an die Verurteilten das Wort zu richten?“

„Ein Bürger Roms,“ entgegnete Paulus ruhig.

Da ließ Crispus, der von zwei Negern an sein Kreuz genagelt wurde, den Blick in der Runde schweifen und rief:

„Betet für mich, Brüder, denn ich sündigte in meiner Sterbehstunde.“

Seine starren Züge verloren ihren strengen Ausdruck, sie wurden friedlich und milde. Erst als die Zuschauer wieder lachend und lärmend das Amphitheater füllten, zog der Greis die Brauen zusammen, als verstimme es ihn, daß die Heiden den süßen Frieden seines Todes störten.

Die Kreuze waren inzwischen alle aufgerichtet worden, so daß die Arena aussah wie ein Wald von Gefreuzigten. Eine solche Menge*) von Kreuzen hatte man noch nie gesehen; die Sklaven hatten Mühe, sich durchzuzwängen. Crispus aber war als eines der Häupter der Gemeinde unmittelbar vor dem kaiserlichen Podium an ein riesiges, mit Geißblattranken umwundenes Kreuz geschlagen worden.

Es war ein furchtbares, langsame Sterben, viele waren in Ohnmacht gefallen und hingen mit auf die Brust gesenkten Köpfen da, wie tot.

Das Volk, das nach dem eingenommenen Imbiß satt und lustig auf seinen Sitzen Platz genommen hatte, verstummte allmählich; die große Anzahl der Opfer schien die Menge zu verwirren, denn niemand wettete, wer zuerst verschieden würde, was sonst die Gewohnheit war, wenn es sich um eine kleinere Zahl Verurteilter handelte. Nero schien sich zu langweilen, denn er machte sich an seinem Halstuch zu schaffen und sein Gesicht zeigte einen schlaftrigen Ausdruck. —

Crispus, der eine Zeitlang halb ohnmächtig am Kreuze hing, öffnete plötzlich die Augen und heftete sie auf den Kaiser. Seine Gesichtszüge nahmen dabei wieder den unerbittlich strengen Ausdruck an, und in den Augen glühte eine so düstere Flamme, daß die Augustianer flüsternd nach ihm zeigten und Nero schwerfällig seinen Smaragd vor die Augen schob, da auch seine Aufmerksamkeit erregt wurde.

Es herrschte tiefes Schweigen. Aller Augen hingen an Crispus, der die rechte Hand heftig bewegte, als ob er sie losreißen wollte. Dann dehnte sich seine Brust und er rief mit gellender Stimme: „Wehe Dir! — Muttermörder!“

Die Augustianer hielten den Atem an, Chilon saß wie

*) Crassus ließ sechstausend gefangene Sklaven, die sich empört hatten, längs der Via Appia zum abschreckenden Beispiel ans Kreuz schlagen.

eine Bildsäule da, und der Kaiser ließ zusammenzuckend den Smaragd fallen. Auch das Volk hörte gespannt, als es solche Worte vernahm, und dröhrender als früher schallte die Stimme durch das Riesengebäude: „Wehe Dir, Mörder Deines Weibes und Deines Bruders, wehe Dir, Antichrist. Der Abgrund öffnet sich vor Dir, der Tod streckt seine Arme nach Dir aus und Dein Grab wartet. Wehe Dir, lebendiger Leichnam, denn Du wirst in Angst und Schrecken sterben, und Du bist verdammt auf ewig. Wehe Dir, Du Mörder, Du Mordbrenner! Dein Maß ist voll, Deine Zeit ist gekommen.“

Er streckte sich nochmals; seine hageren Arme spannten sich aus, der Leib senkte sich und der Kopf sank auf die Brust herab. Er war tot. Und um ihn her schlummerten die übrigen einer nach dem andern hinüber in den ewigen Schlaf.

Siebenundfünzigstes Kapitel.

„Herr,“ sagte Chilon, „das Meer ist ruhig wie das Öl und scheint zu schlafen . . . Fahren wir jetzt nach Achaja. Dort erwartet Dich der Ruhm Apollos, dort erwarten Dich Kränze, Triumphe, dort werden Dich die Leute vergöttern und die Götter werden Dich als ihresgleichen bewirten, während hier, Herr . . .“ Er brach ab, denn seine Unterlippe fing an so heftig zu zittern, daß seine Sprache unverständlich wurde.

„Wir werden fahren, sobald die Spiele beendet sind,“ entgegnete Nero. — „Ich weiß, daß man jetzt schon die Christen ‚innoxia corpora‘^{*)} nennt, würde ich aber abreisen, so würden dies alle nachsprechen. Was fürchtest Du denn, Du vermörschter Schwamm?“

Nero zog die Brauen zusammen und blickte auf Chilon, als erwartete er noch eine Antwort; aber die Kaltblütigkeit, die er zur Schau trug, war erkünstelt. Die letzte Drohung des Crispus hatte ihm einen mächtigen Schreck eingejagt, so daß er, zum Palatin zurückgekehrt, lange nicht einschlafen konnte vor Wut, Scham und Angst.

Der abergläubische Bestinus, der das Gespräch mit angehört hatte, sah sich vorsichtig um und sagte mit gedämpfter

^{*)} Unschuldige Wesen.

Stimme: „Herr, höre, was dieser Greis sagt. Diese Christen haben etwas Wunderbares an sich . . . Ihr Gott giebt ihnen offenbar einen leichten Tod, aber er könnte doch rachsüchtig sein!“

Darauf Nero: „Ich bin es ja nicht, der die Spiele veranstaltet; Tigellinus ist es.“

„Ja, ich bin es,“ entgegnete Tigellinus, der die Antwort des Kaisers gehört hatte. „Ich fürchte keinen der christlichen Götter. Dieser Vestinus, Herr, ist eine von Vorurteilen aufgetriebene Blase, und der heldenmütige Grieche ist bereit, aus Angst zu sterben beim Anblick einer Gluckhenne, die ihre Küchlein verteidigt.“

„Das ist richtig,“ sagte Nero, „aber für die Zukunft befiehle, den Christen die Zungen auszureißen und ihnen den Mund zu stopfen.“

„Ich werde ihnen den Mund mit Feuer stopfen, Du Göttlicher!“

„Wehe mir,“ stöhnte Chilon.

Doch der Kaiser, dem das lecke Selbstbewußtsein Tigellinus' Zuversicht verliehen hatte, fing an herzlich zu lachen und wies mit dem Finger auf den alten Griechen. „Seht her! So sieht ein Nachkomme des Achilles aus!“

In der That bot Chilon ein Bild des Jammers. Die wenigen Haare, die seinen Schädel bedeckten, waren ganz weiß geworden, und seine Mienen zeigten einen Ausdruck von Unruhe, Furcht und Niedergeschlagenheit. Zeitweise war er wie betäubt und geistesabwesend. Oft beantwortete er an ihn gerichtete Fragen gar nicht, und dann brauste er so zornig auf, daß die Augustianer sich hüteten, ihn zu reizen. Solch ein Augenblick war jetzt gekommen.

„Macht, was Ihr wollt mit mir, ich gehe nicht mehr zu den Spielen!“ rief er verzweifelt und schnalzte mit den Fingern.

Nero sah ihn eine Weile an, worauf er sich an Tigellinus wandte und laut sagte: „Du wirst darauf achten, daß der Stoiker in den Gärten in meiner Nähe bleibt. Ich bin begierig, welchen Eindruck unsere brennenden Fackeln auf ihn machen werden.“

Chilon erschrak vor dem drohenden Tone, in welchem Nero sprach. „Herr!“ sagte er, „ich werde nichts sehen; bei Nacht bin ich blind.“

Der Kaiser aber erwiederte mit schrecklichem Lächeln: „Die Nacht wird hell sein wie der Tag.“

Darauf wandte er sich zu den Augustianern, um mit ihnen über die Wettrennen zu sprechen, die er zu veranstalten gedachte.

Petronius näherte sich dem Griechen und sagte, ihm auf die Schulter klopfend: „Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du es nicht aushalten wirst?“

Jener antwortete nur: „Ich will mich betrinken . . .“ Und er streckte die zitternde Hand nach einem Becher, doch er brachte ihn nicht bis an die Lippen.

Bestinus, neugierig und erschrocken, nahm ihm den Becher ab und fragte: „Fagen Dich die Furien, wie?“

„Nein“ — sagte Chilon — „aber die Nacht rückt heran.“

„Was denn für eine Nacht? Mögen sich die Götter über Dich erbarmen.“

„Eine ungeahnte, eine schreckliche Nacht.“

„Du empfindest jetzt wohl Mitleid mit ihnen?“

„Weshalb vergießt Ihr so viel Blut? Hörest Du, was jener am Kreuze sagte? Wehe uns!“

„Ich hörte es,“ sagte Bestinus leise. „Aber sie sind doch Brandstifter!“

„Das ist nicht wahr!“

„Sie sind die Feinde des Menschengeschlechts!“

„Das ist nicht wahr!“

„Sie sind Brunnenvergifter!“

„Das ist nicht wahr!“

„Sie morden die Kinder!“

„Das ist nicht wahr!“

„Was?“ fragte Bestinus erstaunt, „Du selbst hast doch dies alles behauptet und sie dem Tigellinus ausgeliefert!“

„Dafür umfängt mich jetzt Finsternis, und der Tod naht . . . Zeitweise kommt es mir vor, als sei ich schon gestorben und Ihr alle ebenso!“

„Nein, nein, jene sterben, aber wir leben. Aber sage mir doch, was die Christen beim Tode sehen, da sie alle nach oben sehen?“

„Sie sehen Christum!“

„Ist das ihr Gott? Ist das ein mächtiger Gott?“

Ohne hierauf zu antworten, fragte Chilon: „Was sind das für Fackeln, die im Garten brennen sollen, von denen der Kaiser sprach?“

„Man nennt sie sarmentii und semaxii . . . Man bekleidet sie mit der Schmerzenstunika, bestreicht sie mit Harz, bindet sie an Säulen und zündet sie an . . . Wenn nur deren Gott uns keine Niederlage sendet . . . Semaxii!! Das ist eine grausame Züchtigung.“

„Das ist mir lieber, denn hierbei giebt es kein Blutvergießen,“ sagte Chilon. „Heiße den Sklaven mir Wein zu reichen. Ich will trinken, verschütte aber den Wein, denn die Hand zittert vor Kummer . . .“

Die andern unterhielten sich inzwischen ebenfalls von den Christen. Der alte Domitius Afer machte sich über sie lustig.

„Es sind ihrer so viele, daß ihnen nichts leichter wäre, als einen Bürgerkrieg anzufangen; statt dessen sterben sie wie die Schafe.“

„Sie sollen es nur versuchen, anders zu sterben,“ warf Tigellinus ein.

Darauf bemerkte Petronius: „Ihr seid im Irrtum. Sie wehren sich.“

„Wieso denn?“

„Mit ihrer Geduld.“

„Das ist eine ganz neue Art Waffe.“

„Sicherlich. Aber könnt Ihr behaupten, daß sie wie gemeine Verbrecher sterben? Nein! Sie sterben so, als wären diejenigen die Verbrecher, die sie zum Tode verurteilen; das sind wir und das römische Volk!“

„Was ist das für ein Geschwätz!“ sagte Tigellinus.

„Hic Abdera!“^{*)} entgegnete Petronius.

Alle staunten über die Richtigkeit seiner Betrachtung, blickten sich gegenseitig an und sagten: „Ganz recht, es ist etwas Besonderes in ihrem Sterben.“

„Ich sage Euch, sie sehen ihren Gott,“ rief Bestinus.

Einige Augustianer wendeten sich zu Chilon: „Nun, Alter, Du kennst sie ja gut; sage uns, was sie sehen!“

Der Griech spie den Wein aus, den er im Munde hatte, und bekleidete seine Tunika. „Sie sehen die Auferstehung!“ sagte er.

Er zitterte so heftig, daß die neben ihm Sitzenden in lautes Gelächter ausbrachen.

^{*)} Sprichwort: das ist der Dümme unter den Dummen.

Achtundfünftes Kapitel.

Seit mehreren Tagen schon hatte Vinicius die Nächte außer dem Hause zugebracht. Petronius nahm deshalb an, er habe einen neuen Plan entworfen und bereite Lygias Rettung aus dem esquilineischen Gefängnisse vor, doch wollte er ihn nicht danach fragen, aus Furcht, das begonnene Werk zu gefährden. Dieser verfeinerte Skeptiker war nämlich in gewissem Sinne abergläubisch geworden. Weil ihm die Rettung Lygias aus dem mamertinischen Kerker mißglückt war, hörte er auf, seinem Stern zu vertrauen. Zudem schien ihm ein Gelingen der Pläne seines Neffen auch ausgeschlossen. Der esquilineische Kerker, in aller Eile aus Kellern solcher Häuser gebildet, die man, um dem Feuer zuvorzukommen, niedrigerissen hatte, war allerdings nicht so furchtbar wie das alte Tullianum beim Kapitol; dafür wurde er aber um so schärfer bewacht. Petronius verhehlte sich nicht, daß man Lygia dorthin gebracht hatte, um sie vor zu frühem Tode, nicht aber um sie damit vor dem Amphitheater zu bewahren. Er wußte, daß man sie bewachen würde, wie ein Mensch seinen Augapfel.

„Offenbar,“ sagte er sich, „haben der Cäsar und Tigellinus sie für ein besonderes, alles Frühere in Schatten stellendes Schauspiel ausersehen. Vinicius geht eher selber zu Grunde, als daß er sie davor rettet.“

Auch Vinicius hatte die Hoffnung auf ihre Befreiung aufgegeben. Er sagte sich, Christus allein könne sie aus dem Gefängnisse führen. Das einzige Sinnen und Trachten des jungen Kriegers ging jetzt darauf aus, sie noch im Kerker zu sehen.

Der Gedanke, daß Nazarius als Leichenträger in das mamertinische Gefängnis eingedrungen war, ließ ihm seit einiger Zeit keine Ruhe, und er beschloß, den gleichen Weg einzuschlagen. Nachdem er den Aufseher der „Leichengruben“ um eine ungeheure Summe erkauft hatte, nahm ihn dieser schließlich unter die Zahl seiner Knechte auf, die er allnächtlich in die Gefängnisse schickte, um die Leichname zu holen. Daß Vinicius erkannt werden würde, war kaum anzunehmen. Durch die Dunkelheit, die schlechte Beleuchtung des Kerkers und durch seine Verkleidung ward er sicherlich davor bewahrt. Wem möchte es auch in den Sinn kommen, daß ein Patrizier, der Nach-

Komme einer langen Reihe von Konsuln, sich unter diesen Knechten, diesen Leichenträgern befindet, die den schlechten Dünsten der Gefängnisse und den übel riechenden Gruben ausgesetzt waren, daß er sich einer Arbeit unterziehen werde, zu der die Menschen sonst nur durch Sklaverei oder die äußerste Not gezwungen wurden.

Sobald der ersehnte Abend da war, verkleidete sich Vinicius, hüllte das Haupt in ein mit Terpentin getränktes Tuch und begab sich klopfsenden Herzens mit den übrigen Knechten nach dem Esquilin.

Die prætorianischen Wachen machten keine Schwierigkeiten, denn alle waren mit den nötigen „tesserae“ versehen, welche von dem Centurio beim Lichte einer Laterne geprüft wurden. Die schwere eiserne Pforte that sich auf und die Leichenträger traten ein. —

Vinicius erblickte einen weiten, gewölbten Keller, aus dem sie zu einer Reihe anderer Gelasse kamen. Einige dieser armen Wesen lagen an den Wänden hingestreckt, wie in Schlummer versunken oder tot. Andere umringten große, in der Mitte stehenden Gefäße mit Wasser, woraus sie so gierig tranken, wie Leute, die vom Fieber verzehrt werden, wieder andere saßen auf dem Boden, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen, da und dort sah man schlafende Kinder, an die Brust ihrer Mutter geschmiegt. Ringsumher vernahm man lautes Stöhnen, die beschleunigten Atemzüge der Kranken, heftiges Weinen, geflüsterte Gebete, halblaut gesungene Hymnen, und dazwischen die Flüche der Aufseher. Die Luft in diesen Gewölben war verpestet durch die Ausdünstungen der Lebenden und der Toten.

In der dunklen Tiefe wimmelte es von schwarzen Gestalten; in der Nähe des flackernden Lichtes sah man blasses, hungrige, leichenhafte Gesichter mit trüben oder fieberglänzenden Augen, blauen Lippen, schweißtriefenden Stirnen und flebrigen Haaren. Aus den Ecken drang lautes Stöhnen der Kranken, dort rief einer nach Wasser, hier flehten mehrere, zum Tode geführt zu werden. Und doch war dieser Kerker weniger furchtbar als das alte Tullianum! Die Füße drohten Vinicius zu versagen, sein Atem begann zu stocken. Hier war Lygia! Die Haare standen ihm zu Berge, und nur mühsam erschöpft er einen Schrei der Verzweiflung. Das Amphitheater, die Zähne der wilden Tiere,

das Kreuz — alles war besser als diese fürchterlichen, mit Leichengeruch gefüllten Kerker, worin flehende Menschenstimmen aus allen Winkeln riefen: „Führt uns zum Tode.“

Binicius drückte die Fingernägel in die Hand, denn er fühlte eine plötzliche Schwäche und fürchtete, das Bewußtsein zu verlieren. Alles, was er bisher empfunden, seine Liebe und seine Qualen traten nun zurück vor dem einen sehnfütigen Verlangen nach dem Tode. —

Eben fragte an seiner Seite der Aufseher der Leichengruben: „Wie viele Leichname habt Ihr?“

„Etwa ein Dutzend,“ erwiederte der Kerkermeister; „morgen früh werden ihrer mehr sein, denn viele liegen im Sterben.“

Und er begann über die Frauen zu klagen, die ihre toten Kinder verbargen, um nicht von ihnen getrennt zu werden, um nicht ihr Teuerstes den Kloaken übergeben zu müssen.

„Wir müssen oft die Leiche durch den Geruch finden, der die an sich schon fürchterliche Luft noch mehr verpestet. Lieber wollte ich in einem Arbeitshause für Sträflinge sein, als diese lebendig verfaulenden Hunde überwachen.“

Der Kerkeraufseher tröstete ihn damit, daß er sagte, seine Arbeit sei nicht angenehmer. Binicius hatte seine Geistesgegenwart wiedererlangt und begann das Verließ zu durchsuchen. Doch nirgends fand er Lygia und gab allmählich die Hoffnung auf, sie lebendig noch einmal zu sehen. Einige der Keller waren durch neu gegrabene Gänge miteinander verbunden; die Leichenträger betraten aber nur solche Räume, worin Tote lagen. Binicius fürchtete schon, seine List würde erfolglos sein, als sein Arbeitgeber ihm zu Hilfe kam.

„Die Leichen sind ansteckend,“ sagte er. „Ihr müßt sie entweder sofort hinaustragen, oder samt den Gefangenen sterben.“

„Wir sind bloß unser zehn und müssen schlafen,“ fiel der Kerkermeister ein.

„Ich will vier meiner Leute hier lassen, die während der Nacht umhergehen und noch Leichen suchen sollen.“

„Wir wollen morgen mit Dir trinken, wenn Du das thußt. Jeder muß untersucht werden; denn wir haben Befehl, jeder Leiche den Hals zu durchstechen und sie sofort in die Gruben zu schaffen.“

„Gut, gut. Wir werden miteinander trinken,“ erwiederte der Aufseher.

Vier Männer, darunter Vinicius, wurden ausgewählt; die anderen hatten die Leichen auf die Bahnen zu schaffen.

Vinicius war beruhigt, denn nun mußte er Lygia finden. Zuerst durchsuchte er sorgfältig den ersten Keller; in jedem Winkel, den seine Fackel ihm zeigte, forschte er nach ihr, er prüfte die Gesichter, die unter rauhen Mänteln schliefen, er entdeckte, daß die schwer Kranken in eine besondere Ecke verbracht waren. Doch Lygia fand er nirgends; auch im zweiten und dritten Keller nicht. —

Inzwischen war es späte Nacht geworden; sämtliche Leichen hatte man hinausgetragen. Die Wächter verteilten sich in die Zwischengänge und schliefen, die vom Weinen müde gewordenen Kinder schwiegen; nichts ließ sich hören als schwere Atemzüge und da und dort ein leise gemurmeltes Gebet.

Vinicius trat mit der Fackel in den vierten, bedeutend kleineren Keller. Mit der Fackel vor sich hinleuchtend, spähte er umher und begann plötzlich zu zittern; denn er glaubte, an einer vergitterten Maueröffnung die Hünengestalt Ursus' zu sehen.

Nachdem er rasch die Fackel ausgelöscht hatte, näherte er sich ihm und fragte: „Ursus, bist Du hier?“

„Wer bist Du?“ antwortete der Riese, sich zu ihm wendend.

„Kennst Du mich nicht?“ entgegnete der junge Tribun.

„Du hast die Fackel ausgelöscht; wie soll ich Dich erkennen.“

Jedoch in diesem Augenblicke erblickte Vinicius Lygia, welche auf einem Mantel gebettet dicht an der Wand lag. Er sprach kein Wort weiter und kniete an ihrer Seite nieder. Ursus erkannte ihn jetzt und rief: „Gepriesen sei Christus! Doch wecke sie nicht auf, Herr!“

Vinicius blickte auf sie durch seine Thränen hindurch. Trotz der Dunkelheit vermochte er ihr Antlitz, das so weiß wie Alabaster war, und ihre abgemagerten Arme zu unterscheiden. Bei diesem Anblick fühlte er eine Liebe, die seine Seele bis in die tiefsten Tiefen erschütterte und zugleich so voll Mitleid und Chrfurcht war, daß er auf sein Antlitz fiel und seine Lippen auf den Saum des Mantels drückte, auf dem sein Teuerstes auf Erden lag.

Ursus schaute ihm lange schweigend zu; endlich zog er ihn an der Tunika. „Herr,“ fragte er, „wie kamst Du hierher? Willst Du sie retten?“

Vinicius erhob sich und kämpfte seine Rührung nieder.
„Zeige mir, wie?“ erwiderte der Tribun. —

„Ich dachte, Du würdest Wege finden, Herr. Nur ein Mittel fiel mir ein —“ Dabei kehrte er sich gegen die Gittertür und sagte: „Hier durch. Aber es stehen Söldner draußen —“

„Hundert Prätorianer.“

„So kommen wir nicht durch?“

„Nein.“

Der Lygier rieb sich die Stirn und fragte abermals: „Wie kamst Du herein?“

„Ich habe eine tessera*) vom Aufseher der Leichengruben.“ Plötzlich hielt er inne, als ob ihm ein Gedanke gekommen sei. „Beim Leidenswege des Erlösers!“ begann er; „ich bleibe hier. Sie soll meine tessera nehmen, ihr Haupt in ein Tuch hüllen, einen Mantel über die Schultern ziehen und sich hindurchschleichen. Unter den Leichenträgern befinden sich mehrere halbwüchsige Knaben, so daß ihre Gestalt den Prätorianern nicht auffallen wird, — und ist sie erst in Petronius' Haus, ist sie gerettet.“

Doch der Lygier ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und sagte: „Sie würde nicht einwilligen, weil sie Dich liebt. Auch ist sie frank und kann allein kaum stehen. Wenn Du und Petronius sie nicht aus dem Kerker zu befreien vermögen, wer kann es dann?“

„Christus allein.“

Beide schwiegen.

„Christus könnte alle Christen retten,“ dachte der Lygier in seinem einfältigen Herzen; „da er sie aber nicht rettet, so ist es sicher, daß die Stunde der Marter und des Todes gekommen ist.“ Er schickte sich darein, so weit es ihn betraf; doch seine Seele war tief traurig um jenes Kindes willen, das in seinen Armen aufgewachsen, das er mehr liebte als sein eigen Leben.

Vinicius kniete nun wieder an Lygias Seite. Mondstrahlen drangen jetzt durch das Gitter und gaben ein stärkeres Licht als die Kerze über dem Eingang. Lygia schlug die Augen auf und sagte, indem sie die fiebrige Hand auf Vinicius' Arm legte: „Ich sehe Dich; ich wußte, daß Du kommen würdest.“

*) Einlaßmarke.

Ihre Hand ergreifend, drückte er diese an seine Stirn und sein Herz; dann hob er die Kranke ein wenig in die Höhe und zog sie an seine Brust.

„Ich bin gekommen, Geliebte; Christus beschütze und rette Dich, teure Lygia!“

Seine Stimme versagte; sein Herz wollte vor Liebe und Schmerz brechen. Allein er suchte in ihrer Gegenwart gefaßt zu sein.

„Ich bin frank, Marcus,“ sagte Lygia, „und muß entweder hier oder in der Arena sterben. Ich habe gebetet, Dich vor dem Tode noch einmal sehen zu dürfen, und Du kamst — Christus erhörte mich.“ Und als er darauf kein Wort entgegnen konnte, preßte er sie an die Brust, während sie fortfuhr: „Ich sah Dich durchs Fenster vom Tullianum aus. Ich sah, daß Du zu mir kommen wolltest. Nun gibst mir der Heiland auf einen Augenblick das Bewußtsein wieder, so daß wir voneinander Abschied nehmen können. Ich gehe zu ihm, Marcus; doch ich liebe Dich, und werde Dich ewig lieben.“

Vinicio bezwang sich und suchte seine Stimme ruhig erscheinen zu lassen, während er antwortete: „Nein, Teure, Du wirst nicht sterben. Der Apostel hieß mich glauben und versprach für Dich zu beten. Er kannte den Heiland; der Heiland liebte ihn und kann ihm Erhörung nicht versagen. Müßtest Du sterben, so hätte mir Petrus nicht befohlen, zu vertrauen. Doch er sagte: ‚Vertraue!‘ Nein, Lygia! Christus wird sich erbarmen! Er wünscht nicht Deinen Tod. Er wird es nicht zulassen. Ich schwöre Dir beim Namen des Erlösers, daß Petrus für Dich betet.“

Ein kurzes Schweigen folgte. Die über dem Eingang hängende Lampe erlosch, aber der Mond schien hell durch die vergitterte Öffnung. Aus einer Ecke auf der anderen Seite des Kellers drang das Weinen eines Kindes herüber. Doch bald war alles wieder still. Von außen vernahm man die Stimmen der Prätorianer, die nach der Ablösung unter der Mauer mit dem Spiele „scriptae duodecim“^{*)} sich ergötzten.

„O Marcus,“ sagte Lygia, „Christus selber rief zum Vater: ‚Nimm diesen bittern Kelch von mir;‘ dennoch trank er ihn.“

^{*)} Das Spiel der zwölf Linien. Es wurde auf einem Spielbrett gespielt, das auf jeder Seite durch zwölf Linien in Felder geteilt war.

Der Heiland starb am Kreuze und Tausende gehen um seinetwillen in den Tod. Wie sollte er denn mich allein verschonen? Wer bin ich, Marcus? Petrus sagt auch, er werde unter Martern sterben. Als die Prätorianer mich ergriffen, fürchtete ich Tod und Qualen; aber ich fürchte sie jetzt nicht mehr. Sieh, wie schrecklich dieser Kerker ist! Doch ich gehe in den Himmel. Hier ist der Cäsar, dort aber der Heiland, gnädig und barmherzig. Dort giebt es keinen Tod. Du liebst mich; darum bedenke, daß wir uns dort wiederfinden.“ Sie hielt inne, um der franken Brust Atem zu verschaffen; dann zog sie seine Hand an ihre Lippen. „Marcus!“

„Was, meine Teure?“

„Weine nicht um mich und denke daran, daß Du dort mit mir vereint sein wirst. Mein Leben ist kurz gewesen, doch hat Gott mir Deine Seele geschenkt; deshalb will ich Christus sagen, daß, wenn ich auch sterbe und Du meinen Tod mit ansiehst, wenn Du auch in Gram und Leid zurückbleibst, Du Dich doch niemals gegen seinen Willen auflehnen und ihn immer lieben wirst. Wirst Du ihn lieben und ergeben meinen Tod ertragen? Dann wird er uns auf immer vereinigen. Ich liebe Dich und wünsche, auf immer mit Dir vereint zu werden.“ Der Atem versagte ihr; kaum hörbar fügte sie hinzu: „Versprich mir dies, Marcus!“

Bebend umschlang sie Vinicius. „Bei Deinem geheiligten Haupte!“ sagte er. „Ich verspreche es Dir!“

Der Mond warf einen matten Schatten auf ihr Antlitz, das jetzt strahlte. Noch einmal drückte sie seine Hand an ihre Lippen und dabei flüsterte sie: „Ich bin Dein Weib!“

Draußen im Freien jenseits der Kerkermauern erhoben die „scriptae duodecim“ spielenden Prätorianer einen lauten Streit, Vinicius und Lygia aber vergaßen des Gefängnisses, der Wachen, der Welt — sie fühlten Engelsseelen in ihrem Innern und begannen zu beten.

Neunundfünftigstes Kapitel.

Drei Tage, richtiger gesagt, drei Nächte, störte nichts ihren Frieden. Nachdem die gewöhnliche Gefängnisarbeit gethan war, die darin bestand, die Toten von den Lebenden und die Schwer-

franken von den übrigen zu trennen, nachdem die Wachen sich zum Schlafe niedergelegt hatten, kam Vinicius in Lygias Kerker und blieb dort bis Tagesanbruch. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter, und mit leiser Stimme sprachen sie von Liebe und Tod. Im Denken und Reden, in den Wünschen und Hoffnungen selbst lösten sich beide unbewußt mehr und mehr vom Leben und verloren den Sinn dafür. Sie glichen Leuten, die das Land zu Schiff verlassen haben, das Auge aus dem Auge verlieren und in die Unermeßlichkeit hinausgleiten. Beide formten sich zu ernsten Seelen aus, untereinander und mit Christus in Liebe vereint, bereit, die Erde zu verlassen. Nur manchmal erhob sich wieder gleich einem Wirbelwind der Schmerz in Vinicius' Seele, flammte gleich einem Blitz die Hoffnung in ihm auf, getragen von der Liebe und dem Glauben an den gekreuzigten Gott; immerhin riß auch er sich täglich mehr von der Erde los und sehnte sich nach dem Tode. Wenn er am Morgen aus dem Gefängnisse ging, kam ihm die Welt, die Stadt, die Bekannten, die Lebensinteressen, alles wie ein Traum vor. Alles schien ihm fremd, entfernt, eitel, nichtig. Selbst die Marter hatte ihre Schrecken verloren, weil er sich vorstellte, sie könne in innerer Sammlung, das Geistesauge nach oben gerichtet, überstanden werden. Es schien beiden, als wäre schon die Ewigkeit zu ihrer Aufnahme bereit. Sie sprachen davon, wie sie jenseits des Grabs leben und sich lieben würden; und kehrten ihre Gedanken zuweilen zur Erde zurück, so geschah es wie bei Personen, die eine lang andauernde Reise unternehmen und von den Vorbereitungen dazu reden. Hierbei umgab sie so tiefes Schweigen, wie zwei in der Wüste verlorene und vergessene Säulen. Ihre einzige Sorge bestand darin, daß Christus sie trennen möchte. Ihre Überzeugung, daß er dies nicht thun werde, steigerete sich indes. Daher liebten sie ihn als ein Glied, das sie beide in ewigem Glück und Frieden vereinige. Obwohl noch auf Erden, fiel der Erde Staub von ihnen; ihre Seelen wurden so rein wie Thränen. Umgeben von den Schrecken des Todes, unter Elend und Leiden, in dieser Gefängnishöhle, hatte der Himmel in ihnen seinen Anfang genommen; Lygia hatte Vinicius gleichsam an der Hand gefaßt und wie eine Gerettete und Heilige ihn hinaufgeführt zur Quelle des Lebens.

Petronius aber war erstaunt, auf dem Antlitz des Vinicius einen Ausdruck immer größeren Friedens und wunder-

barer Heiterkeit zu gewahren, was er früher nie bemerklt hatte. Manchmal vermutete er, Vinicius habe eine neue List entdeckt, Lygia zu befreien, und er war etwas beleidigt, daß ihm der Neffe seine Pläne nicht anvertrauen wolle; zuletzt konnte er sich nicht mehr beherrschen und sagte: „Du hast jetzt einen anderen Blick; habe keine Geheimnisse vor mir, denn ich will und kann Dir helfen. Hast Du etwas erreicht?“

„Ja,“ antwortete Vinicius, „aber Du kannst mir nicht helfen. Nach ihrem Tode will auch ich mich als Christ bekennen und ihr folgen.“

„Hast Du also keine Hoffnung?“

„Die größte Hoffnung! Christus wird sie mir geben, und ich werde nie mehr von ihr getrennt werden.“

Petronius ging im Atrium auf und ab, Enttäuschung und Ungeduld malten sich in seinen Zügen.

„Dafür benötigst Du Deinen Christus nicht — unser Thanatos*) leistet die gleichen Dienste.“

Vinicius lächelte ernst und sprach: „Nein, mein Lieber, Du willst mich nicht verstehen.“

„In der That, ich will und kann nicht. Es ist jetzt keine Zeit zu Erörterungen, aber denke an das, was ich Dir sagte, als es uns nicht gelang, Lygia aus dem Tullianum zu befreien. Ich verlor alle Hoffnung, Du aber sagtest auf dem Heimwege: „Ich glaube, daß Christus sie mir wiedergeben kann.“ Er soll sie Dir zurückgeben. Wenn ich einen kostbaren Becher in die See werfe, so kann ihn mir keiner unserer Götter bringen; ist Euer Gott nicht besser, so weiß ich nicht, warum ich ihn mehr als die alten Götter ehren sollte!“

„Aber er wird sie mir wiedergeben!“

Petronius zuckte mit den Achseln. „Weißt Du,“ fragte er, „daß des Cäsar Garten morgen durch Christen beleuchtet wird?“

„Morgen?“ wiederholte Vinicius.

Und angesichts der nahen und entsetzlichen Wirklichkeit erzitterte sein Herz vor Schmerz und Furcht. „Vielleicht wird dies die letzte Nacht sein, die ich bei Lygia verweilen kann,“ war sein Gedanke. Er verabschiedete sich von Petronius und begab sich eilig zum Aufseher der Leichengruben, diesen um seine tessera zu ersuchen. Aber eine neue Enttäuschung wartete seiner — der Aufseher wollte ihm die tessera nicht geben.

*) Genius des Todes.

„Verzeih mir,“ sagte er, „ich habe für Dich gethan, was möglich war, aber mein Leben kann ich nicht wagen. Diese Nacht werden Christen nach den Gärten des Cäsar abgeführt. Die Gefängnisse werden voll Soldaten und amtlicher Personen sein. Würdest Du dort erkannt, so wären ich und meine Kinder verloren.“

Vinicius verstand, daß er vergeblich auf seiner Forderung beharren würde. Doch hoffte er, die Soldaten, denen er ja bekannt war, würden ihn auch ohne tessera einlassen. Bei einbrechender Nacht verkleidete er sich deshalb wie gewöhnlich als Leichenträger und begab sich, ein Tuch um den Kopf gewunden, zum Gefängnisse. An diesem Abend wurden jedoch die tesseras strenger als sonst geprüft, und um das Misgeschick voll zu machen, erkannte ihn der Centurio Scaevinus, ein strammer, dem Cäsar mit Leib und Seele ergebener Soldat. Unter dessen eisenbekleideter Brust war aber noch nicht jedes Fünfkchen Mitleid für das Unglück anderer erloschen. Anstatt seinen Speer zu gebrauchen und damit die Aufmerksamkeit auf Vinicius zu lenken, ließ er ihn unbehelligt und sagte nur: „Geh nach Hause, Herr! Ich kenne Dich! Weil ich aber Deinen Untergang nicht will, so werde ich schweigen. Ich darf Dich nicht einlassen; geh Deines Weges, und die Götter mögen Dir Trost spenden!“

„Du darfst mich nicht einlassen,“ sagte Vinicius; „erlaube mir aber wenigstens, hier stehen zu bleiben, um diejenigen zu sehen, die abgeführt werden.“

„Dies ist nicht gegen meinen Befehl,“ sagte Scaevinus. Vinicius stand vor dem Thore und wartete. Um Mitternacht öffnete es sich weit, und ganze Reihen Gefangener, Männer, Frauen, Kinder erschienen inmitten bewaffneter Prätorianer. Die Nacht war sehr hell, man konnte nicht nur die einzelnen Gestalten, sondern auch deren Gesichtszüge unterscheiden. Die Gefangenen gingen zu zweien, ein langer, düsterer Zug, und die Stille der Nacht wurde nur vom Geräusch der Waffen unterbrochen. Es waren so viele der Abgeföhrt, daß man hätte vermuten können, alle Kerker seien geleert. Unter den letzten im Zuge befand sich Glaucus, der Arzt, den Vinicius deutlich erkennen konnte; Lygia und Ursus waren nicht dabei.

Siebzehntes Kapitel.

Die Dämmerstunde war noch nicht angebrochen, als schon die ersten Volkswogen sich in des Cäsar Garten ergossen. In Feiertagskleidern, mit Blumen bekränzt, ausgelassen singend, zum Teil auch betrunken, harrte die Menge des neuen Schauspiels. „Semaxii! Sarmentitii!“ jubelte man in der Via Tecta, auf der Amiliusbrücke, jenseits des Tiber, auf der Via Triumphalis, rings um den Circus Neros und in der Richtung des Batikanischen Hügels. Man sah auch schon früher in Rom, wie an Pfählen angebundene Menschen bei lebendigem Leibe verbrannt wurden, aber noch nie in dieser Menge. Der Cäsar und Tigellinus wollten mit den Christen ganz aufräumen und der in den Kerker ausbrechenden Seuche ein Ende machen; diese Seuche verbreitete sich auch schon in der Stadt, alle Kerker wurden daher geräumt. In den Gärten waren in den Haupt- und Seitenalleen und in den Gebüschen mit Pech bestrichene Säulen aufgestellt, rings um die Wiesen, Teiche, Werder, Saatteiche standen diese Säulen, an die man die Christen festband und dann mit Blumen, Myrten- und Epheugewinden schmückte. Die große Anzahl übertraf selbst die Erwartungen des Volkes. Man hätte glauben können, ein ganzes Volk sei zum Vergnügen der Römer und ihres Herrschers an die Pfähle gebunden worden. Die drängenden Haufen der Zuschauer machten vor einzelnen Pfählen Halt, wenn die Gestalt eines Opfers ihre Aufmerksamkeit erregte.

Waren das in der That lauter Schuldfälle? Konnten all die kleinen Kinder, die kaum erst zu gehen vermochten, Rom in Brand gesteckt haben? Solche und ähnliche Fragen wurden laut, und in das allgemeine Staunen mischte sich eine leise Unruhe.

Inzwischen war es Abend geworden, und am Himmel blinkten die Sterne. Da trat je ein Sklave mit einer brennenden Fackel vor jeden Verurteilten hin, und als die Trompeten das Zeichen zum Beginne des Festes gaben, wurden alle Pfähle von unten auf in Brand gesteckt.

Das unter den Blumengewinden verborgene, pechgetränkte Stroh brannte schnell lichterloh, und die Flamme schlug hoch in die Höhe.

Das Volk horchte stumm dem Wehgeschrei, dieser einzigen, ungeheuren Klage, die durch die Gärten hallte. Einige Opfer sangen, die Köpfe zum Sternenhimmel erhoben, von den kleineren Pfählen aber riesen herzerreißende kindliche Stimmen: „Mutter! Mutter!“ Da erfaßte ein Grauen diese Römer, selbst die härtesten Herzen wurden gerührt, sogar die Trunkenen schauerten zusammen. Sobald der Geruch verbrannter Haare, verbrannten Fleisches sich bemerkbar machte, wurden durch Sklaven Myrrhe und Aloe zwischen die Pfähle gestreut.

Gleich bei Beginn dieser Vorstellung erschien der Cäsar auf seiner prachtvollen Quadriga, die von vier Schimmeln gezogen wurde, und trug die Farben der „Grünen“; zu dieser Partei gehörten er und sein Hofstaat. Andere Wagen folgten ihm, in denen Senatoren, Priester und bekränzte Bacchantinnen mit Weinkrügen in den Händen saßen, teilweise schon betrunken und brüllend. Dann folgten Musiker als Faune und Satyrn verkleidet, mit Zithern, Formingen, Pfeifen und Trompeten. Wieder kamen Wagen mit Matronen und römischen Jungfrauen, fast sämtlich trunken. Der mächtige Zug der Aristokratie Roms bewegte sich unter „Evoe“-Rufen durch die Hauptalleen inmitten der menschlichen Fackeln. Der Kaiser hatte Tigellinus und Chilon bei sich, an dessen Entsezen er sich zu weiden gedachte; er fuhr langsam und betrachtete mit Wohlgefallen die brennenden Leiber. Hoch oben auf der goldenen Quadriga stehend, überragte er den ganzen Hofstaat um Haupteslänge; er sah aus wie ein Riese. Seine ausgestreckten Arme hielten die Zügel und schienen das Volk zu segnen, und auf seinen Zügen lag ein Lächeln. Er strahlte über der sich verneigenden Volksmenge wie eine Sonne, oder wie eine schreckliche, aber schöne und mächtige Gottheit.

Zeitweise machte er Halt und blickte scharf in die Gesichter der Fackeln; am längsten verweilte er bei Kinder- und Jungfrauenfackeln und betrachtete ihre schmerzverzerrten Züge. Dann wieder nickte er seinem Volke zu und unterhielt sich mit Tigellinus. Schließlich fuhr er zur großen Fontäne, die am Kreuzungspunkte zweier Wege lag, verließ die Quadriga und mischte sich unter das Volk.

Man grüßte ihn stürmisch, und von den Bacchantinnen, Nymphen, Senatoren, Augustianern, Faunen, Satyrn und Soldaten begleitet, zur Rechten Tigellinus, zur Linken Chilon, um-

kreiste er die Fontäne, die von fast fünfzig lebenden Fackeln taghell erleuchtet war. Vor jeder Fackel blieb er stehen, betrachtete die Gesichtszüge und machte sich über den alten Griechen lustig, der ganz verzweifelt vorwärts wankte.

Vor einem hohen, mit Rosen und Myrtengewinden geschmückten Mastbaum hielt Nero den Schritt an. Das Feuer zündelte schon bis zu den Knien des Opfers empor, dessen Gesicht anfangs nicht zu erkennen war, da Rauchwolken es verhüllten. Doch als ein leichtes Lüftchen den Qualm zerstörte, wurde der Kopf eines Greises mit langem grauen Bart sichtbar.

Bei seinem Anblicke krümmte sich Chilon wie eine verwundete Schlange, und seiner Brust entrang sich ein Schrei, mehr einem Gefrächte, denn einem menschlichen Laute ähnlich: „Glaucus! Glaucus!“

Diese lebende Fackel war der Arzt Glaucus. Der Arzt lebte noch, aber sein Antlitz war schmerzverzerrt, und er neigte den Kopf vor, um noch einmal denjenigen zu sehen, der ihm Weib und Kind geraubt, der ihn den Räubern verkauft, und der ihn, der um Christi willen dem Beleidiger alles verzieh, schmählich verraten hatte. Wohl nie hatte ein Mensch dem andern herberes Leid zugefügt, und nun brannte das Opfer am Pfahle, während der Henker zu seinen Füßen stand. Die Augen des Arztes waren auf Chilon gerichtet. Er wollte fliehen, aber er konnte nicht; seine Füße waren schwer wie Blei und eine unsichtbare Hand schien ihn bei dem Pfahle festzuhalten. Er schien versteinert zu sein; ununterbrochen starrte er in die Höhe, und der andere neigte immer tiefer den Kopf herab. Die Anwesenden errieten, daß zwischen den beiden etwas Außergewöhnliches vorgehe, und das Lächeln dieser verrohten Gesellschaft schwand. Chilon war gräßlich anzusehen; seine Züge waren von Qual und Entsetzen entstellt, als sei sein eigener Leib ein Raub der Flammen. Plötzlich wankte er und rief in herzerreibendem Tone, indem er die Arme in die Höhe streckte: „Glaucus! Im Namen des Erlösers! Verzeihe mir!“

Es wurde still ringsum; die Anwesenden schauerten zusammen und die Blicke aller richteten sich unwillkürlich in die Höhe.

Das Haupt des Märtyrers bewegte sich matt, und von

der Spitze des Mastibaumes herab hörte man ein Stöhnen gleich den Worten: „Ich verzeihe!“

Chilon warf sich auf das Gesicht. Laut wie ein Tier heulend, bestreute er sein Haupt mit Erde. Die Flammen züngelten immer höher empor, sie fraßen an der Brust und dem Haupte des Glaucus, ergriffen den Myrtenkranz und stieckten die flatternden Bänder in Brand. Die ganze Säule brannte in grellem Lichtschein.

Da erhob sich Chilon. Er war so verwandelt, daß die Augustianer ihn kaum erkannten. Seine Augen glänzten, von seiner Stirne strahlte Begeisterung. Der noch vor kurzem so unbeholfene Grieche glich einem Priester, aus dem die Gottheit spricht.

„Was geht mit ihm vor? Er ist verrückt geworden!“ riefen einige Stimmen.

Er aber wendete sich zu den Umstehenden, streckte die rechte Hand in die Höhe und rief mit so lauter Stimme, daß es nicht nur die Augustianer, sondern auch das weiter zurückstehende Volk hören konnte: „Volk von Rom! Ich schwöre bei meinem Tode, daß hier Unschuldige zu Grunde gehen! Der Brandstifter ist — dieser hier!! . . .“ Und er zeigte mit dem Finger auf Nero.

Es entstand eine tiefe Stille, man hörte nur das Prasseln der Flammen; die Höflinge waren starr. Chilon stand noch immer, mit der zitternden Rechten auf den Kaiser zeigend. Plötzlich trat Verwirrung ein; die Leute wichen sich wie eine Sturmwelle nach der Stelle, wo der Greis stand, um diesen in der Nähe zu sehen. Hier hörte man Rufe: „Haltet ihn!“ dort wieder: „Wehe uns!“ Dann piff und schrie die ganze Menge: „Ahenobarbus! Muttermörder! Mordbrenner!“ Mit jedem Augenblicke stieg die Unruhe. Mit lautem Geschrei stürzten sich die Bacchantinnen auf die Wagen, und als einige Flammensäulen krachend zusammenstürzten und ein Funkenregen umhersprühte, ward Chilon plötzlich von seinen Begleitern getrennt und befand sich inmitten einer fliehenden Menschenmenge.

Die Pfähle waren verkohlt und fielen in jeder Richtung über die Wege, die Luft mit Qualm, Funken und dem Geruche verbrannten Holzes und versengten Fleisches füllend. Ein Licht um das andere erstarb. Dunkelheit legte sich allmählich über den Garten. Die erschreckte, verwirrte, erbitterte Menge drängte

den Thoren zu. Die Kunde des Geschehenen wanderte von Mund zu Mund, entstellt und vergrößert. Hier und dort ließen sich Stimmen des Mitleids mit den Christen vernehmen.

„Wenn sie Rom nicht angezündet haben, warum so viel Blut, so viel Qual und Ungerechtigkeit? Werden die Götter die Schuldlosen nicht rächen? Welche piacula vermögen sie zu besänftigen?“

Die Worte „innoxia corpora“ erschallten öfter und öfter. Frauen bedauerten, daß man so viele Kinder den wilden Tieren vorgeworfen, ans Kreuz genagelt oder in diesen fluchbeladenen Gärten lebendig verbrannt hatte. Schließlich fluchte man dem Cäsar und Tigellinus. Mehr als einer blieb plötzlich stehen und fragte sich oder andere: „Welche Gottheit ist das, die solche Stärke in der Marter und in dem Tode verleihen kann?“ Und nachdenklich schritten sie heimwärts.

Chilon irrte eine Zeitlang in den Gärten umher, wo es inzwischen dunkel geworden war. Nur der Mond lugte mit fahlem Scheine durch die Bäume der Alleen, und Chilon suchte sich vor ihm zu verstecken, ihm war, als schaue ihn die Mondes-scheibe mit den Augen des verbrannten Märtyrers an. Er war im Kreise umhergeirrt und befand sich wieder in der Nähe der Fontäne, wo Glaucus seine Seele ausgehaucht hatte; hier brach er erschöpft zusammen.

Da berührte eine Hand seinen Arm.

Der Greis wandte den Kopf und als er einen Fremden vor sich sah, rief er entsezt: „Wer bist Du?“

„Paulus von Tarso, der Apostel!“

„Ich bin verflucht! . . . Was willst Du noch?“

„Ich will Dich erlösen,“ erwiderte der Apostel.

Chilon lehnte sich an einen Baumstamm. Die Knie zitterten unter ihm und seine Arme hingen leblos herab. „Für mich giebt es keine Erlösung mehr,“ sagte er dumpf.

„Hast Du denn nicht gehört, daß auch Christus dem reuigen Schächer am Kreuze verziehen hat?“ fragte Paulus.

„Weißt Du auch, was ich gethan habe?“

„Ich sah Deinen Schmerz und hörte, wie Du die Wahrheit bezeugtest.“

„O Herr!“

„Und wenn Dir der Diener Christi in seiner qualvollen Todesstunde verzieh, wie sollte Christus Dir nicht verzeihen?“

Chilon ergriff seinen Kopf, wie wahnfünig. „Verzeihung! Für mich — Verzeihung!“

„Unser Gott ist ein Gott des Erbarmens!“ versetzte der Apostel.

„Für mich?“ wiederholte Chilon. Und er wimmerte wie einer, der nicht mehr die Kraft hat, seine Qual zu tragen.

Paulus aber sprach: „Stütze Dich auf mich und komme!“

Und er führte ihn weiter durch die Alleen, vom Blätzern des Springbrunnens begleitet, der über die Leichen der Märtyrer zu weinen schien.

„Unser Gott ist ein Gott der Barmherzigkeit!“ wiederholte Paulus. „Auch ich habe ihn gehaßt und seine Auserwählten verfolgt. Ich glaubte nicht an ihn, bis er mir erschien und mich berief, seine Lehre zu verbreiten. Seitdem liebe ich ihn mehr als mein Leben. Er hat Dich mit Angst und Leid heimgesucht, um Dich zu berufen. Du hastest ihn, er aber liebte Dich. Du hast seine Bekänner verraten, er aber will Dich erlösen.“

Chilon warf sich stöhnend auf die Knie und verharrte so unbeweglich, das Antlitz in den Händen verborgen.

Paulus aber blickte zu den Sternen empor und betete: „Herr, siehe diesen Elenden, siehe seine Thränen und seine Reue! Herr des Erbarmens, der Du Dein Blut für unsere Sünden vergossen hast, vergieb ihm um Deiner Marter, Deines Todes und Deiner Auferstehung willen!“

Er verstummte und sah noch lange betend zu den Sternen empor.

Da stöhnte Chilon zu seinen Füßen: „Christus! Christus! vergieb mir!“

Paulus näherte sich dem Springbrunnen, schöpfte Wasser in die hohle Hand und kehrte zu dem Knienden zurück. „Chilon! ich tauße Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“

Chilon hob den Kopf, breitete die Arme aus und blieb regungslos. Das helle Mondlicht fiel auf sein weißes Haar, sein marmorblasses, unbewegliches Gesicht. Die Zeit rückte immer mehr vor; aus den Vogelhäusern der Domitius hörte man das Krähen der Hähne, und er kniete noch immer und sah einem Grabdenkmal ähnlich. —

Endlich raffte er sich auf und fragte, zum Apostel gewendet: „Was soll ich nun thun?“

„Vertraue und lege Zeugnis für die Wahrheit ab,” sagte Paulus.

Hierauf verließen beide die kaiserlichen Gärten.

An der Wohnung des Apostels verließ Chilon diesen, denn er wußte, daß man nach dem Vorgange nach ihm suchen werde.

Darin sollte er sich nicht getäuscht haben. Als er sich seinem Hause näherte, sah er es schon von Prätorianern umzingelt, die ihn auch alsbald ergriffen und unter Anführung des Scaevinus nach dem Palatinus führten.

Der Kaiser hatte sich schon zur Ruhe begeben; doch Tigellinus erwartete ihn mit ruhiger, aber unheil verkündender Miene. „Du hast die Majestät beleidigt,” sagte er, „und die Strafe wird nicht ausbleiben. Doch wenn Du morgen im Amphitheater widerrufst und die Christen als die Brandleger bezeichnest, sollst Du zu Rutenstreichen und Verbannung begnadigt werden.“

„Das kann ich nicht, Herr!” sagte Chilon.

„Warum kannst Du das nicht, Du Hund,” erwiderte Tigellinus, sich ihm nähernd, während er auf eine Bank und auf vier im Morgendunkel des Atriums stehende Sklaven zeigte, die Stricke und große Zangen in den Händen hielten.

„Ich kann es nicht!” wiederholte Chilon.

Da auf vielerlei Drohungen und Vorstellungen Chilon zum Widerruf nicht zu bewegen war, nahmen ihn die Sklaven, schnallten ihn auf die Bank und zwieften ihn mit Zangen, bis das Blut hervortrat, und als dies noch nicht fruchtete, befahl Tigellinus, ihm die Zunge auszureißen.

Einundsechzigstes Kapitel.

Das Drama des „Aureolus“ hatte Tigellinus für die nächste Vorstellung in Aussicht genommen, in welchem ein ans Kreuz geschlagener Sklave von einem Bären aufgefressen werden sollte. Anfangs wollte Nero bei dieser Vorstellung nicht erscheinen; doch auf des Tigellinus Vorstellungen, daß er nach dem Vorfall in den Gärten sich erst recht dem Volke zeigen müsse, gab er nach; zugleich versicherte ihm Tigellinus, daß

der gefreuzigte Sklave ihn nicht lästern werde, wie Crispus, weil dem Griechen schon die Zunge fehle.

Als es dunkelte, füllte sich das Amphitheater wie gewöhnlich. Die Augustianer fanden sich vollzählig ein, erstens, um dem Kaiser einen Beweis ihrer unveränderlichen Treue zu geben, und dann um Chilon zu sehen, von dem ganz Rom sprach.

Man raunte sich zu, daß der Kaiser nach der Rückkehr aus den Gärten in Raserei verfallen sei und keinen Schlaf finden könnte, es befiehlte ihm eine Angst und grausige Erscheinungen verfolgten ihn, und infolgedessen habe er die baldige Abreise nach Achaja angeordnet. Viele widersprachen dem und sagten, daß man jetzt mit unerbittlicher Strenge gegen die Christen vorgehen werde.

„Sehet, wie weit das führt,“ sagte Barcus Soranus. „Ihr wolltet das Volk beruhigen und habt gerade das Gegen teil erreicht.“

„Ganz recht,“ bestätigte Antistius Verus, „man spricht allgemein, daß sie unschuldig seien, und wenn dies wahr ist, dann hat Chilon recht, wenn er sagt, daß Euer Gehirn in einer Eichelschale Platz hat.“

„Die Leute sagen auch,“ warf Tigellinus ein, „daß Deine Tochter Servilia, Barcus Soranus, und Deine Frau, Antistius, ihre christlichen Sklaven vor der Gerechtigkeit des Kaisers verborgen halten.“

„Das ist unwahr!“ rief Barcus.

„Mein Weib wollen Deine geschiedenen Frauen zu Grunde richten, welche sie wegen ihrer Tugend nicht leiden können,“ sagte unruhig Antistius Verus.

Andere unterhielten sich wieder über Chilon.

„Was ist nur dem Chilon eingefallen?“ rief Eprius Marcellus. „Hat er doch selbst die Christen Tigellinus ausgeliefert und ist dafür ein reicher Mann geworden. Wie hätte er seine Tage friedlich beschließen, das prächtigste Begräbnis, den schönsten Grabstein haben können! Er muß verrückt geworden sein, anders ist es nicht möglich!“

„Er ist Christ geworden,“ erwiderte Tigellinus.

„Sollte das möglich sein?“ rief Bitellius.

„Habe ich es nicht gesagt!“ fiel Bestinus ein. „Mordet die Christen, aber spazet nicht mit der Gottheit! Sehet, was Ihr thut. Ich habe Rom nicht in Brand gelegt, aber wenn

es der Kaiser erlauben würde, opferte ich dieser Gottheit eine Hekatombe und Ihr müßtet alle dasselbe thun."

"Und ich will Euch etwas anderes sagen," sprach Petronius. "Tigellinus hat mich ausgelacht, als ich behauptete, sie verteidigen sich, ich aber sage, sie thun noch mehr — sie erobern!"

"Wieso? Wieso?" fragten mehrere Stimmen.

"Beim Pollux! Wenn ein Chilon ihnen nicht widerstehen konnte, wer wird ihnen widerstehen? Nach jeder Vorstellung treten immer neue Scharen zum Christentum über."

"Er spricht die reine Wahrheit, beim heiligen Peplum Dianas!" rief Bestinus.

Barcus wendete sich an Petronius mit der Frage: "Was willst Du damit sagen?"

"Was Ihr alle schon gedacht habt, genug des Blutvergießens!"

Tigellinus sah ihn spöttisch an und sagte: "Eh! — noch ein wenig!"

Die weitere Unterredung wurde durch die Ankunft des Kaisers unterbrochen, der in Begleitung des Pythagoras seinen Platz einnahm. Sogleich begann die Vorstellung. Man achtete wenig darauf. Das Volk war schon an die Duälereien und das Blutvergießen gewöhnt und verlangte ungeduldig nach der Scene, in welcher der Bär auftreten sollte. Wäre nicht Hoffnung auf Geschenke und Getränke und der Anblick des verurteilten Greises gewesen, hätte man das Volk auf den Plätzen nicht halten können.

Endlich kam der erwartete Augenblick. Zwei Circusknachte brachten das Holzkreuz, das ziemlich niedrig war, damit der Bär die Brust des Märtyrers erreichen könne. Man schleppte jetzt Chilon herbei; gehen konnte er nicht, denn infolge der vorangegangenen Tortur waren die Knöchel zermalmst. Man schlug ihn so schnell ans Kreuz, daß die neugierigen Augustianer ihn erst sehen konnten, als das Kreuz aufgerichtet war. Doch nur die wenigsten erkannten in dem nackten Greise den früheren Chilon. Jeder Tropfen Blut war aus seinem Antlitz gewichen; über den weißen Bart rann nur ein Faden Blutes, die Spur, die das Herausreißen der Zunge zurückgelassen hatte. Die einst so boshaften, immer unruhig um sich blickenden Augen strahlten ein mildes Licht aus, und sein schmerzerfülltes Antlitz hatte den ängstlich horchenden Ausdruck verloren.

In dieses zerknirschte Herz war offenbar der Friede eingezogen. Niemand lachte, denn dieser Gefreuzigte war so still; er sah so alt aus, so wehrlos, so schwach, in seiner Neue so um Erbarmen rufend, daß sich jeder sagen mußte, es war nicht nötig, den Sterbenden noch ans Kreuz zu schlagen. Die Menge schwieg. Unter den Augustianern wendete Bestinus den Kopf nach rechts und nach links und flüsterte ängstlich: „Sehet Ihr, wie sie sterben?“ Andere warteten auf den Bären und hegten den stillen Wunsch, das Schauspiel möge bald enden.

Der Bär wälzte sich endlich in die Arena. Er wackelte mit dem Kopfe und sah sich im Kreise um, als suche er etwas. Schließlich sah er das Kreuz und auf diesem den nackten Leib und ging langsam darauf los. Am Fuße des Kreuzes ließ er sich auf die Bordertäzen nieder und brummte. Es war, als ob sich in seinem tierischen Herzen Mitleid für diesen armeligen Überrest eines Menschen rege.

Die Cirkusknechte suchten ihn durch Zurufe auf Chilon zu heizen, das Volk aber schwieg. In diesem Augenblick ließ der Gefreuzigte seinen Blick durch das Amphitheater schweifen. Auf einer der höchsten Reihen blieb er haften und ein tieferer Atemzug hob seine Brust. Erstaunt und bewundernd sahen die Zuschauer ein heiteres Lächeln über sein Antlitz gleiten; von seiner Stirn schien eine Art Strahlenkranz auszugehen und aus den emporgerichteten Augen flossen langsam zwei Thränen. Er starb.

In diesem Augenblicke rief eine männliche Stimme unter dem Belarium: „Friede den Märtyrern!“

Im Amphitheater herrschte dumpfes Schweigen. —

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Nach den Schaustellungen in den kaiserlichen Gärten waren die Kerker ganz leer. Man fing zwar noch Opfer ein, doch wurden ihrer immer weniger und sie reichten nicht einmal für die Vorstellungen aus. Das Volk zeigte sich ganz gleichgültig und ein großer Teil blieb ganz aus. Der Typhus verbreitete sich immer mehr in der Stadt und viele mieden schon deshalb das Amphitheater, in dessen Zellen die Eingekerkerten der Seuche erlagen. In den Tempeln des Jupiter und der Lilitina brachte

man Opfer dar. Trotz der größten Bemühungen Tigellinus verbreitete sich im Volke die Meinung, daß die Christen unschuldig leiden. Und wohl deshalb stellten Nero und Tigellinus die Verfolgungen nicht ein. Zur Beruhigung des Volkes verteilte man immer noch Getreide, Wein und Öl. Man gewährte alle möglichen Vorteile beim Bau, bei Aussteckung der Straßen, man verteilte Baumaterialien und Baupläne. Nero nahm selber an den Sitzungen des Senates teil und beratschlagte mit den „Vätern“ zum Besten Roms und des Volkes. Doch auf die Verurteilten fiel kein Lichtschimmer von Gnade. Der Weltbeherrschter war vor allem ängstlich bestrebt, dem Volke die Überzeugung beizubringen, daß solche erbarmungslose Strafen nur Schuldige treffen könnten. Im Senate erhob sich keine Stimme zu Gunsten der Christen, weil keiner den Cäsar erzürnen wollte. Diejenigen, die weiter in die Zukunft blickten, erkannten überdies klar, daß durch diesen Glauben die Grundfesten der Römerherrschaft erschüttert würden.

Tote und Sterbende gab man ihren Verwandten, weil das römische Gesetz an Toten keine Rache nahm. Vinicius empfand einen gewissen Trost in dem Gedanken, daß, falls Lygia sterben würde, er sie in seiner Familiengruft begraben und neben ihr ruhen dürfte. Er nährte keine Hoffnung mehr, sie zu retten. Halbtot, wie er selber war, beschäftigte sein Geist sich bloß mit Christus, und er träumte von keiner anderen Vereinigung mehr, als jener in der anderen Welt. Sein Glaube war unerschütterlich und unbegrenzt, und im Lichte dieses Glaubens erschien ihm die Ewigkeit tausendmal wirklicher als das flüchtige Leben auf Erden. Obwohl noch lebend, war er in ein fast körperloses Wesen umgewandelt, das für seine und eine andere Seele völlige Befreiung ersehnte. Einmal frei, dachte er bei sich, würden er und Lygia Hand in Hand in den Himmel einziehen, wo Christus sie segnen und im Lichte selig wohnen lassen würde. Er bat Christus nur darum, Lygia nicht im Cirkus unter Mätern, sondern im Kerker friedlich einschlummern zu lassen, und zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieselbe Stunde auch ihn erlösen würde. Angesichts des vergossenen Blutmeeres hielt er es für einen Frevel, darum zu beten, daß sie verschont bleibe. Von Petrus und Paulus hörte er, auch ihrer harre das Martyrium. Chilon am Kreuze hatte gezeigt, daß selbst der Martertod süß sein könne; darum

wünschte er ihn sich als den Umtausch eines jammervollen Lebens gegen ein besseres.

Zuweilen hatte er einen Vorgeschmack des kommenden Lebens. Jene Trauer, die beider Seelen umdüsterte, verlor allmählich ihre herbe Bitterkeit, und an ihre Stelle trat eine ruhige Hingabe an den Willen Gottes. Vinicius, der früher gegen den Strom gekämpft hatte, überließ sich ihm jetzt, darauf vertrauend, er werde ihn zur ewigen Ruhe tragen. Er ahnte, daß Lygia gleich ihm sich auf den Tod vorbereite, daß sie beide, obwohl durch Kerkermauern getrennt, auf demselben Pfade dahinwanderten. Und der Gedanke gab ihm wunderbaren Trost. —

In der That gingen ihre Gedanken in so gleicher Richtung, als hätten sie sie täglich ausgetauscht. Auch Lygia ersehnte nichts, hoffte nichts, als das Leben jenseits des Grabes. Der Tod bedeutete für sie nicht bloß die Befreiung aus schrecklichen Gefängnismauern, aus den Händen Neros und Tigellinus', sondern vor allem ihre Vereinigung mit Vinicius. Sie ersehnte darum die Todesstunde, wie eine Braut den Hochzeitstag.

Jener gewaltige Strom des Glaubens, der Tausende dieser ersten Bekänner dem irdischen Leben entriss und ins Jenseits hinübertrug, erfägte auch Ursus. Auch er hatte sich mit dem Gedanken nicht aussöhnen können, Lygia müsse sterben; da aber Tag für Tag die Kunde von dem, was im Amphitheater und in den Gärten geschah, durch die Kerkermauern drang, als der Tod das allgemeine, unvermeidliche Los der Christen, aber auch ihr Glück war — ein Glück, unendlich höher als jedes irdische, da wagte es Ursus nicht mehr zu beten, daß er Lygia dieses Glück vorenthalte oder auf Jahre hinaus verzögere. In seiner Einfalt dachte er sich, der Tochter des Lygierkönigs gebühre ein besonders großer Anteil an jener himmlischen Wonne, sie werde höhere Seligkeit genießen als ein ganzer Haufe seinesgleichen zusammengenommen, und näher denn alle anderen am Throne des Lammes sitzen. Zwar hatte er gehört, vor Gott seien alle gleich. Doch in der Tiefe seiner Seele hegte er die Überzeugung, die Tochter eines Häuptlings, und vor allem des Häuptlings sämtlicher Lygier, sei denn doch etwas anderes als der erste beste Sklave. Zudem hoffte er, Christus werde ihm gestatten, ihr ferner zu dienen. Sein einziger Wunsch war, am Kreuze zu sterben gleich dem „Lamme“. Allein es schien

ihm dies ein solches Glück, daß er kaum darum zu bitten wagte, obßchon er wußte, daß nach römischem Gesetze die ärtesten Verbrecher auch gekreuzigt wurden. Er hielt es für sicher, daß ihm der Tod durch wilde Tiere bestimmt sei. Das war auch sein Kummer. Von Kindheit an hatte er in unzugänglichen Wäldern unter beständigen Jagden gelebt, worin er, dank seiner Riesenkraft, bei den Lygiern berühmt war, bevor er noch das Mannesalter erreichte. Jene Beschäftigung war ihm so angenehm geworden, daß er später in Rom Vivarien und Amphitheater auffsuchte, um nur bekannte und unbekannte Tiere zu sehen. Ihr Anblick weckte ihm stets ein brennendes Verlangen nach Kampf und Totschlag, so daß er fürchtete, im Amphitheater von Gedanken versucht zu werden, eines Christen unwürdig, dessen Pflicht es sei, fromm und geduldig zu sterben. Allein er überließ dies dem Willen Gottes und tröstete sich mit anderen, ihm willkommeneren Gedanken. Das „Lamm“ hatte ja den Mächten der Hölle, den bösen Geistern, wie der Christenglaube alle heidnischen Gottheiten bezeichnete, den Krieg erklärt; in diesem Kriege, glaubte Ursus, könne er dem „Lamme“ von größerem Nutzen sein als andere; denn er war der Meinung, auch seine Seele sei stärker als jene anderer Märtyrer. Er betete tagelang, half den übrigen Gefangenen, diente den Aufsehern und sprach seiner Königin Trost zu, wenn sie klagte, in ihrem Leben nicht so viel Gutes vollbracht zu haben, wie die Tabitha, von der Petrus gesprochen hatte. Selbst die Gefängniswärter, die ihn seiner Stärke wegen fürchteten, liebten ihn schließlich seiner Sanftmut wegen. Mehr als einmal fragten sie ihn nach der Ursache der guten Stimmung, worauf er mit so felsenfester Gewißheit von dem Leben sprach, daß ihm jenseits des Grabes zu teil würde, daß die Wärter verwundert zuhörten und erkannten, daß Seligkeit auch in einen Kerker gelangen kann, in den die Sonne nicht einzudringen vermag. Und wenn er sie aufforderte, an das „Lamm“ zu glauben, fiel es manchem ein, daß eigentlich seine Arbeit die Arbeit eines Sklaven, sein Leben das eines Unglüdlichen sei und mancher begann über sein hartes Geschick nachzudenken, dessen einziges Ende der Tod war.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Petronius erhielt eines Abends den Besuch des Senators Scaevinus. Sie unterhielten sich über die schreckliche Zeit, in der sie lebten, und Scaevinus lenkte das Gespräch auch auf den Cäsar. Er redete so offen, daß, obwohl sie Freunde waren, Petronius vorsichtig zu werden begann. Die Welt lebe in Tollheit und Ungerechtigkeit, so klagte Scaevinus, und alles treibe einer noch schrecklicheren Katastrophe zu, als der Brand gewesen sei. Der Senator erzählte, sogar Höflinge wären mißvergnügt; Fenius Rufus, der zweite Präfekt der Prätorianer, führe nur mit größtem Widerwillen Tigellinus' grausame Befehle aus, und alle Verwandten Senecas sähen sich wegen Neros Verhalten gegen seinen alten Lehrer und gegen Lucanus zum Äußersten getrieben. Endlich gab er Petronius noch einen Wink, die Unzufriedenheit des Volkes und der Prätorianer selbst betreffend, deren größter Teil von Fenius Rufus gewonnen sei. —

„Weshalb sagst Du mir das?“ forschte Petronius.

„Sei außer Sorge wegen des Cäsar,“ sprach Scaevinus. „Ich habe einen entfernten Verwandten, auch einen Scaevinus, unter den Prätorianern; durch ihn erfahre ich alle Vorkommnisse im Lager. Die Abneigung ist dort im Wachsen begriffen. Caligula war ebenfalls wahnwitzig, und Du weißt, was sich ereignete: Cassius Chärea erschien. Es war eine schreckliche That, und gewiß ist keiner unter uns, der sie loben würde; aber Chärea befreite die Welt von einem Ungeheuer.“

„So ist Deine Meinung; ich lobe Chärea nicht, aber er war ein Mann; möchten uns doch die Götter eine möglichst große Anzahl solcher schenken!?” forschte Petronius.

Scaevinus gab jedoch dem Gespräch eine andere Wendung und rühmte auf einmal den Piso, pries seine Familie, seinen edlen Charakter, seine eheliche Treue, seinen Geist, seine Ruhe und seine bewunderungswürdige Gabe, das Volk zu gewinnen.

Der Cäsar ist kinderlos,“ sagte er, „und alle sehen in Piso seinen Nachfolger. Man wird ihm gewiß aus allen Kräften helfen, zur Macht zu gelangen. Fenius Rufus liebt ihn, die Verwandten des Annäus sind ihm ebenfalls ergeben. Plautius Lateranus und Tullius Senecio würden für ihn durchs Feuer gehen, ebenso Natalis, auch Subrius Flavius, nicht zu ver-

gessen Sulpicius Asper, desgleichen Afranius Quinetanius und selbst Bestinus."

„Durch den letzteren wird Piso nicht viel gewinnen," entgegnete Petronius. „Bestinus fürchtet sich vor seinem eigenen Schatten.“

„Bestinus fürchtet Träume und Geister," entgegnete Scaevinus, „aber er ist ein geschickter Mann, den das Volk zum Konsul machen will. Daß er innerlich der Christenverfolgung widerstrebt, darfst Du ihm nicht verargen; Du hast ja auch ein Interesse an der Beendigung dieser Thorheit.“

„Nicht ich, sondern Vinicius," antwortete Petronius. „Abgesehen jedoch von Vinicius, würde ich gern ein gewisses Mädchen retten, aber ich kann nicht, ich bin beim Feuerbart in Ungnade gefallen.“

„Wie? Hast Du denn nicht gemerkt, daß der Cäsar sich Dir wieder nähert und sich mit Dir unterhält? Und ich will Dir sagen warum. Er beabsichtigt, sich nach Achaja zu begeben, wo er griechische Gesänge eigener Komposition vortragen will. Für diese Reise ist er Feuer und Flamme, zittert aber zugleich beim Gedanken an den lecken Geist der Griechen. Er bildet sich ein, daß er dort entweder die denkbar größten Triumphe feiern oder die schmählichste Niederlage erleiden werde. Deshalb bedarf er guten Rates, und niemand wird ihm, dessen ist er sich bewußt, besseren geben als Du. — Das ist Grund genug, daß Du wieder zu Gnaden kommst.“

„Lucanus kann meinen Platz ausfüllen.“

„Der Feuerbart hat Lucanus und hat im stillen dessen Todesurteil schon gefällt. Er sucht nur nach einem Vorwand, es aussprechen zu können; denn ohne einen solchen läßt er nichts vollziehen.“

„Bei Raftor!“ sagte Petronius, „so mag es sein. Aber vielleicht gäbe es noch einen anderen Weg für mich, um wieder in Kunst zu kommen.“

„Welchen?“

„Dem Feuerbart zu hinterbringen, was Du mir soeben erzählt hast.“

„Ich habe nichts gesagt," rief Scaevinus geängstigt.

Petronius legte die Hand auf die Schulter des Senators.

„Du hast den Cäsar einen Wahnsinnigen genannt, Du bist für

Pifos Erbe eingetreten und hast geäußert: „Lucanus begreift, daß man eilen muß.“ Womit würdest Du so eilen, carissime?“

Scaevinus erbleichte, einen Moment tauchten ihre Blicke ineinander. „Du wirst es nicht wiederholen!“

„Bei der Aenpris, ich werde es nicht thun! Wie gut Du mich kennst! Nein, ich werde es nicht wiederholen! Ich habe nichts gehört, und noch mehr, ich will nichts hören. Verstehst Du? Das Leben ist zu kurz, um etwas zu unternehmen, das diese gemessene Spanne Zeit noch verkürzen würde. Ich bitte Dich nur, Tigellinus heute zu besuchen und mit ihm so lange wie mit mir von allem zu plaudern, was Dir gefällt. Damit, wenn Tigellinus je zu mir sagte: „Scaevinus war bei Dir,“ ich ihm antworten könnte: „Er war auch am selben Tage bei Dir.““

Scaevinus, dies hörend, zerbrach den Elfenbeinstock, den er in der Hand hielt, und rief: „Möge das Unglück diesen Stock treffen! Ich werde heute noch bei Tigellinus sein und später bei Nervas Fest. Du wirst auch kommen? Jedenfalls treffen wir uns im Amphitheater, wo übermorgen die letzten Christen erscheinen. Auf Wiedersehen!“

„Übermorgen,“ wiederholte Petronius, als er allein war. „Es ist keine Zeit zu verlieren. Feuerhart bedarf meiner in der That in Achaja; darum muß er mit mir rechnen.“ Und er beschloß den Versuch zu wagen. —

Bei dem Gastmahl bei Nerva mußte Petronius dem Kaiser gegenüber Platz nehmen, damit sich dieser über Achaja und die zu besuchenden Städte unterhalten könnte. Am meisten fürchtete Nero die Spottsucht der Athener. Die übrigen Augustianer folgten gespannt dem Gespräch und merkten sich besonders die Ansichten des Petronius, um sie möglicherweise für sich auszunützen zu können.

„Mir ist, als habe ich bisher nicht gelebt,“ sagte Nero, „und daß ich in Griechenland wiedergeboren werde.“

„Du wirst zu neuem Ruhme, zur Unsterblichkeit geboren werden,“ erwiderte Petronius.

„Ich hoffe, daß es so kommen wird, und wünsche, daß Apollo nicht eifersüchtig wird. Wenn ich mit Triumphen zurückkehre, will ich ihm eine Hekatombe opfern, wie sie bisher noch kein Gott gesehen hat.“

Scaevinus fing jetzt an, aus Horaz zu deklamieren: „Sic

te diva potens Cypri, sic fratres Helenae, lucida sidera, ventorumque regat Pater.“*)

„Das Schiff liegt schon in Neapel bereit,“ unterbrach Nero, „ich wünschte, schon morgen abreisen zu können.“

Darauf erhob sich Petronius und in die Augen des Kaisers unverwandt blickend, sagte er: „Gestatte, o Göttlicher, daß ich noch vorher ein Hochzeitsfest veranstalte, zu dem ich vor allen anderen Dich einlade.“

„Ein Hochzeitsfest? Wieso?“ fragte Nero.

„Für Vinicius und die Tochter des Lygierkönigs, Deine Geisel. Sie ist zwar jetzt im Kerker, aber erstens kann sie als Geisel nicht gefangen gehalten werden und zweitens hast Du ja selbst dem Vinicius befohlen, sie zu heiraten; da aber Deine Anordnungen ebenso unabänderlich sind wie die Aussprüche des Zeus, so wirst Du sie aus dem Gefängnisse entlassen, und ich veranstalte die Hochzeit.“

Die Kaltblütigkeit und das ruhige Selbstbewußtsein des Petronius schüchterten Nero ein, wie es ihn stets einschüchterte, wenn man in solcher Weise zu ihm sprach. „Ich weiß,“ sagte er mit niedergeschlagenen Augen, „ich habe schon an das Mädchen gedacht und an den Riesen, der den Kröton erwürgte.“

„Dann sind beide gerettet,“ antwortete Petronius ruhig.

Doch Tigellinus kam seinem Herrn zu Hilfe. „Sie wurde auf Befehl des Kaisers gefangen genommen, und Du sagst doch selbst, Petronius, daß die Anordnungen des Kaisers unabänderlich sind.“

Die Anwesenden verstummten; alle kannten die Geschichte des Vinicius und waren nun begierig, welche Wendung die Dinge nehmen würden.

„Sie ist im Kerker durch Deinen Irrtum, durch Deine Gesetzesunkenntnis,“ erwiderte Petronius mit Nachdruck. „Du bist zwar naiv, Tigellinus, aber Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß Lygia Rom in Brand gesteckt hat, und selbst wenn Du es behaupten wolltest, würde der Kaiser es Dir nicht glauben.“

Aber Nero hatte sich inzwischen gefaßt, und seine karsichtigen Augen blickten mit unbeschreiblicher Bosheit drein. „Petronius hat recht,“ sagte er nach einer Weile.

*) So begleite Dich Cyprns mächtige Göttin und die Brüder Helenes, die leuchtenden Sterne und der Vater der Winde.

Tigellinus blickte verwundert auf ihn.

„Petronius hat recht,“ wiederholte Nero. „Morgen werden sich die Thore des Kerkers öffnen, und über das Hochzeitsfest können wir übermorgen reden — im Amphitheater.“

„Wiederum verspielt,“ sagte sich Petronius.

Nach Hause zurückgekehrt, war er von dem Ende Lygias so sehr überzeugt, daß er am nächsten Morgen einen zuverlässigen Freigelassenen zum Vorsteher des Spoliariums sandte, um über die Auslieferung ihres Leichnams zu unterhandeln, den er Vinicius übergeben wollte.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Zur Zeit Neros wurden die Abendvorstellungen üblich, die bis dahin nur selten vorkamen, sowohl im Cirkus als auch im Amphitheater. Die Augustianer liebten diese Vorstellungen, da einerseits die Sonne nicht mehr so hoch stand, andernteils sich aber Festlichkeiten und Trinkgelage, die bis zum frühen Morgen dauerten, anschlossen. Man hatte schon das Blutvergießen fett, doch als sich die Nachricht verbreitete, daß in der letzten Abendvorstellung der Rest der Christen auftreten werde, strömte eine unzählige Menge ins Amphitheater, kein Platz blieb unbesezt. Auch die Augustianer waren bis auf den letzten Mann da, denn sie wußten, daß der Kaiser an dem Schmerze des Vinicius eine Tragödie in der Tragödie genießen wolle. Tigellinus verriet nicht, auf welche Art die Braut des jungen Tribun sterben sollte — und das erhöhte die Neugierde. Alle jene, welche Lygia im Hause des Aulus gesehen hatten, rühmten jetzt ihre wunderbare Schönheit. Viele waren im Zweifel, ob jene heut in der Arena auftreten werde, oder aber, da man die Antwort des Kaisers, die er im Hause des Nerva dem Petronius gab, verschieden deuten konnte, Vinicius das Mädchen ausgeliefert werde, da sie doch eine Geisel war und als solche diejenige Gottheit verehren konnte, welche ihr am meisten zusagte und sie nach dem Völkerrecht nicht bestraft werden konnte.

Ungewißheit und Neugierde erschütterten alle. Der Cäsar kam zeitiger als sonst, und man fing wieder an sich zuzuflüstern, daß

etwas Außergewöhnliches geplant sei, da außer Tigellinus und Batinius auch Cassius den Kaiser begleitete. Cassius war Centurio und von riesiger Gestalt und riesiger Gewalt, den der Kaiser nur zum Schutze, wenn er zum Beispiel nach der Subura zu der Sagatio sich begab, mitnahm, zu jenem Zeitvertreib, bei dem Mädchen aufgegriffen und auf einem Soldatenmantel in die Höhe geschossen wurden, bis sie die Ohnmacht befiel. Im Amphitheater waren besondere Sicherheitsmaßnahmen getroffen; die Wachen der Prätorianer waren verstärkt und den Oberbefehl führte diesmal nicht ein Centurio, sondern der Tribun Subrius Flavius, der wegen seiner blinden Ergebenheit zum Kaiser bekannt war. Man begriff, daß Nero vor einem etwaigen Ausbruch von Verzweiflung des Vinicius sich für alle Fälle schützen wollte; man war aufs höchste gespannt.

Die Blicke aller wendeten sich jetzt nach dem unglücklichen Bräutigam. Er saß da, leichenbläß und Schweißtropfen bedeckten seine Stirn, die Ungewißheit über den Tod seiner Geliebten hatte ihn aufs tiefste erschüttert. Petronius selbst war über die erhaltene Antwort im Zweifel und hatte Vinicius nichts verraten. Er lebte seit einiger Zeit kaum noch, und er hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Lygia sterben müsse. Er würde ihr im Tode nachfolgen, das stand fest, und sie waren dann beide erlöst und endlich vermählt. Diesen einen Gedanken hatte er unzählige Male in seinem schmerzenden Kopf hin und her gewälzt, bis er allmählich seine Schrecken an ihn verloren hatte. Nun fühlte er, daß es etwas anderes sei, an Lygias Ende als nahe bevorstehend zu denken, und etwas anderes, ihren Martertod selbst mit ansehen zu müssen. Die alte Verzweiflung, das alte wahnsinnige Verlangen, Lygia zu retten, kam über ihn, und bei dem Gedanken, für sie nichts thun zu können, war ihm zu Mute, als müsse die Qual der Ungewißheit, die Todesangst ihm noch vor Beginn des Schauspiels das Herz brechen. Er hoffte zu sterben. Hin und wieder blitzte vor ihm ein Hoffnungsfunk auf. Hatte doch Petrus einst gesagt, daß der Glaube Felsen versetzen könne! Der Glaube! Und er suchte sich zu sammeln, jeden Zweifel in sich zu unterdrücken, sein ganzes Wesen in die Worte „Ich glaube“ zu verschließen, und so gefaßt, wartete er auf ein Wunder.

Aber die Anspannung aller seiner Seelenkräfte erschöpfte seine physische Kraft. In diesem Augenblicke glaubte er, daß

sein Flehen erhört sei, eine ohnmächtige Erstarrung befiel ihn. Es schien ihm, daß auch Lygia eben sterben müsse und daß Christus sie beide bei sich aufnehmen werde. Die Arena, die weißen Togen der unzähligen Zuschauer, das Licht vieler tausend Lampen und Fackeln — alles verschwand ihm vor den Augen.

Doch seine Ohnmacht dauerte nicht lang. Das Stampfen der ungeduldigen Menge machte ihn munter.

„Du bist frank," sagte Petronius, „lasse Dich nach Hause tragen.“

Unbekümmert um das, was Nero sagen würde, erhob er sich, um Vinicius zu stützen und mit ihm hinauszugehen. Jener beobachtete die beiden durch seinen Smaragd, als gälte es, den Schmerz, den er so aufmerksam studierte, in pathischen Strophen zu bejingen und damit Beifall zu ernten.

Vinicius schüttelte verneinend den Kopf. Er wollte lieber im Amphitheater sterben, als dasselbe in dem Augenblicke verlassen, da die Vorstellung beginnen sollte.

Da gab der Stadtpräfekt das Zeichen zum Beginn der Vorstellung, indem er ein rotes Tuch hinwarf. Auf dieses Zeichen öffnete sich die dem kaiserlichen Podium gegenüberliegende Thür und aus dem dunklen Gefängnis trat Ursus in die hellerleuchtete Arena.

Der Riese blinzelte mit den blauen Augen, offenbar durch den Lichtschein geblendet, dann schritt er bis zur Mitte der Arena und blickte umher, gleichsam als wollte er die Marter erspähen. Allen Augustianern und einem großen Teile des Volkes war es bekannt, daß dieser Mensch den Kroton erwürgte; bei seinem Auftreten entstand ein Flüstern in den Reihen. In Rom fehlte es nie an Gladiatoren, deren Kräfte ein wenig über das gewöhnliche Maß hinausgingen — doch etwas Ähnliches hatten die Augen der Quiriten bisher nicht gesehen. Cassius, der hinter dem Kaiser stand, war trotz seiner Größe im Vergleich zu dem Lygier ein gewöhnlicher Mensch. Die Senatoren, die Vestalinnen, der Kaiser, die Augustianer und das Volk blickten mit Wohlgefallen und einer Kennermiene auf die baumstarken Glieder, die Brust, die mehr zwei aneinandergefügten Schildern glich, und auf seine Herkules Schultern. Das Geräusch nahm mit jedem Augenblick zu; für diese Massen gab es kein größeres Vergnügen, als solche Muskeln in Anspannung und im Kampfe zu sehen. Das Flüstern verwandelte sich in Rufe und Fragen,

wo denn der Volksstamm hause, der solche Riesenmenschen erzeuge — er stand jetzt mitten im Amphitheater, entblößt, mehr einem Steinkoloß als einem Menschen ähnlich, mit gebeugtem Kopf, mit dem traurigen Barbarengeicht, und blickte mit seinen blauen Kinderaugen bald auf die Zuschauer, bald auf den Kaiser, bald auf die Gitter der Cunicula, von wo er seine Henker erwartete. —

Beim Eintritt in die Arena dachte sein einfältiges Herz an den Kreuzestod, doch da er weder ein Kreuz noch ein Loch dafür im Sande sah, hielt er sich für unwürdig dieser Todesart und dachte nun an die wilden Tiere. Er war unbewaffnet — und beschloß daher, ruhig und geduldig den Tod zu erleiden, wie es einem Bekennner des Lämmchens gezieme. Er wollte zu seinem Heiland beten und kniete mit gefalteten Händen und mit zu den Sternen gerichtetem Blick nieder.

Dieses Benehmen gefiel aber dem Volke nicht. Man hatte schon genug Christen geduldig wie Schafe sterben sehen, und das Volk sagte sich, daß es um ein Schauspiel komme, wenn sich der Riese nicht wehre. Einige riefen nach Mastigophoren, deren Aufgabe es war, die Kampfunlustigen zu geißeln. Doch wurde es bald wieder still, da ja niemand wußte, was dem Riesen bevorstehe.

Man brauchte nicht mehr lange zu warten. Grelle Trompetenstöße gaben das Zeichen zum Öffnen des dem kaiserlichen Podium gegenüberliegenden Gitters, und unter dem Geschrei der Bestiarii stürzte in die Arena — ein riesiger germanischer Auerochs, mit dem Leibe eines Weibes auf den mächtigen Hörnern.

„Lygia! Lygia!“ schrie Vinicius auf, dann faßte er sich an den Haaren und sank in sich zusammen wie einer, der vom Speer durchbohrt ist, und flüsterte die Worte: „Ich glaube! Ich glaube! Christus! Ein Wunder!“

Er fühlte nicht einmal, daß Petronius ihm in diesem Augenblick das Haupt mit der Toga verhüllte. In ihm war alles leer und tot. Nur ein Gedanke war in seinem Kopfe übriggeblieben, der Gedanke, den er wie irre wiederholte: „Ich glaube! Ich glaube! Ich glaube!“

Im Amphitheater ward alles still. Die Augustianer erhoben sich wie ein Mann von ihren Plätzen, um in die Arena hinabzusehen, wo sich etwas Außergewöhnliches zutrug.

Der demütige und zum Sterben bereite Lygier war, als er seine Königin auf den Hörnern des wilden Tieres erblickte, wie ein vom Feuer Verbrannter aufgesprungen und stürzte mit vorgebeugtem Oberkörper seitwärts auf das rasend gewordene Tier los.

Ein Schrei des Erstaunens rang sich aus aller Brust, worauf es ganz still wurde, doch nur für einen Moment. Im Nu hatte der Lygier den Stier erreicht und bei den Hörnern ergriffen.

„Siehe!“ rief Petronius, indem er Vinicius die Toga vom Kopfe zog.

Dieser erhob sich, neigte sein bleiches Gesicht weit vor und starnte mit verglasten Augen wie abwesend in die Arena.

In jeder Brust stockte der Atem; eine Fliege konnte man im Amphitheater summen hören. Die Zuschauer trauten ihren Augen kaum. So lange Rom stand, hatte man nichts Ähnliches gesehen. Der Lygier hielt das wilde Tier an den Hörnern fest. Seine Füße waren bis über die Knöchel in den Sand gewühlt, sein Rücken war gewölbt wie ein Bogen, der Kopf schien versteckt zwischen den Schultern, die Muskeln der Arme traten so stark hervor, daß die Haut darüber zu springen drohte — doch hielt er den Stier nieder. So standen Mensch und Stier unbeweglich, wie ein lebendes Bild, das eine That des Herkules oder des Theseus darstellte. In dieser scheinbaren Ruhe jedoch blieb der furchtbare Kampf zweier miteinander ringender Kräfte sichtbar. Auch der Stier hatte sich in den Sand eingegraben. Sein dunkler, zottiger Leib schien sich zu einer Kugel zusammenzuballen. Wer wohl zuerst erlahmen werde, unterliegen werde; diese Frage schwiegte auf aller Lippen, diese Frage war den für physische Kraft schwärmenden Römern in diesem Augenblick wichtiger als ihr eigenes Los, als Rom selbst und seine Herrschaft über die Welt. Der Lygier war ihnen eine Art Halbgott, aller Ehren und eines Standbildes wert. Der Kaiser selbst hatte sich von seinem Platze erhoben. Von der Stärke des Mannes hörend, hatte er und Tigellinus absichtlich dieses Schauspiel so angeordnet und höhnisch zu einander gesagt: „Jener Würger Krotons soll jetzt auch den Stier töten, den wir ihm auswählten.“ Sprachlos vor Staunen, als ob sie ein Gemälde oder einen Traum sähen, starnten beide auf den Vorgang.

Unter der Menge hielten viele die Arme emporgestreckt. Andere waren schweißbedeckt, als ob sie selber mit der Bestie im Kampfe wären. Im ganzen Cirkus war nichts zu hören als das Knistern der lichtpendenden Flammen. Die Stimme erstarb den Zuschauern auf den Lippen, ihre Herzen klopften zum Zerspringen. Es war ihnen, als dauere der Kampf jahrelang. Mensch und Tier standen noch immer in furchtbarer Anspannung — wie in die Erde eingegraben.

Da wurde in der Arena ein dumpfes Stöhnen laut und gleich darauf entfuhr allen Zuschauern ein Schrei — und wieder ward es still. Das Volk glaubte zu träumen. Der ungeheure Schädel des Stieres fing an in den eisernen Händen des Barbaren sich zu drehen. Und das Gesicht des Lygiers, der Hals, die Arme färbten sich purpurrot, sein Rücken wölbt sich noch mehr. Man sah, daß er den Rest seiner übermenschlichen Kräfte zusammenraffte, die ihm langsam zu schwinden drohten. Das dumpfe, heisere und immer schmerzlicher tönende Gebrüll des Stieres vermischte sich mit dem pfeifenden Atem des Riesen. Der Kopf des Tieres aber drehte sich immer weiter, und aus dem Nacken hing die lange, schaumbedeckte Zunge heraus.

Noch einen Augenblick und an die Ohren der näher sitzenden Zuschauer schlug es wie ein Brechen von Knochen, worauf das Tier mit umgedrehtem Nacken schwer zu Boden fiel.

Der Riese löste im Nu die Stricke von den mächtigen Hörnern, nahm die Jungfrau auf seine Arme und atmete schnell. Sein Gesicht war ganz blaß geworden, die Haare klebten vom Schweiße zusammen, seine Arme und Brust schienen in Schweiß gebadet. Wie betäubt stand er eine Weile, dann schlug er die Augen auf und sah um sich.

Das Amphitheater war in ein stürmisches Meer verwandelt. Die Wände erzitterten unter dem Geschrei der nach Zehntausenden zählenden Zuschauer. Seit Beginn der Vorstellung war eine solche Begeisterung noch nicht dagewesen. Die in den höheren Reihen Sitzenden drängten sich nach den Zwischenräumen, um den Kraftmenschen in der Nähe zu sehen. Gebietende Rufe um Gnade wurden laut, leidenschaftliche, eigenfinnige Stimmen, die sich bald in einen einzigen Donner verwandelten. Dieser Riese war den für physische Kraft schwärmenden Römern lieb geworden; er war in diesem Augenblicke der populärste Mann in Rom.

Ursus hatte begriffen, daß das Volk seine Freilassung verlangte, doch war es ihm offenbar nicht um sich allein zu thun. Er blickte im Kreise umher, dann trat er zu dem kaiserlichen Podium und wiegte den Leib des Mädchens auf den ausgestreckten Armen hin und her, wobei in seinen Augen deutlich die flehende Bitte zu lesen war:

„Dieser hier erbarmet Euch! Sie errettet! Ich habe dies für sie gethan!“

Die Menge begriff ausgezeichnet, was er verlangte. Beim Anblick des ohnmächtigen Mädchens, das sich im Vergleich zu dem Riesen wie ein Kind ausnahm, wurden alle, Volk, Ritter und Senatoren, von Rührung übermannt. Ihr zierlicher, wie aus Alabaster gemeißelter Leib, ihre Schönheit, ihre Ohnmacht, die große Gefahr, aus welcher sie der Riese befreite, die Unabhängigkeit desselben erschütterten die Herzen. Viele glaubten, es sei der Vater, der diese That für sein Kind gewagt und nun um Mitleid flehe. Und das Mitleid griff um sich wie ein Feuer. Man hatte schon genug des Blutvergießens, genug des Sterbens, genug der Marterqualen. Thränenerstickte Stimmen riefen um Gnade für beide.

Ursus ging jetzt in der Arena hin und her, das Mädchen in seinen Armen wiegend und mit den Augen und Gebärdern für sie bittend. Da sprang Vinicius von seinem Sitz auf, setzte über die Arenabrüstung, stürzte auf Lygia zu und bedeckte ihren Leib mit seiner Toga. Dann riß er seine Tunika auf, enthüllte seine mit Narben bedeckte Brust, die er aus dem armenischen Kriege davongetragen, worauf er die Hände gegen das Volk ausstreckte.

Die Begeisterung der Menge überstieg alles bisher im Amphitheater Dagewesene. Die Menge stampfte mit den Füßen und heulte, die Schreie um Gnade klangen wie Drohung. Dem Volk war es nicht nur um den Athleten zu thun, es warf sich jetzt zum Beschützer des Mädchens, des Kriegers und beider Liebe auf. Tausende Blicke richteten sich auf den Kaiser, aus denen der Zorn sprach, tausend geballte Fäuste erhoben sich drohend. Er aber zögerte und schwankte, zwar häßte er Vinicius nicht, auch an dem Tode Lygias war ihm nicht viel gelegen — doch hätte er den Körper des Mädchens gern von den Hörnern des Tieres durchbohrt gesehen; seine Grausamkeit, seine entarteten Vorstellungen, seine entarteten Begierden fanden

eine gewisse Wonne bei solchem Anblick, und dieses Volk wollte ihn um einen solchen Anblick bringen. Bei diesem Gedanken prägte sich der Zorn auf seiner fetten Stirn aus. Seine Eigenliebe gestattete ihm nicht, sich dem Volkswillen zu beugen, gleichzeitig konnte aber seine angeborene Feiglingsnatur nicht widerstehen.

Unter den Augustianern hoffte er Beistand zu finden und suchte bei ihnen nach Fingern, die nach unten zeigten.*). Doch Petronius hielt die Hand nach oben und sah ihn dabei fast herausfordernd an. Der abergläubische Bestinus, der wohl Geister, aber nicht das Volk fürchtete, gab das Zeichen der Gnade.**). Dasselbe Zeichen gab der Senator Scaevinus, ebenso Nerva, auch Tullius Senecio, sogar der alte, berühmte Heerführer Ostorius Scapula, Antistius, Piso, Betus, Crispinus, Minucius Thermus und Pontius Telefinus, der vom Volke verehrte Traeas und viele andere batzen um das Leben der Verurteilten. Bei diesem Anblick nahm Nero mit verächtlicher Miene und voll Kränkung seinen Smaragd vom Auge, als Tigellinus, dem es darum zu thun war, dem Petronius einen Posse zu spielen, ihm zuraunte: „Gieb nicht nach, Göttlicher, wir haben die Prätorianer.“

Nero wendete seinen Blick zu dem grausamen, ihm bisher blind ergebenen Kommandanten der Prätorianer, Subrius Flavius, und er zuckte zusammen. Das Gesicht des alten Tribuns war thränenüberströmt, und mit strengem Ausdruck hielt er die Hand nach oben.

Das Volk war inzwischen in Wut geraten und das Wutgeheul war ohrenzerreißend; es stampfte mit den Füßen und wirbelte Staubwolken auf, die das Amphitheater erfüllten. Man hörte Rufe: „Ahenobarbus, matricida, incendiarius.“***)

Der Kaiser erschrak. Das Volk war allmächtig im Cirkus. Die früheren Kaiser, besonders aber Caligula, erlaubten sich zeitweise dem Volkswillen zu widersetzen, was aber stets einen Aufruhr hervorrief und zum Blutvergießen führte. Doch Nero war zu unbeständig. Als Schauspieler und Sänger bedurfte er des Wohlwollens des Volkes, dann brauchte er das Volk an seiner Seite gegen den Senat und die Patrizier und schließlich

*) Ein Zeichen, daß der Verurteilte nicht auf Gnade hoffen dürfe.

**) Die emporgehobene Hand war das Zeichen der Gnade.

***) Diese Worte sind historisch: Feuerbart, Muttermörder, Mordbrenner.

nach dem Brände Roms suchte er auf alle Arten das Volk für sich zu gewinnen und den Zorn auf die Christen zu wälzen. Er sah ein, daß ein längeres Widerstreben unheilbringend sei; der im Cirkus begonnene Aufruhr konnte sich auf die ganze Stadt übertragen und schwere Folgen nach sich ziehen. Er sah nochmals auf Subrius Flavius, dann blickte er auf den Centurio Scaevinus, auf die Soldaten — und als er von allen Seiten nur gerührte Gesichter sah und flehenden Augen begegnete, gab auch er das Zeichen der Gnade.

Ein Beifallssturm pflanzte sich von den oberen Reihen bis nach den unteren fort. Das Volk war jetzt über das Schicksal seiner Schützlinge beruhigt; von diesem Zeitpunkte ab standen sie unter seinem Schutze; selbst der Kaiser hätte nicht mehr wagen dürfen, sie mit seiner Rache zu verfolgen.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Vier bithynische Sklaven trugen Lygia behutsam in das Haus des Petronius. Ursus und Vinicius schritten nebenher und beeilten sich, die Kranke möglichst bald in die Hände des griechischen Arztes zu übergeben. Sie sprachen unterwegs nichts, sie waren nach den letzten Vorgängen dazu nicht fähig. Vinicius war bis dahin noch nicht bei vollem Bewußtsein; er wiederholte bei sich, daß Lygia nun frei sei, daß ihr weder Kerker, noch der Tod im Cirkus mehr drohe, daß das Unglück nun ein Ende habe und daß man sie ins Haus bringe, und er sich nicht mehr von ihr zu trennen brauche. Es schien ihm, als habe ein neues Leben begonnen. Von Zeit zu Zeit sah er in die offene Sänfte, um das geliebte Aniliz beim Mondschein zu betrachten. „Das ist sie!“ sagte er dann, „Christus hat sie befreit.“ Er fühlte sich schwach und stützte sich auf den Arm des Ursus, dieser wieder blickte nach den Sternen und betete. Mitten auf der Straße schritten sie schnell zu, da die Stadt leer war. Viele neue Häuser konnte man schon sehen, und da und dort waren Gruppen, die sich im Mondchein vor den Häusern, mit Epheuranken bekränzt, bei Tanz und Flötenspiel belustigten.

Erst kurz vor des Petronius Haus beendete Ursus sein Gebet und sprach leise, als fürchte er Lygia zu wecken: „Der Herr, unser Erlöser hat sie vom Tode befreit. Als ich sie auf den Hörnern des Auerochsen sah, hörte ich eine Stimme: Verteidige sie — und das war unzweifelhaft die Stimme des Lämmlchens. Im Kerker habe ich viel von meiner Kraft eingebüßt, aber ‚Er‘ gab sie mir in jenem Augenblicke wieder — von ‚Ihm‘ hatte das Volk die Eingebung, sich für sie zu verwenden. Sein Wille geschehe!“

Und Vinicius antwortete: „Gepriesen sei sein Name!“ ... Hier versagte ihm die Stimme, das Weinen war ihm nahe. Am liebsten wollte er auf der Straße hinknien und dem Erlöser für das Wunder und seine Barmherzigkeit danken.

Sie waren angelangt; die durch einen besonderen Boten benachrichtigte Dienerschaft strömte ihnen zur Begrüßung entgegen. Paulus hatte in Antium viele von den Slaven bekehrt, sie waren über das Unglück des Vinicius unterrichtet, daher war ihre Freude groß, als sie die der Wut Neros entrissenen Opfer sahen, und steigerte sich noch mehr, als der Arzt Theocles nach der Untersuchung Lygias erklärte, daß sie, sobald das Fieber der Gefängnismauern sie verlassen, sich bald erholen werde.

Das Bewußtsein kehrte noch in derselben Nacht zurück. Als sie erwachte und sich in dem herrlichen Cubiculum sah, umgeben von korinthischen Lampen, und Verbena- und Nardenduft atmend, wußte sie nicht, wo sie sich befände. Das Bewußtsein hatte sie in dem Augenblicke verlassen, als sie an die Hörner des mit Ketten gefesselten Stieres gebunden wurde — jetzt, da sie das Antlitz des Vinicius erblickte, beleuchtet von einem lieblichen, bunten Lichte, glaubte sie, nicht mehr auf der Erde zu sein. Infolge der ausgestandenen Dualen und der Schwäche waren ihre Gedanken noch wirr und sie glaubte sich auf dem Wege nach dem Himmel. Sie fühlte keine Schmerzen, lächelte Vinicius an und wollte etwas sagen, sie bewegte ihre Lippen, doch Vinicius konnte kaum seinen Namen verstehen.

Er kniete neben ihr nieder, legte die Hand leicht auf ihre Stirn und sagte: „Christus hat Dich gerettet und Dich mir wiedergegeben!“

Ihre Lippen bewegten sich wieder, doch bald fielen ihr die Augen zu, ihre Brust hob sich zu einem leichten Seufzer und

dann verfiel sie in einen tiefen Schlaf; der Arzt Theocles wach nicht von ihrem Lager.

Vinicio kniete neben dem Lager und betete zu Christus, dem er jetzt alles dankte. Seine Seele war so in Liebe aufgegangen, daß er sich selbst völlig vergaß. Theocles kehrte oft ins Gemach zurück, und die goldhaarige Eunice erschien zeitweise und war dem Arzte bei seiner Pflege behilflich.

Die im Garten gezogenen Keraniche singen an zu schreien und verkündeten den Tagesanbruch. Vinicius' Geist aber hielt noch immer die Füße des Gekreuzigten umklammert; er sah und hörte nicht, was um ihn vorging, sein Herz war nur Dankagung, nur opferbereite Liebe, seine Wonne so groß, daß er, obwohl noch lebend, halb im Himmel war.

Siehsundsechzigstes Kapitel.

Nach der Befreiung Lygias begab sich Petronius mit andern Augustianern zugleich zum Kaiser, um diesen nicht weiter zu reizen. Er war neugierig zu hören, wovon man sich jetzt unterhalten werde, hauptsächlich aber wollte er erfahren, ob Tigellinus noch weiter das Mädchen zu verfolgen beabsichtigte. Obwohl jetzt Lygia und Ursus unter dem Schutze des Volkes standen, und es niemand wagen durfte, diese beiden zu verfolgen, wußte Petronius genau, daß der grausame und allmächtige Präfekt der Prätorianer nicht ruhen würde, bevor er sich nicht auf irgend eine Weise an ihm gerächt habe.

Nero war zornig und gereizt, da die Vorstellung anders endete, als er wünschte. Anfangs wollte er Petronius nicht einmal ansehen, doch diesen verließ das ruhige Blut nicht, mit der Ruhe eines arbiter elegantiarum näherte er sich ihm und sagte: „Weißt Du, Göttlicher, was ich denke? Schreibe einen Hymnus auf das Mädchen, das durch den Befehl des Herrschers der Welt von den Hörnern des wilden Auerochsen dem Geliebten wiedergegeben wurde. Die Griechen haben ein mitfühlendes Herz, und ich bin sicher, daß sie das Lied zaubern wird.“

Nero, der immer noch gereizt dafäß, schien diese Idee nicht schlecht; das Thema war für ein Lied wie geschaffen, dann konnte er sich selbst besingen als einen edeldenkenden Herrscher.

Bermundert blickte er Petronius an. „Möglich, daß Du recht hast,” sagte er. „Aber kommt es mir auch zu, mein eigenes Lob zu singen?”

„Du brauchst dies nicht erst zu erwähnen, denn ein jeder in Rom ist von Deiner Güte überzeugt, und von Rom aus verbreiten sich die Nachrichten über die ganze Welt.“

„Bist Du auch sicher, daß dies in Achaja Anklang finden wird?“

„Beim Pollux, ja!“ erwiderte Petronius, worauf er sich entfernte, mit der Überzeugung, daß Nero nun nichts mehr gegen das Leben der jungen Leute unternehmen werde, auch Tigellinus war dadurch gebunden. Dennoch traute er dem Frieden nicht und beredete Vinicius, möglichst bald auf seine Besitzung in Sicilien zu gehen. Er traute Tigellinus nicht, daß dieser nicht noch nach Gift greife, um Lygia aus der Welt zu schaffen.

Vinicius lächelte darüber und sagte: „Sie war auf den Hörnern des Stieres und Christus rettete sie!“

„So opfere ihm eine Hekatombe,^{*)} entgegnete Petronius ungeduldig, „aber heiße ihn nicht, sie zum zweiten Male retten. Denfst Du nicht an Odysseus, als er zum zweiten Male zu Aolus um eine Ladung günstiger Winde kam? Die Götter lieben es nicht, dieselbe Sache zweimal zu thun!“

„Sobald sie gesund ist, führe ich sie zu Pomponia Graecina,“ entgegnete Vinicius.

„Ich habe durch den Verwandten des Aulus, Antistius, erfahren, daß Pomponia frank sei, und Du wirst recht thun, wenn Du Lygia dahinführst. Man wird Euch mit der Zeit vergessen und in der Lebzeit ist es am besten, wenn man vergessen wird. — Möge Fortuna Eure Sonne im Winter und Euer Schatten im Sommer sein.“ —

Nach zwei Tagen wurde Lygia mit Erlaubnis des Theocles in den Garten getragen und von da ab besserte sich sichtlich ihr Gesundheitszustand. Vinicius schmückte die Sänfte mit Anemonen und Irisblumen, die Lygia allen andern Blumen bevorzugte und um sie an Aulus' Haus zu erinnern. Mitunter saßen beide auf einem lauschigen Plätzchen und erzählten sich von verflossenen Zeiten. Lygia sagte zu Vinicius, Christus habe

*) Opfer von hundert Stieren.

ihn absichtlich über diesen qualvollen Weg geführt, dadurch sei seine Seele, sein Charakter geläutert worden. Vinicius fühlte, daß sie wahr sprach, daß in ihm nichts von dem früheren Patrizier war, dem nur der eigene Wille als Gesetz gegolten hatte. Allein in diesen Erinnerungen lag nichts Bitteres. Beiden war es, als seien Jahre über sie hinweggegangen, als liege die schreckliche Vergangenheit weit, weit hinter ihnen. Ein nie gefühlter Herzentspannung war in ihnen eingekehrt. Der Cäsar mochte rasen und die Welt mit Schrecken erfüllen; sie wußten über sich einen Schutz, tausendmal mächtiger als Neros Gewalt, fühlten keine Furcht mehr vor seiner Wut und seiner Bosheit, gerade so als ob er für sie aufgehört hätte, Herr über Leben und Tod zu sein.

Eines Morgens vernahmen sie von entfernten Bivarien her das Brüllen der Löwen und anderer Tiere. Früher hatten diese Stimmen Vinicius mit Furcht erfüllt, weil sie als böse Vorzeichen galten; jetzt blickten er und Lygia stumm sich an und hoben die Augen zum Himmel empor. Zuweilen entschlummerte Lygia, noch schwach und unsfähig, allein zu gehen, in der Stille des Gartens; er wachte über sie, betrachtete ihr schlafendes Antlitz und sagte sich unwillkürlich, daß sie nicht mehr jene Lygia sei, die er in Aulus' Garten gesehen hatte.

Die Kerkerluft war an Lygias Schönheit nicht spurlos vorübergegangen. Damals, als er sie im Hause des Aulus gesehen, oder als er sie aus dem Hause der Miriam entführen wollte, war sie schön wie eine Statue, wie eine Blume. Jetzt war die zarte rosa Gesichtsfarbe verschwunden, ihre Hände waren magerer, ihr Körper schien aufgerieben durch die Krankheit, die Lippen waren bleich — sogar die Augen schienen weniger blau als sonst. Die goldhaarige Eunice, die ihr Blumen und teure Gewebe zum Einhüllen der Füße brachte, sah jetzt neben Lygia wie eine Gottheit Cyperns aus. Auch der Ästhetiker Petronius hatte sich vergeblich bemüht, die alten Reize an der Kranken wiederzufinden und bei sich gedacht, daß dieser Schatten aus den elysäischen Feldern aller ausgestandenen Angst und Qualen, die Vinicius fast das Leben gekostet, nicht wert sei. Doch Vinicius, der jetzt ihre Seele liebte, liebte sie um so mehr — und als er so bei der Schlafenden saß, dünkte ihm, er wache über die ganze Welt. —

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Die Kunde von der wunderbaren Befreiung Lygias verbreitete sich schnell unter den noch übriggebliebenen Christen; viele dieser Christen kamen jetzt, um die so wunderbar Errettete anzustauen. Zuerst erschienen Nazarius und Miriam, bei denen der Apostel Petrus bisher versteckt gehalten wurde, dann andere. Alle Besucher, auch Vinicius, Lygia und die christlichen Sklaven des Petronius hörten mit Aufmerksamkeit die Erzählung des Ursus von der Stimme, die er in seinem Innern vernommen und deren Aufforderung, mit der Bestie zu kämpfen. Sie gingen getröstet hinweg, die Hoffnung im Herzen, daß Christus die Seinen auf Erden nicht ausstilgen lassen werde bis zum Tage seiner Wiederkunft beim Gerichte. Und dieses Vertrauen flößte ihnen Mut ein; denn die Verfolgung war noch nicht zu Ende. Die Stadtwache ließ jeden, der öffentlich als Christ bezeichnet wurde, sofort ins Gefängnis werfen. Allerdings verringerte sich die Zahl der Opfer, doch nur deshalb, weil die meisten schon ergriffen und gemartert worden waren. Die übriggebliebenen Christen hatten entweder Rom verlassen, um in entlegenen Provinzen das Ende des Sturmes abzuwarten, oder sich sorgfältig verborgen. Die Verborgenen wagten nicht, sich zu gemeinsamem Gebete zu versammeln, außer in Sandgruben vor der Stadt. Der Circus war geschlossen, doch bewahrte man die gefangenen Christen für künftige Spiele auf oder strafte sie besonders ab. Obgleich niemand in Rom mehr glaubte, daß die Christen den Brand veranlaßt hätten, wurden sie doch als Feinde der Menschheit und des Staates erklärt und das Edikt gegen sie blieb in Kraft.

Der Apostel Petrus getraute sich lange nicht, im Hause des Petronius zu erscheinen; eines Abends jedoch zeigte Nazarius dessen Besuch an. Lygia, die nun so weit hergestellt war, daß sie allein zu gehen vermochte, und Vinicius eilten hinaus, ihn zu empfangen und seine Füße zu umfassen. Wenige Schäflein seiner Herde, über die Christus ihn gesetzt, und deren Geschick sein großes Herz betrübte, waren ihm geblieben; darum begrüßte er die beiden mit um so größerer Bewegung.

Als Vinicius zu ihm sprach: „Herr, um Deinetwillen hat der Erlöser sie mir zurückgegeben,“ antwortete er:

„Um Deines Glaubens willen gab er sie zurück, damit nicht jeder Mund schweige, der seinen Namen bekennt.“

Offenbar gedachte er dabei der Tausende seiner Kinder, die von wilden Tieren zerrissen worden, jener Kreuze, die die Arena gefüllt, jener Feuersäulen in den Gärten des „Tieres“; denn er sprach jene Worte mit tiefer Trauer. Vinicius und Lygia entging es auch nicht, daß sein Haar vollständig weiß geworden, seine Gestalt gebeugt war, sein Antlitz so viel Gram und Schmerz wiederspiegelte, als hätte er selbst alle Martern erlitten, die Neros Wut und Wahnmuth den Christen angethan. Beide verstanden aber auch, daß, weil Christus sich der Marter und dem Tode hingegeben, sein Jünger sich dem nicht entziehen dürfe. Der Anblick des durch Jahre, Arbeit und Sorge gebeugten Apostels schmerzte ihre Herzen. Vinicius beabsichtigte, Lygia bald nach Neapel zu bringen, wo sie mit Pomponia zusammentreffen würden, und dann die Reise nach Sicilien fortzusetzen; er bat deshalb den Apostel, Rom mit ihnen zu verlassen.

Der Apostel legte seine Hand auf das Haupt des Tribuns und sagte: „In meinem Innern höre ich die Worte des Herrn, die er am See Tiberias zu mir gesprochen: ‚Als Du noch jung warst, gürtestest Du Dich selbst und gingst, wohin Du wolltest; wenn Du aber alt sein wirst, wirst Du Deine Hand ausstrecken und ein anderer wird Dich gürten und Dich führen, wohin Du nicht willst.‘ Darum ist es billig, daß ich meiner Herde folge.“ Und als sie schwiegen, weil sie den Sinn seiner Rede nicht verstanden, setzte er hinzu: „Meine Arbeit nähert sich ihrem Ende; nur im Hause des Herrn werde ich meine Wohnung und meine Ruhe finden.“ Dann wandte er sich nochmals zu ihnen und sprach: „Vergesst mich nicht, denn ich habe Euch geliebt, wie ein Vater seine Kinder; und was immer Ihr arbeitet, thut alles zur Ehre Gottes.“

Bei diesen Worten erhob er seine zitternden Hände und segnete sie; die beiden erwiesen ihm noch alle Liebe, wohl fühlend, daß dies der letzte Segen, den er ihnen erteile. Indes sollten sie ihn noch einmal sehen.

Nach einigen Tagen kam Petronius mit schrecklichen Nachrichten vom Palatin. Es war dort entdeckt worden, daß einer der Freigelassenen Neros ein Christ sei; bei ihm hatten sich Briefe der Apostel Petrus und Paulus, Briefe von Jakobus,

Johannes und Judas gefunden. Tigellinus hatte früher schon den Aufenthalt des Petrus in Rom erfahren, meinte aber, er sei mit vielen anderen Bekennern aus dem Leben geschieden. Jetzt wurde es bekannt, daß die beiden Häupter des neuen Glaubens noch lebten und in der Hauptstadt seien. Darum beschloß man, sie unter allen Umständen festzunehmen, sicher hoffend, damit die verhaftete Sekte bis zur letzten Wurzel auszurotten. Petronius hatte von Bestinus gehört, der Cäsar habe befohlen, Petrus und Paulus innerhalb drei Tagen in das Mamertinische Gefängnis einzuliefern; ganze Abteilungen Prätorianer seien ausgesandt, um jedes Haus des Transtiber zu durchsuchen.

Vinicio beschloß, sofort den Apostel von der ihm drohenden Gefahr in Kenntnis zu setzen. Am Abend legte er und Ursus gallische Mäntel um, und sie begaben sich zu Miriams Haus, wo Petrus wohnte. Es befand sich an dem der Stadt zunächst gelegenen Teile des Transtiber, am Fuße des Janiculus. Unterwegs sahen sie Soldaten, im Begriffe Häuser zu umstellen und unbekannte Personen wegzuführen. Das Viertel war in Unruhe, an manchen Orten hatten sich Scharen Neugieriger gesammelt. Die Hauptleute stellten zuweilen an die Gefangenen Fragen, die sich auf Simon Petrus und Paulus von Tarsos bezogen.

Ursus und Vinicius waren den Soldaten voraus und kamen unbehelligt zu Miriams Haus, wo sich Petrus inmitten einiger Gläubigen befand. Auch Timotheus und Linus waren darunter.

Auf die Mitteilungen hin führte Nazarius alle auf einem verborgenen Pfad zur Gartentür und von da aus in verlassene Steinbrüche in einiger Entfernung vom Thore des Janiculus. Ursus trug Linus, dessen Beine durch die Marter gebrochen und noch nicht geheilt waren. Im Steinbruch angelangt, fühlten sie sich sicher. Beim Lichte einer von Nazarius entzündeten Fackel berieten sie, wie das ihnen so teure Leben des Apostels gerettet werden könne.

„Herr,“ sagte Vinicius, „laß Dich bei Tagesanbruch von Nazarius zu den Albaner Bergen führen; dort werde ich Dich treffen. Wir nehmen Dich dann nach Antium, wo für uns ein Schiff nach Neapel und Sicilien bereit ist. Gesegnet sei der Tag und die Stunde, wo Du mein Haus betreten und es segnen wirst!“

Die einen stimmten diesem Vorschlage zu, drangen in den Apostel und sagten: „Verborg Dich, geheiliges Haupt; bleib nicht in Rom! Pflanze die Wahrheit fort, damit sie nicht zu Grunde gehe mit uns und Dir. Höre auf uns, wir bitten Dich, unseren Vater!“

„Thue es in Christi Namen,“ riefen andere und hängten sich dabei an ihn.

„Meine Kinder,“ antwortete Petrus, „wer kennt den Zeitpunkt, den der Herr als Grenze meines Lebens gesetzt hat?“

Er zögerte, ihre Bitte zu erfüllen; überhaupt hatte sich seit einiger Zeit eine gewisse Unsicherheit, sogar Furcht in seine Seele geschlichen.

„Die Herde,“ dachte er sich, „ist zerstreut, das Werk zu Grunde gerichtet; die Kirche, die vor dem Brände einem blühenden Baume ähnlich war, in den Staub getreten durch die Macht des ‚Tieres‘. Nichts ist übrig als Thränen, nichts als die Erinnerung an Marter und Tod. Die Saat hat reiche Früchte getragen, Satan sie aber in die Erde gestampft. Die Legionen der Engel sind meinen Kindern nicht zu Hilfe gekommen. Nero, schrecklicher und mächtiger denn je, verbreitet seinen Ruhm über die Erde, über Meere und Länder.“ Dann hob der greise Fischer die Hände zum Himmel und fragte: „Herr, was soll ich thun? Wie soll ich handeln? Und wie soll ich, ein schwacher Greis, diese unbezwingbare Macht des Bösen bekämpfen und da den Sieg erringen?“ Und er rief aus der Tiefe seines unermesslichen Schmerzes, und wiederholte im Geiste: „Jene Schafe, die Du mir zu weiden befohlen hast, sind nicht mehr, Deine Kirche ist nicht mehr. Einsamkeit und Trauer sind in Deine Stadt eingezogen. Was willst Du, daß ich jetzt thue? Soll ich bleiben, oder den Rest Deiner Herde fortführen, damit Dein Name jenseits des Meeres im Verborgenen verherrlicht werde?“

Er zögerte. Wohl glaubte er, daß die Wahrheit nicht zu Grunde gehen, sondern siegen werde; aber zuweilen dachte er, diese Stunde würde erst dann anbrechen, wenn der Herr am Tage des Gerichts wiederkommen werde in viel größerer Macht und Herrlichkeit als die Neros.

Manchmal hatte er den Gedanken, daß, wenn er Rom verließe, die Gläubigen ihm folgen würden. Er führte sie dann im Geiste hinweg nach den schattigen Hainen Galiläas, zum ruhigen Spiegel des Sees von Tiberias, zu Hirten, so

friedlich wie Tauben und Schafe, die dort ihre Herden weideten zwischen Thymian und Pfefferwurz. Ein immer sehnlicherer Wunsch nach Friede und Ruhe, eine sich steigernde Sehnsucht nach diesem See und Galiläa bemächtigten sich dann der Seele des Fischers, und Thränen traten dabei in des Greises Augen.

Jetzt, da er sich entscheiden sollte, überkam ihn plötzlich Unruhe und Furcht. Durfte er diese Stadt verlassen, deren Boden das Blut zahlreicher Märtyrer getrunken; in der so viele durch ihren Tod für die Wahrheit Zeugnis abgelegt hatten? Sollte er allein nicht standhalten? Und was würde er dem Herrn erwiedern auf die Worte: „Diese sind für den Glauben gestorben, Du aber flohst.“

„Tage und Nächte,“ sprach er zu sich, „verbrachte ich in Angst und innerem Leiden. Andere, die von den Löwen zerissen, an die Kreuze geschlagen, in den Gärten des Cäsar verbrannt wurden, entschliefen nach kurzer Qual im Herrn; ich jedoch finde keine Ruhe und fühle größere Marter, als die von den Henkern für ihre Opfer ersonnenen. Oft legte sich schon der Schimmer der Morgendämmerung auf die Dächer der Häuser, während ich in der Tiefe meines trauernden Herzens noch seufzte: „Herr, warum riest Du mich hierher und liebst mich Deine Stadt in der Höhle des ‚Tieres‘ suchen?“ Die dreiunddreißig Jahre nach dem Tode des Meisters sahen mich in steter Arbeit. Den Stab in der Hand, zog ich durch die Welt und verkündete ihr die ‚frohe Botschaft‘. Durch Reisen und Beschwerden erschöpft, kam ich in diese Stadt, die erste der Welt. Nachdem ich hier das Werk meines Meisters befestigt, brauste ein blutiger Sturm darüber hin. Ich sahe, der alte Kampf muß neu begonnen werden. Und welch ein Kampf! Auf der einen Seite der Cäsar, der Senat, das Volk, die Legionen, welche die Welt mit eisernem Gürtel umspannen, zahllose Städte, Länder, eine große Macht, daß sie größer nicht gedacht werden kann. Auf der andern Seite ich, vom Alter gebeugt, von der Arbeit gebrochen, so schwach, daß die zitternde Hand kaum mehr den Stab zu halten vermag. Kann ich berufen sein, mich mit dem römischen Cäsar zu messen? Das kann nur Christus.“

Alle diese Gedanken gingen durch sein sorgenschweres Haupt, als er die Bitten des letzten Restes der Gläubigen hörte. Diese, sich immer dichter um ihn drängend, wiederholten

mit flehender Stimme: „Verbirg Dich, Rabbi!*) Führe uns weg aus der Gewalt des ‚Tieres!“

Endlich wandte auch Linus sein zermartertes Haupt ihm zu. „O Herr,“ sprach er, „der Erlöser befahl Dir, seine Schafe zu weiden; aber sie sind nicht länger hier, ja morgen schon werden sie von dannen ziehen. Gehe darum dahin, wo Du sie noch finden kannst. Das Wort Gottes wird noch gehört in Jerusalem, Antiochia, Ephesus und anderen Städten. Zu was diente Dein fernerer Aufenthalt in Rom? Wenn Du fällst, so vermehrst Du damit nur den Triumph des ‚Tieres‘. Der Herr hat die Lebensgröze des Johannes nicht bestimmt. Paulus ist ein römischer Bürger, er kann ohne Verhör nicht verurteilt werden. Wenn aber die Macht der Hölle sich gegen Dich erhebt, o Lehrer, dann werden die entmutigten Herzen sprechen: Wer ist noch über Nero?² Du bist der Fels, auf den die Kirche Gottes gebaut ist. Wir wollen sterben, aber mache Du dem Antichrist den Sieg nicht leichter über den Statthalter Gottes und kehre nicht hierher zurück, bis der Herr den zermalmt hat, der unschuldiges Blut vergoß.“

„Sieh unsere Thränen,“ wiederholten alle Anwesenden.

Thränen überflossen auch das Gesicht des Petrus. Nach einer Weile erhob er sich, breitete seine Hände über die Knienden aus und sprach: „Der Name des Herrn sei gebenedeit! Sein Wille geschehe!“

Achtundsechzigstes Kapitel.

Beim nächsten Morgengrauen schritten zwei dunkle Gestalten auf der Via Appia der Campania zu. Es waren dies Nazarius, der Sohn der Miriam, und der Apostel Petrus, der Rom und seine Glaubensbrüder verließ.

Die Nebelschleier zerrissen und die weite Campania mit den darauf zerstreuten Häusern und Friedhöfen und mit den vereinzelten Baumgruppen, in deren Tautropfen die aufgehende Sonne sich spiegelte, wurde sichtbar. —

Auf dem Wege war kein Mensch zu sehen. Die Landleute, die Sommergetreide und Gartenerzeugnisse nach der Stadt

*) Hebräischer Ausdruck für Lehrer, Schriftgelehrter.

fuhrten, sah man noch nicht. Die Steinfiese, mit denen der Weg bis ins Gebirge ausgelegt war, hallte von dem Klappern der Holzschuhe, welche die beiden Wanderer an den Füßen trugen, wieder.

Es schien dem Apostel, als ob der aufgehende goldene Sonnenball anstatt höher und höher zu steigen, vom Gebirge abwärts und den Weg entlangrolle. Er hielt den Schritt an und fragte: „Siehst Du das Licht, das auf uns zukommt?“

„Ich sehe nichts!“ entgegnete Nazarius.

Doch Petrus bedeckte nach einer Weile die Augen mit der Hand und sprach: „Eine Gestalt naht uns im Sonnenglanze.“

Es war nicht das leiseste Geräusch nahender Schritte vernehmbar. Nazarius sah nur die Bäume in der Ferne beben, als würden sie geschüttelt, und gewahrte staunend einen sich immer weiter über die Ebene verbreitenden Lichtschein. Er sah den Apostel verwundert an. „Was ist Dir, Rabbi?“ fragte er unruhig.

Den Händen des Apostels war der Reisestab entfallen, und er starrte mit halbgeöffneten Lippen unbeweglich vor sich hin; auf seinen Mienen wechselten Erstaunen, Freude und Begeisterung. Plötzlich warf er sich auf die Knie, streckte die Arme aus und rief: „Christus! Christus!“ Und er warf sich zur Erde nieder, als ob er jemandes Füße küsste.

Lange verharrte er so stillschweigend, dann vernahm man die Stimme des Greises, von Schluchzen unterbrochen: „Quo vadis, Domine?“*)

Nazarius vernahm keine Antwort, Petrus aber hörte eine sanfte Stimme: „Weil Du mein Volk verläßest, so gehe ich nach Rom, um mich zum zweiten Male kreuzigen zu lassen.“

Das Antlitz im Staube, lag der Apostel lange sprach- und regungslos. Nazarius fing schon an zu fürchten, daß der Greis ohnmächtig oder gar tot sei. Doch raffte er sich plötzlich auf, erhob sich, griff mit zitternden Händen nach dem Pilgerstab und wendete sich, ohne ein Wort zu reden, der Siebenhügelstadt zu.

Der Knabe, dies erblickend, fragte wie ein Echo: „Quo vadis, Domine?“

„Nach Rom,“ versetzte der Apostel. Und er kehrte zurück.

) „Herr, wo gehst Du hin?“

Paulus, Johannes und Linus, wie auch die übrigen Gläubigen empfingen ihn verwundert und erschrocken, denn bald nach seinem Weggange, im ersten Morgengrauen, hatten Prätorianer das Haus der Miriam umringt und den Apostel darin gesucht. Doch er antwortete auf alle Fragen nur: „Ich habe den Herrn gesehen.“

Noch an demselben Abend begab er sich nach dem Osternium, um dort zu lehren und zu taufen. Täglich ging er dahin. Es schien, als ob jedes Wort, jede Thräne Tausende Bekennner erzeuge. Der Kaiser badete sich förmlich im Blute, Rom und die ganze heidnische Welt raste. Alle Bedrängten und Leidenden suchten und fanden Trost in der Lehre an den Gott, der aus Liebe zu den Menschen starb, um sie zu erlösen.

Petrus aber begriff jetzt, daß weder der Kaiser noch seine Legionen den wahren Glauben würden vernichten können. Er verstand jetzt, weshalb ihn der Herr von seinem Vorhaben, Rom zu verlassen, ablenkte: Diese Stadt des Stolzes, der Verbrechen, der Zügellosigkeit und Macht fing an, seine Stadt zu werden — eine zweifache Residenz, aus der die Macht und das geistige Leben strömte.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Doch die Stunde für die beiden Apostel war gekommen. Um gleichsam das ihm aufgetragene Werk zu krönen, sollte der Fischer des Herrn sogar im Gefängnis noch zwei Seelen gewinnen. Die Soldaten Prozessus und Martinianus, die ihn bewachten, empfingen durch ihn die Taufe. Der Augenblick der Marter nahte. Nero war gerade nicht in Rom. Das Urteil war von Helios und Polynthes, zwei Freigelassenen, gefällt worden, denen der Cäsar während seiner Abwesenheit von Rom die Regierung der Stadt anvertraut hatte.

Über den bejahrten Apostel hatte man die vom Gesetze vorgeschriebenen Rutenstreiche verhängt, den folgenden Tag sollte er aus den Stadtmauern nach dem Batikanischen Hügel geführt werden, um dort den Kreuzestod zu erleiden. Die Soldaten staunten über die vor dem Gefängnis versammelte Menge, denn nach ihrem Dafürhalten konnte der Tod eines

gewöhnlichen Mannes, und noch eines Fremden, kein großes Interesse erregen; sie wußten nicht, daß die Menge nicht aus Neugierigen sondern aus Bekennern besthebe, denen es eine Herzensangelegenheit war, den großen Apostel auf den Hinrichtungsplatz zu begleiten. Am Nachmittag öffneten sich die Gefängnißthore, und Petrus erschien, von einer Abteilung Prätorianer umgeben. Die Sonne hatte sich schon etwas gegen Ostia geneigt, der Tag war schön, kein Lüftchen regte sich. Wegen seines Alters ließ man Petrus das Kreuz nicht selber tragen. Er war fessellos, damit er nicht zu langsam ginge. Er ging ohne Hindernis, und die Gläubigen konnten ihn gut sehen. Als sich sein weißes Haupt zwischen den eisernen Helmen der Soldaten zeigte, hörte man leises Auffschluchzen, das jedoch sofort wieder unterdrückt wurde; denn auf dem Antlitz des Greises lag so große Ruhe, glänzte eine solche Freudigkeit, daß alle begriffen, er sei nicht ein dem Tode geweihtes Opfer, sondern ein triumphierender Sieger.

Und in der That, dieser demütige, gebückt einhergehende Fischer schritt jetzt aufrecht, voll Würde, schien höher als die Soldaten. Nie hatte aus seinem Wesen eine solche Majestät gesprochen. Er glich einem von Volk und Soldaten geleiteten Monarchen. Von allen Seiten hörte man Stimmen: „Dort ist Petrus, der zum Herrn geht!“ —

Alle vergaßen, daß ja Marter und Tod seiner warteten. Mit feierlicher Ruhe, gesammelten Geistes wandelte er seinen Weg, im Bewußtsein, daß sich bei dem Kreuzestode auf Golgatha ein ähnlich bedeutungsvolles Geschehnis nicht mehr ereignet habe; denn wie jener Tod die Welt, so sollte dieser Rom erlösen.

Die Leute auf den Straßen hielten beim Anblick dieses greisen Mannes voll Verwunderung inne, die Gläubigen legten ihnen die Hände auf die Schultern und sagten: „Seht, wie ein Gerechter zum Tode geht — einer, der Christus kannte und der Welt die Liebe lehrte.“

Die Angeredeten gingen nachdenkend hinweg und sagten zu sich selbst: „Der kann wirklich kein Übelthäter sein.“ —

Auf dem weiteren Wege wurde es ruhiger. Der Zug bewegte sich an neuerbauten Häusern vorüber, an den weißen Säulen der Tempel, die das tiefblaue, ruhige Firmament überwölbt. Schweigend schritt man dahin, nur hier und da wurde

die Stille durch das Geräusch der Waffen und das Murmeln der Betenden unterbrochen. Als Petrus dies vernahm, verklärte Freude sein Antlitz; es waren ihrer viele Tausende, überblicken konnte er sie nicht. Er fühlte, daß er sein Werk vollendet habe, er wußte, daß die Wahrheit, die er während seines Lebens verkündet, alles überwinden und nichts die Macht besäße, sie zurückzuhalten. Unter solchen Gedanken erhob er die Augen und sprach: „O Herr, Du hast mir befohlen, diese weltbeherrschende Stadt zu erobern; ich habe es gethan. Du hast mir befohlen, hier Deinen Sitz aufzuschlagen; ich habe ihn errichtet. Es ist jetzt Deine Stadt, o Herr, und ich gehe zu Dir; denn ich habe viel gearbeitet.“ Als er an den Tempeln vorüberkam, sagte er: „Ihr werdet Tempel Christi werden.“ Zu der Volksmenge sprach er: „Eure Kinder werden Diener Christi werden.“

So ging er dahin in dem Bewußtsein, erobert zu haben, im Bewußtsein seiner Arbeit, seiner Kraft, getröstet, groß. Die Soldaten führten ihn über den Pons Triumphalis, als wollten sie unwillkürlich seinem Siege Zeugnis geben, und weiter gegen die Naumachia und den Cirkus. Die Christen aus dem Stadtteil jenseits des Tiber schlossen sich dem Zuge an; es sammelten sich solche Volksmassen, daß es dem die Prätorianer befehligen Centurio allgemach offenbar wurde, er führe einen von seinen Gläubigen umgebenen Hohenpriester, und er beunruhigte sich wegen der kleinen Zahl seiner Soldaten. Aber kein Ruf des Zornes oder der Wut ließ sich in der Menge hören. Die Gesichter zeigten, wie sehr sie alle von der Größe des Augenblicks durchdrungen waren; man las darauf Feierlichkeit und Erwartung. Einige Christen erinnerten sich, daß beim Tode des Herrn die Erde gebebt hatte und Verstorbene aus den Gräbern erstanden, und glaubten, es würden ähnliche Zeichen erscheinen, damit der Tod des Apostels nicht vergessen werde. Andere sagten sich: „Vielleicht wählt der Herr die Todesstunde des Petrus, um vom Himmel wiederzukommen, wie er versprochen hat, um Gericht zu halten.“ Und von dieser Idee erfüllt, empfahlen sie sich der Barmherzigkeit des Erlösers.

Allein die Stille ringsumher dauerte an. Die Höhen schienen sich in den glänzendsten Sonnenstrahlen zu wärmen. Zwischen dem Cirkus und dem vatikanischen Hügel hielt der Zug still. Einige der Söldner machten sich daran, ein Loch in

die Erde zu graben, andere legten das Kreuz, Hammer und Nägel zurecht und warteten, bis alle Vorbereitungen getroffen sein würden; die Menge aber, ruhig und feierlich wie zuvor, kniete im Kreise umher.

Von dem Glanze der Sonne umstrahlt, stand der Apostel da. Zum letzten Male ließ er seinen Blick über die Stadt schweifen, und er schaute den Tiber, auf dessen rechtem Ufer der Campus Martius, das Mausoleum des Augustus und die riesigen, im Bau begriffenen Thermen des Nero sichtbar wurden; er erschaute das Theater des Pompejus und hinter diesem, teils völlig frei, teils halb verdeckt durch andere Bauten, die Septa Julia mit ihren Säulenhallen und Tempeln. Weiter in der Ferne ragte ein mit Bauten übersäter Hügel empor, dessen Gipfel sich in dem bläulichen Dunst verlor — der Hört der Macht und des Verderbens, der Ordnung und des Wahnsinns, der Sitz des Unterdrückers und doch auch wieder des allmächtigen Weltbeherrschers, des unbesiegbaren Beschützers.

Inmitten der Söldner aber stand Petrus hochaufgerichtet da und schaute mit Blicken des Siegers auf die Stadt, auf sein Erbe. „Durch mich bist Du frei geworden,” sagte er sich. Keiner aber von denen, die um ihn versammelt waren, von den Söldnern, welche das Loch für das Kreuz gruben, bis zu den Glaubensbrüdern, ahnte, daß sich unter ihnen die wahre Herrschaft befand, daß die Cäsaren dahingehen, die Barbaren gleich einer Sturmflut verschwinden möchten, daß aber jener Greis in alle Ewigkeit seine Macht behaupten werde.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu. Der ganze westliche Himmel schien in dunkle Glut getaucht zu sein. Jetzt näherten sich die Söldner dem Apostel, um ihn zu entkleiden.

Plötzlich richtete er sich auf im Gebete und hob seine Rechte hoch empor. Die Scherben, wie eingeschüchtert von dieser Haltung, standen unbeweglich; die Gläubigen hielten den Atem an, in der Meinung, er wolle etwas sagen. Eine tiefe Stille trat ein. — Er aber, auf dieser Höhe stehend, machte mit der ausgestreckten Hand das Zeichen des Kreuzes und segnete in der Stunde seines Todes, urbem et orbem, die Stadt und den Erdkreis. —

Am gleichen wundervollen Abende führte eine andere Abteilung Söldner Paulus von Tarso auf der Via Ostiensis

zum Platze Aquae Silviae. Und auch hinter ihm schritt eine Menge solcher, die er befehrt hatte. Sah er nähere Bekannte, so hielt er an und sprach mit ihnen, denn gegen römische Bürger wagten die Wachen nicht allzustreng vorzugehen. Vor der Porta Tergemina traf er Plautilla, die Tochter des Präfekten Flavius Sabinus; beim Anblicke ihres thränenbedeckten, jugendlichen Gesichtes sprach er: „Plautilla, Tochter des ewigen Heiles, geh in Frieden! Gieb mir nur noch Dein Tuch, meine Augen zu verbinden, wenn ich zum Herrn gehe!“

Und nachdem er das Tuch in Empfang genommen hatte, schritt er mit strahlendem Antlitz weiter wie ein Landmann, der nach wohl vollbrachtem Tagewerk nach Hause zurückkehrt. Wie in der Seele des Apostels Petrus, walteten auch in seiner Seele Friede und Ruhe. Gedankenvoll glitt sein Auge über die sich vor ihm ausdehnende Ebene und die in Licht getauchten Albaner Berge. Er gedachte seiner Reisen, seiner Mühseligkeiten, seiner Arbeit, seiner Siege, der Kirchen, die er in allen Landen und über allen Meeren gegründet hatte; er glaubte, daß er seine Ruhe verdient, sein Werk vollendet habe. Es tröstete ihn das Bewußtsein, daß der Same, den er ausgestreut, vom Winde der Bosheit nicht verweht werden könnte. Der Friede senkte sich in seine Seele; verließ er doch die Welt in dem Bewußtsein, daß die von ihm verkündete Wahrheit im Kampfe gegen die Welt siegen werde.

Der Weg zum Richtplatze war weit; es wurde Abend. Die Berge überzogen sich mit Purpur, und allmählich umhüllten Schatten ihren Fuß. Die Herden kehrten heim. Da und dort sah man einzelne Gruppen von Sklaven dahinschreiten, Arbeitsgeräte auf den Schultern. Die vor den Häusern spielenden Kinder blickten neugierig auf die vorüberziehenden Soldaten.

Der Abend, diese klare, goldgetränkte Luft atmete nicht nur Liebe und Friede, sondern auch eine gewisse Harmonie, die sich von der Erde zum Himmel zu erheben schien. Auch Paulus war dafür empfänglich; Wonne füllte sein Herz beim Gedanken, daß er der Harmonie der Welt noch eine Note eingesetzt habe, ohne die die ganze Erdenharmonie nichts wäre als ein tönendes Erz und eine Klingende Schelle. Er gedachte seiner Lehre von der Liebe, daß er vom Volke gesagt, daß, wenn es auch all seine Habe den Armen hingäbe, alle Sprachen,

alle Geheimnisse, alle Wissenschaft könnte, es doch nichts wäre ohne die Liebe, die gütig, geduldig ist, nicht Böses mit Bösem vergilt, nichts Arges denkt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet.

Ein großer Teil seines Lebens war in Verkündigung dieser Wahrheit dahingegangen. Und jetzt sprach er in seinem Geiste: „Welche Macht gleicht ihr, welche kann sie besiegen? Könnte ihr der Cäsar mit seinen Legionen, Städten, Meeren, Ländern und Nationen Halt gebieten?“

Er ging seiner Belohnung entgegen wie ein Sieger.

Die Soldaten verließen jetzt die Hauptstraße und wandten sich auf einem engen Pfad östlich zu den Aquae Silviae. Die rötliche Sonne war bis zum Gestrauch herabgesunken. Bei dem Brunnen ließ der Centurio die Soldaten halten. Der ernste Augenblick war gekommen.

Paulus legte Plautillas Tuch auf seinen Arm; weil er sich die Augen damit verbinden wollte; zum letzten Mal erhob er sie mit dem Ausdrucke unaussprechlichen Friedens gegen das Firmament und betete. Ja, seine Stunde war gekommen. Doch ihn dünkte, er sähe inmitten der Abendröte eine breite Lichtbahn vor sich, die zum Himmel führte, und seine Seele sprach dieselben Worte, die er im Gefühl seiner treu geleisteten Dienste und seines nahen Endes geschrieben hatte: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; im übrigen ist mir die Krone hinterlegt, die mir an jenem Tage geben wird der Herr, der gerechte Richter.“

Siebzligstes Kapitel.

In Rom raste man immer weiter. Es schien, als ob die Stadt, welche die ganze Welt unterjocht hatte, sich nun selbst aufreißen wollte. Noch kurz vor der Todesstunde des Apostel brach die Verschwörung des Piso aus. Unerbittlich raffte der Tod die Verschwörer hin; Piso wurde hingerichtet, die höchsten Würdenträger niedergemacht. Selbst jene, die gewohnt waren, in Nero eine Gottheit zu sehen, fürchteten ihn nun mehr als eine Gottheit des Todes. Trauer und Schrecken wohnten in Häusern und Herzen; doch die Portikus waren mit Ephen und Blumen bekränzt, weil es verboten war, Tote zu betrauern. Eine solche Angst hatte sich schließlich der Leute bemächtigt, daß

sie sich beim Erwachen täglich fragten, an wen heute die Reihe kommen werde. Ein Zug von Gespenstern bezeichnete die Wege des Wüterichs.

Nach der Hinrichtung des Piso folgten Seneca und Lucanus, Genius Rufus und Plautius Lateranus, dann Flavius Scaevinus, Afranius Quinetianus, der zügellose Freund des kaiserlichen Wahnsinns, Tullius Senecio; dann Proculus, Araricus und Tugurinus, Gratus, Silanus, Proximus, der dem Kaiser mit Leib und Seele zugethan gewesene Subrius Flavius und Sulpicius Asper. Die einen richtete die eigene Schlechtigkeit zu Grunde, die andern die Furcht, diese ihr Reichtum, jene die Tapferkeit. Die Stadt war von Soldaten eingeschlossen und befand sich gewissermaßen im Belagerungszustand, Tag für Tag stellten die Centurionen Todesurteile zu. Die Verurteilten erniedrigten sich durch Schmeichelbriefe, worin sie Nero für das Urteil noch dankten und ihm einen Teil ihres Vermögens vermachten, damit der Rest den Kindern verbleibe. Es schien geradezu, als wolle Nero sich überzeugen, bis zu welcher Stufe die Römer gesunken, wie lange sie seine blutige Herrschaft zu ertragen gewillt seien. Nach den Verschwörern wurden ihre Verwandten hingerichtet, dann ihre Freunde, ja selbst bloße Bekannte, nicht einmal die Verwandten des Kaisers wurden verschont. Pompejus Cornelius, Martialis, Flavius Nepos und Statius Domitius wurden verurteilt, weil sie angeblich den Kaiser nicht liebten; Novius Briskus, weil er ein Freund Senecas war; Rufus Crispus, weil er ehemals Poppäas Mann war; den großen Traseas vernichtete die Zugen — viele andere vernichtete ihre edle Gesinnung, selbst Poppaea wurde das Opfer eines Wutausbruches des Cäsar.

Der Senat froh vor dem schrecklichen Kaiser, errichtete ihm zu Ehren einen Tempel, that Gelübde für seine Stimme, opferte seiner Macht, befränzte seine Standbilder und stellte für ihn besondere Priester an, wie einem Götte. Die Senatorn gingen nur noch mit Zittern auf den Palatinus, um dort die Gesänge des „Periodonikes“ zu loben, die verrücktesten Orgien zu feiern.

In den Thälern aber und auf dem Lande war es still und aus dem mit Blut und Thränen fruchtbar gemachten Boden wuchs die Saat des Petrus immer mehr heran.

Einundsechzigstes Kapitel.

Vinicio an Petronius:

„Wir wissen hier, carissime, was in Rom vorgeht, und was wir nicht erfahren, lesen wir in Deinen Briefen. So wie ein ins Wasser geworfener Stein auf dem Wasserspiegel Kreise nach sich zieht, die immer größer werden, so ziehen sich auch die Kreise vom Palatinus aus bis nach Sicilien. Auf seiner Reise nach Griechenland machte Karinas auch unserer Stadt einen Besuch und beraubte die Heiligtümer, um die leere Staatskasse zu füllen. Um den Preis der menschlichen Thränen und des Schweißes wird in Rom die ‚domus aurea‘ gebaut. Es ist möglich, daß die Welt ein derartiges Haus noch nicht gesehen hat, aber auch gleichzeitig noch nicht solche Ungerechtigkeit. Du kennst doch Karinas, ein zweiter Chilon; bis zu uns ist dieser Räuber nicht vorgedrungen. Ich schreibe im Säulengang. Eben ist Ursus damit beschäftigt, die Netze in der Bucht auszulegen. Meine Gattin sitzt neben mir und spinnt rote Wolle, und in den Gärten sind unsere Sklaven und singen im Schatten der Mandelbäume. Dieser herrliche Frieden! Carissime, gern vergessen wir alles ertragene Leid. Nicht die Parzen sind es, die uns hier das Leben angenehm weiterspinnen, wie Du schreibst, nein! Christus, unser Gott und Erlöser, ist es, der uns segnet. Petrus und Paulus sind für uns nicht gestorben, sie leben weiter, zur Verherrlichung des Glaubens, wir sehen sie im Geiste, dann weinen unsere Augen Freudentränen und unsere Herzen frohlocken. So, Teurer, sind wir glücklich in unserem Glück, keine Macht kann uns betrüben, denn der Tod ist für uns nicht das Ende wie für Dich, sondern der Anfang einer größeren Liebe und himmlischer Freuden.“

So schwinden uns die Tage, Monate im seelischen Frieden. Unsere Sklaven glauben so wie wir an Christus, da aber Christus die Liebe besohlen hat, so haben wir alle einander lieb. Oft, wenn die Sonne untergegangen ist, und der Mond sich im Wasser spiegelt, sitzen wir mit Lygia und erzählen von vergangenen Zeiten, die uns jetzt wie ein Traum vorkommen, dann drücke ich das teure Haupt an meine Brust und danke dem Herrn, denn nur er konnte sie den Armen des Todes entreißen. Doch, damit auch Du unser Glück sehen und daran

teilnehmen kannst, komme in unsere wildreichen Berge, in unsere schattigen Olivenhaine und zu unsfern mit Epheu bewachsenen Ufern. Hier erwartet Dich der Friede, wie Du ihn schon lange nicht empfunden, hier erwarten Dich aufrichtige Herzen. Dein guter und edler Charakter ist wert, glücklich zu sein. Dein Scharfsinn vermag die Wahrheit zu unterscheiden und wenn Du sie kennen gelernt haben wirst, wirst Du sie lieben — es ist möglich, daß man ihr feindlich ist, wie der Kaiser und Tigellinus, doch gleichgültig kann sie niemand lassen. Weder Gesetzgeber noch Philosophen lehrten diese Wahrheit, sie war weder in Griechenland noch in Rom bekannt, und sage ich, nicht in Rom, so heißt das, in der ganzen Welt nicht. Die trockene und kalte Lehre der Stoiker, die tugendhafte Leute zu Anhängern zählt, härtet das Herz wie Stahl, bessert es aber nicht, sondern stumpft es nur ab. Doch warum sage ich das Dir, der Du mehr gelernt und mehr Geist besitzest als ich? Du hast Paulus von Tarsos gekannt, und mehr als einmal lange Gespräche mit ihm geführt, weißt daher am besten, daß alle Lehren der Philosophen und Rhetoren seiner Wahrheit gegenüber eitles, hohles, bedeutungsloses Wortgesslingel sind. Du erinnerst Dich der Frage, die er Dir vorlegte: „Wenn der Cäsar ein Christ wäre, würdet Ihr Euch nicht geborgener, in Eurem Besitze sicherer, von Unruhe frei und des morgenden Tages sicher fühlen?“

Du, der Du eine edle Seele besitzest, solltest glücklich werden, Dein lebendiger Geist vermag die Wahrheit zu erkennen und wird die erkannte Wahrheit auch lieben. Ich und Lygia freuen uns auf Deine Ankunft. Bleibe gesund und glücklich.“

Petronius empfing den Brief des Vinicius in Cumae, wohin er mit andern Augustianern auf Befehl des Kaisers abgereist war. Sein langjähriger Kampf mit Tigellinus ging dem Ende entgegen, und Petronius wußte bereits, daß er unterliegen müsse. Der arbiter elegantiarum hatte den Neid des Kaisers erregt, der sich immer mehr in der Rolle eines Komödianten und Wagenlenkers gefiel. Wenn Petronius schwieg, so hörte Nero aus dem Schweigen einen Tadel, wenn er lobte, so hörte er aus dem Lobe den Hohn heraus, der glänzende Patrizier war ihm jetzt im Wege. Seine Reichtümer und Kunstschätze begehrte Nero und der allgewaltige Minister.

Nur im Hinblick auf die Reise nach Griechenland hatte Nero den ehemaligen Günstling bisher noch verschont, aber als Tigellinus den Kaiser zu überzeugen verstand, daß Karinas den Petronius an Gelehrsamkeit und Geschmack noch übertreffe, war dieser verloren. Zwar wagte man nicht, ihm sein Todesurteil in Rom zuzustellen, da man seine Beliebtheit beim Volke und bei den Prätorianern sowie seine eigene Energie fürchtete, denn man erinnerte sich, daß der anscheinend so verweichlichte Ästhetiker als Konsul in Bithynien erstaunliche Geistesgegenwart und organisatorisches Talent bewiesen hatte.

Deshalb lud man ihn mit anderen Augustianern nach Cumae. Obwohl er wußte, weshalb dies geschehe, kam er dennoch der Aufforderung nach, da er nicht mit offener Gewalt vorgehen, dem Cäsar und Tigellinus aber zeigen wollte, wie wenig er sich vor dem Tode fürchte.

Er war der Freundschaft des Senators Scaevinus angeklagt, der die Seele der Verschwörung des Piso war. Die noch in Rom verbliebenen Leute des Petronius wurden eingekerkert und sein Haus mit Prätorianern besetzt. Als er dies erfuhr, zeigte er weder Furcht noch Kummer, sondern sagte lächelnd zu den Höflingen, die er öfter in seiner prächtigen Villa in Cumae um sich versammelte: „Ahenobarbus liebt es durchaus nicht, daß man ihn zuerst nach etwas frage — Ihr werdet seine Verwirrung sehen, wenn ich ihn fragen werde, ob auf seinen Befehl meine ‚Familia‘ eingekerkert wurde.“

Darauf kündete er ein Fest vor der Weiterreise an — und traf alle Vorbereitungen zu dem Feste, als der Brief des Vinicius anlangte. Der Inhalt des Briefes stimmte Petronius etwas nachdenklich; dann aber nahm sein Gesicht die gewöhnlichen frohen Mienen an und er schrieb noch am selben Tage die Antwort:

„Ich freue mich über Euer Glück und hätte nicht gedacht, daß zwei Liebende an einen dritten, noch dazu weit Entfernten denken können. Aber Ihr wollt mich überreden, nach Sicilien zu kommen, und Euer Brot und Euren Christus mit Euch zu teilen, der Euch, wie Du schreibst, so eine Fülle des Glücks beschert hat.“

Wenn dem so ist, dann ehret ihn. Aber, mein Teurer, ich denke, daß Lygia Dir auch ein wenig von Ursus und ein wenig vom römischen Volke wiedergegeben wurde. Wenn Du

aber meinst, es sei Christus gewesen, dann will ich mit Dir nicht streiten; dann aber scheuet keine Opfer für ihn. Prometheus hat sich gleichfalls für das Volk aufgeopfert, aber — eheu! — Prometheus ist sicherlich nur eine von Poeten geschaffene Person, während ich von glaubwürdigen Leuten hörte, daß diese Christus mit eigenen Augen sahen. — Ich bin auch zu der Überzeugung gekommen, daß dies der verehrungswürdigste unter den Göttern ist.

Paulus von Tarsos mag vielleicht recht haben, wenn zum Beispiel Ahenobarbus Christ wäre, dann hätte ich vielleicht Zeit, zu Euch nach Sicilien zu kommen. Dann könnten wir im Schatten der Bäume und am murmelnden Quell über alle Götter und alle Wahrheiten philosophieren, wie einst die Philosophen Griechenlands.

Zwei von den Philosophen will ich anerkennen, diese sind Pyrrhon und Anakreon; alle andern aber mit der ganzen griechischen Schule und alle unsere Stoiker will ich Dir, Vinicius, für billiges Geld überlassen. Die Wahrheit ist irgendwo, so hoch hinaufgerückt, daß sie nicht einmal die Götter von den Zinnen des Olymp erblicken können. Du rufst mich zu Eurem Olymp, der noch viel höher ist; da muß ich danken, mein Lieber! Ich habe keine Beine dazu! Ich will mich diesmal kurz fassen.

Nein! Glücklicher Gatte der königlichen Prinzessin Morgenrot! Eure Lehre ist nicht für mich. Ich soll meine bithynischen Sklaven, die meine Säufie tragen, oder meine Ägypter, die mein Badezimmer heizen, oder gar Ahenobarbus oder Tigellinus lieben? Bei den weißen Knieen der Charitinnen, das kann ich nicht, wenn ich es auch wollte. In Rom leben mindestens hunderttausend Menschen, die schief Schultern, dicke Knie, magere Bäden, große runde Augen und zu große Köpfe haben. Und diese soll ich auch lieben? Wo soll ich diese Liebe suchen, da ich sie nicht im Herzen verspüre? Wenn Euer Gott will, daß ich alle diese liebe, warum gab er ihnen nicht die Gestalt der Niobiden, die Du selbst auf dem Palatinus gesehen hast. Wer das Schöne liebt, kann nicht zugleich das Häßliche lieben; etwas anderes ist es, wenn man unsere Götter nicht liebt, und dennoch haben sie auch Phidias, Praxiteles, Miron, Skopas und Lysias geliebt.

Wenn ich auch wollte, ich kann es nicht, zu Eurem Olymp hinaufsteigen, aus verschiedenen Gründen. Nach der Lehre des

Paulus glaubst auch Du, daß weit hinter dem Styx auf den elysäischen Feldern Ihr einst Christus sehen werdet, und glaubst Du, daß er mich mit meinen Gemmen, mit meiner myrrhenischen Vase, mit meinen von Socius veröffentlichten Büchern und mit meiner Goldhaarigen bei sich aufnehmen würde? Dann aber sagte mir auch Paulus, ich solle die Festgelage, das ungebundene Leben Christus zuliebe aufgeben, dafür erwarte mich ein anderes Glück. Ich muß darüber lachen, wenn ich denke, daß ich nun das Gefindel aus der Subura lieben, dessen Gerüche einatmen und dafür Veilchenduft aufgeben soll. Das sind alles Gründe, weshalb ich Euer Glück nicht teilen will. Aber auch eine andere Ursache liegt vor, mich ruft nämlich Thanatos. — Für Euch beginnt erst das Leben, für mich dagegen ist die Sonne untergegangen und die Abenddämmerung umgibt mein Haupt. Mit andern Worten, ich muß sterben, carissime.

Es ist nicht der Mühe wert, viel darüber zu sagen. So mußte es enden. Du kennst Ahenobarbus und verstehst mich. Tigellinus hat mich besiegt, oder auch nicht. Meine Siege sind zu Ende! Ich habe gelebt, wie ich wollte, und werde sterben, wie es mir beliebt.

Nehmet Euch das nicht zu Herzen, mir hat keiner unserer Götter Unsterblichkeit verheißen, es trifft mich auch nichts unerwartet. Platon sagt: Die Tugend ist Musik, und das Leben des Weisen ist Harmonie. Wenn dieser Griechen recht hat, dann will ich sterben, wie ich gelebt habe, — tugendhaft und harmonisch.

Ich würde gerne von Deiner götterähnlichen Gattin mich mit denselben Worten verabschieden, mit denen ich sie einmal bei Aulus begrüßte: „Viele habe ich schon gesehen, Ihresgleichen aber nie.“

Wenn die Seele etwas anderes ist als Pyrrhon meint, so wird die meine in Gestalt eines Falters über den Ocean zu Euch hinüberschweben, oder sich nach dem Glauben der Ägypter als Sperber auf Eurem Dache niederlassen. Anders kann ich nicht kommen.

So möge Euch nun Sicilien ein Garten der Hesperiden sein, und mögen Euch die Baum- und Wassernymphen Blumen auf dem Wege streuen und weiße Tauben ihre Nester auf jedem Acanthus der Säulen Eures Hauses bauen.“

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Petronius hatte sich nicht geirrt. Zwei Tage später schickte ihm der junge Nerva, der ihm stets freundlich gesinnt war, seinen Freigelassenen nach Cumae mit Nachrichten vom Kaiserhofe.

Sein Untergang war schon beschlossen. Am nächsten Abend sollte ein Centurio dem Petronius den Befehl überbringen, in Cumae weitere Befehle abzuwarten, und wenige Tage später sollte ihm ein zweiter Bote das Todesurteil überreichen.

Petronius hörte den Freigelassenen mit stoischer Ruhe an; dann sagte er: „Ich werde Dir für Deinen Herrn eine meiner Vasen mitgeben, und trage Dir auf, ihm aus ganzer Seele von mir zu danken, daß er es mir möglich machte, dem Urteilspruche zuvorzukommen.“

Und er brach in ein fröhliches Lachen aus, wie jemand, dem ein guter Einfall gekommen ist, auf dessen Ausführung er sich freut. Am Nachmittag desselben Tages sandte er seine Sklaven aus, um alle in Cumae weilenden Augustianer und Damen zu einem Feste in der prächtigen Villa des „arbiter elegantiarum“ einzuladen.

Er selbst schrieb lange in den Nachmittagstunden in seiner Bibliothek. Dann nahm er ein Bad, ließ sich durch die Vestipliae ankleiden und er, der Weltmann, den Göttern gleich an Gestalt, begab sich ins Triclinium, um die Vorbereitungen für das Fest nachzusehen. Auf seinem Gesicht merkte man nicht den geringsten Kummer.

Die Dienerschaft erwartete etwas Besonderes von dem Mahle, denn er ließ allen, die ihn zufriedenstellen würden, Belohnungen versprechen, den Säumigen und Ungeschickten aber eine leichte Züchtigung zu teil werden. Die Zitherspieler und Sänger wurden im voraus reichlich belohnt, und als alle Vorbereitungen getroffen waren, ließ er sich im Garten unter einer Buche nieder und beschied Eunice zu sich.

Sie kam, weiß gefleidet, mit Myrtenzweigen im Haare, schön wie eine Charitin, und als sie an seiner Seite Platz genommen hatte, strich Petronius mit seinen Fingern leicht über ihre Stirn hin und betrachtete sie mit dem liebenden Blicke eines Kunstkenners. „Eunice,“ sagte er, „weißt Du, daß Du schon längst keine Sklavin mehr bist?“

Sie hob ihre ruhigen blauen Augen zu ihm empor und schüttelte den Kopf. „Ich bin es immer, Herr,” sagte sie.

„Das aber weißt Du nicht,” sagte Petronius weiter, „daß die Villa hier, die Felder, die Sklaven, die jetzt im Garten Kränzewinden, und alle Viehhörden von heute an Dein Eigentum sind?”

Doch als Eunice dies hörte, rückte sie plötzlich etwas von seiner Seite hinweg und fragte erstaunt: „Warum sagst Du mir das, Herr?”

Darauf rückte sie wieder näher an ihn heran und öffnete die Augen weit vor Entsetzen; sie wurde weiß wie Leinwand — er aber lächelte und sagte nur das eine Wort: „Ja!”

Ein kurzes Schweigen folgte; ein leiser Wind fuhr durch die Blätter. Beim Anblick Eunices glaubte Petronius ein Marmorbild vor sich zu haben.

„Eunice,” sagte er nach einem Stillschweigen, „ich möchte heiter sterben.”

„Ich höre Dich, Herr,” sagte Eunice mit schmerzlichem Lächeln. —

Am Abend kamen die Gäste massenhaft zu dem Feste des Petronius und niemand ahnte, daß dieses Mahl sein letztes Symposium sein sollte. Es war zwar bekannt, daß Petronius in Ungnade gefallen war, doch hatte er stets durch seine geistige Überlegenheit den Kaiser noch im letzten Augenblick umzustimmen gewußt, so daß niemand an eine ernste Gefahr dachte. Sein heiteres Gesicht und sein gewohntes sorgloses Lächeln, mit dem er die Gäste begrüßte, mußte alle in dieser Meinung bestärken. Auch die schöne Eunice, die jedes seiner Worte als einen Drakelspruch und jeden Wunsch als einen Befehl aufnahm, zeigte vollkommenen Frieden auf ihrem Gesichte; nur ihre Augen blitzten zuweilen seltsam auf.

In der Thür nach dem Triclinium standen griechische Knaben und legten den Eintretenden Kränze und Rosen auf und ermahnten sie gleichzeitig, mit dem rechten Fuße die Schwelle zu überschreiten. Im Triclinium selbst verbreitete sich leichter Beischenduft; das Licht flimmerte in dem buntfarbigen alexandrischen Glase. An den Bänken standen griechische Mädchen; sie hatten das Haar in goldenen Netzen und warteten auf die Gäste, um ihnen die Füße mit wohlriechenden Ölen zu feuchten. Die Tafel strozte vor Goldgefäßen, war aber nicht

überladen. Ungezwungene Heiterkeit herrschte unter den Gästen, und ein Gesumme von Stimmen erfüllte das Triclinium, wie wenn sich ein Bienenschwarm auf einen blühenden Apfelbaum niederläßt; man hörte dann und wann fröhliches Lachen, auch Lobgesänge über das Fest und dessen Veranstalter.

Man trank Wein, opferte auch davon den Göttern, denn obwohl viele an Götter nicht glaubten, war es doch so Brauch, daß von den ausgesuchtesten Gerichten und war wie gewöhnlich bei solchen Gelagen auch ausgelassen.

Petronius lagerte neben Eunice und erzählte ihr die Neuigkeiten von Rom. Sein Gespräch war bald wie ein Sonnenstrahl, der einen Gegenstand nach dem anderen beleuchtet, bald wie ein Zephyr, der mit Blumen spielt.

Doch als das Festgelage den Höhepunkt der Fröhlichkeiten erreichte, richtete er sich auf seinen syrischen Kissen etwas in die Höhe und sagte: „Freunde, gestattet, daß ich bei diesem Feste mit einer Bitte an Euch herantrete. Nehmet als Geschenk von mir die Becher, aus denen Ihr den Göttern zu Ehren und auf mein Wohl getrunken habt.“

In Rom war es nichts Ungewöhnliches, bei Gastmählern Geschenke auszuteilen, aber die Becher des Petronius funkelten so prächtig von Gold und Juwelen, es waren solche Meisterwerke der Bildhauerkunst darunter, daß die Beschenkten in lautem Jubel ausbrachen. Einige zögerten, das Geschenk anzunehmen, denn diese Freigebigkeit erschien ihnen übertrieben, andere dankten und lobten den Spender, wieder andere meinten, daß nicht einmal Jupiter die anderen Götter im Olymp mit dergleichen kostbarenkeiten beschenke.

Petronius aber erhob einen in Regenbogenfarben schillernden myrrhenischen Becher von schier unbezahlbarem Werte und sprach: „Aus diesem hier habe ich zu Ehren der cyprischen Göttin Wein vergossen, von nun an soll ihn kein Mund mehr berühren, keine Hand ihn mehr anfassen.“

Damit warf er das kostbare Gefäß auf den mit lila-farbenen Safranblüten bestreuten Mosaikboden, wo er ihn in kleine Stücke zerschellte.

„Seid fröhlich, Freunde, und wundert Euch nicht,“ sagte er, als er überall erstaunten Blicken begegnete. „Ich will Euch ein gutes Beispiel und einen guten Rat geben. Das Alter, die Kraftlosigkeit, sind schlimme Gefährten der letzten Lebens-

jahre, man thut daher besser, nicht darauf zu warten, sondern früher, freiwillig zu gehen, wie ich es thue."

"Was willst Du beginnen?" fragten einige Gäste unruhig.

"Ich will fröhlich sein, trinken, diese göttlichen Formen an meiner Seite betrachten und schließlich bei Spiel und Gesang mit bekränztem Haupte enden. Vom Kaiser habe ich schon Abschied genommen; wollt Ihr hören, was ich ihm schrieb?"

Bei diesen Worten zog er einen Brief unter dem Purpursäckchen hervor und las:

"Ich weiß, mein Kaiser, daß Du meine Ankunft mit Ungeduld erwarteinst und daß Dein treues Freundesherz Tag und Nacht nach mir schmachtet. Ich weiß, daß Du beabsichtigst, mich mit Liebesgaben zu überschütten, mich zum Präfekten der Prätorianer zu ernennen, den Tigellinus aber zu dem zu machen, wozu die Götter ihn bestimmten, nämlich zum Mauleselhüter auf den Besitzungen, die nach der Vergiftung des Domitius Dir zufielen. Doch ich schwöre Dir beim Hades und den darin befindlichen Schatten Deiner Mutter, Deiner Gattin, Deines Bruders und Senecas, daß ich nicht mehr zu Dir kommen kann. Das Leben ist ein zu kostbarer Schatz, mein Lieber, ich habe es verstanden, die wertvollsten Juwelen daraus für mich auszuwählen — aber es giebt einiges im Leben, was ich nicht extragen kann. Glaube aber niemals, daß ich darüber verstimmt bin, daß Du Deine Mutter, Deinen Bruder und Deine Gattin umgebracht, Rom niedergebrannt und alle ehrbaren Menschen Deines Reiches in den Erebos geschickt hast. Nein, mein lieber Urenkel des Kronos, Tod ist der Menschen Los, und von Dir konnte man nichts anderes erwarten. Aber meine Ohren noch länger durch Deinen Gesang beleidigen zu lassen, beim Tanz Deinen Domitiusbauch auf den dürren Beinen anzusehen, Dein Spiel, Deine Deklamation und Deine Gedichte anhören zu müssen, Du armer Vorstadtpoet, das übersteigt meine Kräfte und weckt in mir die Sehnsucht nach dem Tode. Rom verstopft sich die Ohren, wenn es Dich hört, die Welt verlädt Dich, ich aber kann nicht mehr länger für Dich erträgen. Wenn auch das Heulen des Cerberus mit Deinem Gesange vielleicht etwas Ähnlichkeit hat, so werde ich nicht so empfindlich dagegen sein, denn ich war niemals sein Freund und habe daher keine Verpflichtung, mich seiner Stimme zu schämen. Lebewohl, aber singe nicht, morde, aber mache keine

Berse, vergifte, aber tanze nicht, zünde Städte an, aber schlage nicht die Zither — das wünscht Dir und den letzten freund-
schaftlichen Rat erteilt Dir der „arbiter elegantiarum“.

Die Gäste waren starr vor Schrecken, denn sie wußten, daß der Verlust seines Reiches für den Kaiser kein so grausamer Schlag sein würde, als dieser Brief. Auch wußten sie, daß der Mann, der diesen Brief geschrieben, sterben müsse — und der Gedanke allein, solche Worte angehört zu haben, überließ sie eiskalt.

Petronius aber lachte so laut und herzlich, als handle es sich um einen lustigen Scherz. „Freuet Euch, aber ängstigt Euch nicht! Ihr braucht Euch dessen nicht zu rühmen, den Inhalt dieses Briefes zu kennen, und ich werde es nur dem Charon allein verraten.“

Darauf winkte er seinem Arzte Theocles und hielt ihm den Arm hin. Der behende Grieche umwickelte nun den Arm mit einem Goldband und öffnete im Handgelenk die Adern. Das Blut spritzte hoch auf, über die Purpurkissen, über Eunice, die sich über Petronius neigte und seinen Kopf hielt.

„Herr!“ sagte sie, „dachtest Du, ich würde Dich verlassen? Und wenn die Götter mir die Unsterblichkeit und der Kaiser die Herrschaft über die ganze Welt verleihen wollten, würde ich Dir dennoch folgen!“

Da lächelte Petronius, und indem er sich etwas aufrichtete und ihre Lippen mit den seinen berührte, sagte er: „So komme mit mir!“

Sie aber hielt dem Arzte ihren rosigen Arm hin, und bald floß ihr Blut und vermischte sich mit dem seinen.

Petronius winkte dem Chordirigenten, und Gesang und Saitenspiel ertönte. Zuerst erklang das Lied „Harmodios“ und dann sang man einen Hymnus von Anakreon, worin der Dichter ein Kind der Aphrodite feiert, das er ermattet und verweint vor seiner Thür findet, sich dessen erbarmt, dasselbe bei sich aufnimmt, ihm die Flügel trocknet, das ihm aber mit dem Liebespfeil sein Herz durchbohrt und er von dem Augenblick ab seine innere Ruhe verliert . . .

Aneinandergelehnt, schön wie zwei Götter, lauschten beide der Musik und lächeln und werden merklich bleich. Nach beendetem Liede befahl Petronius noch Wein und Speisen herumzurreichen, unterhielt sich mit den Gästen über geringfügige, aber

angenehme Sachen, die meist das Gesprächsthema an der Festtafel bildeten. Dann rief er wieder den Arzt und ließ sich die Wunde verbinden, um noch eine Weile zu schlummern, bevor ihn der Thanatos in seine Arme schließe.

Als er aus seinem Schlummer erwachte, lag der Kopf Eunices schon wie eine weiße Blume auf seiner Brust. Er legte ihn auf das Purpurkissen, worauf er die schönen Züge nochmals betrachtete und die Adern wieder zu öffnen befahl.

Die Sänger mußten wieder ein neues Lied Anakreons anstimmen; die Zithern spielten ganz leise, um die Worte nicht zu übertönen. Als die letzten Klänge verstummt waren, wendete sich Petronius nochmals an seine Gäste und sprach: „Freunde gestehet: mit uns geht unter . . .“

Weiter kam er nicht. Mit der letzten Bewegung seines Armes umfing er Euniken, dann sank sein Haupt zurück — er war tot. —

Die Gäste aber betrachteten die bleichen, göttergleichen Leiber und begriffen nun, daß mit ihnen das einzige zu Grabe getragen werde, was ihrer Welt noch geblieben war — das war Poesie und Schönheit.

E p i l o g .

Anfangs schien die Empörung der gallischen Legionen unter Binder ungefährlich. Nero war erst einunddreißig Jahre alt, und niemand wagte daher zu hoffen, daß die Welt bald von ihm befreit werden könnte. Man erinnerte sich ähnlicher Aufstände unter früheren Regierungen, die bald unterdrückt wurden, besonders an die Empörung der pannonischen Legionen unter Kaiser Tiberius, der Drusus ein Ende mache. Wer könnte auch Neros Nachfolger werden? — fragte man sich — da er die ganze Nachkommenschaft des göttlichen Augustus umgebracht hatte. Einige empfanden sogar eine gewisse Sehnsucht nach dem göttlichen Imperator seit dessen Abreise nach Achaja, denn Helios und Polylthes, die während der Kunstreise Neros nach Griechenland die Herrschaft über Rom und Italien hatten, übertrafen ihn noch an Grausamkeiten. —

Niemand mehr war seines Lebens und Besitztummes sicher. Das Gesetz hatte keine Geltung mehr. Es gab weder Menschenwürde noch Tugend — die Familienbande waren völlig gelöst und die verzagten Herzen wagten nicht mehr zu hoffen. Aus Griechenland drangen Nachrichten von unglaublichen Triumphen des Kaisers, von tausenden Kronen, die er erhalten; man erzählte, daß er Tausende Wettkämpfer besiegt habe. Die ganze Welt schien blutige und lächerliche Orgien zu feiern, die Tugend und das gesittete Leben schien ausgestorben, und die Zeit des Tanzes, der Musik, der Ausgelassenheit und des Blutes gekommen zu sein. Selbst der Kaiser, dem das Volk den Weg zu Verbrechen zeigte, kümmerte sich wenig um die aufrührerischen Legionen des Binder. Er dachte gar nicht daran, Achaja so schnell zu verlassen und erst auf die Meldung des Helios, daß ein weiteres Aufschieben der Rückkehr ihm die Krone kosten könne, reiste er nach Neapel ab.

Dort sang er von neuem und spielte Komödie und hörte gar nicht auf die beunruhigenden Nachrichten, vergeblich erinnerte ihn Tigellinus an die aufständischen Legionen. Nero hatte immer nur dieselbe Antwort: „Hier lauschen die Griechen meinem Gesange, sie verstehen meine Kunst zu würdigen, sie allein sind wert, meinen Gesang zu hören. Die Kunst zu pflegen ist meine erste Pflicht.“

Erst als er hörte, Binder habe ihn einen armseligen Künstler genannt, raffte er sich auf und kehrte nach Rom zurück. Die ihm durch Petronius geschlagenen Wunden hatte der Aufenthalt in Achaja geheilt, doch für diesen neuen Schimpf wollte er vom Senat Genugthuung verlangen.

Unterwegs erblickte er eine Gruppe von Bronze, die einen gallischen Krieger darstellte, der von einem römischen Ritter überwunden wird; dies hielt er für eine gute Vorbedeutung und dachte nunmehr mit Lachen an die aufständischen Legionen. Der Einzug stellte alle bisherigen Triumphzüge in Schatten. Er fuhr in dem Triumphwagen, den einst Augustus benutzt hatte. Man zerstörte einen Bogen des Circus, um für den Einzug genügend Raum zu gewinnen. Der Senat, die Ritter und eine unübersehbare Menge ging dem Sieger entgegen. Die Mauern erdröhnten unter dem Jubelgeschrei: „Sei begrüßt, Augustus, sei begrüßt, Herkules! Göttlicher! Olympischer! Pythischer! Unsterblicher! Sei begrüßt!“

Hinter dem Triumphwagen trug man die Siegeskränze und Tafeln, auf denen die Städte niedergeschrieben waren, in denen er auftrat, wie auch die Namen der Besiegten. Nero war wie berauscht und fragte die ihn umgebenden Augustianer gerührt, was denn Cäsars Triumphzug im Vergleich zu dem seinen bedeute? Der Gedanke, daß ein Sterblicher gegen ihn, den Meister, den Halbgott aufzutreten wage, wollte ihm nicht in den Sinn; er fühlte sich als Gott, und als solcher unantastbar. Die begeisterte Menge bestärkte ihn in seinem Wahne nur noch mehr; es war an diesem Tage des Triumphes, als ob nicht nur der Cäsar und die Stadt, sondern die Welt den Verstand verloren hätte.

Unter den Blumen und Stößen von Kränzen sah niemand den drohenden Abgrund. Noch am selben Abend waren die Säulen und Tempelmauern mit Inschriften bedeckt, die die kaiserlichen Verbrechen enthielten, die ihn verspotteten, und durch die ihm mit Rache gedroht wurde. Von Mund zu Munde ging es: „Er sang bis die Hähne*) erwachten.“ Eine Unruhe bemächtigte sich der Augustianer, die eine ernste Gefahr vor Augen sahen. Doch Nero lebte weiter für Musik und Theater. Er beschäftigte sich mit neuersfundenen Musikinstrumenten und ließ ein Spielwerk, das durch Wasser getrieben wurde, auf dem Palatinus ausprobieren. Der kindlich gewordene Nero wollte von der Gefahr nichts wissen, die er durch prächtige Vorstellungen, in denen er selbst aufzutreten gedachte, niederhalten zu können glaubte. Tausenderlei Pläne durchkreuzten täglich sein Hirn. Bald ließ er Musikinstrumente auf Wagen verladen und junge Sklavinnen in Amazonengewänder stecken, bald träumte er, die empörten Legionen mit einem Liede versöhnen zu können. Er sah sich von Soldaten umringt, die mit Thränen der Rührung in den Augen seinem Gesange lauschten, und glaubte so den Anbruch einer goldenen Epoche zu erleben. Dann wieder rief er nach Blut, oder er sprach davon, sich mit der Oberherrschaft über Ägypten begnügen zu wollen. Er dachte auch an die Wahrsager, die ihm die Herrschaft über Jerusalem geweißagt, oder er dachte sich voll Rührung in die Rolle eines wandernden Sängers hinein. Er wollte sich auf diese Weise sein Brot ver-

*) Lateinisches Wortspiel: gallus bedeutet Hahn und Gallier.

dienen, und nicht mehr als Beherrcher der Welt, sondern als der grösste Künstler der Erde verehrt werden.

So spielte er, verwarf die eben gefassten Pläne, machte wieder neue, tobte und lachte, gab Befehle, um sie im nächsten Augenblick zu widerrufen, machte Gedichte, verwarf sie wieder, spielte eine lächerliche Komödie. Inzwischen wuchs die Wolke im Westen und wurde immer drohender. Das Maß war überschritten, die tolle Komödie näherte sich ihrem Ende.

Als die Nachricht von Galba und dem Aufstande in Hispanien zu Nero gelangte, verfiel er in Raserei. Er zertrümmerte die Becher und warf die vor ihm stehende Festtafel zu Boden, er gab Befehle, die weder Helios noch Tigellinus auszuführen wagten. Er befahl, die in Rom lebenden Gallier umzubringen, Rom wiederum in Brand zu stecken, die wilden Tiere aus den Arenen loszulassen und die Residenz nach Alexandria zu verlegen, dies schien ihm das beste. Doch die Tage seiner Allmacht waren vorbei, und selbst die Vertrauten erblickten in ihm nur mehr einen Narren.

Der Tod des Vindex und die Uneinigkeit der aufrührerischen Legionen schienen die Wagschale wieder für kurze Zeit auf seine Seite zu neigen. Man fing schon an, Festmäle und Triumphzüge in Aussicht zu stellen, als eines Nachts ein Bote auf schaumbedecktem Rosse aus dem Lager der Prätorianer eintraf, mit der Meldung, daß die Soldaten, selbst in der Stadt, die Fahne des Aufruhrs erhoben und den Galba zum Kaiser ausgerufen hätten.

Der Kaiser schließt, als der Bote anlangte, und als er aufwachte, rief er vergeblich nach den Wachen, die vor dem Schlafgemach aufgestellt waren. Im Palaste war es leer. Nur in den entlegeneren Räumen raubten die Sklaven, was ihnen gerade in die Hände fiel. Bei Neros Anblick stoben sie erschrocken auseinander, und er irrte einsam und verlassen durch den Palast, den er mit seinem Jammern und Angstgeschrei erfüllte.

Schließlich kamen die Freigelassenen Faon, Sporus und Epaphrodit herbei. Sie beredeten ihn zur Flucht und suchten ihm klar zu machen, daß alles vorbei und keine Zeit mehr zu verlieren sei; er aber gab sich noch immer trügerischen Hoffnungen hin. Er wollte sich in Trauergewänder hüllen und an den Senat eine Ansprache halten, seine Thränen und seine Beredsamkeit mußten das Volk erweichen. Auf eine Präfektur in Ägypten hoffte er bestimmt.

Die Freigelassenen, zu schmeicheln gewohnt, wagten noch nicht zu widersprechen, gaben ihm jedoch zu bedenken, daß, bevor er noch das Forum erreichen könne, ihn das empörte Volk in Stücke reißen würde, und drohten schließlich, ihn ebenfalls zu verlassen, wenn er nicht sogleich das bereitstehende Pferd besteigen würde.

Faon bot ihm seine Villa vor dem Nomentanischen Thore als Zufluchtsort an. Alle vier hüllten sich in Kapuzenmäntel, bestiegen Pferde und eilten bei anbrechendem Morgen dem Stadtthore zu. Ein außergewöhnliches Treiben herrschte in den Straßen, überall konnte man Soldaten begegnen. In der Nähe des Lagers scheute Neros Pferd vor einem am Wege liegenden Leichname, wobei dem Kaiser die Kapuze vom Kopfe glitt. Ein vorübergehender Soldat erkannte ihn, war aber über das unerwartete Zusammentreffen so verwirrt, daß er militärisch grüßte und ihn vorüber ließ. Als die vier Reiter am Lager der Prätorianer angelangt waren, vernahmen sie laute Hochrufe auf Galba. Nun endlich erkannte Nero, daß sein Ende gekommen sei. Er ward von Gewissensbissen erfüllt und glaubte in einer dunklen Wolke seine Mutter, Gattin, Bruder und eine unzählige Menge anderer Gemordeter zu sehen. Sein feistes Antlitz wurde leichenbläß und die Zähne schlügen aneinander. Obwohl die Freigelassenen ihm jetzt nicht mehr verhehlten, daß er keinen anderen Ausweg habe als den Tod, fing er an, Aussüchte zu suchen. Er delamierte pathetisch, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, und fing wiederum mit seinen Citaten an. Schließlich bat er, man möge ihn verbrennen. Dann rief er wieder: „Vater, Mutter und Gattin rufen mich und wollen meinen Tod.“

Das Nomentanische Thor war geöffnet. Ihr weiterer Weg führte sie in die Nähe des Ostraniums, wo Petrus gelehrt und getauft hatte. Bei Tagesanbruch erreichten sie Faons Villa.

Hier verbarg ihm der Freigelassene nicht länger mehr die Thatsache, daß er sterben müsse. Er gab seinen Leuten Befehl, ein Grab zu machen, und ließ Nero sich auf die Erde legen, damit das Maß genau genommen werden könne. Der Anblick der aufgeworfenen Erde erfüllte Nero mit Schrecken. Sein fleischiges Antlitz wurde weiß, auf seiner Stirn stand der Schweiß in Tropfen wie der Morgentau. Er zögerte.

„O, welch ein Künstler geht da zu Grunde!“

Da langte ein Bote Faons mit der Nachricht an, der

Senat habe das Urteil bereits gesprochen, das für den „parricida“ in der für dieses Verbrechen üblichen Weise lautete.

„Wie lautete dieses?“ fragte Nero mit blässen Lippen.

„Man wird Dich am Halse festhalten und totpeitschen, den Leichnam aber in den Tiber werfen,“ entgegnete Epaphrodit schroff.

Aus Furcht, ergriffen zu werden, eilte er nach einem nahegelegenen Sumpfe, wo er sich mit seinen Begleitern im Schilf verbarg. Die Gluthitze des Sommers legte zwar einen unausstehlichen Gestank über den Sumpf, allein Nero achtete darauf nicht. So überwältigend hatten Schrecken und Entsetzen ihn ergriffen, daß er sich auf den häßlichen Boden des Sumpfes niederlegte, um nicht von Vorübergehenden erblickt zu werden. In dieser kläglichen Lage verblieb er einen Tag. Seine erdrosselte Gattin, seine erstochene Mutter und die Tausende alle, welche er schuldlos hinschlachten ließ, erhoben sich wie Rachegeister vor seiner gepeinigten Seele. Nero winselte und wimmerte, vergoß Thränen und verschmachtete in den schrecklichsten Dualen.

Gegen Morgen erschien ein Centurio an der Spitze einer Soldatenchar, die Ahenobarbus' Kopf holen kamen. Bei ihrem Anblitze hat Nero seine Diener, ihn zu ermorden. Als diese sich weigerten, rief er: „So bin ich der einzige, der weder Freund noch Feind hat.“

„Beeile Dich, dies selbst zu thun,“ riefen die Freigelassenen.

Nero setzte nun das Messer an die Kehle und stach nur ängstlich zu. Die Augen sprangen aus den Höhlen, groß, schrecklich und mit entsetztem Ausdrucke. Zuckend und stöhnend lag der Kaiser in seinem Blute, ohne sterben zu können, bis ihm Epaphrodit vollends das Messer bis ans Heft hineinstieß.

Das Blut floß von seinem breiten Nacken wie ein schwarzer Strom, seine Füße stampften das Erdreich auf, und er hauchte sein Leben aus.

Neros einstige Ammen Ecloga und Alexandria und die treue Acte hüllten den Leichnam in kostbare Gewebe und verbrannten ihn auf einem mit Wohlgerüchen besprengten Scheiterhaufen.

* * *

So zog Nero vorüber, wie Sturm, Feuersbrunst, Krieg und Pest vorüberziehen, aber die Basilika des Petrus herrscht noch von den Höhen des Vatikans über Rom und die Welt.

Neben dem früheren Kapenischen Thore steht noch heute eine kleine Kapelle mit der etwas verwischten Inschrift: „Quo vadis, Domine?“

